591
HAT

17743
dt. 16/05/07

ZOOLOGICAL GARDEN
Kolkata
700027
ALIPORE

BOOK NO.
030

Büffon's
sämmtliche Werke.

Neunter Band.

Vögel.

Dritter Band.

Büffon's
sämmtliche Werke

nebst den

Supplementen,

nach der

Klassifikation des G. Cuvier,

mit 700 Stahlstichen,

mindestens 900 Thiere darstellend.

Uebersetzt

und mit den nöthigen Erläuterungen versehen

von

B. Rave,

Dr. der Medizin und Chirurgie.

Neunter Band.

Düsseldorf.

Verlag der Stahl'schen Buchdruckerei.

1839.

Naturgeschichte.

Die Vögel.

Ausländischer Vogel,
welcher dem Wiedehopf verwandt ist.

Der schwarz und weiße Wiedehopf vom Vorgebirg der guten Hoffnung. *)

(Upupa capensis. L. — La huppe noire et blanche du cap de bonne-espérance. B.)

Dieser Vogel unterscheidet sich von unserm Wiedehopf d dessen Varietäten durch seine Größe, durch seinen kürzern d spitzern Schnabel, durch die Haube, deren Federn verhältmäßig etwas höher, und übrigens fast so ausgefasert, wie den madagaskar'schen gehaubten Kukuk sind; durch die hl der Steuerfedern, deren er 12 hat, durch die Gestalt er Zunge, die ziemlich lang und deren Spitze in mehre en getheilt ist; endlich durch die Farben seines Gefieders. Haube, die Kehle und die ganze untere Seite des Körpers o weiß ohne Flecken; der Oberkörper, von der Haube ausließlich, bis zur Spitze des Schwanzes, von brauner Farbe, en Schattirungen abwechseln, und auf den vordern Theilen l weniger dunkel sind; auf dem Flügel ist ein weißer Fleck; die Iris bläulich braun: der Schnabel, die Füße und die Nägel sind gelblich.

Dieser Vogel, Nro. 697, hält sich in den großen Wäldern n Madagaskar, der Insel Bourbon und des Vorgebirgs der

*) Der Vogel von Madagaskar, welchen Flacourt den Tiouch nennt, scheint mit diesem Aehnlichkeit zu haben; sein Kopf ist mit einer schönen Haube geziert, und in seinem Gefieder finden sich nur zwei Farben, schwarz und grau; man kann annehmen, daß dieses hellgrau ist.

guten Hoffnung auf. Man hat in seinem Magen Körner und Beeren von unächtem Buxus (sem obuxus) gefunden. Er wiegt 4 Unzen, muß sich aber sehr verändern und im Juni und Juli, der Zeit, wo er sehr fett ist, mehr wiegen.

Gesammtlänge 16 Zoll; Schnabel 20 Linien; sehr spitz, der obere hat nahe an der Spitze ausgezahnte Ränder, und eine sehr stumpfe Kante, er ist länger als der untere, dieser aber eben so breit; in dem Gaumen, der sonst sehr eben ist, sind kleine Knoten, deren Zahl verschieden, die Nasslöcher wie bei unserm Wiedehopf, die Füße auch, außer, daß der hintere Nagel, der größte von allen, sehr gekrümmt ist; Flugweite 18 Zoll, Schwanz 4 Zoll 10 Linien, aus fast gleichen Steuerfedern bestehend, nur die mittelsten etwas kürzer, reicht ungefähr 2½ Zoll über die aus 18 Schwungfedern bestehenden Flügel hinaus.

Der Promerupe (Paradieswiedehopf.)

(Upupa paradisea. L. Le promerupe. B.)

Diese Art nimmt natürlich ihre Stelle zwischen den Wiedehopfen und Promeropfen ein, weil sie auf dem Kopfe ei Büschel langer, nach hinten liegender Federn trägt, welche, w sie sich erheben, eine Haube zu bilden scheinen, die von je unseres Wiedehopfs wenig verschieden ist; sollte sie aber etwas davon unterscheiden, so würde es doch immer n bleiben, daß dieser Vogel durch jenes Kennzeichen allein unserm Wiedehopf mehr annähert, als alle andere Promero aber andererseits nähert er sich den letztern und entf sich von dem Wiedehopf durch die übermäßige Länge sei Schwanzes.

Seba versichert uns, daß dieser Vogel von der Ostse des alten Kontinents kommt und sehr selten ist. Seine Kehl der Hals, der Kopf und die schöne und große Haube, die über demselben erhebt, sind von schönem Schwarz, die Flügel und der Schwanz von hellbraunem Roth, der Bauch ist hell aschgrau, der Schwanz und die Füße sind bleifarbig. Er ungefähr von der Größe eines Staars.

Gesammtlänge 19 Zoll; Schnabel 13 Linien; er ist etw gebogen und sehr spitz; Fußwurzel ungefähr 9 Linien; die gel sind kurz; Schwanz 14¼ Zoll, aus sehr ungleichen Ste

federn bestehend; die beiden mittelsten reichen über die an den Seiten mehr als 11 Zoll, und über die Flügel mehr als 13 hinaus.

Der blauflügelige Promerops (Haubenspecht.)

(Upupa mexicana. L. Le promerops à ailes bleues. B.)

Dieser Promerops hält sich gern auf hohen Bergen auf; er nährt sich von Raupen, Fliegen, Käfern und andern Insekten; die vorherrschende Farbe auf dem Oberleib ist dunkelgrau, in Aquamarin und Purpurroth schillernd; der Schwanz ist von derselben Farbe, aber von dunkler Schattirung, und wirft goldene Widerscheine von sehr schöner Wirkung; der Bauch hellgelb und über den Augen ein Flecken von derselben Farbe, der Schnabel schwärzlich, mit einem gelben Rande. Dieser Vogel hat den Wuchs einer Drossel.

Gesammtlänge 18¾ Zoll; der etwas gekrümmte Schnabel 20 Linien; Fußwurzel 8½ Linie; Flügel kurz; Schwanz 12¼ Zoll, aus sehr ungleichen Steuerfedern bestehend, von denen die 4 mittelsten viel länger sind als die an den Seiten, und 11 Zoll über die Flügel hinausreichend.

Der braune Promerops mit gefleckten Bauch.

(Upupa promerops. L. Le promerops brun à ventre tacheté. B.)

Dieser Vogel hat in der That einen braungefleckten Bauch auf einem weißlichen, und die Brust auf einem orangebraunen Grunde; die Kehle ist schmutzig weiß, mit einer braunen, von der Schnabelöffnung ausgehenden Linie, die unter dem Auge fort und zu beiden Seiten am Halse hinabgeht; der Scheitel ist bunt von braun und fuchsröthlich grau; der Bürzel und die obern Schwanzbedeckungen sind olivengrün; der übrige Oberkörper mit Inbegriff der Steuer- und Schwungfedern braun; die Seiten braungefleckt, die Beine braun, die innern Schwanzbedeckungen von schönem Gelb, der Schnabel und die Füße schwarz.

Der auf der illuminirten Tafel, Nro. 637, abgebildete Vogel scheint das Männchen zu seyn, weil er mehr gefleckt ist, und seine Farben abstechender sind; er hat auf den Flügeln einen grauen, sehr schmalen Streifen, der durch eine Reihenfolge kleiner Flecken von derselben Farbe gebildet wird, welche

bis an die Spitze der obern Bedeckungen reichen. Der von Herrn Brisson beschriebene Vogel hat diesen Streifen nicht; seine Farben sind schwächer, und er ist unten am Leibe nicht so gefleckt. Ich glaube, daß er das Weibchen ist; es ist um den 18ten Theil kleiner als das Männchen und kaum größer als eine Lerche.

Gesammtlänge des Männchens 18 Zoll, Schnabel 16 Linien, Fußwurzel 10⅔ Linien; die Flügel sind kurz; Flugweite 13 Zoll; Schwanz 13 Zoll, aus 12 Steuerfedern bestehend, von denen die 6 mittelsten viel länger sind als die abgestuften 6 seitlichen, und um 11 Zoll über die Flügel hinausreichend.

Der braune Promerops mit gestreiftem Bauch
oder
der bauchgestreifte Wiedehopf von Neuguinea.

(Epimachus papuensis. L. Le promerops brun à ventre rayé. B.)

Dieser Vogel, Nro. 638, findet sich in Neu-Guinea, von wo er durch Herrn Sonnerat mitgebracht wurde. Beim Männchen sind die Kehle, der Hals und der Kopf von schönem Schwarz, das auf dem Kopf durch stahlglänzende Widerscheine noch mehr belebt wird; der ganze Oberleib ist braun, mit einer dunkelgrünen Schattirung auf dem Halse, dem Rücken und den Flügeln; der Schwanz von einförmigerem und hellerem Braun, außer auf der letzten Seitenfeder, deren innere Seite schwarz ist, die Brust und der ganze Unterleib sind der Quere nach schwarz und weiß gestreift, die Iris und die Füße schwarz.

Ich habe einen Vogel von dieser Art gesehen, der, wie die illuminirte Abbildung, eine fuchsrothe Schattirung auf dem Kopf hatte.

Beim Weibchen sind die Kehle, der Hals und der Kopf von demselben Braun wie der Oberleib und ohne Widerschein; in allen übrigen gleicht es dem Männchen.

Gesammtlänge 22 Zoll, Schnabel 2½ Zoll, schmal, abgerundet und stark gebogen, Schwanz 13 Zoll, aus 12 abgestuften, untereinander sehr ungleichen Steuerfedern bestehend, die kürzesten sind 4 Zoll lang, die längsten reichen 9 Zoll über die Flügel hinaus.

Ordnung: Sperling. *Familie:* Dünnschnäbler. *Gattung:* Wiedehopf. *(Cuvier.)*

2. DER BIENENFRESSER.

Ordnung: Sperling. *Familie:* Dünnschnäbler. *Gattung:* Bienenfresser. *(C.)*

3. DER GRÜNE BIENENFRESSER.

Ordnung: Sperling. . . . . *al. & id.*

Der grösse Promerops, mit gekräuselten Seitenfedern. [1]

(Upupa magna. L. Le grand promerops à paremens frisés. B.)

Die gekräuselten Seitenfedern, welche zugleich der Schmuck und das Kennzeichen dieser Art sind, [2] bestehen in 2 großen Sträußen gekräuselter, sammtartiger Federn von den schönsten Farben an jeder Seite des Körpers, welche diesem Vogel ein ganz ausgezeichnetes Ansehen verleihen. Die Federsträuße bestehen aus 9 langen Flügeldeckfedern, welche sich emporheben, indem sie sich nach der obern Seite krümmen, deren Bärte sehr kurz sind und mit um so mehr Vortheil die langen Bärte der entgegengesetzten Seite, die dann die konvexe Seite wird, sich ausbreiten lassen. Die 15 mittlern Flügeldeckfedern, und selbst einige von den Schulterfedern sind von derselben merkwürdigen Gestaltung, indem sie sich gleichfalls fächerartig erheben, und sind überdem an ihrer Spitze mit einem glänzend grünen, in Blau und Violet schillernden Rande geschmückt, woraus auf den Flügeln eine Art von Kranz entsteht, welcher, indem er nach dem Rücken sich hinaufzieht, immer etwas breiter wird.

Eine andere Merkwürdigkeit ist, daß unter diesen gekräuselten Federn 12 bis 15 lange Federn entspringen, von denen die zunächst am Rücken liegenden unverbunden sind, und welche alle dieselben Widerscheine zwischen Grün und Blau haben. Der Kopf und der Bauch sind von schönem schillerndem Grün, aber von weniger lebhaftem Glanz als der Kranz auf dem Seitenschmuck.

Auf dem ganzen übrigen Gefieder ist die vorherrschende Farbe ein glänzendes, mit blauen und violetten Widerscheinen bereichertes Schwarz, und alle Federn, sagt Herr Scanerat,

---

[1] Der Name Vierflügel (quatre-ailes), welcher durch Reisende einem afrikanischen Raubvogel beigelegt wurde, könnte sehr gut auf den Promerops, von welchem hier die Rede ist, angewendet werden.

[2] Der früher beschriebene Sifilet (Band 7) hat auch eine Art Seitenfedern, aber nicht so gestaltet und auch nicht aus solchen Federn bestehend, und die des schwarzen Paradiesvogels, der prächtige genannt, stehen in entgegengesetzter Richtung.

haben das Weiche des Sammet, nicht allein für das Auge, sondern auch für das Gefühl. Er sagt hinzu, der Leib dieses Vogels, obgleich von länglicher Gestalt, erscheine kurz und sehr klein im Vergleich zu seinem langen Schwanz. Der Schnabel und die Füße sind schwarz. Herr Sonnerat hat diesen Promerops, Nro. 639, aus Neu-Guinea mitgebracht.

Gesammtlänge 3½ Fuß (4 nach Hrn. Sonnerat), Schnabel fast 3 Zoll, die Flügel sind kurz, Schwanz 26 bis 27 Zoll, aus 12 abgestuften, breiten und spitzen Steuerfedern bestehend, von denen die kürzesten 6 bis 7 Zoll lang sind, und die längsten ungefähr 20 Zoll über die Flügel hinausreichen.

Der orangenfarbene Promerops.

(Upupa aurantia. L. Le promerops orangé. B.)

Die Orangenfarbe herrscht auf dem Gefieder dieses Vogels vor, und nimmt in mehren Stellen verschiedene Schattirungen an, eine goldfarbene an der Kehle, dem Halse, dem Kopf und dem Schnabel, eine röthliche an den Steuer- und den großen Schwungfedern, endlich auf dem ganzen übrigen Theile eine gelbe. Die Basis des Schnabels ist mit kleinen rothen Federn umgeben.

So ist nach meiner Ansicht das Männchen dieser Art, das ungefähr den Wuchs des Staars hat. Ich halte für sein Weibchen den Cochitotol des Fernandes, der denselben Wuchs hat, von demselben Kontinent ist, und dessen Gefieder sich von dem des orangenfarbenen Promeropses nur fast so unterscheidet, wie in vielen Arten jenes des Männchens von dem des Weibchens. Bei diesem Cochitotol sind die Kehle, der Hals, der Kopf und die Flügel bunt, ohne irgend eine Regelmäßigkeit, von Aschgrau und Schwarz; sein ganzes übriges Gefieder ist gelb, die Iris blaßgelb, der Schnabel schwarz, dünn, gebogen, sehr spitz und die Füße sind aschgrau. Er lebt von Körnern und Insekten und findet sich in den heißesten Gegenden Mexikos, wo man ihn weder seines angenehmen Gesanges, noch seines wohlschmeckenden Fleisches wegen rühmt. Der orangenfarbene Promerops, den ich für das Männchen dieser Art halte, findet sich im nördlichen Guiana, auf den kleinen Inseln, die der Fl. Berbice bei seiner Mündung *) im Norden Guianas bildet.

*) Seba sagt in insulis Barbicensibus, welches man, wie mir scheint, besser durch die Insel des Berbice, als durch die barbadoss'schen Inseln übersetzt.

Gesammtlänge dieses Männchens ungefähr 9½ Zoll, Schnabel 13 Linien, Fußwurzel 10 Linien, Schwanz beinahe 4 Zoll, aus gleich langen Steuerfedern bestehend, und ungefähr einen Zoll über die Flügel hinausreichend.

Der Fournier.

(Merops rufus. L. Le fournier. B.)

So hat Herr Commerson diesen amerikanischen Vogel, Nro. 739, genannt, der den Uebergang von der Familie der Promeropse zu jener der Bienenfresser bildet. Er unterscheidet sich dadurch von den Promeropsen, daß er längere Zehen und einen kürzern Schwanz hat, von den Bienenfressern dagegen, daß nicht wie bei ihnen keine äußere Zehe mit der mittleren, der ganzen Länge nach vereinigt und gleichsam zusammengefügt ist. Man findet ihn in Buenos-Ayres.

Das Fuchsrothe ist die vorherrschende Farbe auf seinem Gefieder, dunkler auf den obern Theilen, viel heller und ins Blaßgelbe spielend auf den untern; die Schwungfedern sind braun, mit einigen mehr oder weniger starken Schattirungen an ihrem äußern Rand.

Gesammtlänge 8½ Zoll, Schnabel 12 bis 13 Linien, Fußwurzel 16 Linien, hinterer Nagel der stärkste von allen, Schwanz etwas weniger als 3 Zoll, ungefähr 1 Zoll über die Flügel hinausreichend.

Der Polochion. [1])

(Merops moluccensis. L. Le polochion. B.)

Dies ist der Name und das gewöhnliche Geschrei eines Vogels von den molukkischen Inseln; er wiederholt es fortwährend, indem er auf den höchsten Zweigen der Bäume sitzt, und in dem Sinn, den dieses Wort in der molukkischen Sprache hat, scheint er alle empfindenden Wesen zur Liebe und zu deren Genuß einzuladen. Ich stelle auch ihn zwischen die Pro-

---

[1]) Dieses Wort bedeutet in der molukkischen Sprache: Laßt uns küssen, und Hr. Commerson schlägt daher vor, diesen Vogel Philemon oder Philedon oder Deosculator zu nennen, d. h. ein Küssender. Es scheint mir schicklicher, ihm den Namen zu lassen, unter welchem er auf den molukkischen Inseln bekannt ist, um so mehr, da derselbe zugleich sein Geschrei ausdrückt.

meropse und die Bienenfresser, weil ich finde, daß er den Schnabel der erstern und die Füße der letztern hat.

Der Polochion hat ein ganz graues Gefieder, aber von dunklerm Grau auf den obern Theilen, und von hellerm auf den untern; die Backen sind schwarz; der Schnabel schwärzlich, die Augen mit einer kahlen Haut umgeben, der Hinterkopf ist weißbunt. Die Federn des Büschels bilden auf der Stirn einen einwärts gehenden Winkel, und die Federn am Anfang der Kehle endigen sich in eine Art von Borsten. Der von Herrn Commerson beschriebene Vogel kam von der Insel Bouro, einer der den Holländern angehörigen molukkischen Inseln; er wog 5 Unzen und hatte fast den Wuchs des Kukuks.

Gesammtlänge 14 Zoll, der sehr spitze Schnabel ist 2 Zoll lang, an seiner Basis 5 Linien breit, in der Mitte 2, an der Basis 7 Linien dick, in der Mitte $3\frac{1}{2}$ Linie, seine Ränder sind nahe an der Spitze ausgezahnt, die Naslöcher oval, offen, hinten mit einer Haut bedeckt, und liegen der Mitte des Schnabels näher, als seiner Basis; die Zunge ist dem Schnabel gleich, und endigt sich in einen Haarpinsel, die mittlere Zehe ist an ihrer Basis mit der äußern verbunden, die hintere, die stärkste von allen; Flugweite 18 Zoll, Schwanz $5\frac{2}{3}$ Zoll, aus 12 gleichen Steuerfedern bestehend, außer daß das äußere Paar etwas kürzer ist als die andern, und 3 Zoll über die aus 18 Schwungfedern bestehenden Flügel hinausreichend, die äußerste derselben ist um die Hälfte kürzer als die folgenden, welche die längsten von allen sind.

Der blaue und rothe Merops.

(Merops brasiliensis. L. Le merops rouge et bleu. B.)

Seba, dem wir die Kenntniß dieses Vogels verdanken, scheint von seinem Gefieder geblendet worden zu seyn, und mit Recht, denn die Rubinfarbe glänzt auf seinem Kopf, seiner Kehle und dem ganzen Unterleibe; sie zeigt sich wieder auf den obern Flügelbedeckungen, aber in einer dunklern Schattirung, ein helles und glänzendes Blau herrscht auf den Schwung- und Steuerfedern vor; der Glanz dieser schönen Farben wird durch den Gegensatz der dunklern Schattirungen und der schwarz und weißbunten, auf dem obern Theil schön vertheilten Stellen noch gehoben. Der Schnabel und die Füße sind gelb, und

die Flügel mit derselben Farbe gefüttert, die rothen Federn auf dem Unterleibe haben etwas Seidenartiges, und sind eben so sanft für das Gefühl, als glänzend für das Auge.

Dieser Vogel ist aus Brasilien, wenn man Seba glauben will, dem man aber fast nie in dieser Beziehung Glauben schenken darf. Er ist beinahe von dem Wuchs unseres Bienenfressers, und hat auch dessen kurze Füße; aber ich entnehme weder aus der Beschreibung noch der Abbildung etwas, welches dieselbe Stellung der Zehen anzeigt; überdem ist sein Schnabel jenem des Promeropses ähnlicher, weshalb ich ihn unter die Uebergangsklasse stelle.

Der Bienenfresser. [1])

(Merops apiaster. L. Le guêpier. B.)

Dieser Vogel, Nro. 938, frißt nicht nur Wespen, woher er seinen französischen, und Bienen, woher er seinen lateinischen, englischen ꝛc. Namen erhielt; sondern er frißt auch Hummeln, Heuschrecken, Mücken, Fliegen und andere Insekten, welche er, wie die Schwalben thun, im Fluge erhascht; nach dieser Beute ist er am begierigsten, und die Kinder auf der Insel Kandia bedienen sich derselben als Lockspeise, um ihn an einer Schnur mitten in der Luft zu angeln, so wie man die Fische im Wasser fängt. Sie stechen eine gekrümmte Nadel mitten durch eine lebendige Heuschrecke, befestigen diese Nadel an einen langen Faden; die Heuschrecke flattert demunerachtet daran, und der sie bemerkende Bienenfresser stürzt sich auf sie, verschlingt sie mit der Angel und ist gefangen. In Ermangelung von Insekten begnügt er sich mit kleinen Körnern, selbst mit Weizen, [2]) und es scheint, daß er mit dieser Nahrung zugleich kleine Steine von der Erde sammelt, wie alle körnerfressenden Vögel, und ohne mehr Absicht dabei zu haben. Ray muthmaßt, nach vielfältigen, sowohl innern als äußern Aehn-

---

[1]) Auf der Insel Malta ist er unter dem Namen des Kardinals bekannt, obgleich nur seine Augen und Füße roth sind; in der Provence unter dem Namen Serene.

[2]) Der einzige, den ich mit dem Doktor Remond zu öffnen Gelegenheit gehabt, hatte fünf große Hummeln in seinem Magen; Belon fand in dem Magen derer, die er öffnete, Körner von wildem Senf, von Rüben, Weizen ꝛc.

lichkeiten dieses Vogels mit dem Eisvogel, daß er sich auch bisweilen, wie dieser, von Fischen ernährt.

Die Bienenfresser finden sich auf der Insel Kandia so häufig, daß, wie Belon, ein Augenzeuge, berichtet, keine Stelle ist, wo man sie nicht fliegen sieht. Er fügt hinzu, die Griechen vom festen Lande kennten sie nicht, was er, während er im Lande reisete, aus guten Quellen erfahren konnte; er behauptet aber zu leichtgläubig, daß man sie in Italien nie finde; denn Aldrovande, ein Bewohner von Bologna, versichert, daß sie in der Umgebung dieser Stadt, wo man sie mit Netzen und Leimruthen fängt, sehr häufig sind. Willughby hat ihrer mehremäle in Rom auf den öffentlichen Märkten zum Verkauf bringen sehen; und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie in den übrigen Gegenden Italiens nicht unbekannt sind, weil sie sich in dem südlichen Frankreich finden, wo man sie nicht einmal als Zugvögel ansieht, [1]) indessen verbreiten sie sich von dort aus bisweilen in kleinen Trupps von 10 bis 12 in die nördlichen Gegenden. Wir sahen einen solchen Trupp in dem Thal von Sainte-Reine in Bourgogne am 8. Mai 1776 ankommen; sie hielten sich immer zusammen, und schrieen fortwährend, als wenn sie sich riefen und antworteten. Ihr Geschrei war laut, ohne angenehm zu seyn, und hatte einige Aehnlichkeit mit dem Ton, den man hervorbringt, wenn man in eine durchlöcherte Nuß pfeift; [2]) sie ließen es im Fluge, und während sie fraßen, hören. Sie hielten sich vorzugsweise auf den Fruchtbäumen, die damals in der Blüthe standen, und folglich

---

[1]) Belon zweifelt, ob sie den Winter über auf der Insel Kandia bleiben; er konnte jedoch keine Beobachtungen darüber zu Rathe ziehen. Was ich hier von denen in der Provence sage, erfuhr ich von dem Hrn. Marquis von Piolenc. Ich weiß nicht, weßhalb Hr. Frisch geglaubt hat, diese Vögel lebten gerne in Wüsten.

[2]) Belon vergleicht es „mit dem Schall, den ein Mann hervorbringen würde, wenn er mit einem rundgespitzten Munde pfiffe, und so laut wie eine Goldamsel Grulgrururul sänge.“ Andere behaupten, sein Ton sey: kru, kru, kru. Der Verfasser des Gedichts Philomele gibt ihn als einen Ton an, der sich sehr jenem der Zaunkönige und Rauchschwalben nähere:

Regulus atque Merops, et rubro pectore progne,
Consimili modulo zinzibulare solent.

Man weiß aber, daß der Naturforscher fast immer einige Modifikationen in die Ausdrücke des Dichters bringen muß.

von Wespen und Bienen häufig besucht wurden; man sah sie oft über die Zweige, auf denen sie saßen, emporspringen, um diese kleine geflügelte Beute zu erhaschen. Sie schienen immer mißtrauisch zu seyn, und ließen sich nicht nahe kommen; indessen gelang es doch, einen zu tödten, der sich von den andern getrennt hatte, und auf einer Tanne saß, während die übrigen von dem Trupp in einem benachbarten Baumgarten waren; diese, über den Flintenschuß erschrocken, flogen alle zugleich schreiend fort, und flüchteten auf einen wenig entfernten Weinberg; sie blieben dort, ohne sich in den Obstgärten wieder zu zeigen, und nach einigen Tagen flogen sie für immer fort.

Man hat einen andern Trupp im Juni 1777 in der Gegend von Anspach gesehen. Hr. Lottinger berichtet mir, diese Vögel zeigten sich selten in Lothringen; er habe ihrer nie mehr als zwei zusammengesehen, sie hielten sich auf den niedrigsten Zweigen der Bäume oder Gesträuche, und hätten ein unruhiges und verlegenes Ansehen, als ob sie fühlten, daß sie von ihrem Wege abgekommen seyen; sie erscheinen noch seltener in Schweden, wo sie sich nahe am Meere halten; fast nie aber zeigen sie sich in England, obgleich dieses Land nicht so weit gegen Norden liegt als Schweden, und ihre Flügel stark genug sind, daß sie über die Meerenge von Calais ziehen könnten. Nach Osten hin sind sie in den gemäßigten Zonen, von Judea bis nach Bengalen, und ohne Zweifel noch viel weiter verbreitet; man hat sie aber noch nicht weiter verfolgen können.

Diese Vögel nisten, wie die Uferschwalbe und der Eisvogel, tief in den Löchern, welche sie sich mit ihren kurzen und starken Füßen, und mit ihrem eisernen Schnabel, wie die Sizilianer sich ausdrücken, auszuhöhlen wissen; an den Abhängen, wo die Erde weniger hart ist, und bisweilen an den steilen und sandigen Ufern großer Flüsse. Sie geben diesen Löchern eine Ausdehnung von 6 Fuß und mehr, sowohl in der Länge als in der Tiefe; das Weibchen legt darin, auf einer Unterlage von Moos, 4 bis 5, und selbst 6 bis 7 weiße Eier, die etwas kleiner sind als jene der Amsel. Man kann jedoch nicht bemerken, was in dem Innern dieser dunkeln Höhlungen vorgeht, alles was man versichern kann, ist, daß die junge Familie sich gar nicht zerstreut; mehre Familien müssen sich sogar vereinigen, um jene zahlreichen Trupps zu bilden,

welche Belon auf der Insel Kandia gesehen hat, wo sie den Abhängen der Berge folgen, an denen Thymian wächst, und Wespen und Bienen im Ueberfluß finden, welche durch die duftenden Staubfäden dieser Pflanze angelockt werden.

Man vergleicht den Flug des Bienenfressers jenem der Schwalbe, mit welcher er, wie man gesehen hat, mehre andere Aehnlichkeiten hat. Er gleicht auch in vielen Beziehungen dem Eisvogel, besonders was die schönen Farben seines Gefieders, und die merkwürdige Gestaltung seiner Füße betrifft. Endlich findet noch der Doctor Lottinger, der einen richtigen und geübten Blick hat, einige Eigenschaften des Windfängers an ihm. Eine Seltsamkeit, welche diesen Vogel, wenn sie ganz beglaubigt wäre, von jedem andern unterscheiden würde, ist die Gewohnheit, die man ihm beilegt, rückwärts zu fliegen. Aelian bewundert diese seltsame Art zu fliegen sehr; er hätte besser gethan, daran zu zweifeln; es ist ein Irrthum, der sich, wie so viele andere, auf eine einzelne oder falsch gesehene Thatsache begründet, wie man sich leicht denken kann. Ebenso verhält es sich mit der kindlichen Liebe, die man mehren Vögeln zugeschrieben, worin man aber doch diesen hier den Vorzug zugesprochen zu haben scheint; indem sie, wenn man dem Aristoteles, Plinius, Aelian und allen, die ihnen nachgeschrieben haben, Glauben schenken will, nicht so lange warten, bis ihre Fürsorge den Alten nothwendig geworden, um sie ihnen zu widmen, sondern ihnen dienen, so bald sie nur fliegen können, und zwar nur um des Vergnügens willen, ihnen zu dienen; sie bringen ihnen in ihren Löchern zu fressen, und kommen allen ihren Bedürfnissen zuvor. Man sieht wohl, daß dieses Fabeln sind; aber die Moral, die sich daraus entnehmen läßt, ist wenigstens gut.

Der männliche Bienenfresser hat kleine, aber lebhaft rothe Augen, die durch eine schwarze Binde noch mehr Glanz erhalten; die Stirn ist von schöner Aquamarinfarbe; der Obertheil des Kopfs kastanienbraun, mit einer grünen Schattirung; der hintere Theil des Kopfs und des Halses von ungemischtem Kastanienbraun, welches jedoch, jenkehr es sich dem Rücken nähert, eine immer hellere Schattirung annimmt; der Oberleib ist blaßfahl, mit grünen und kastanienbraunen Widerscheinen, welche, jenachdem das Licht daraus fällt, sich mehr oder weniger zeigen. Die Kehle ist von glänzendem Goldgelb, und

hat bei einigen einzelnen Vögeln dieser Art unten ein schwärzliches Halsband. Der Vorderhals, die Brust und der Unterleib sind aquamarinblau, welches auf den Hintertheilen immer heller wird; dieselbe Farbe herrscht auf dem Schwanz mit einem leichten Anstrich von Fuchsroth vor, und ungemischt auf dem äußern Rande der Flügel; sie geht auf dem Theile der Flügel, der dem Rücken am nächsten liegt, in Grün über, und ist mit Fuchsroth vermischt; fast alle Schwungfedern haben schwarze Spitzen; ihre kleinern obern Deckfedern eine dunkelgrüne Schattirung, die mittleren eine fuchsrothe, und die großen eine zwischen grün und fuchsroth nüancirte. Der Schnabel ist schwarz und die Füße sind röthlich-braun (schwarz nach Aldrovande); die Seiten der Steuerfedern sind oben braun, und unten weiß. Uebrigens sind alle diese verschiedenen Farben sehr veränderlich, sowohl in ihrer Schattirung, als in ihrer Vertheilung; und daher kommt denn auch die Verschiedenheit der Beschreibungen.

Dieser Vogel hat fast den Wuchs der Misteldrossel, nur etwas gestreckter. Der Rücken ist ein wenig convex. Belon sagt, die Natur habe ihn bukelig gemacht; und nachdem er die Ursache davon aufgesucht, konnte er keine andere finden, als daß der Vogel gerne und viel fliegt. Dies ist kein sehr befriedigender Grund; man wird aber auch zugeben, daß der wahre nicht leicht zu finden war.

Gesammtlänge 10 bis 11 Zoll, Schnabel 22 Linien, breit an seiner Basis und etwas gebogen; die dünne Zunge endigt sich in lange Fäden; die Naslöcher sind mit einer Art von fuchsröthlichen Haaren bedeckt; Fußwurzel 5 bis 6 Linien, ziemlich dick im Verhältniß zu ihrer Länge; die äußere Zehe ist der mittlern fast in der ganzen Länge verbunden, und der innere nur mit dem ersten Gliede, wie bei dem Eisvogel; der hintere Nagel ist der kürzeste und gekrümmteste von allen; Flugweite 16 bis 17 Zoll, Schwanz 4½ Zoll, aus sechs Paar Steuerfedern bestehend, von denen die fünf seitlichen Paare einander gleich sind, das mittlere Paar reicht nur 9 bis 10 Linien über sie hinaus, und die Flügel, welche nach einigen aus 24 Schwungfedern, und nach andern aus 22 bestehen, ungefähr um 18 Linien. Der Vogel, den ich beobachtete, hatte nur 22 Schwungfedern. Der Speiseschlund ist 3 Zoll lang, und erweitert sich an der Grundfläche in einen drüsigen Sack; der

Magen, mehr häutig als muskelig, ist von der Größe einer gewöhnlichen Nuß; die Gallenblase groß und smaragdgrün; die Leber blaßgelb; zwei Blinddärme, der eine 15 Linien, der andere 16½ lang. Man könnte den Darmgang nicht ausmessen, weil er durch den Flintenschuß zu sehr verletzt war.

Der Bienenfresser mit gelb und weißem Kopf.

(Merops flavicans. L. Le guêpier à tête jaune et blanche. B.)

Aldrovande hat diese Art in Rom gesehen; sie ist merkwürdig wegen der Länge der beiden mittlern Steuerfedern, und wegen ihres verhältnißmäßig kürzern Schnabels. Der Kopf ist weiß, mit Gelb und Goldfarbe untermischt; die Augen sind gelb, die Augenlieder roth, die Brust ist röthlich, der Hals, der Bauch und die untere Seite der Flügel weißlich, der Rükken gelb; der Bürzel, der Schwanz und die Flügel von sehr lebhaftem Fuchsroth; der Schnabel grünlich-gelb, etwas gebogen, 2 Zoll lang; die Zunge lang und spiz, fast wie jene der Spechte.

Dieser Vogel war viel größer als unser Bienenfresser, und hatte 20 Zoll Flugweite; die beiden mittleren Schwungfedern reichten 8 Zoll über die seitlichen hinaus. Hr. Cavalieri, dem er zugehörte, wußte nicht, in welchem Lande er einheimisch sey.

Der grauköpfige Bienenfresser.

(Merops cinereus. L. Le guêpier à tête grise. B.)

Es wäre möglich, daß dieser Vogel nichts Amerikanisches hätte, als den fast mexikanischen Namen Quauhyeltu welchen ihm beizulegen Seba für gut gefunden hat. Er von dem Wuchs unsres europäischen Sperlings, und gehört der Gattung der Bienenfresser, wegen der Länge und Gesta seines Schnabels, wegen der Länge seiner mittelsten Steu federn, und wegen seiner dicken und kurzen Füße; man m annehmen, daß er auch wegen der Stellung seiner Zehen sie auf ihn bezieht.

Sein Kopf ist von hübschem Grau; der obere Theil desselben von dem nämlichen Grau, mit Roth und Gelb untermischt; die beiden langen mittleren Steuerfedern haben ein völliges

Roth; die Brust und der ganze Unterleib sind orangegelb, und der Schnabel hat eine ziemlich schöne grüne Farbe.

Gesammtlänge 9 bis 10 Zoll, wovon der Schnabel und der Schwanz mehr als die Hälfte ausmachen.

Der graue äthiopische Bienenfresser.

(Merops cafer. L. Le guêpier gris d'Ethiopie. B.)

Hr. Linne ist der einzige, der dieser Art erwähnt, und zwar nur nach einer von Hrn. Burmann entworfenen Zeichnung. Was er sagt, wozu ich nichts hinzufügen kann, ist, daß das Gefieder dieses Vogels grau sey, er in der Gegend des Afters einen gelben Flecken und einen sehr langen Schwanz habe.

Der braune und blaue Bienenfresser.

(Merops badius. L. Le guêpier marron et bleu. B.)

Die kastanienbraune Farbe herrscht auf den Vordertheilen des Oberleibes, mit Inbegriff des obern Rückens vor; das Aquamarin auf dem übrigen Oberleib, und an allen untern Theilen, aber viel schöner und unterschiedener an der Kehle, dem Vorderhals und der Brust, als sonst irgendwo; die Flügel sind oben grün, unten fahlgelb, mit schwärzlichen Spitzen; der Schwanz ist völlig blau; der Schnabel schwarz und die Füße sind röthlich.

Dieser Vogel, Nr. 225, findet sich auf Isle de France. Sein Wuchs ist nicht größer als jener der gehaubten Lerche, aber mehr gestreckt.

Gesammtlänge beinahe 11 Zoll, Schnabel 19 Linien, Fußwurzel $5\frac{1}{2}$, hintere Zehe die kürzeste von allen; Flugweite 14 Zoll, Schwanz $5\frac{1}{2}$ Zoll, aus 12 Steuerfedern bestehend, von denen die beiden mittelsten 2 Zoll 2 Linien über die seitlichen, und $3\frac{1}{2}$ Zoll über die Flügel, welche aus 24 Schwungfedern bestehen, von denen die erste sehr kurz, und die dritte die längste ist, hinausreichen.

Varietät.

Der senegalische braune und blaue Bienenfresser.

(Merops badius senegalensis. L. Le guêpier marron et bleu du Sénégal. B.)

Dies ist eine Varietät des Klima. Auf seinem ganzen Gefieder sieht man nur die beiden Farben, die ich in seiner Benennung angegeben; aber sie sind etwas mehr vertheilt, als bei der vorigen Art; die kastanienbraune Farbe verbreitet sich hier über die Flügeldeckfedern und Schwungfedern, diejenigen ausgenommen, welche zunächst am Rücken liegen, und über die Steuerfedern, mit Ausnahme des Theils, der über die beiden mittelsten hervorragt, und welcher schwärzlich ist.

Dieser Bienenfresser findet sich am Senegal, von wo er durch Hrn. Adanson gebracht wurde. Seine Gesammtlänge beträgt ungefähr 1 Fuß; er hat übrigens ungefähr dieselben Längenverhältnisse, wie jener von Isle de France.

Der Patirich.

(Merops superciliosus. L. Le patirich. B.)

Die Eingebornen auf Madagaskar geben diesem Vogel den Namen Patirich-Tirich, welcher offenbar Aehnlichkeit mit seinem Geschrei hat, und den ich beizubehalten für gut fand, indem ich ihn abkürzte; die vorherrschende Farbe auf seinem Gefieder ist dunkelgrün, und geht auf dem Kopf in ein glänzendes Kastanienbraun über, wird weniger dunkel auf dem Oberleib, erhellt sich allmälig an den hintern Theilen, wird an den untern noch heller, und nach der Seite des Schwanzes zu immer mehr; die Flügel haben schwärzliche Spitzen; der Schwanz ist dunkelgrün. Die Kehle ist oben gelblich-weiß, und unten schön kastanienbraun. Was aber diesen Vogel (Nr. 259, am meisten auszeichnet, und ihm ein besonderes Ansehen gibt, ist eine breite schwärzliche, in ihrem ganzen Umfang grünlich-weiß gesäumte Binde; dieser Saum zieht sich um die Basis des Schnabels nach der obern Kehle zu, indem er, wie ich bereits oben bemerkte, eine gelbe Schattirung annimmt. Der Schnabel ist schwarz und die Füße sind braun. Dieser Vogel findet sich auf Madagaskar; er ist etwas dicker als der braune und blaue Bienenfresser.

Gesammtlänge 11⅓ Zoll, Schnabel 21 Linien, Fußwurzel 5 Linien, hintere Zehe die kürzeste, Flugweite 15⅔ Zoll, Schwanz 5½ Zoll, aus 12 Steuerfedern bestehend; die beiden mittelsten reichen mehr als 2 Zoll über die seitlichen und 2¾ Zoll über die Flügel hinaus, welche aus 24 Schwungfedern bestehen, von denen die erste sehr kurz, und die zweite die längste ist.

Ich habe einen andern Bienenfresser von Madagaskar gesehen, der diesem im Wuchs, den Farben des Gefieders, und ihrer Vertheilung sehr ähnlich war; die Farben waren jedoch weniger abstechend; der Schnabel nicht so stark, und die beiden mittelsten Steuerfedern reichten nicht über die seitlichen hinaus. Es war ohne Zweifel eine Alters- oder Geschlechts-Varietät. Seine Binde hatte eine aquamarinfarbene Einfassung, der Bürzel und der Schwanz waren von derselben Farbe, so wie auch ein durch Hrn. Sonnerat mitgebrachter Vogel dieser Art; aber bei diesem letztern waren die beiden mittelsten Steuerfedern sehr schmal und viel länger als die seitlichen.

Der grüne blaukehlige Bienenfresser.

(Merops viridis. L. Le guêpier vert à gorge bleue. B.)

Ein kleiner Vorfall, der mit einem Vogel dieser Art lange nach dessen Tode sich ereignete, bietet uns ein Beispiel der Mißgriffe dar, welche die Vervielfachung der Artnamen auf so unpassende Weise herbeiführen können. Nachdem dieser Vogel, Nr. 740, welcher Hrn. Dandrige zugehörte, durch zwei Engländer, Edwards und Albin, beschrieben, gezeichnet, in Kupfer gestochen und colorirt worden, glaubte ein, sonst geschickter Franzose, der einen Vogel derselben Art vor Augen hatte, die beiden englischen Abbildungen stellten zwei besondere Arten dar, und in Folge dessen hat er sie besonders und unter zwei verschiedenen Benennungen beschrieben; was uns betrift, so wollen wir diese verschiedenen Beschreibungen wieder in eine einzige und immer in demselben Sinne vereinigen. Wir werden noch zu der beschriebenen Art als einfache Varietät Brissons kleinen philippinischen Bienenfresser ziehen.

Der von Herrn Edwards beobachtete Vogel des Herrn Dandrige, unterschied sich von unserm europäischen Bienenfresser dadurch, daß er um die Hälfte kleiner war, und die

beiden mittelsten Steuerfedern viel länger und schmaler waren. Er hatte eine blaue Stirn, einen großen Flecken von derselben Farbe auf der Kehle, in einer Art von schwarzem Viereck eingeschlossen, welches unten von einem Halsband in Form eines umgekehrten halben Mondes, und oben durch eine Binde gebildet wird, die sich über die Augen zieht, und an beiden Seiten des Halses hinabgeht, als wollte sie sich mit den beiden Spitzen des Halsbandes verbinden. Der obere Theil des Halses und des Kopfs ist orangefarben; der Rücken, die kleinen Deckfedern der Flügel, und ihre letzten Schwungfedern sind papageiengrün; die obern Schwanzbedeckungen aquamarinblau; die Brust und der Bauch hellgrün; die Beine röthlich-braun; die untern Schwanzbedeckungen dunkelgrau; die Flügelbedeckungen bunt von grün und orangefarbig mit schwarzen Spitzen; der Schwanz oben schön grün, unten von gebräunterem Grün; die beiden mittelsten Steuerfedern reichen über die seitlichen $2^1/_2$ Zoll hinaus; und dieser hervorragende Theil ist dunkelbraun und sehr schmal; die Seiten der Steuerfedern sind braun, so wie auch die Füße; der Schnabel ist oben schwarz, und unten an der Basis weißlich.

Der durch Hrn. Brisson beschriebene Vogel dieser Art, welcher beinahe jenem auf der illuminirten Tafel gleich sieht, hatte kein Blau auf der Stirn. Das Grün am Unterleib war etwas mit Aquamarinfarbe vermischt; der obere Theil des Kopfs und des Halses von demselben Goldgrün wie der Rücken; im Allgemeinen war ein Anstrich von Goldgelb leicht über das ganze Gefieder geworfen, ausgenommen auf den beiden Schwungfedern, und den obern Schwanzbedeckungen; die Binde zog sich nicht über, sondern unter die Augen. Hr. Brisson hat ferner bemerkt, daß die Flügel fahlgelb gefüttert waren, und die Seite der Steuerfedern, welche, wie bei dem Edwardschen Vogel, oben braun, unten dagegen weißlich war. Endlich waren bei dem Vogel unserer illuminirten Tafel mehre Flügelbedeckungen und Schwungfedern, so wie auch mehre Steuerfedern nahe an dem Ende goldgelb eingefaßt, und sie hatten Spitzen von derselben Farbe; es ist aber leicht zu entnehmen, daß alle diese kleinen Verschiedenheiten, die hier aufs genaueste angegeben wurden, bei weitem nicht die Gränzen überschreiten, in denen die Farben des Gefieders spielen, nicht nur bei Vögeln derselben Art, sondern bei einem einzel-

nen Vogel in verschiedenen Altern, noch auch, wie man sieht, die Grenzen, zwischen denen die nach demselben Gegenstande entworfenen Beschreibungen sich verändern. Dasselbe sage ich von der Ungleichheit der Ausmessungen, welche um so weniger wesentlich ist, da mehrere dieser Dimensionen nach Abbildungen genommen wurden. Die nach der Abbildung Albins sind die stärksten und wahrscheinlich die am wenigsten genauen.

Der durch Hrn. Brisson kleiner philippinischer Bienenfresser [1]) genannte Vogel hat denselben Wuchs und dasselbe Gefieder, wie sein madagaskarischer Bienenfresser mit dem Halsband. Der Hauptunterschied, den man zwischen diesen Vögeln bemerkt, ist, daß bei jenem von den Philippinen die beiden mittelsten Steuerfedern, statt länger als die seitlichen zu seyn, im Gegentheil etwas kürzer sind; aber Hr. Brisson vermuthet selbst, daß diese mittelsten Steuerfedern noch nicht ihr volles Wachsthum erreicht hatten, und daß sie, wo dieses der Fall ist, weit über die seitlichen hinausreichen. Dies ist um so wahrscheinlicher, als diese beiden mittelsten hier von den seitlichen verschieden, und fast eben so gebildet erscheinen, als in dem hervorragenden Theil die mittelsten des grünen blaukehligen Bienenfressers. Zu den andern Verschiedenheiten, denn wir dürfen keine übergehen, gehört, daß die Binde, statt schwarz zu seyn, dunkelgrün war, und die Füße eine rothbraune Farbe hatten. Alles dieses hindert aber nicht, daß dieser kleine philippinische Bienenfresser Brissons, so wie jene beiden Bienenfresser mit dem Halsband, der eine aus Madagaskar und der andere aus Bengalen, daß sie, sage ich, nicht zu einer und derselben Art mit unserm grünen blaukehligen Bienenfresser gehören sollten. Dieser Vogel ist, wie man sieht, von den afrikanischen Küsten bis zu den östlichsten Inseln Asiens verbreitet. Er hat ungefähr die Größe unsers Sperlings.

Gesammtlänge $6\frac{1}{2}$ Zoll (wahrscheinlich würde sie ungefähr $8\frac{3}{4}$ Zoll, wie bei unserm grünen blaukehligen Bienenfresser betragen, wenn die beiden mittelsten Steuerfedern ganz

[1]) Brissons Beschreibung ist bei diesem Vogel dieselbe, wie bei seinem madagaskarischen Bienenfresser mit dem Halsband, mit Ausnahme der Farbe des Stirnbandes und des obern Theils des Kopfes, der Länge der beiden mittelsten Steuerfedern, und des halben Halsbandes, das er nicht hat.

ausgewachsen wären); Schnabel 15 Linien, Fußwurzel 4½ Linie, Flugweite 10 Zoll; die zehn seitlichen Steuerfedern 2½ Zoll, und sie reichen 14 Linien über die Flügel hinaus.

Der große grün und blau gelbkehlige Bienenfresser.

(Merops chrysocephalus. L. Le grand guêpier vert et bleu à gorge jaune. B.)

Dies ist eine neue Art, deren Kenntniß wir Hrn. Sonnerat verdanken. Sie unterscheidet sich von der vorigen durch ihr Gefieder, ihre Verhältnisse, und besonders durch die Länge der mittelsten Steuerfedern. Ihre Kehle hat ein schönes Gelb, das sich über den Hals, unter die Augen und noch weiter hinzieht, und nach unten zu in Braun übergeht; die Stirn, die Augenbraunen und der ganze Unterleib sind aquamarinfarbig, die Schwungfedern grün, mit aquamarinfarbiger Einfassung von der Mitte ihrer Länge an, ihre kleineren obern Bedeckungen braungrün, einige von ihnen mordorefarbig, die längsten, dem Körper zunächststehenden, hellgelb; der obere Theil des Kopfes und des Halses mordorefarbig; der ganze Oberleib goldgrün, die obern Schwanzbedeckungen grün.

Gesammtlänge 10 Zoll, Schnabel 20 Linien, Fußwurzel 6 Lin., der hintere Nagel der kürzeste und gekrümmteste von allen; Schwanz 4¼ Zoll, aus 12 Steuerfedern bestehend, von denen die zehn seitlichen fast unter sich gleich sind, und die beiden mittelsten 7 bis 8 Linien über diese seitlichen, und 18 Linien über die Flügel hinausreichen.

Der kleine grüne und blaue Bienenfresser mit abgestuftem Schwanze. [1])

(Merops angolensis. L. Le petit guêpier vert et bleu à queue étagée. B.)

Der kleine Körperbau ist nicht der einzige Zug der Verschiedenheit dieses Bienenfressers von dem vorigen; er unterscheidet sich auch von ihm durch die Farbe des Kopfs, durch

[1]) Hr. Brisson hat uns mit dieser Art bekannt gemacht, indem er sie beschrieb, und nach einer durch Hrn. Poivre mitgetheilten, nach der Natur aufgenommenen Zeichnung in Kupfer stechen ließ.

1. DER BIENENFRESSER DER PHILIPPINEN.

Ordnung: Sperling. *Familie:* Dünnschnäbler. *Gattung:* Bienenfresser. *(Cuv.)*

Pl. 132

2. DER WINDFÄNGER ODER DIE NACHT-SCHWALBE.

3. DIE SCHORNSTEINSCHWALBE ODER DIE RAUCHSCHWALBE.

Ordnung: Sperling. *Familie:* Spaltschnäbler. *Gattung:* Schwalbe. *(Cuvier)*

seine Verhältnisse, und besonders durch die Bildung seines abgestuften Schwanzes, dessen beide mittlern Steuerfedern nicht sehr hervorragen. Das Gefieder ist oben goldgrün, unten aquamarinblau; die Kehle gelb; der Vorderhals kastanienbraun; ein schwarz punktirter Gürtel zieht sich in der Gestalt eines Stirnbandes über die Augen; die Flügel und der Schwanz von demselben Grün wie der Rücken; die Iris roth; der Schnabel schwarz und die Füße aschgrau. Dies sind die Hauptfarben dieses Vogels, welcher der kleinste von den Bienenfressern ist. Er findet sich in dem Königreich Angola in Afrika, und er ist der einzige Vogel von dieser Gattung, der einen abgestuften Schwanz hat.

Gesammtlänge ungefähr 5½ Zoll, Schnabel 9 Lin., Fußwurzel 4½ Linie, die hintere Zehe die kürzeste, Schwanz 2 Zoll und mehr, aus 12 abgestuften Steuerfedern bestehend, und ungefähr einen Zoll über die Flügel hinausreichend.

Der philippinische Bienenfresser mit himmelblauem Schwanze.

(Merops philippinus. L. Le guêpier à queue d'Azur. B.)

Dieser Vogel, Nr. 57, hat auf dem ganzen obern Theil des Kopfes und des Körpers eine dunkelgrüne, in Kupferroth schillernde Farbe, von welcher auch die Flügel mit schwärzlichen Spitzen, und hellfalber Unterseite sind; die 19te und 20ste Schwungfeder sind an der äußern Seite mit Aquamarinfarbe gezeichnet; und die 22ste und 23ste an der innern Seite; alle Steuerfedern und Bedeckungen des Schwanzes von schönem Aquamarinblau, das auf den untern Bedeckungen heller ist; ein schwärzliches Stirnband über den Augen; die Kehle von einer in grün und falb übergehenden gelblichen Farbe, nach unten zu wird die falbe Schattirung stärker; der Unterleib und die Beine von einem, in Falb übergehenden gelblichen Grün; der Schnabel schwarz und die Füße braun. Dieser Vogel findet sich auf den Philippinen; sein Wuchs ist noch unter jenem unseres Bienenfressers.

Gesammtlänge 8 Zoll 10 Linien, Schnabel 25 Linien, der Winkel seiner Oeffnung zieht sich weit hinter das Auge; Fußwurzel 5½ Linie, die hintere Zehe die kürzeste; Flugweite 14 Zoll 10 Linien, Schwanz 3 Zoll 8 Linien, aus 12 fast glei-

chen Steuerfedern bestehend, 11 Linien über die Flügel hinausreichend, welche 24 Schwungfedern haben; die erste ist sehr kurz, und die zweite die längste von allen.

Der rothe blauköpfige Bienenfresser.

(Merops nubicus. L. Le guêpier rouge à tête bleue. B.)

Eine schöne Aquamarinfarbe erglänzt von der einen Seite auf dem Kopf dieses Vogels, Nr. 649, und auf seiner Kehle, wo sie dunkler wird, und andererseits auf dem Bürzel und allen Bedeckungen des Schwanzes; sein Hals und der ganze übrige Unterleib bis zu den Beinen sind karmoisinroth, mit einer fuchsrothen Schattirung; der Rücken, der Schwanz und die Flügel sind ziegelroth, brauner auf den Flügelbedeckungen; die 3 oder 4 dem Rücken zunächst stehenden Schwungfedern von braunem Grün mit bläulichen Widerscheinen; die großen Schwungfedern haben bläulich-grüne Spitzen mit dem Roth vermischt; die mittelsten schwärzlich-braune Spitzen; der Schnabel schwarz, und die Füße von hellem Aschgrau. Es ist eine neue Art, die sich in Nubien findet, wo sie von dem Ritter Bruce gezeichnet wurde. Sie ist nicht völlig so groß, als unsere europäische Art.

Gesammtlänge ungefähr 10 Zoll, Schnabel 21 Linien, Fußwurzel 6 Linien, hintere Nagel der kürzeste von allen; Schwanz ungefähr 4 Zoll, etwas gespalten, 21 Linien über die Flügel hinausreichend.

Der rothe und grüne senegalische Bienenfresser.*)

(Merops erythropterus. L. Le guêpier rouge et vert du Sénégal. B.)

Bei diesem Vogel, Nr. 318, sind der obere Theil des Kopfs und des Leibes, mit Inbegriff der obern Flügel- und der Schwanzbedeckungen, braungrün, aber brauner auf dem Kopf und dem Rücken, und heller auf dem Bürzel und den obern Schwanzbedeckungen; ein noch dunklerer Flecken hinter dem

*) Wir verdanken die Kenntniß dieser Art Hrn. Adanson. Die Abbildung und Beschreibung sind auch so genau, als sie es seyn konnen, indem sie nach der Haut des Vogels entworfen wurden, welche aufgetrocknet, und wie im Herbario, d. h. zwischen 2 Bogen Papier, aufbewahrt worden war.

Auge; die Schwung- und Steuerfedern roth, mit schwarzen Spitzen; die Kehle gelb; der ganze Unterleib schmutzig weiß; der Schnabel und die Füße schwarz.

Gesammtlänge ungefähr 8 Zoll, Schnabel 1 Zoll, Fußwurzel 3½ Linie, Schwanz 2 Zoll, ungefähr 1 Zoll über die Flügel hinausreichend.

Der rothköpfige Bienenfresser.

(Merops erythrocephalus. L. Le guêpier à tête rouge. B.)

Wenn der Name Kardinal irgend einem Bienenfresser zukommt, so ist es gewiß dieser hier; denn er hat eine Art von großer rother Mütze, die nicht nur seinen Kopf, sondern auch einen Theil des Halses bedeckt; überdem zieht sich eine schwarze Stirnbinde über die Augen; der Oberleib ist von schönem Grün, die Kehle gelb; der Unterleib hell orangefarben; die untern Schwanzbedeckungen gelblich mit hellgrüner Einfassung; die Flügel und ihre obern Bedeckungen sind dunkelgrün; der Schwanz oben grün, unten aschgrau; die Iris roth; der Schnabel schwarz und die Füße aschgrau.

Dieser Vogel findet sich in Ostindien. Sein Wuchs ist ungefähr wie jener der grünen blaukehligen Bienenfresser.

Gesammtlänge 6 Zoll, Schnabel 16 Linien, Fußwurzel 5 Linien, die hintere Zehe die kürzeste; Schwanz 21 Linien, aus 12 gleichen Steuerfedern bestehend, 10 Linien über die Flügel hinausreichend.

Der grüne Bienenfresser mit fuchsrothen Flügeln und Schwanze.

(Merops cayanensis. L. Le guêpier vert à ailes et queue rousses. B.)

Um die Beschreibung dieser neuen, in der Benennung schon gut bezeichneten Art vollständig zu machen, ist nur noch hinzuzufügen, daß das Grün dunkler auf dem obern Theil des Körpers, und unter der Kehle heller, als sonst irgendwo ist; daß die Schwungfedern an ihrem Ursprung weiß sind; daß ihre Seite so wie jene der Steuerfedern schwärzlich ist; die Füße sind gelblich-braun, etwas länger als gewöhnlich bei Vögeln dieser Gattung, und der Schnabel ist schwarz.

Dieser Bienenfresser, Nr. 454, gleicht sehr in der Farbe seines Schwänzes und seiner Flügel unserm Bienenfresser mit dem gelb und weißen Kopfe, aber in dem ganzen übrigen Gefieder ist er von ihm verschieden, auch viel kleiner, und die beiden mittelsten Steuerfedern ragen nicht über die andern hervor.

Man hat mir versichert, daß er sich in Cayenne nicht finde; ich bin um so mehr geneigt, es zu glauben, als die Gattung der Bienenfresser mehr dem alten Kontinent anzugehören scheint, wie ich schon früher bemerkte. Uebrigens wird uns Hr. de la Borde, der sich gegenwärtig in Cayenne befindet, bald die Auflösung dieses kleinen Problems mittheilen.

Der gelbköpfige Bienenfresser.

(Merops congener. L. L'ictérocéphale, ou, le guêpier à tête jaune. B.)

Das Gelbe des Kopfes wird nur durch eine schwarze Stirnbinde unterbrochen, und breitet sich auf der Kehle und dem ganzen Unterleib aus; der Rücken ist von schönem Kastanienbraun; der übrige Oberleib gelb und grün bunt, die kleinen obern Flügelfedern sind blau, die mittleren gelb und blau bunt, und die größten ganz gelb; die Schwungfedern sind schwarz mit rothen Spitzen; der Schwanz hat zur Hälfte zwei Farben, an der Wurzel ist er gelb, und an der Spitze grün; der Schnabel ist schwarz, und die Füße sind gelb.

Dieser Bienenfresser ist etwas größer, als unser gewöhnlicher, und sein Schnabel ist gebogener. Er zeigt sich nur selten in den Gegenden von Straßburg, nach Gesner.

Der Windfänger. (Die Nachtschwalbe.)

(Caprimulgus europaeus. L. L'engoulevent. B.)

Wenn es darauf ankommt, ein Thier zu benennen, oder, was fast auf dasselbe hinausläuft, ihm einen Namen unter den vielen zu wählen, die ihm beigelegt wurden, so muß man, wie es mir scheint, denjenigen vorziehen, der einen richtigern Begriff von der Natur, den Eigenschaften, den Gewohnheiten dieses Thieres gibt, und vor allen diejenigen unerbittlich verwerfen, welche dazu beitragen, falsche Vorstellungen zu begün-

bigen, und Irrthümern Vorschub zu leisten. Von diesem Grundsatz ausgehend, habe ich die Namen: Ziegenmelker, fliegende Kröte, große Amsel, Nachtrabe, und eckschwänzige Schwalbe verworfen, welche das Volk oder die Gelehrten dem Vogel, von dem hier die Rede ist, gegeben. Der erste dieser Namen bezieht sich auf eine, allerdings sehr alte, aber noch mehr verdächtige Ueberlieferung; denn es läßt sich eben so schwer annehmen, ein Vogel habe den Instinkt, eine Ziege zu melken, als bei einer Ziege die Gefälligkeit voraussetzen, sie werde sich von einem Vogel melken lassen; und nicht minder schwer ist es, zu begreifen, wie er, wenn er sie wirklich melkte, machen könnte, daß sie ihre Milch verlöre; auch versichert Schwenkfeld, nachdem er genaue Erkundigungen in einem Lande eingezogen, wo es zahlreiche Heerden auf die Weide getriebener Ziegen gab, er habe nie von Jemanden gehört, daß sich eine Ziege von irgend einem Vogel hätte melken lassen. [1] Der diesem Vogel beigelegte Name: fliegende Kröte, muß veranlaßt haben, daß man ihm eine Gewohnheit zuschrieb, deren man, und vielleicht mit etwas mehr Grund, die Kröte für verdächtig hält. Ich habe auch die andern Namen verworfen, weil der Vogel, von dem die Rede, weder eine Kröte, noch eine Amsel, noch ein Rabe, noch eine Eule, noch selbst eine Schwalbe ist, obgleich er mit dieser letztern Art einige Züge der Aehnlichkeit in der äußern Bildung und den Gewohnheiten hat; zum Beispiel in seinen kurzen Füßen, dem kleinen Schnabel, der breiten Kehle, der Wahl seiner Nahrung, und der Art, sie zu sich zu nehmen; aber in andern Beziehungen unterscheidet er sich von ihr so sehr, als ein Nachtvogel von einem Tagvogel, ein einsamer von einem geselligen sich unterscheiden kann; und ferner auch durch sein Geschrei, durch die Anzahl seiner Eier, durch die Gewohnheit, sie ohne Unterlage auf die Erde zu legen, und durch die Zeit seiner Wanderungen, und überdem wird man in der Folge ersehen, daß es wirklich Schwalben mit eckigen Schwänzen gibt, mit denen man ihn nicht verwechseln darf. Ich habe

[1] Hr. Linne wendet mit Unrecht auf diesen Vogel den Vers Ovids an: Carpere dicuntur lactentia viscera rostris. (Fast., lib. VI, v. 137.) Dieser Vers muß auf die Eulen bezogen werden. Aristoteles fügt hinzu, die so gemelkten Ziegen würden blind.

diesem Vogel den Namen engoulevent gelassen, den man ihm in mehren unserer Provinzen gibt, weil dieser Name, wenn auch etwas gemein, doch ziemlich gut den Vogel schildert, wenn er mit entfalteten Flügeln, unstätem Auge, und in ihrer ganzen Breite offener Kehle, unter dumpfem Gesumme den Insekten entgegenfliegt, die ihm zur Nahrung dienen, und die er mit dem Athem hineinzuschnappen (engouler) scheint.

Dieser Vögel, Nro. 193, Fig. 2, ernährt sich von Insekten und besonders von Nachtinsekten; [1]) denn er fliegt nur aus, und beginnt erst seine Jagd, wenn die Sonne noch wenig über dem Horizont steht; [2]) oder wenn er sie in der Mitte des Tages beginnt, so geschieht es bei nebeligem Wetter; an einem schönen Tage fliegt er nur aus, wenn er dazu gezwungen wird, und in diesem Fall ist sein Flug niedrig und wenig anhaltend; er hat so empfindliche Augen, daß der helle Tag ihn mehr blendet, als er ihm leuchtet, und daß er nur bei einem geschwächten Licht gut sehen kann; aber dennoch bedarf er einiges Licht, und man würde sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, daß er in gänzlicher Finsterniß sieht und fliegt. Es verhält sich mit ihm, wie mit den übrigen Nachtvögeln; sie sind alle im Grunde mehr Dämmerungs- als Nachtvögel.

Dieser hier braucht den Schnabel nicht zu schließen, um die Insekten, die hineinkommen, fest zu halten; das Innere dieses Schnabels ist mit einer Art von Leim überzogen, der in dem obern Theile bereitet zu werden scheint, und welcher genügt, um alle Nachtfalter und selbst die Käfer, deren Flügel hineingerathen, fest zu halten.

Diese Vögel sind sehr verbreitet, und dennoch nirgend häufig; sie finden sich, oder ziehen wenigstens durch, in fast

---

[1]) Charleton sagt, er lebe von Wespen, Hummeln, besonders aber von Käfern und spanischen Fliegen. Klein hat in seinem Magen Fliegen verschiedener Art, kleine Käfer und 6 große schwarze Roßkäfer auf einmal gefunden. Die brittische Zoologie fügt Milben und Mücken hinzu, und Willughby Körner. Ein Freund des Hrn. Hebert fand in der Kehle eines dieser Vögel einige jener kleinen Käfer, die man gegen das Ende des Sommers sieht. Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß er auch den Nachtfaltern oder Nachtschmetterlingen nachstellt, die sich auf seinem Wege finden.

[2]) Ohne Zweifel gibt ihn Aristoteles aus diesem Grunde als einen trägen Vogel an; aber er würde es nur höchstens Abends seyn.

allen Gegenden unseres Kontinents, von Schweden und noch nördlichern Ländern, bis Griechenland und Afrika einerseits, und andererseits bis nach Ostindien, und ohne Zweifel noch weiter. Hr. Sonnerat hat dem Kabinet des Königs einen geschickt, der von der Küste von Koromandel kam, und ohne Zweifel ein Weibchen oder ein Junges ist, weil er sich von dem unsern nur dadurch unterscheidet, daß er auf dem Kopf und dem Flügel jene weißen Flecken nicht hat, die Herr Linne zu einem besondern Kennzeichen des erwachsenen Männchens macht. Der Kommandeur von Godeheu berichtet uns, daß im Monat April der Südwestwind diese Vögel nach Malta führt; und der Herr Ritter des Mazys, ein sehr guter Beobachter, schreibt mir, daß sie eben so zahlreich im Herbst wieder durchziehen. Man findet ihrer auf den Ebenen und in den Berggegenden, in der Landschaft Brie, wie in Bugey, in Sizilien, [1]) wie in Holland, fast immer unter einem Busche oder in jungen Gehauen, oder auch um die Weingärten her; sie scheinen trocknen und steinigen Boden, Haiden ꝛc. vorzuziehen. In den kalten Ländern kommen sie später an, und ziehen früher ab; [2]) sie nisten unterwegs an den Orten, die ihnen zusagen, [3]) bald mehr im Süden, bald mehr im Norden. Sie geben sich nicht die Mühe ein Nest zu bauen; ein kleines Loch, das sich in der Erde, oder im Gestein, am Fuße eines Baumes oder eines Felsens findet, und das sie meist lassen, wie sie es finden, genügt ihnen. [4]) Das Weibchen legt 2 bis 3 Eier

---

[1]) Ein unterrichteter Reisender hat mir mitgetheilt, auf den Bergen Siziliens sehe man diese Vögel eine Stunde vor Sonnenuntergang erscheinen und sich verbreiten, um gemeinschaftlich mit den Bienenfressern ihre Nahrung zu suchen, und bisweilen flögen ihrer 5 bis 6 zusammen.

[2]) In England kommen sie, der brittischen Zoologie zufolge, gegen Ende Mai an, und fliegen gegen Mitte August ab. In Frankreich sah Herr Hebert ihrer im Monat November; ein Jäger hat mich versichert, deren im Winter gesehen zu haben.

[3]) Die Jäger, die ich befragte, behaupteten, sie nisteten nicht in der Gegend von Bourgogne, die ich bewohne, und sie erschienen dort nur zur Zeit der Weinlese.

[4]) Dies ist die am meisten verbreitete Meinung, aber ich darf nicht verhehlen, daß sie, Hrn. Linne zufolge, ein Nest aus angefeuchteter Erde in kreisrunder Form zwischen Felsen erbauen. Hr. Salerne sagt auch, Hr. v. Reaumur habe das Nest einer fliegenden

hinein, die größer und gebräunter als Amseleier sind; *) und obwohl gewöhnlich die Zuneigung der Aeltern zu ihrer Brut im Verhältniß zu den Mühen und Sorgen steht, welche sie sich für dieselbe geben, so darf man doch nicht glauben, daß diesem Vogel wenig an seinen Eiern gelegen sey; man versichert mich im Gegentheil, die Mutter brüte sie mit großer Sorgfalt, und wenn sie gewahre, daß sie durch einen Feind bedroht oder auch nur bemerkt würden (was auf dasselbe hinausläuft,) so wisse sie sehr gut, ihren Platz zu verändern, indem sie dieselben mit ihren Flügeln fortschiebe, und sie in ein anderes Loch rolle, das weder besser bearbeitet noch eingerichtet sey, als das erste, worin sie aber die Jungen für besser geborgen halte.

Die Jahreszeit, in welcher man diese Vögel am häufigsten fliegen sieht, ist der Herbst. Im Allgemeinen haben sie ungefähr den Flug der Schnepfe und den Gang der Eule. Bisweilen beunruhigen und stören sie die Jäger sehr, die auf dem Anstande sind. Eine ziemlich seltsame und ihnen eigenthümliche Gewohnheit ist, daß sie wohl hundertmal nacheinander um irgend einen dicken entblätterten Baum mit sehr unregelmäßigem und schnellem Fluge sich bewegen; von Zeit zu Zeit sieht man sie hastig hinabstürzen, als wollten sie auf ihre Beute fallen, und dann eben so schnell sich wieder erheben. Ohne Zweifel stellen sie auf diese Weise den Insekten nach, die um solche Bäume flattern; sehr selten kann man aber in diesem Fall ihnen auf Schußweite nahe kommen; rückt man vor, so verschwinden sie sehr schnell, und ohne daß man ihren Zufluchtsort entdecken kann.

Da diese Vögel, wie ich oben bemerkt habe, mit offenem Munde und ziemlich schnell fliegen, so begreift man wohl, daß die beständig aus und eingehende Luft gegen die Wände der Kehle anstößt, und dieses bringt ein Gesumme, ähnlich dem

---

Kröte gesehen, worin 3 Eier waren ꝛc., aber er sagt an derselben Stelle, die fliegende Kröte baue kein Nest. Er hat also sagen wollen, Hr. v. Reaumur habe die Stelle gesehen, wo ein Weibchen dieser Art seine Eier gelegt hätte.

*) Sie sind länglich, weißlich und braun gefleckt, nach Herrn Salerne; nach dem Grafen von Ginan, in dessen italienischer Ornithologie, sind sie jedoch auf weißem Grunde braun und purpurroth marmorirt, und ihre Schaale ist nach dem letztern sehr dünn.

Schnurren eines Spinnrades hervor. Dieses Gesumme hört man fortwährend, so lange sie fliegen, weil es die Wirkung ihres Fluges ist, und es verändert sich nach den verschiedenen Graden der Schnelligkeit, womit sich die Luft in ihrer weiten Kehle fängt; daher erhielten sie auch den Namen wheel-bird, unter dem sie in einigen Gegenden Englands bekannt sind. Ist es aber auch wahr, daß dieses Geschrei allgemein für eine schlimme Vorbedeutung gehalten würde, wie Belon, Klein und Alle, die diesen nachschrieben, behauptet haben? Oder sollte es nicht vielmehr ein Irrthum seyn, der die Folge von jenem andern war, daß man diesen Vogel mit der Schleiereule verwechselte? Wie dem auch seyn möge, wenn sie sitzen, so lassen sie ihr wahres Geschrei hören, das in einem 3- bis 4mal wiederholten kläglichen Tone besteht; es ist aber noch nicht bestimmt ausgemacht, ob sie es je im Fluge vernehmen lassen.

Sie setzen sich selten, und wenn es geschieht, so behauptet man, sie setzten sich auf die Zweige, nicht der Quere nach, wie die andern Vögel, sondern der Länge nach, so daß sie den Zweig, wie der Hahn das Huhn zu treten (chocher oder cocher) scheinen, und daher den Namen Zweigtreter (choche-branche) erhielten. Oft genügt es, wenn ein Vogel in vielen Ländern bekannt ist, und in jedem einen Namen erhielt, seine Haupteigenschaften dadurch kennen zu lernen, daß man von diesen verschiedenen Namen Rechenschaft gibt. Diese hier sind sehr einsiedlerische Vögel; die meiste Zeit über findet man sie allein, und man sieht ihrer selten mehr als 2 zusammen, obgleich sie oft nur 10 bis 12 Schritt von einander entfernt sind.

Ich habe gesagt, dieser Vogel hätte den Flug der Schnepfe, und man kann dasselbe vom Gefieder sagen; denn der ganze obere Theil des Kopfes, des Halses, des Leibes, und selbst der untere sind hübsch bunt von Grau und Schwärzlich, mit mehr oder weniger Fuchsröthlich auf dem Halse, den Schulterfedern, den Backen, der Kehle, dem Bauch, den Bedeckungen und den Steuer- und Schwungfedern; alles dieses so vertheilt, daß die dunkelsten Schattirungen auf dem obern Theil des Kopfs, der Kehle, der Brust, dem vordern Theil der Flügel, und ihren Spitzen vorherrschen; aber diese Vertheilung ist so abwechselnd, ihre Details sind so vielfach, und von so großer Feinheit, daß der Begriff der Sache in den Einzelnhei-

teil einer Beschreibung verloren gehen müßte, die um so dunkler seyn würde, als sie genau und vollständig wäre; durch einen einzigen Blick auf den Vogel, oder wenigstens auf seine Abbildung, wird man eine entsprechendere Anschauung erhalten, als durch alle Worte. Ich werde mich daher begnügen, hier die Merkmale hinzuzufügen, welche diesen Vogel bezeichnen. Die untere Kinnlade ist mit einem weißen Streifen eingefaßt, der sich bis auf den Hinterkopf zieht; ein Flecken derselben Farbe findet sich an der innern Seite der 3 ersten Schwungfedern, und an dem Ende der 2 bis 3 äußersten Steuerfedern, aber diese weißen Flecken sind nach Hrn. Linne dem Männchen eigenthümlich; der Kopf ist dick, die Augen sehr hervortretend; die Oeffnung der Ohren beträchtlich; jene der Kehle zehnmal weiter, als die des Schnabels, welcher klein, platt und etwas gekrümmt ist; die Zunge kurz, spitz, an der Spitze nicht getheilt; die Nasslöcher rund, ihr Rand auf dem Schnabel vorspringend, der Schädel durchsichtig, der Nagel der mittlern Zehe an der innern Seite ausgezahnt, wie bei dem Reiher, endlich die 3 vordern Zehen durch eine Haut bis zum ersten Gliede verbunden. Man behauptet, das Fleisch der Jungen sey ein ziemlich gutes Essen, obgleich es einen Nachgeschmack von Ameisen habe.

Gesammtlänge 10½ Zoll, Schnabel 14 Linien, Fußwurzel 7 Linien, fast bis unten mit Federn versehen, mittlere Zehe 9 Linien, die hintere Zehe, die kürzeste von allen, sollte nicht die hintere genannt werden, da sie sich ganz nach vorne wenden läßt, und oft auch diese Stellung hat; Flugweite 21½ Zoll, der Schwanz ist eckig, 5 Zoll lang, besteht nur aus 10 Steuerfedern und reicht 15 Linien weit über die Flügel hinaus.

Ausländische Vögel,

die mit dem Windfänger verwandt sind.

Da nur eine einzige Art dieser Gattung sich in den drei Theilen des alten Kontinents findet, dagegen 10 bis 12 in

---

*) Willughby hat einen einzelnen Vogel dieser Art beobachtet, bei dem diese Flecken blaß-gelb, mit schwarz-gelbem Anstrich, und wenig bemerklich waren. Ich habe dasselbe an zwei andern gefunden; es sind dieses wahrscheinlich Weibchen. Der eine dieser Vögel war kleiner als die andern, und ich habe ihn für ein junges Weibchen gehalten.

dem neuen, so könnte man mit einigem Grund sagen, Amerika sey der Hauptsitz dieser Vögel, der wahre Ort ihres Ursprungs, und folglich unsere europäische Rasse als eine ausländische, von ihrem Stamm getrennte, und durch irgend einen Zufall nach einem fremden Welttheil gebrachte anseben, wo sie eine Kolonie gegründet habe, welche stets der Mutterrasse untergeordnet seyen, und ihr nie in irgend einer Gattung den Rang streitig machen dürfte. Hiernach könnte man folgern, wir hätten die Geschichte dieser Familie mit den amerikanischen Rassen, die hier den Mutterstamm darstellen, beginnen müssen, und wir würden in der That dieser Ordnung gefolgt seyn, welche unter jenem Gesichtspunkt auch die der Natur zu seyn scheint, wären wir nicht noch durch stärkere Gründe bewogen worden, einer ganz verschiedenen und dennoch eben so natürlichen, wenigstens der Natur unseres Verständnisses mehr entsprechenden Ordnung zu folgen, welche darin besteht, daß man von dem Bekannten zu dem weniger Bekannten übergeht, und die uns Europäern vorschreibt, die Naturgeschichte irgend einer Thierklasse mit den europäischen Arten zu beginnen, als denjenigen, die in unsrer Heimath am meisten bekannt und am besten geeignet sind, über die Naturgeschichte der ausländischen Arten Licht zu verbreiten, [1]) wogegen dann die amerikanischen Naturforscher die Beschreibung, die sie nach der Natur verfassen werden (und der Himmel gebe, daß sie eine verfassen!) mit den Erzeugnissen Amerikas beginnen mögen.

Die Hauptmerkmale dieser Vögel sind ein an seiner Wurzel abgeflachter Schnabel mit einer leicht gekrümmten Spitze, der dem Anschein nach klein ist, auf den aber eine breite Oeff-

[1]) Aus demselben Grunde begann ich die Naturbeschreibung des Kukuks mit jener der europäischen Art, und betrachtete diese als den gemeinsamen Stamm der in den andern Welttheilen verbreiteten Zweige. Alles aber, was ich in dieser Unterstellung sagte, zeigt sich nicht weniger wahr; es wird immer richtig seyn, zu sagen, daß die von einem gemeinsamen Stamme entspringenden Rassen sich um so mehr von dieser ursprünglichen Rasse entfernen, als sie in früherer Zeit von ihr getrennt wurden, daß folglich die europäische Rasse, welche mehr Aehnlichkeit mit der amerikanischen als mit der asiatischen und afrikanischen hat, für eine gehalten werden muß, die vor kurzem und unmittelbar von der amerikanischen Rasse entsprang, welche selbst, aber in früherer Zeit, aus der asiatischen hervorgegangen seyn könnte.

nung folgt, breiter als der Kopf nach gewissen Schriftstellern; große hervortretende Augen, wahre Nachtvogelaugen, und lange schwarze Barthaare um den Schnabel. Aus allem dem ergibt sich eine finstere und dumme, aber gut charakterisirte Physiognomie, plumpe und unedle Familienzüge, die etwas von den Schwalben und Nachtvögeln an sich haben, aber so gut bezeichnet sind, daß man auf den ersten Blick diese Vögel von allen andern unterscheidet. Ueberdem sind ihre Flügel und ihr Schwanz lang, der letztere selten und sehr wenig gespalten, nur aus 10 Steuerfedern bestehend, die Füße kurz und meist rauh befiedert, die 3 vordern Zehen durch eine Haut bis zum ersten Gelenk miteinander verbunden, die hintere Zehe beweglich, und sich bisweilen nach vorne wendend, der Nagel der mittlern Zehe, wie gewöhnlich an seinem Rande ausgezahnt, die Zunge spitz und vorne nicht getheilt, die Naslöcher röhrenförmig, d. h. ihre hervorstehenden Ränder bilden auf dem Schnabel den Anfang einer kleinen cylindrischen Röhre, die Oeffnung der Ohren groß, und das Gehör vermuthlich sehr fein; es scheint wenigstens, daß dieses bei jedem Vogel so seyn muß, der ein schwaches Gesicht und fast gar keinen Geruchssinn hat; denn da der Sinn des Gehörs dann der einzige ist, durch welchen er Eindrücke von dem erhalten kann, was in einer gewissen Entfernung vorgeht, so ist er gleichsam gezwungen, auf die Eindrücke dieses einzigen Sinnes sehr aufmerksam zu seyn, um ihn auf die vortheilhafteste Weise anzuwenden; was denselben auf die Dauer modifiziren und vervollkommnen muß, wenigstens in Beziehung auf die Töne, die mit seinen Bedürfnissen in Verbindung stehen, und zugleich wird die Gestaltung der Gehörorgane dadurch abgeändert werden. Uebrigens darf man nicht glauben, daß alle Eigenschaften, deren ich erwähnt, jeder Art ohne Ausnahme angehören; einige haben keine Barthaare, andere mehr als 10 Steuerfedern im Schwanz, andere keinen ausgezahnten mittlern Nagel; bei einigen ist er nicht auf dem innern, sondern auf dem äußern Rande ausgezahnt; andere haben keine röhrenförmige Naslöcher; bei andern endlich scheint die Hinterzehe sich nicht nach vorne drehen zu lassen. Eine allen Arten gemeinsame Eigenschaft ist es jedoch, daß die Gesichtsorgane zu empfindlich sind, um das helle Tageslicht ertragen zu können; und aus dieser Eigenschaft allein gehen die Hauptunterschiede hervor, welche diese Gattung von

jener der Schwalben trennen; daher die Gewohnheit dieser Vögel, nur des Abends bei Sonnenuntergang ihre Zufluchtsorte zu verlassen, und Morgens vor oder gleich nach ihrem Aufgang dorthin zurückzukehren; daher die Gewohnheit, vereinzelt und in trauriger Abgeschiedenheit zu leben, denn die natürliche Wirkung der Dunkelheit ist, die Vögel, welche dazu verurtheilt sind, traurig, unruhig, mißtrauisch und folglich wild zu machen; daher die Verschiedenheit des Geschreis; denn man weiß, wie sehr das Geschrei der Vögel durch die innern Gemüthsbewegungen modifizirt wird; daher ist ferner, meiner Ansicht nach, ihre Gewohnheit zu erklären, daß sie kein Nest bauen; denn der Vogel muß sehen, um die Materialien eines Nestes zu wählen, sie anzuwenden, zusammen zu flechten, Jedes an seine Stelle zu bringen, dem Ganzen seine Gestalt zu geben ꝛc. Kein Vogel, so viel ich weiß, arbeitet an diesem Werke während der Nacht, und die Nacht ist lang für die Nachtvögel, weil sie auf 24 Stunden nur 3 Stunden Dämmerung haben, in denen sie mit Erfolg ihre Fähigkeit, zu sehen, ausüben können; nun genügen aber diese 3 Stunden kaum, um das erste, das dringendste Bedürfniß, vor welchem alle andern zurücktreten, zu befriedigen, mit einem Wort, das Bedürfniß zu fressen. Diese drei Stunden genügen kaum, weil sie genöthigt sind, ihre Beute in der Luft zu erhaschen, weil diese geflügelt ist, weil sie ihnen leicht entschlüpft, wenn auch nicht durch die Schnelligkeit, wenigstens durch die Unregelmäßigkeit ihres Fluges, und sie sich ihrer nur durch vieles Hin- und Herfliegen, durch List und Geduld, und vor allem erst mit der Zeit bemächtigen können; es bleibt ihnen daher nicht genug Zeit übrig, um ein Nest zu bauen. Aus demselben Grunde legen fast alle andere Nachtvögel, die ungefähr gleichmäßig, was den Sinn des Gesichts betrifft, organisirt sind, die meist sich desselben nur bedienen können, wenn die Sonne unter dem Horizont, oder dem Untergang nahe ist, eben so wenig ein Nest an, und, was entscheidend ist, beschäftigen sich damit nur, je nachdem ihre Augen, mehr oder wenig fähig, helles Licht zu ertragen, die Arbeit abkürzen oder verlängern.

Von allen Eulen ist der Uhu der einzige, der, wie man sagt, ein Nest baut, auch ist er unter allen am wenigsten Nachtvogel, da er am vollen Tage hell genug sieht, um nach

weiten Entfernungen zu fliegen und zu entfliehen. [1]) Das Käuzchen, das vor dem Untergang und nach Aufgang der Sonne kleine Vögel verfolgt und fängt, sammelt nur einige Blätter, einige Grashalme, und legt so seine Eier, nicht ganz ohne Unterlage, in Felsenlöcher oder altes Gemäuer; die mittlere Ohreule endlich, die Schleiereule, die Stockeule, und der große Kauz, die von allen Nachtvögeln am wenigsten das Sonnenlicht ertragen können, legen auch in ähnlichen Löchern, oder in hohlen Bäumen, aber ohne etwas unterzulegen, oder in fremden Nestern, die sie ganz fertig finden; und ich wage zu behaupten, daß es sich eben so mit allen Vögeln verhält, welche, durch den Fehler einer zu großen Empfindlichkeit, oder wenn man will, einer zu großen Vollkommenheit der Sehorgane, von dem Licht des Tages verdunkelt und geblendet werden.

Eine andere Wirkung dieser unbequemen Vollkommenheit ist es, daß die Windfänger, so wie die andern Nachtvögel, keine glänzenden Farben in ihrem Gefieder haben, und selbst jener reichen und wechselnden Widerscheine beraubt sind, die auf dem, sonst ziemlich bescheidenen Gefieder unserer Schwalben schimmern. Weiß und Schwarz, Grau, welches nur die Mischung von beiden ist, bilden ihren ganzen Schmuck, und vermengen sich der Art, daß daraus ein düsterer, verworrener und matter allgemeiner Farbenton entsteht; dies kommt daher, weil sie das Licht fliehen, und dieses ist, wie man weiß, die erste Quelle aller schönen Farben. Wir sehen die Häuflinge vor unsern Augen in den Gefängnissen, wo wir sie eingeschlossen halten, das schöne Roth verlieren, welches die Zierde ihres Gefieders war, als sie bei jeder Morgenröthe in freier Luft die ersten Strahlen des Lichtes begrüßen, und den ganzen Tag hindurch dessen belebende Einflüsse auffangen, und sich, so zu sagen, damit durchdringen konnten. Nicht in dem kalten Norwegen, noch in dem düstern Lappland, findet man die Paradiesvögel, die Cotingas, die Flamingos, die Papageien, die Kolibris, die Pfauen; in diesen stiefmütterlich behandelten Gegenden bildet sich auch kein Rubin, kein Saphir, kein Topas; die Blumen endlich, welche, wie mit Widerwillen, auf einem Schornstein, oder in dem Schatten eines mit großen Kosten unter-

[1]) S. Bd. 7 dieser Naturgeschichte.

haltenen Treibhauses wachsen und vegetiren, haben jenen lebhaften und reinen Glanz nicht, den die Frühlingssonne so verschwenderisch über die Blumen unserer Gartenbeete, und selbst über die unserer Wiesen verbreitet. Die Nachtfalter haben allerdings bisweilen sehr schöne Farben; aber diese scheinbare Ausnahme bestätigt meine Unterstellung, oder widerspricht ihr wenigstens nicht; denn geschickte Beobachter haben bemerkt, daß diejenigen dieser Nachtfalter, welche, es sey, um ihre Nahrung zu suchen, oder um sich zu begatten, bisweilen bei Tage umherflattern, und folglich nur halb nächtliche Schmetterlinge sind, noch lebhaftere Farben auf ihren Flügeln haben, als die ächten Nachtfalter, welche nie zum Vorschein kommen, so lange die Sonne noch über dem Horizont steht. Ich habe selbst beobachtet, daß die meisten der letztern Farben haben, die denen der Nachtvögel ziemlich ähnlich sind; und wenn unter der großen Anzahl sich einige finden, die schöne Farben haben, so kommt es daher, weil die Farben des Schmetterlings schon in seiner Larve ausgebildet seyn müssen, und die Larven oder die Raupen der Nachtfalter nicht weniger der Wirkung des Lichtes ausgesetzt sind, als die Raupen der Tagfalter. Die Puppen der letztern endlich, welche nie eine Hülle haben, stets der freien Luft ausgesetzt sind, haben meist glänzende Farben, und einige scheinen mit Gold und Silberplättchen geschmückt, die man auf den Puppen der Nachtfalter, welche meist in Schaalen eingeschlossen, oder in der Erde vergraben sind, vergebens suchen würde. Dies ist, wie mich dünkt, genug, um mich zu der Annahme zu berechtigen, daß, wenn man fortgesetzte und vergleichende Beobachtungen über die Farben der Federn der Vögel, der Flügel der Schmetterlinge, und vielleicht des Haares der vierfüßigen Thiere anstellt, man finden wird, daß, unter übrigens gleichen Verhältnissen, die mit den glänzendsten Farben ausgestatteten Arten fast immer diejenigen sind, die in den verschiedenen Zuständen am meisten der Wirkung des Lichtes ausgesetzt waren. Sind meine Vermuthungen einigermaßen begründet, so werden Personen, die nachdenken, ohne große Verwunderung sehen, wie sehr ein Sinn mehr oder weniger in einem einzigen Organ, sowohl in den natürlichen Gewohnheiten eines Thieres, als in seinen innern und äußern Eigenschaften, bedeutende Unterschiede hervorrufen kann.

I.

Der Windfänger von Karolina.

(L'engoulevent de la Caroline. B.)

Wenn, wie es allen Anschein hat, Europa einige Arten Amerika verdankt, so ist dieses hier die Art, welche den nördlichen Weg genommen, um eine Kolonie auf dem alten Kontinent zu begründen. Ich glaube es, weil diese Art, sich in Nordamerika aufhaltend, den noch nördlichern Gegenden näher war, von wo das Ueberziehen nach Europa leichter wurde, und weil sie außerdem, sowohl im Wuchs, als in den Farben, der unsrigen sehr ähnlich ist. Unter andern gemeinschaftlichen Merkmalen hat sie einen weiß eingefaßten Unterschnabel und einen Flecken derselben Farbe auf dem Rande des Flügels. Ihr Hauptzug der Unähnlichkeit ist, daß sie unter dem Körper anstatt kleiner Querlinien, kleine Linien der Länge nach, und einen längern Schnabel hat. Sollte jedoch ein so großer Unterschied des Klimas nicht noch bedeutendere Verschiedenheiten in der Gestalt und dem Gefieder dieses Vogels haben bewirken können?

Von seinen natürlichen Gewohnheiten berichtet uns Catesby Folgendes: Er zeigt sich des Abends, aber nie häufiger, als bei bedecktem Himmel; und daher ohne Zweifel sein Name Regenvogel, der ihm mit vielen andern Vögeln gemein ist; er verfolgt mit geöffnetem Rachen die geflügelten Insekten, von denen er sich nährt, und sein Flug ist von Gesumme begleitet; endlich legt er auf die Erde Eier, die denen des Kibitz ähnlich sind. Man sieht, daß jeder Zug in dieser kleinen Naturgeschichte ein Zug der Uebereinstimmung mit der Naturgeschichte unserer europäischen Art ist.

Gesammtlänge 11¼ Zoll; Schnabel 19 Linien, von schwarzen Barthaaren umgeben; Fußwurzel 8 Linien; der mittlere Nagel einwärts ausgezahnt; die drei vordern Zehen durch ein Häutchen verbunden, welches nicht über das erste Gelenk geht; Schwanz 4 Zoll und 16 Linien über die Flügel hinausreichend.

II.

Der Whip-poor-will.

(Le Whip-poor-will. B.)

Ich behalte den Namen bei, den die Virginier dieser Art beilegten, weil sie ihn derselben nach ihrem Geschrei gaben, und er schon aus diesem Grunde in allen Sprachen aufgenommen werden muß.

Diese Vögel kommen in Virginien gegen die Mitte des April an, und besonders in dem westlichen Theil und in den bergigen Gegenden; dort hört man sie während der Nacht singen, oder vielmehr mit einer so scharfen und durchdringenden, durch die Echos in den Bergen dergestalt wiederholten und vervielfachten Stimme schreien, daß es schwer hält, in der Umgebung zu schlafen. Sie beginnen wenige Minuten nach dem Untergang der Sonne, und fahren bis zum Anbruch des Tages fort. Sie kommen selten nach den Küsten, noch seltener zeigen sie sich während des Tages. Das Weibchen legt zwei dunkelgrüne Eier mit schwärzlichen kleinen Flecken und Streifchen. Es legt sie nachlässig mitten auf einem begangenen Weg, ohne ein Nest zu bauen, ohne auch nur zwei Moos- oder Strohhalme zusammen zu fügen, und selbst ohne die Erde aufzuscharren. Wenn diese Vögel brüten, kann man ihnen ziemlich nahe kommen, bevor sie fortfliegen.

Mehre Personen halten sie für Vögel von böser Vorbedeutung. Die Wilden in Virginien glauben fest, daß die Seelen ihrer Vorfahren, welche einst von den Engländern niedergemetzelt wurden, in die Körper dieser Vögel übergegangen seyen; und zum Beweise fügen sie hinzu, daß man sie vor dieser Zeit nie im Lande gesehen habe. Dieses beweist jedoch nur, daß neue Bewohner eine neue Kultur des Landes bewerkstelligen, und daß diese neue Arten herbeizieht.

Diese Vögel sind oben auf dem Kopf und dem Körper bis zu und einschließlich der obern Schwanzbedeckungen und der Steuerfedern, und selbst der mittlern Schwungfedern dunkelbraun mit hellbraunen Querstreifen, und von kleinen Flecken derselben Farbe mit einer sehr unregelmäßigen Mischung von Aschgrau durchsäet; auf den obern Flügelbedeckungen finden sich einige hellbraune Flecken; von den großen Schwungfedern sind

die fünf ersten gegen die Mitte ihrer Länge hin mit einem weißen Flecken und die beiden äußern Paare der Steuerfedern gegen das Ende hin ebenso gezeichnet; der Augenumring hellbraun, ins Aschgraue übergehend; eine Reihe orangefarbener Flecken zieht sich von der Schnabelwurzel über die Augen und nach den Seiten des Halses hinab; die Kehle ist mit einem breiten umgekehrten, oben weißen, unten orangefarbenen Halbmond bedeckt, dessen Hörner sich auf jeder Seite gegen die Ohren hin richten; der ganze übrige untere Theil weiß mit orangegelbem Anstrich und schwärzlichen Querstreifen; der Schnabel schwarz und die Füße fleischfarbig. Diese Art ist um ein Drittel kleiner als die unsere, und hat verhältnißmäßig längere Flügel.

Gesammtlänge 8 Zoll; Schnabel 9½ Linie, seine Wurzel ist mit schwarzen Barthaaren umgeben; Fußwurzel 5 Linien; der Nagel der mittlern Zehe auf seinem äußern Rande ausgezahnt; Schwanz 3¼ Zoll, nicht über die Flügel hinausreichend.

III.

Der Guira-Querea.

(Caprimulgus torquatus. L. Le guira-querea. B.)

Obgleich Herr Brisson keinen Unterschied zwischen dem von Herrn Sloane und dem von Maregrave beschriebenen Guira gemacht, glaube ich mich doch berechtigt, sie hier wenigstens als Klima-Varietäten zu unterscheiden. Die Gründe dafür werde ich bei Maregraves Guira angeben. Der des Hrn. Sloane hatte auf dem Kopfe und dem Halse eine bunte Farbe, gemischt aus Schwarz und jener des spanischen Tabaks; der Bauch und die obern Schwanz- und Flügelbedeckungen waren weißlich bunt; die Schwung- und Steuerfedern gemischt dunkelbraun und weiß; der untere Schnabel fast ohne Federn; der Kopf dagegen damit überladen; die Augen ungefähr 3 Linien aus den Augenhöhlen hervortretend; die Pupille bläulich und die Iris orangegelb.

Dieser Vogel findet sich in den Wäldern Brasiliens, lebt von Insekten, und fliegt nur des Nachts.

Gesammtlänge 16 Zoll; Schnabel 2 Zoll, von dreieckiger Gestalt; seine Basis 3 Zoll, der obere etwas gekrümmt, mit

langen Barthaaren eingefaßt; die Nasslöcher in einer ziemlich bemerklichen Rinne; die Kehle mit weiter Oeffnung; Fußwurzel 3 Linien; [1]) Flugweite 30 Zoll; Schwanz 8 Zoll; die Zunge klein und dreieckig; der Magen weißlich, wenig muskelig, halb verdaute Käfer enthaltend; die Leber roth, in 2 Lappen getheilt, von denen der eine rechts, der andere links; die Gedärme mehrmals rund gewunden.

Marcgrave's Guira hatte zwei sehr auffallende Merkmale, die sich in der Beschreibung des Hrn. Sloane nicht finden, und doch einem so aufmerksamen Beobachter nicht hätten entgehen können, nämlich ein goldfarbenes Halsband, und daß die zwei mittelsten Steuerfedern viel länger waren, als die seitlichen. Ueberdem ist er auch kleiner, denn Marcgrave gibt ihn nur von der Größe einer Lerche an, und es ist schwer, bei einer Lerche und jedem andern Vogel von diesem Wuchs eine Flugweite von 30 Zoll anzunehmen, wie der Guira des Herrn Sloane hat. Dieses alles, vereinigt mit einigen andern Unterschieden des Gefieders, berechtigt mich, den Marcgraveschen für eine Klima-Varietät zu halten. Sein Kopf war breit, zusammengedrückt, ziemlich dick; die Augen groß; der Schnabel klein, aber mit breiter Oeffnung; der Körper abgerundet; das Gefieder von braunem Aschgrau, mit Gelb und weißlich gemischt; ein goldenes Halsband mit brauner Schattirung; die Ränder des Schnabels nahe an der Basis mit langen, schwarzen, struppigen Barthaaren besetzt; die andern Zehen durch ein kurzes Häutchen verbunden; der Nagel der Mittelzehe ausgezahnt; die Flügel 6 Zoll lang; der Schwanz 8, mit Inbegriff der beiden mittelsten Steuerfedern, welche über die seitlichen hinausreichen.

IV.

Der Ibijau.

(L'ibijau. B.)

Bei diesem brasilianischen Vogel findet man alle Eigenschaften dieser Gattung wieder; einen breiten und zusammen-

[1]) Wenn hier kein Druckfehler ist, so hat dieser Guira von allen bekannten Vögeln im Verhältniß zu der Länge seiner Flügel die kürzesten Füße, und er würde vorzugsweise den Namen Apode (fußlos) verdienen.

gedrückten Kopf, große Augen, einen kleinen Schnabel, einen weiten Schlund, kurze Füße, der Nagel der mittlern Zehe am äußern Rande ausgezahnt; eigenthümlich ist ihm aber die Gewohnheit, seinen Schwanz von Zeit zu Zeit zu entfalten. Der Kopf und der ganze Oberkörper sind schwärzlich, mit kleinen, meist weißen Flecken besäet, von denen einige eine gelbe Schattirung haben; der Unterleib weiß mit Schwarz untermischt, wie beim Sperber, und die Füße weiß.

Sein Wuchs ist ungefähr jener der Nachtigall; er hat eine sehr kleine Zunge; unbedeckte Nasslöcher; Fußwurzel 6 Linien; Schwanz 2 Zoll, nicht über die Flügel hinausreichend.

Varietäten des Ibijau.

I.

Der kleine gefleckte Windfänger von Cayenne.

(Le petit engoulevent tacheté de Cayenne. B.)

Er hat viele Aehnlichkeiten mit dem Ibijau, sowohl in Betreff seiner, obschon geringern Kleinheit, als in der relativen Länge seiner Flügel, seiner übrigen Verhältnisse, und seines schwärzlichen, mit einer hellern Farbe gefleckten Gefieders; jene hellere Farbe ist aber überall fuchsroth oder grau, außer auf dem Halse, der an seinem vordern Theile eine Art weißes Halsband trägt, dessen Marcgrave in seiner Beschreibung des Ibijau gar nicht erwähnt, und welches das unterscheidende Merkmal dieser Varietät bildet; auch ist der Unterkörper mehr gebräunt.

Gesammtlänge 8 Zoll; Schnabel 15 Linien, schwarz, mit kleinen Barthaaren besetzt; Schwanz $2^1/_2$ Zoll.

II.

Der große Ibijau.

(Le grand Ibijau. B.)

Er ist in der That nur eine Varietät in der Größe, und der Unterschied in dieser Beziehung bedeutend. Dieser hier hat den Wuchs eines Käuzchens und eine so große Schnabelöffnung, daß man eine Faust hineinstecken könnte; übrigens sind es dieselben Farben und dieselben Verhältnisse, Mar-

grave sagt nicht, daß er, wie der kleine Ibijau, die Gewohnheit habe, seinen Schwanz auszubreiten; noch weniger gibt er an, daß er auf dem vordern Theil des Kopfes ein Horn und hinter demselben eine kleine Haube habe, wie man nach der Abbildung glauben könnte. Man weiß jedoch, wie wenig genau die Abbildungen Marcgrave's sind, und wie viel sicherer es ist, sich an dem Text zu halten; nun aber besagt der Text, der Ibijau unterscheide sich von dem kleinen in nichts als dem Wuchs; und da er überdies dem kleinen Ibijau weder Haube noch Form beilegt, so kann man, wie mir es scheint, mit aller Wahrscheinlichkeit schließen, daß sie sich bei den großen ebenfalls nicht finden.

Man muß auf diese Art den großen cayenner Windfänger, Nro. 325, zurückführen, theils wegen seiner Größe, theils wegen seines besondern, auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanze, schwarz, falb und weiß gefleckten Gefieders. Der obere Theil des Kopfs und des Halses und die Unterseite des Körpers sind von mehren Schattirungen derselben Farben quer über gestreift; aber der allgemeine Anstrich der Brust ist brauner, und bildet eine Art von Gürtel. Hr. von Sonini hat einen gesehen, dessen Gefieder mehr gebräunt war, man hatte ihn in der Höhlung eines sehr dicken Baumes gefunden. Dies ist der gewöhnliche Aufenthalt dieses Vogels, aber er zieht die Bäume in der Nähe der Gewässer vor. Er ist zugleich der größte der in Cayenne bekannten Vögel dieser Gattung, und der am meisten die Einsamkeit liebende.

Gesammtlänge: 21 Zoll, Schnabel 3 Zoll lang und eben so breit; der obere hat nahe an der Spitze auf beiden Seiten eine starke Ausschweifung; der untere schachtelt sich zwischen zwei Ausschweifungen ein, und seine Ränder sind nach außen umgelegt; die Naslöcher nicht hervorspringend, und von den, nach vorn stehenden Federn an der Schnabelwurzel bedeckt; Fußwurzel 11 Linien, fast bis an die Zehen befiedert; die Nägel gekrümmt, unten rinnenförmig ausgehöhlt; diese Rinne der Länge nach durch eine Kante in zwei Theile getheilt; der Nagel der mittleren Zehe nicht ausgezahnt; diese Zehe ist sehr groß, und erscheint breiter als sie wirklich ist, wegen der häutigen Randleiste an jeder Seite; Schwanz 9 Zoll lang, etwas abgestuft; die Flügel reichen einige Linien über ihn hinaus.

III.

Der Brillen-Windfänger.

(Caprimulgus americanus. L. L'engoulevent à lunettes ou le haleur. B.)

Man hat geglaubt, zwischen den hervorstehenden Naslöchern dieses Vogels und ein Paar Brillen einige Aehnlichkeit zu finden, und ihm daher seinen Namen gegeben. Was den andern haleur (Hetzer) betrifft, so kann man sich wohl denken, daß er auf sein Geschrei Bezug hat.

Dieser Vogel lebt von Insekten wie alle andere der Gattung, und gleicht in der Bildung der untern Theile dem Guira des Hrn. Sloane, mit dem er in Gesellschaft fliegt, denn er findet sich, wie dieser, auf Jamaika und außerdem auch in Guiana. Sein Gefieder ist bunt von Grau, Schwarz und der Farbe verwelkter Blätter, aber die Schattirungen sind auf dem Schwanz und den Flügeln heller; er hat einen schwarzen Schnabel, braune Füße, und auf dem Kopf und unter der Kehle viele Federn.

Länge: nach Hrn. Sloane 7 Zoll; Schnabel klein, mit großer Oeffnung, der obere etwas gekrümmt, 3 Linien lang (ohne Zweifel von der Wurzel der Stirnfedern an gerechnet) mit schwarzen Barthaaren eingefaßt; Fußwurzel mit dem Fuß 18 Linien; Flugweite 10 Zoll, wobei wir jedoch bemerken müssen: 1) daß diese Maße mit dem englischen Fuß, der etwas kürzer ist als der französische, genommen wurden; 2) daß Hr. Brisson andere Maße angibt als Sloane, sie aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, der durch Hrn. Sloane mitgetheilten Abbildung entnommen hat, welche viel größer ist, als der Text dieses Schriftstellers, buchstäblich genommen, voraussetzen läßt; 3) daß bei dieser Unterstellung, die nicht unwahrscheinlich ist, die von Sloane auf 7 Zoll bestimmte Länge des Vogels, wie es scheint, von der Schnabelwurzel bis zur Schwanzwurzel genommen werden muß, was die Maße der Abbildung den im Text angegebenen entsprechen lassen würde. Ich darf jedoch nicht verhehlen, daß Hr. Ray, ohne bei der durch Sloane mitgetheilten Abbildung des Vogels stehen zu bleiben, und

ohne zu beachten, daß man sehr selten derartige Abbildungen im vergrößerten Maßstabe darstellt, sich buchstäblich an den Text hält, und diesen Vogel als einen sehr kleinen angibt.

IV.

Der bunte cayenner Windfänger.

(Caprimulgus cayenensis. L. L'engoulevent varié de Cayenne. B.)

Alle Vögel dieser Gattung sind bunt; aber dieser hier, Nro. 760, ist es noch mehr, als die andern; auch ist es die gemeinste Art auf der Insel Cayenne. Er hält sich in den Pflanzungen, auf den Wegen, und an andern offenen Orten auf; sitzt er auf der Erde, so läßt er ein schwaches Geschrei hören, das immer von einer zitternden Bewegung der Flügel begleitet wird; es hat Aehnlichkeit mit jenem der Kröte, und wenn es sich bei dem europäischen auch so fände, so würde man mehr Grund gehabt haben, ihm den Namen fliegende Kröte zu geben; der aus Cayenne, von welchem hier die Rede ist, hat noch ein anderes, von dem Bellen eines Hundes nicht sehr verschiedenes Geschrei. Er ist nicht sehr scheu, und fliegt erst fort, wenn man ihm sehr nahe kommt; auch fliegt er nicht weit, ohne sich zu setzen. Sein Kopf hat feine schwarze Streifen auf grauem Grunde mit einigen fuchsrothen Schattirungen; oben auf dem Halse finden sich Streifen von derselben, aber nicht so reinen Farbe; an jeder Seite des Kopfes fünf parallele, auf einem fuchsrothen Grunde schwarz gestreifte Bänder; die Kehle ist weiß, so wie auch der Vorderhals; der Rücken hat auf einem fuchsrothen Grunde schwärzliche Querstreifen. Die Brust und der Bauch sind ebenfalls gestreift, aber nicht so regelmäßig, und mit einigen weißen Flecken besäet; der Unterbauch und die Beine weißlich mit schwarzen Flecken; die kleinen und mittleren Flügelbedeckungen bunt fuchsroth und schwarz, so daß das Fuchsroth auf den kleinen, und das Schwarz auf den mittlern vorherrscht; die großen an der Spitze weiß, wodurch ein Querstreifen von dieser Farbe entsteht; die Schwungfedern schwarz; die fünf ersten auf $^2/_3$ bis $^3/_4$ ihrer Länge weiß gezeichnet; die obern Schwanzbedeckungen, und die beiden mittelsten Steuerfedern auf einem grauen, mit schwarz durchmengten Grunde querüber schwärz-

lich gestreift; die seitlichen Steuerfedern schwarz mit weißem Rande, welcher um so breiter wird, als die Feder mehr nach außen steht; die Iris gelb; der Schnabel schwarz, und die Füße gelblich-braun.

Gesammtlänge ungefähr 7½ Zoll; Schnabel 10 Linien, mit Barthaaren besetzt; Fußwurzel 5 Linien; Schwanz 3½ Zoll, ungefähr 1 Zoll über die Flügel hinausreichend.

V.

Der guianische Windfänger mit spitzen Steuerfedern.

(Caprimulgus acutus. L. L'engoulevent acutipenne de la Guiane. B.)

Dieser Vogel, Nro. 732, unterscheidet sich von der vorigen Art, Tafel 760, nicht allein durch seine relativen Maße, sondern auch durch die Gestalt seiner Steuerfedern, welche spitz sind; auch finden sich in den Farben des Gefieders einige Unterschiede. Dieser hier hat oben auf dem Kopf und dem Halse fuchsbraune und schwarze, aber nicht sehr reine Streifen; die Seiten des Kopfes sind bunt von denselben Farben, jedoch so, daß die fuchsrothe darin vorherrscht; der Rücken ist auf grauem Grunde und der Unterkörper auf fuchsrothem schwarz gestreift; die Flügel sind fast wie bei der vorigen Art; die Steuerfedern haben braune Querstreifen auf blaßem und nach vorne fuchsrothem Grunde, und schwarze Spitzen, vor denen jedoch etwas weiß liegt; der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Man sagt, daß diese Vögel sich bisweilen unter die Fledermäuse mischen, was nicht sehr befremden kann, wenn man bedenkt, daß sie zu denselben Stunden ihren Zufluchtsort verlassen, und auf dieselbe Beute Jagd machen. Vermuthlich muß man auf diesen Vogel beziehen, was Hr. de la Borde von einer kleinen guianischen Art sagt, nämlich sie lege ihre Eier, ebenso wie die Wald- und Turteltauben, in den Monaten October und November, d. h. 2 bis 3 Monate vor der Regenzeit. Bekanntlich ist diese, welche in Guiana gegen den 15. Dezember beginnt, auch in demselben Lande für die meisten Vögel die Brütezeit.

Gesammtlänge: ungefähr 7½ Zoll; Schnabel 7 Linien; Schwanz 3 Zoll, aus 10 gleichen Steuerfedern bestehend, und einige Linien über die Flügel hinausreichend.

VI.

Der graue Windfänger.

(Caprimulgus griseus. L. L'engoulevent gris. B.)

Ich habe in dem Kabinet des Hrn. Mauduit einen cayenner Windfänger gesehen, der viel größer als der vorige war; er hatte mehr Grau in seinem Gefieder, etwas andere Verhältnisse und keine spitzen Steuerfedern. Was die einzelnen Farben betrifft, so unterschied er sich von der vorigen Art dadurch, daß seine Schwungfedern weniger schwarz, und mit hellgrauen Querstreifen versehen waren, daß er ferner auf einem mit Braun untermischten grauen Grunde braun gestreifte Steuerfedern, ohne weiße Flecken auf erstern oder letzteren, und einen oben braunen und unten gelblichen Schnabel hatte.

Gesammtlänge: 13 Zoll; Schnabel 20 Linien; Schwanz 5¼ Zoll, er reicht etwas über die Flügel hinaus.

VII.

Der guianische Montvoyau.

(Caprimulgus guianensis. L. Le montvoyau de la Guiane. B.)

Montvoyau ist das Geschrei dieses Vogels, Nro. 733, dessen drei Silben er deutlich ausspricht, und des Abends in den Gebüschen ziemlich oft wiederholt; es darf nicht befremden, daß dieses Wort sein Name geworden ist. Er nähert sich unserm Windfänger durch den weißen Flecken auf den fünf bis sechs ersten Schwungfedern, deren Farbengrund schwarz ist, und durch einen andern weißen Flecken oder Streifen, der von dem Winkel der Schnabelöffnung ausgeht, sich nach hinten verlängert, und, wie bei der europäischen Art, sich bis unter die Kehle zieht. Er hat auch im Allgemeinen mehr Falb und Fuchsroth in seinem Gefieder, das fast überall bunt von diesen beiden Farben ist; aber sie nehmen verschiedene Schattirungen an, und sind auf den einzelnen Theilen verschieden gemischt; auf dem untern Theil des Körpers und auf den mittleren Schwungfedern nach Querstreifen, oben auf dem Kopf

und dem Halse in länglichen Bändern, oben auf dem Rücken in schiefgehenden Streifen; endlich auf dem übrigen Oberkörper, wo das Falb eine graue Schattirung annimmt, in unregelmäßigen Flecken.

Gesammtlänge: 9 Zoll; Schnabel $9^1/_2$ Linie, von Barthaaren umgeben; Fußwurzel nackt; mittlerer Nagel auf seiner äußern Seite ausgezahnt; Schwanz 3 Zoll, reicht 1 Zoll über die Flügel hinaus.

VIII.

Der fuchsrothe cayenner Windfänger.

(Caprimulgus rufus. L. L'engoulevent roux de Cayenne. B.)

Schwärzlich durchmengtes Fuchsroth bildet fast den ganzen Farbengrund dieses Vogels, Nro. 735; ein mehr oder minder dunkles Schwarz ist fast sein ganzer Schmuck; dieses Schwarz zieht sich in der Länge nach laufenden, schiefen und unregelmäßigen Streifen über den Kopf und den Oberkörper; es bildet feine und regelmäßige Querstreifen auf der Kehle, die etwas breiter am Vorderhals, dem Unterkörper und den Beinen, noch etwas breiter auf den obern Bedeckungen und dem innern Rande des Flügels nahe an der Spitze, endlich am breitesten auf den Steuerfedern sind. Einige weiße Flecken sind über den Körper hier und da, sowohl oben als unten, hingestreut. Im Allgemeinen herrscht das Schwärzliche oben auf dem Bauche vor, das Fuchsrothe unten auf dem Bauch, und mehr noch auf den untern Schwanzbedeckungen. Der mittlere Theil der großen Schwungfedern hat kleine, abwechselnd fuchsrothe und schwarze Vierecke, die fast so regelmäßig wie die Felder eines Schachbretts sind; die Iris ist gelb; der Schnabel hellbraun und die Füße sind rostfarbig.

Gesammtlänge $10^1/_2$ Zoll; Schnabel 21 Linien; Schwanz $4^2/_3$ Zoll, 6 Linien über die Flügel hinausreichend.

Ich sah bei Hrn. Mauduit einen luisianischen Windfänger von demselben Wuchs wie dieser hier, und ihm sehr ähnlich, nur lagen die Querstreifen auf dem Halse weiter auseinander, und das Fuchsroth wurde dort heller, wodurch sich eine Art von Halsband zeichnete; der Schnabel war an der Spitze schwarz, und an der Basis gelblich.

Gesammtlänge: 11 Zoll; Schnabel 2 Zoll, mit acht bis zehn sehr steifen, nach vorn zu liegenden Barthaaren eingefaßt; Schwanz 5 Zoll, nur wenig über die Flügel hinausreichend.

Die Schwalben. [1])

(Les hirondelles. B)

Man hat gesehen, daß die Windfänger so zu sagen Nachtschwalben sind, und sich von den ächten Schwalben nur durch die zu große Empfindlichkeit ihrer Augen, welche sie zu Nachtvögeln macht, und durch den Einfluß, den dieses erste Gebrechen auf ihre Gewohnheiten und ihre Körperbildung hat haben können, wesentlich unterscheiden. Die Schwalben haben in der That, wie ich bereits bemerkte, viele Züge der Aehnlichkeit mit jenen Vögeln. Alle haben kurze Füße und lange Flügel, einen breiten Schnabel und einen breiten Schlund, einen abgeflachten Kopf und fast keinen Hals; alle leben von Insekten, welche sie im Fluge erhaschen; aber sie haben keinen Bart um den Schnabel, und der Nagel der mittleren Zehe ist nicht ausgezahnt; ihr Schwanz hat zwei Steuerfedern mehr, und er ist bei den meisten Arten gabelförmig; ich sage bei den meisten, da man Schwalben mit eckigen Schwänzen kennt, z. B. die von Martinique, und ich kann kaum begreifen, wie ein berühmter Ornithologe, der den Gabelschwanz als das Unterscheidungsmerkmal aufgestellt hatte, welches die Gattung der Windfänger trennt, so weit von seiner Methode hat abweichen können, daß er jenen Vogel mit eckigem Schwanz von Martinique, der nach diesem System ein wahrer Windfänger war, zu der Gattung der Schwalben zog. Wie dem aber auch sey, indem ich mich hier besonders an die auffallendsten Unterschiede halte, welche sich zwischen diesen beiden Vogelgattungen finden, bemerke ich zuvörderst, daß im Allgemeinen die Schwalben bei weitem nicht so groß sind, als die Windfänger; die größte der erstern ist kaum größer als der kleinste der letztern, und sie ist 2 bis 3mal kleiner als der größte Windfänger.

---

[1]) In Guinea heißen die Tagschwalben, die man von den Nachtschwalben, d. h. den Windfängern, recht gut zu unterscheiden weiß, Lele atterenna. In Guiana nennt man sie in der gariponischen Sprache Papayes.

Ich bemerke zweitens, daß, obgleich die Farben der Schwalbe fast dieselben sind wie jene der Windfänger, und sich auf Schwarz, Braun, Grau, Weiß und Fuchsroth beschränken, dennoch ihr Gefieder ganz verschieden ist, nicht allein weil diese Farben in größeren, nicht so vermengten und sauberer gegeneinander abstechenden Massen vertheilt sind, sondern auch, weil sie schillern, und durch das Spiel der vielfältigen Widerscheine, die man darauf bei jeder Bewegung des Auges oder des Gegenstandes abwechselnd glänzen und verschwinden sieht, sich vervielfältigen.

3) Obgleich diese beiden Vögelgattungen sich von geflügelten Insekten ernähren, welche sie im Fluge erhaschen, so hat doch jede ihre besondere und ziemlich verschiedene Weise, sich ihrer zu bemächtigen. Die Windfänger fliegen ihnen, wie ich bereits berichtete, entgegen, indem sie ihre breite Kehle öffnen, und die Nachtfalter, die hinein gerathen, finden sich an einer Art von Leim, klebrigem Speichel, womit das Innere des Schnabels überzogen ist, festgehalten, wogegen unsere Schwalben den Mund nur öffnen, um die Insekten zu fangen, und ihn so hastig wieder schließen, daß daraus eine Art von Geklapper entsteht. Wir werden noch andere Unterschiede in dieser Beziehung zwischen mehren Schwalbenarten finden, wenn wir uns mit der besondern Naturbeschreibung eines jeden dieser Vögel beschäftigen.

4) Die Schwalben haben geselligere Sitten, als die Windfänger; sie vereinigen sich oft in zahlreichen Schaaren, und scheinen selbst unter gewissen Umständen die Pflichten der Gesellschaft zu erfüllen, und sich gegenseitig Beistand zu leisten, z. B. bei dem Bau des Nestes.

5) Die meisten bauen dieses Nest mit großer Sorgfalt, und wenn einige Arten in Mauerlöchern oder in Löchern legen, welche sie in der Erde auszuhöhlen verstehen, so machen und wählen sie dieselben tief genug, damit ihre Jungen, wenn sie ausschlüpfen, dort in Sicherheit seyen, und sie bringen alles hinein, was nöthig ist, damit sie zugleich weich, warm und bequem darin sich befinden.

6) Der Flug der Schwalbe unterscheidet sich von jenem des Windfängers in zwei Hauptpunkten. Er wird nicht von jenem dumpfen Gesumse begleitet, dessen ich in der Naturgeschichte dieses letztern Vogels erwähnte; und dies kommt da-

her, weil sie nicht, wie er, mit offenem Schnabel fliegt. Zweitens, obwohl sie keine viel längere oder stärkere, und folglich zur Bewegung nicht mehr geeignete Flügel zu haben scheint, so ist ihr Flug dennoch viel kühner, leichter, geradliniger, weil sie ein viel besseres Gesicht hat, und ihr dieses einen großen Vortheil zur Entwickelung der vollen Kraft ihrer Flügel gewährt; [1]) auch ist ihr Flug der natürliche, ich möchte fast sagen ihr nothwendiger Zustand, sie ißt im Fluge, trinkt im Fluge, badet sich im Fluge, und gibt selbst bisweilen ihren Jungen im Fluge zu fressen. Ihr Gang ist vielleicht nicht so schnell als jener des Falken, aber leichter und freier; dieser bewegt sich mit Anstrengung, jene mit Leichtigkeit; sie fühlt, daß die Luft ihr Gebiet ist; sie durchzieht es in allen Richtungen, und spricht das Vergnügen dieses Genusses durch kleines, munteres Geschrei aus. Bald stellt sie den flatternden Insekten nach, und folgt mit geschmeidiger Behendigkeit ihrer schiefen und gekrümmten Spur, oder verläßt auch eine Beute, um der andern nachzujagen, und erschnappt im Vorbeifliegen eine dritte; bald streift sie leicht über die Oberfläche der Erde und des Wassers hin, um diejenigen zu ergreifen, welche der Regen oder die Kühle dort versammelt; bald entgeht sie selbst dem Ungestüm des Raubvogels durch die schnelle Gewandtheit ihrer Bewegungen; stets Herrin ihres Fluges, in seiner größten Schnelligkeit, verändert sie jeden Augenblick dessen Richtung; sie scheint mitten in den Lüften ein bewegliches und flüchtiges Labyrinth zu beschreiben, dessen Wege sich durchkreuzen, sich verschlingen, sich entfernen und nähern, sich berühren, sich meiden, steigen, sich senken, sich verlieren und wieder erscheinen, um sich von neuem zu durchkreuzen und auf tausenderlei Weisen zu verwirren, und deren Plan, zu verwickelt, um durch die Kunst des Zeichnens den Augen vorgelegt zu werden, kaum der Einbildungskraft durch den Pinsel des Wortes angedeutet werden kann.

7) Die Schwalben scheinen nicht dem einen Kontinent mehr anzugehören, als dem andern, und ihre Arten sind fast in gleicher Anzahl durch die alte und die neue Welt verbrei-

---

[1]) Dieses Beispiel ist eine Bestätigung zu so vielen andern für die Richtigkeit der Ansichten des Hrn. v. Büffon über diesen Gegenstand. S. den 1sten Bd. dies. Naturg. d. Vögel.

tet. Die unsrigen finden sich in Norwegen und in Japan, auf den Küsten von Egypten, jenen Guinea's und am Vorgebirge der guten Hoffnung. Welches Land könnte auch Vögeln unzugänglich seyn, die so gut fliegen und mit so viel Leichtigkeit reisen? Sie bleiben jedoch selten das ganze Jahr über in demselben Klima. Die unsern verweilen nur bei uns während der schönen Jahreszeit; sie erscheinen zuerst gegen die Frühlingsnachtgleiche und verschwinden bald nach der Herbstnachtgleiche. Aristoteles, der in Griechenland schrieb, und Plinius, der ihn in Italien abschrieb, sagen, die Schwalben zögen nach wärmern Ländern, um dort den Winter zuzubringen, wenn diese Gegenden nicht sehr entfernt sehen; befänden sie sich aber in großer Entfernung von jenen gemäßigten Klimaten, so blieben sie während des Winters in ihrem Heimathlande, und beobachteten nur die Vorsicht, sich in gut gelegenen Bergschluchten zu verbergen. Aristoteles fügt hinzu, man habe ihrer viele gefunden, die sich so versteckt, und nicht eine einzige Feder auf dem Körper behalten hätten. Die Meinung, durch große Autoritäten beglaubigt, auf Thatsachen begründet, war zur Volksmeinung geworden, so daß die Dichter Stoff zur Vergleichung daraus entnahmen; einige neuere Beobachtungen scheinen sie sogar zu bestätigen; [1]) und hätte man sich hieran gehalten, so wäre sie nur zu beschränken gewesen, um sie auf die Wahrheit zurückzuführen; aber ein Bischof von Upsala, Namens Olaus Magnus, und ein Jesuit, Namens Kircher, haben, indem sie dasjenige noch überboten, was Aristoteles schon zu allgemein aufgestellt hatte, behauptet, in den nördlichen Ländern zögen die Fischer oft in ihren Netzen mit den Fischen Haufen zusammengeknäuelter Schwalben heraus, die sich Schnabel an Schnabel, Füße an Füße, Flügel an Flügel zusammengeklemmt hielten; in geheizte Stuben gebracht, erwachten diese Vögel ziemlich schnell zu neuem Leben, aber um bald darauf zu sterben; [2]) und nur jene blieben nach ihrem

[1]) Albert, Augustin Nyphus, Kaspar Heldelin und einige andere haben versichert, man habe mehre mal während des Winters in Deutschland erstarrte Schwalben in hohlen Bäumen und selbst in ihren Nestern gefunden, was nicht ganz unmöglich ist.

[2]) Siehe die „Geschichte der nördlichen Völker," ein Werk ohne Kritik, worin es dem Verfasser gefallen hat, mehr Wunderbares als Wahrheiten aufzuhäufen. Uebrigens verleihet der Abbe Prevot

Wiedererwachen am Leben, welche, zu seiner Zeit den Einfluß der schönen Jahreszeit fühlend, allmälig aus der Erstarrung zu sich kämen, nach und nach den Grund der Seen verließen, sich über das Wasser erhöben, und endlich durch die Natur und mit allen Abstufungen ihrem wahren Element zurückgegeben würden. Dieser Umstand, oder vielmehr diese Behauptung ist wiederholt, verschönert, mit mehr oder minder außerordentlichen Nebenumständen ausgestattet worden; und als ob es am Wunderbaren gefehlt hätte, hat man hinzugefügt, diese Vögel stürzten gegen den Anfang des Herbstes haufenweise in die Brunnen und Cisternen. Ich will nicht in Abrede stellen, daß eine große Anzahl von Schriftstellern, und andere durch ihren Charakter oder Rang empfehlenswerthe Personen an diese Erscheinung geglaubt haben. Herr Linne selbst hat es für gut gehalten, ihr eine Art von Bestätigung zu geben, indem er sie mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität unterstützte; nur hat er sie auf die Fenster- und die Rauchschwalben eingeschränkt, statt sie, wie es natürlicher gewesen wäre, auf die Uferschwalben zu beschränken; andererseits ist die Zahl der Naturforscher, die nicht daran glaubten, eben so beträchtlich; und käme es nur darauf an, die Meinungen zu zälen, oder zu wägen, so würden sie leicht der Bejahungspartei das Gegengewicht halten; aber meiner Ansicht nach ist die Kraft ihrer Beweise gegen sie sehr überlegen. Ich weiß wohl, daß es bisweilen nicht statthaft ist, nach demjenigen, was wir die allgemeinen Gesetze der Natur nennen, eine besondere Thatsache zu beurtheilen; daß diese Gesetze, welche nur Ergebnisse der Thatsachen sind, nur dann wirklich ihren Namen verdienen, wenn sie allen Thatsachen entsprechen; aber es fehlt noch viel daran, daß ich den Aufenthalt der Schwalben unter dem Wasser für eine Thatsache halte. Folgendes sind meine Gründe: die meisten von denen, welche diese angebliche Thatsache behaupten, namentlich Hevelius und Schöffel, welche durch die königliche Gesellschaft in London beauftragt

---

die Ehre dieser schönen Entdeckung des Untertauchens der Schwalben einem andern Bischof, dem Verfasser des Lebens des Kardinal Commendon, welche Biographie jedoch erst nach dem im Jahre 1584 erfolgten Tode dieses Kardinals erschienen seyn kann, und die „Geschichte der nördlichen Völker" von Olaus war schon im Jahr 1555 in Rom erschienen.

waren, die Wahrheit zu ermitteln, berufen sich nur auf unbestimmtes Hörensagen, [1]) und berichten nur nach einer verdächtigen Ueberlieferung, zu welcher die Erzählung von Olaus Veranlassung gegeben haben kann, oder die vielleicht seit der Zeit dieses Schriftstellers in Umlauf gekommen, und der einzige Grund seiner Meinung seyn mochte. Selbst diejenigen, welche selbst gesehen haben wollen, wie Ettmüller, Walerius und einige andere, [2]) wiederholen nur des Olaus Worte, ohne sich die Beobachtung durch eine jener erörternden Bemerkungen eigen zu machen, welche Zutrauen einflößen, und dem Bericht Wahrscheinlichkeit verleihen.

Wenn es wahr wäre, daß alle Schwalben eines bewohnten Landes sich regelmäßig jedes Jahr im Monat October in das Wasser oder den Schlamm stürzten, und jährlich im April wieder hervorkämen, so würde man häufig Gelegenheit gehabt haben, sie zu beobachten; es sey in dem Augenblick ihres Untertauchens oder in dem noch viel interessantern ihres Emportauchens, oder während ihres langen Schlafes unter dem Wasser. Es würden nothwendigerweise eben so viele offenkundige Thatsachen vorliegen, die von vielen Personen jedes Standes, Fischern, Jägern, Landleuten, Reisenden, Hirten, Matrosen ꝛc. gesehen und wieder gesehen worden wären, und an denen man nicht zweifeln könnte. Man zweifelt nicht, daß die Murmelthiere, die Siebenschläfer und die Stachelschweine den Winter über erstarrt in ihren Löchern schlafen; man zweifelt nicht, daß die Fledermäuse diese schlechte Jahreszeit in demselben Zustande der Erstarrung, angekrallt an die Decken der

---

[1]) Siehe die „philosophischen Abhandlungen" Nro. 10, und man wird beurtheilen, ob man berechtigt, zu sagen, die königliche Gesellschaft habe die Wahrheit der Thatsache ermittelt, wie die Journalisten von Trevoux, der Abbe Pluche und einige andere behauptet haben.

[2]) Chambers beruft sich auf den Doctor Colas, der 16 Schwalben aus dem See Sameroth, 30 Stück aus dem großen königlichen Teich in Rosmeilen hervorziehen, und zwei andere in Schlederten in dem Augenblick gesehen haben will, als sie aus dem Wasser kamen. Er fügt hinzu, sie seyen feucht und schwach gewesen, und er habe wirklich beobachtet, daß die Vögel gewöhnlich sehr schwach sind, wenn sie zuerst im Lande erscheinen; aber dies steht mit der täglichen Beobachtung im Widerspruch. Ueberdem gibt der Doctor Colas weder die Arten an, deren er erwähnt, noch das Datum seiner Beobachtungen, noch die Umstände ꝛc.

unterirdischen Höhlen, und in ihre Flügel, wie in einen Mantel eingehüllt, zubringen; aber man zweifelt daran, daß die Schwalben 6 Monate lang ohne zu athmen leben, oder während 6 Monaten unter dem Wasser athmen; man zweifelt daran, nicht allein, weil die Sache dem Wunderbaren ähnlich sieht, sondern auch, weil er keine einzige wahre oder falsche Beobachtung über das Emporsteigen der Schwalben aus dem Wasser gibt, [1]) obwohl dieses, wenn es wahr wäre, stattfinden müßte, und zwar in jener Jahreszeit, in welcher man sich am meisten mit den Seen und dem Fischfang in ihnen beschäftigt; [2]) endlich zweifelt man daran, selbst an den Ufern der Ostsee. Der Doctor Halmann, ein Russe, und Herr Browne, ein Norweger, haben, als sie sich in Florenz befanden, dem Verfasser der italienischen Ornithologie mitgetheilt, in ihren respektiven Ländern erschienen und verschwänden die Schwalben fast zu derselben Zeit wie in Italien, und ihr angeblicher Aufenthalt unter dem Wasser während des Winters sey eine Fabel, die nur unter dem Volk Glauben finde.

Hr. Tesdorf von Lübeck, ein Mann, der mit sehr ausgedehnten und mannigfaltigen Kenntnissen viel Philosophie verbindet, hat dem Hrn. Grafen v. Büffon berichtet, daß er ohnerachtet aller Mühe, die er sich seit 40 Jahren gegeben, noch nicht habe eine einzige Schwalbe aus dem Wasser ziehen sehen.

Hr. Klein, der sich so sehr bemüht hat, dem Unter- und Emportauchen der Schwalben Glauben zu verschaffen, gesteht selbst ein, daß er nie so glücklich gewesen sey, sie auf der That zu betreffen.

Hr. Hermann, ein geschickter Professor der Naturbeschreibung in Strasburg, der sich zu der Meinung des Hrn. Klein hinzuneigen scheint, aber die Wahrheit über alles liebt, macht mir in seinen Briefen dasselbe Geständniß; er hat sehen wollen, und hat nichts gesehen.

Zwei andere, ganz zutrauenswürdige Beobachter, Hr. Hebert und der Vicomte von Querhoent versichern mir, daß sie

---

[1]) Ich weiß wohl, daß Hr. Heerkens in seinem Gedicht „hirundo" in lateinischen Versen dieses Emportauchen beschrieben hat, aber es kann hier von poetischen Beschreibungen nicht die Rede seyn.

[2]) In den Landschaften von Nivernois, Morvan, Lothringen und mehren andern Provinzen, in denen sich viele Teiche und Seen finden, weiß das Volk nichts von dem Untertauchen der Schwalben.

das angebliche Untertauchen der Schwalben vom Hörensagen kennen, und nie selbst etwas wahrgenommen, was es bestätigen könnte.

Der Doctor Lottinger, der das Treiben der Vögel sehr beobachtet hat, und nicht immer meiner Ansicht beistimmt, sieht dieses Untertauchen für eine grundlose paradoxe Behauptung an.

Man weiß, daß in Deutschland Jedem, der während des Winters von diesen unter dem Wasser gefundenen Schwalben bringen würde, versprochen worden ist, sie mit eben so viel Silber, dem Gewicht nach, zu bezahlen, und daß nicht eine einzige gebracht worden ist.

Mehre Personen, Gelehrte, Staatsbeamte, große Herren, [1]) welche an diese seltsame Erscheinung glaubten, und es sich angelegen seyn ließen, ihr Glauben zu verschaffen, haben oft versprochen, Haufen dieser während des Winters geschickten Schwalben zu schicken, und haben nichts geschickt.

Hr. Klein bringt Zeugnisse vor, aber fast alle nur durch eine und dieselbe Person unterzeichnet, die einer einzigen Thatsache erwähnt, welche sich lange zuvor, oder als sie noch ein Kind war, zugetragen, oder von einer Thatsache, von der sie nur durch Hörensagen weiß; Zeugnisse, wodurch selbst eingestanden wird, daß dieses Schwalbenfischen ein sehr seltener Fall ist, während es im Gegentheil sehr häufig vorkommen müßte; Zeugnisse, denen jene belehrenden und bezeichnenden Umstände fehlen, die gewöhnlich einen Originalbericht begleiten; Zeugnisse endlich, die ganz nach dem Text des Olaüs abgefaßt scheinen; hier entspringt die Ungewißheit aus den Beweisen selbst, und wird zur Widerlegung des Irrthums, den ich bekämpfe; es ist der Fall, in welchem man sagen kann: die Thatsache ist unsicher, folglich ist sie falsch. [2])

Es ist jedoch nicht genug, Beweise, mit denen man jene paradoxe Behauptung unterstützen wollte, auf ihren wahren

---

[1]) Ein Großmarschall von Polen und ein sardinischer Gesandter hatten ihrer dem Hrn. v. Reaumur; der Hr. Gouverneur von R... und viele andere hatten ihrer dem Hrn. v. Büffon versprochen.

[2]) Die periodischen Blätter haben auch der Hypothese des Hrn. Klein günstige Beobachtungen mitgetheilt; aber man darf nur einen Blick auf diese Beobachtungen werfen, um sich zu überzeugen, wie unvollständig und wenig entsprechend sie sind.

Werth zurückgeführt zu haben; man muß außerdem darlegen, daß sie den bekannten Gesetzen des thierischen Mechanismus widerstrebt. Wenn einmal ein vierfüßiges Thier oder ein Vogel zu athmen angefangen hat, und das ovale Loch, welches in dem Foetus die Verbindung der beiden Herzkammern bildete, geschlossen ist, so kann dieser Vogel, oder dieses vierfüßige Thier, nicht zu athmen aufhören, ohne daß es aufhört zu leben, und gewiß kann es nicht unter dem Wasser athmen. Man mache den Versuch, oder vielmehr man wiederhole ihn, denn er ist schon angestellt worden; [1]) man halte eine Schwalbe 14 Tage lang unter dem Wasser mit allen Vorsichtsmaßregeln, die man angegeben hat, wie daß man ihr den Kopf und die Flügel oder einige Grashalme in den Schnabel stecke ꝛc.; man halte sie nur in einer Eisgrube verschlossen, wie Hr. v. Büffon gethan, sie wird nicht erstarren, sondern sterben, sowohl in der Eisgrube, wie Hr. v. Büffon sich dessen versichert hat, als noch viel sicherer, wenn man sie unters Wasser tauchte; sie wird darin eines wirklichen Todes sterben, ohne daß alle Mittel, deren man sich mit Erfolg gegen den Scheintod vor kurzem ertrunkener Thiere bediente, etwas anschlagen. Wie dürfte man sich nun die Voraussetzung erlauben, daß dieselben Vögel 6 Monate lang in einem Athem unter dem Wasser leben können? Ich weiß wohl, daß man behauptet, dieses sey gewissen Thieren möglich; will man aber, wie Hr. Klein gethan, die Schwalben mit den Insekten, [2]) den Fröschen und den Fischen vergleichen, deren innere Organisation so verschieden ist? Will man sich sogar auf das Beispiel der Murmelthiere, Siebenschläfer, Stachelschweine und Fledermäuse berufen, deren wir eben gedachten, und daraus, daß diese Thiere den Winter hindurch

---

[1]) Siehe die italienische Ornithologie. Die Verfasser versichern ausdrücklich, daß alle Schwalben, die man grade in der Zeit ihres Verschwindens unter das Wasser getaucht hat, nach einigen Minuten darin starben; und obgleich diese seit kurzem ertrunkenen Schwalben durch das Verfahren, welches ich weiter unten angeben werde, wieder zum Leben hätten gebracht werden können, so ist es dennoch mehr als wahrscheinlich, daß, wenn sie mehre Tage nacheinander unter Wasser blieben, (um so mehr, wenn mehre Wochen und Monate) sie nicht mehr zu beleben seyn würden.

[2]) Die Raupen kommen, wie Hr. Reaumur versichert hat, nach einer gewissen Zeit im Wasser um, und wahrscheinlich verhält es sich eben so mit den andern Insekten, welche Luftröhren haben.

erstärrt schlafen, den Schluß ziehen, die Schwalben könnten ebenfalls diese Jahreszeit in einem fast ähnlichen Zustande der Erstarrung zubringen? Abgesehen jedoch von dem Nahrungsstoff, den diese vierfüßigen Thiere in sich selbst an dem reichlichen Fett finden, womit sie gegen das Ende des Herbstes versehen sind, wo es der Schwalbe fehlt; abgesehen ferner von ihrer geringeren Wärme, die Hr. v. Büffon untersucht hat, und worin sie sich ebenfalls von der Schwalbe unterscheiden; [1]) ohne mich darauf zu berufen, daß sie oft in ihren Löchern umkommen, und aus dem Zustande der Erstarrung in den des Todes übergehen, wenn die Winter etwas lang sind; noch darauf, daß die Stachelschweine auch am Senegal erstarren, wo der Winter wärmer ist, als unser wärmster Sommer, und wo bekanntlich unsere Schwalben nicht erstarren; begnüge ich mich mit der Bemerkung, daß diese vierfüßigen Thiere sich in der Luft, und nicht unter dem Wasser befinden, daß sie, obschon erstarrt, dennoch fortathmen; daß der Umlauf ihres Blutes und ihrer Säfte dennoch seinen Fortgang findet, wenn auch viel langsamer; er findet sogar, den Beobachtungen Vallisnieris zufolge noch bei den Fröschen statt, die den Winter im Grunde der Sümpfe zubringen, aber der Blutumlauf wird bei diesen Amphibien durch einen Mechanismus bewirkt, der sehr verschieden von jenem ist, welchen man bei den vierfüßigen Thieren oder den Vögeln beobachtet; [2]) und es ist jeder

[1]) Der Doktor Martine hat die Wärme der Vögel, und namentlich die der Schwalben, 2 bis 3 Grad stärker gefunden, als die der warmblütigsten vierfüßigen Thiere.

[2]) Der Blutumlauf bei den vierfüßigen Thieren und Vögeln ist nichts anders als die fortwährende Bewegung dieser Flüssigkeit, welche in Folge der Zusammenziehung des Herzens aus dessen rechter Kammer durch die Lungenpulsader in die Lungen übergeht; von dort durch die Lungenblutader in die linke Kammer zurückkehrt, um aus derselben, die auch ihre Zusammenziehung hat, durch den Stamm der großen Pulsader und ihre Aeste in den übrigen Körper zu gehen; dann durch die Aeste der Blutadern in ihren gemeinsamen Stamm, die Hohlader, und endlich in die rechte Herzkammer zurückzukehren, von wo es seinen Lauf in derselben Art wieder beginnt. Aus demselben Mechanismus geht hervor, daß bei den vierfüßigen Thieren und den Vögeln das Athmen nothwendig ist, um dem Blut den Weg nach der Brust zu öffnen, und folglich nothwendig für den Blutumlauf; statt daß bei den Amphibien, weil das Herz nur eine einzige Kammer oder deren

Erfahrung zuwider, wie ich bereits gesagt habe, daß die in irgend einer Flüssigkeit getauchten Vögel darin zu athmen vermögen, und ihr Blut seine Umlaufsbewegung fortsetzen könne; nun sind aber diese beiden Bewegungen, der Athem und der Blutumlauf wesentlich für das Leben, sind das Leben selbst. Es ist bekannt, daß der Doktor Hook, der einen Hund erdrosselt, und ihm die Rippen, das Zwerchfell, den Herzbeutel und den obern Theil der Luftröhre durchschnitten hat, dieses Thier, so oft er wollte, dadurch, daß er ihm Luft in die Lunge blies, oder einzublasen aufhörte, in das Leben zurückrief, oder es wieder sterben ließ; es ist daher nicht möglich, daß die Schwalben oder Störche, denn auch diese hat man zu den Tauchvögeln gerechnet, sechs Monate lang ohne alle Verbindung mit der äußern Luft unter dem Wasser leben; und um so weniger möglich, als diese Verbindung selbst den Fischen und Frößchen nothwendig ist, wenigstens geht dieses auch aus den Versuchen hervor, die ich an mehren dieser Thiere seit kurzem gemacht habe. . . .

Von zehn Frößchen, die am 2. Februar unter dem Eise gefunden worden waren, setzte ich drei der lebhaftesten in drei gläserne, mit Wasser angefüllte Gefäße, so daß sie, ohne übrigens beengt zu seyn, nicht an die Oberfläche kommen konnten, und ein Theil dieser Oberfläche in unmittelbarer Berührung mit der äußern Luft war; zugleich wurden drei andere Frösche, jeder in ein, halb mit Wasser angefülltes Gefäß geworfen, so daß sie ganz frei an die Oberfläche athmen kommen konnten; die vier übrigen endlich wurden zusammen auf dem Boden eines großen offenen und ganz leeren Gefäßes gesetzt.

Ich hatte zuvor ihr Athmen, sowohl in der Luft als im Wasser beobachtet, und gefunden, daß es sehr unregelmäßig

---

mehre hat, welche, mit einander in Verbindung stehend, nur die Wirkung einer einzigen hervorbringen, die Lungen nicht der ganzen Masse des Blutes zum Durchgange dienen, sondern nur eine hinreichende Menge desselben zu ihrer Nahrung aufnehmen, und folglich ist ihre Bewegung, jene des Athems, zu der Umlaufsbewegung viel weniger nothwendig. Diese Schlußfolge wird durch die Thatsache bestätigt; eine Schildkröte, der man den Stamm der Lungenvenader umbunden hatte, lebte, und ihr Blut setzte 4 Tage lang seinen Umlauf fort, obgleich ihre Lungen offen und an mehren Stellen durchschnitten waren.

erstarrt schlafen, den Schluß ziehen, die Schwalben könnten ebenfalls diese Jahreszeit in einem fast ähnlichen Zustande der Erstarrung zubringen? Abgesehen jedoch von dem Nahrungsstoff, den diese vierfüßigen Thiere in sich selbst an dem reichlichen Fett finden, womit sie gegen das Ende des Herbstes versehen sind, wo es der Schwalbe fehlt; abgesehen ferner von ihrer geringeren Wärme, die Hr. v. Büffon untersucht hat, und worin sie sich ebenfalls von der Schwalbe unterscheiden;[1]) ohne mich darauf zu berufen, daß sie oft in ihren Löchern umkommen, und aus dem Zustande der Erstarrung in den des Todes übergehen, wenn die Winter etwas lang sind; noch darauf, daß die Stachelschweine auch am Senegal erstarren, wo der Winter wärmer ist, als unser wärmster Sommer, und wo bekanntlich unsere Schwalben nicht erstarren; begnüge ich mich mit der Bemerkung, daß diese vierfüßigen Thiere sich in der Luft, und nicht unter dem Wasser befinden, daß sie, obschon erstarrt, dennoch fortathmen; daß der Umlauf ihres Blutes und ihrer Säfte dennoch seinen Fortgang findet, wenn auch viel langsamer; er findet sogar, den Beobachtungen Vallisnieris zufolge noch bei den Fröschen statt, die den Winter im Grunde der Sümpfe zubringen, aber der Blutumlauf wird bei diesen Amphibien durch einen Mechanismus bewirkt, der sehr verschieden von jenem ist, welchen man bei den vierfüßigen Thieren oder den Vögeln beobachtet;[2]) und es ist jeder

[1]) Der Doktor Martine hat die Wärme der Vögel, und namentlich die der Schwalben, 2 bis 3 Grad stärker gefunden, als die der warmblütigsten vierfüßigen Thiere.

[2]) Der Blutumlauf bei den vierfüßigen Thieren und Vögeln ist nichts anders als die fortwährende Bewegung dieser Flüssigkeit, welche in Folge der Zusammenziehung des Herzens aus dessen rechter Kammer durch die Lungenpulsader in die Lungen übergeht; von dort durch die Lungenblutader in die linke Kammer zurückkehrt, um aus derselben, die auch ihre Zusammenziehung hat, durch den Stamm der großen Pulsader und ihre Aeste in den übrigen Körper zu gehen; dann durch die Aeste der Blutadern in ihren gemeinsamen Stamm, die Hohlader, und endlich in die rechte Herzkammer zurückzukehren, von wo es seinen Lauf in derselben Art wieder beginnt. Aus demselben Mechanismus geht hervor, daß bei den vierfüßigen Thieren und den Vögeln das Athmen nothwendig ist, um dem Blut den Weg nach der Brust zu öffnen, und folglich nothwendig für den Blutumlauf; statt daß bei den Amphibien, weil das Herz nur eine einzige Kammer oder deren

Erfahrung zuwider, wie ich bereits gesagt habe, daß die in irgend einer Flüssigkeit getauchten Vögel darin zu athmen vermögen, und ihr Blut seine Umlaufsbewegung fortsetzen könne; nun sind aber diese beiden Bewegungen, der Athem und der Blutumlauf wesentlich für das Leben, sind das Leben selbst. Es ist bekannt, daß der Doktor Hook, der einen Hund erdrosselt, und ihm die Rippen, das Zwerchfell, den Herzbeutel und den obern Theil der Luftröhre durchschnitten hat, dieses Thier, so oft er wollte, dadurch, daß er ihm Luft in die Lunge blies, oder einzublasen aufhörte, in das Leben zurückrief, oder es wieder sterben ließ; es ist daher nicht möglich, daß die Schwalben oder Störche, denn auch diese hat man zu den Tauchvögeln gerechnet, sechs Monate lang ohne alle Verbindung mit der äußern Luft unter dem Wasser leben; und um so weniger möglich, als diese Verbindung selbst den Fischen und Fröschen nothwendig ist, wenigstens geht dieses auch aus den Versuchen hervor, die ich an mehren dieser Thiere seit kurzem gemacht habe. . . .

Von zehn Fröschen, die am 2. Februar unter dem Eise gefunden worden waren, setzte ich drei der lebhaftesten in drei gläserne, mit Wasser angefüllte Gefäße, so daß sie, ohne übrigens beengt zu seyn, nicht an die Oberfläche kommen konnten, und ein Theil dieser Oberfläche in unmittelbarer Berührung mit der äußern Luft war; zugleich wurden drei andere Frösche, jeder in ein, halb mit Wasser angefülltes Gefäß geworfen, so daß sie ganz frei an die Oberfläche athmen kommen konnten; die vier übrigen endlich wurden zusammen auf dem Boden eines großen offenen und ganz leeren Gefäßes gesetzt.

Ich hatte zuvor ihr Athmen, sowohl in der Luft als im Wasser beobachtet, und gefunden, daß es sehr unregelmäßig

---

mehre hat, welche, mit einander in Verbindung stehend, nur die Wirkung einer einzigen hervorbringen, die Lungen nicht der ganzen Masse des Blutes zum Durchgange dienen, sondern nur eine hinreichende Menge desselben zu ihrer Nahrung aufnehmen, und folglich ist ihre Bewegung, jene des Athems, zu der Umlaufsbewegung viel weniger nothwendig. Diese Schlußfolge wird durch die Thatsache bestätigt; eine Schildkröte, der man den Stamm der Lungenpulsader umbunden hatte, lebte, und ihr Blut setzte 4 Tage lang seinen Umlauf fort, obgleich ihre Lungen offen und an mehren Stellen durchschnitten waren.

war, und sie sich, wenn man sie frei im Wasser ließ, oft darüber erhoben, so daß ihre Naslöcher hinausragten und sich in der Luft befanden. Man bemerkte dann in ihrer Kehle eine oscillirende Bewegung, welche einer andern abwechselnden Erweiterungs- und Zusammenziehungsbewegung der Naslöcher ungefähr entsprach. Sobald die Naslöcher unter dem Wasser waren, schlossen sie sich, und die beiden Bewegungen hörten fast plötzlich auf, begannen aber sogleich wieder, wenn die Naslöcher von neuem an die Luft kamen. Zwang man diese Frösche unterzutauchen, so gaben sie deutliche Zeichen der Unbehaglichkeit, und ließen eine Menge Luftblasen aufsteigen. Als man den Becher bis an den Rand füllte, und ihn mit einem Gewicht von 12 Unzen bedeckte, hoben sie dieses in die Höhe, und stürzten es hinab, um Luft zu bekommen. Was die drei Frösche betrifft, die man fortwährend unter dem Wasser hielt, so boten sie alle ihre Kräfte auf, um sich so viel als möglich der Oberfläche zu nähern; und endlich starben sie, einige nach 24 Stunden, andere nach 2 Tagen.[1]) Anders aber gestaltete es sich mit den drei andern, die Luft und Wasser, und mit den vier, die Luft und kein Wasser hatten; von diesen sieben Fröschen sind die vier letzten und einer der ersteren nach Verlauf eines Monats entschlüpft, und die beiden zurückgebliebenen, ein Männchen und ein Weibchen, sind in diesem Augenblick (den 22. April 1779) lebhafter als je, und von dem 6. an hatte das Weibchen ungefähr 1300 Eier gelegt.

Dieselben Versuche mit denselben Vorsichtsmaßregeln an neun kleinen Fischen von sieben verschiedenen Arten angestellt, hatten ähnliche Erfolge; diese sieben Arten waren: Gründlinge, Blicken, Alante, Ellritzen, Kaulbarsche, Füchschen, und eine andere, von welcher ich nur den, in der Gegend, wo ich wohne, üblichen Namen, nämlich Bouziere, kenne. Acht Fische der sechs ersten Arten, die unter dem Wasser gehalten wurden, starben in weniger als 24 Stunden, [2]) während diejenigen,

---

[1]) Es ist nöthig zu bemerken, daß die Frösche ein sehr zähes Leben haben, Monate lang das strengste Fasten aushalten, und mehre Stunden lang noch Bewegung und Leben zeigen, nachdem man ihnen das Herz und die andern Eingeweide aus dem Leibe gerissen.

[2]) Die Blicke starb in 3 Stunden, die beiden kleinen Alante in 6½ Stunde, einer der Gründlinge nach 7 Stunden, der andere nach

die in ähnlichen Flaschen waren, sich aber frei an die Oberfläche des Wassers begeben konnten, ausdauerten, und ihre ganze Lebhaftigkeit behielten. Zwar hat die eine eingeschlossene Bouziere länger gelebt als die sechs andern Arten, aber ich bemerkte, daß das freie Thier dieser Art sich nur selten an die Oberfläche erhob, und es ist zu vermuthen, daß diese Fische mehr als die andern, am Boden der Bäche verweilen, was eine etwas verschiedene Organisation voraussetzen ließe;[1] jedoch muß ich hinzufügen, daß der eingeschlossene Fisch dieser Art sich oft bis zu den Strohhalmen erhob, die ihn verhinderten, über das Wasser zu kommen; daß er von dem zweiten Tage an leidend und unbehaglich war; und daß seitdem das Athmen ihm beschwerlich wurde, und seine Schuppen blaß und weißlich zu werden begannen.[2] Ueberraschender aber wird es scheinen, daß von zwei gleichen Karpfen, derjenige, den ich fortwährend unter dem Wasser gehalten, um ⅓ der Zeit schneller starb, als jener, den ich außer dem Wasser gehalten,[3] obwohl der letztere durch sein Zappeln von einem ungefähr 4 Fuß hohen Kaminsims hinabgefallen war, und bei zwei andern, mit Alanten, welche viel größer als die oben angegebenen waren,

---

12 Stunden, die Ellritz in 7½ Stunde, der Kaulbarsch in 15 Stunden, das Füchschen in 23 Stunden und die Bouziere fast nach Verlauf von 4 Tagen. In der Luft starben dieselben Fische, die Blicken nach 35 bis 44 Minuten, die Bouziere ungefähr nach 44, das Füchschen nach 50 bis 52, die Alante nach 50 bis 60, eine der Ellritzen in 2 Stunden 48 Minuten, die andere in 3 Stunden, einer der Gründlinge nach 1 Stunde 49 Minuten, und der andere nach 6 Stunden 22 Minuten; der größte von allen diesen Fischen war zwischen dem Auge und dem Schwanz kaum 20 Linien lang.

[1]) Dieser Fisch war kleiner als eine kleine Blicke; er hatte 7 Flossfedern wie sie, oben auf dem Körper gelbliche Schuppen mit brauner Einfassung, und unten perlmutterfarbige.

[2]) Dieses findet überhaupt bei allen Fischen statt, die man unter dem Wasser sterben läßt; noch viel auffallender aber sind die so merkwürdigen Farbenveränderungen, die ein sterbender Fisch erleidet, den früher die Römer unter dem Namen mullus kannten, und welches Schauspiel einen Theil des Luxus und der Tafelfreuden derer ausmachte, die man damals proceres gulae nannte.

[3]) Der erste hat 18 Stunden unter dem Wasser, und der zweite fast 27 Stunden in der Luft gelebt.

angestellten vergleichenden Versuchen, lebten die in der Luft gehaltenen länger, und einige noch einmal so lange, als die unter dem Wasser gehaltenen.[1])

Ich habe gesagt, die Frösche, an denen ich meine Untersuchungen anstellte, seyen unter dem Eise gefunden worden, und da es möglich wäre, daß dieser Umstand einige Personen zu glauben veranlaßte, die Frösche könnten lange unter dem Wasser und ohne Luft leben, so glaube ich hinzufügen zu müssen, daß diejenigen, die unter dem Eise leben, nicht aller Luft entbehren, da bekanntlich das Wasser, während es sich mit Eis belegt, eine große Menge Luft entbindet, die sich nothwendiger Weise zwischen dem Wasser und dem Eis ansammelt, und welche die Frösche wohl zu finden wissen.

Wenn es also durch die obigen Versuche erwiesen ist, daß die Frösche und Fische der Luft nicht entbehren können; wenn es sich durch die allgemeine Beobachtung aller Länder herausstellt, daß keine Amphibie, sey sie groß oder klein, bestehen kann, ohne wenigstens von Zeit zu Zeit, und jedes nach seiner Weise, Luft einzuathmen;[2]) wie soll man da glauben können,

---

[1]) Von den beiden Alanten, die man außer dem Wasser in einem ungeheizten Zimmer bei 7 Grad über 0 auf dem Thermometer, sterben ließ, war der eine 1 Fuß lang, wog 33 Unzen, und lebte 8 Stunden; der andere etwas über 9½ Zoll lang, wog 17 Unzen, und lebte 4 Stunden 17 Minuten, während 2 Fische derselben Art unter dem Wasser, der eine nur 3 Stunden 56 Minuten und der andere 3¼ Stunden, gelebt haben. Mit den Füchschen aber verhält es sich anders, denn das größte, welches 5 Zoll 8 Linien lang war, lebte nur 3 Stunden in der Luft, und das andere, 4 Zoll 9 Linien lang lebte 3¾ Stunden unter dem Wasser. Im Verlauf dieser Beobachtungen glaubte ich zu bemerken, daß der Todeskampf jedes Fisches durch das Aufhören der regelmäßigen Bewegung der Kiefer, und durch eine periodische Zuckung in diesem Organ, welche zwei- bis dreimal in einer Viertelstunde wiederkehrte, sich kund gab; der große Alant hatte ihrer 13 in 77 Minuten, und es schien mir, als habe die letzte den Augenblick des Todes bezeichnet; an einigen der kleinern wurde dieser Augenblick durch ein Zucken in den Bauchflossen angezeigt; bei den meisten aber wurde unter allen äußern und regelmäßigen Bewegungen jene des Unterkiefers am längsten fortgesetzt.

[2]) Man weiß, daß die Biber, Schildkröten, Salamander, Eidechsen, Krokodille, Flußpferde und Wallfische, eben so wie die Frösche, oft an die Oberfläche des Wassers kommen, um Luft zu schöpfen; selbst die Muschelthiere, die unter allen Thierarten am meisten

daß Vögel deren gänzlichen Mangel während einer beträchtlichen Zeit ertragen können? Wie voraussetzen, daß die Schwalben, diese Töchter der Luft, welche organisirt zu seyn scheinen, um fortwährend in diesem elastischen und leichten Fluido zu schweben, oder wenigstens es stets einzuathmen, sechs Monate lang ohne Luft leben können?

Ich würde ohne Zweifel mehr als irgend Jemand ein Recht haben, diese paradoxe Behauptung zuzulassen, da ich Gelegenheit gehabt, eine bis jetzt vielleicht einzige Erfahrung zu machen, die ihre Bestätigung anzudeuten scheint. Am 3ten September um 11 Uhr Morgens hatte ich ein ganzes Nest Fensterschwalben, aus dem Vater, der Mutter und flüggen Jungen bestehend, in einen Käfig eingeschlossen. Als ich 4 bis 5 Stunden darauf in das Zimmer, wo der Käfig stand, zurückkehrte, bemerkte ich, daß der Vater nicht mehr darin war, und erst, nachdem ich eine halbe Stunde lang gesucht, fand ich ihn; er war in einen großen Wassertopf gefallen und ertrunken; ich erkannte an ihm alle Symptome eines scheinbaren Todes, die Augen geschlossen, die Flügel hangend, der ganze Körper steif. Es fiel mir ein, ihn in das Leben zurückzurufen, wie es mir einst mit ertrunkenen Fliegen gelungen war; ich begrub ihn also um halb fünf Uhr unter warmer Asche, indem ich nur die Oeffnung des Schnabels und die Naslöcher unbedeckt ließ; er lag auf dem Bauch; bald äußerte er eine merkliche Bewegung des Athmens, wodurch sich die Lage Asche, die seinen Rücken bedeckte, theilte; sorgsam fügte ich so viel, als nöthig war, wieder hinzu. Um 7 Uhr war das Athmen deutlicher; der Vogel öffnete von Zeit zu Zeit die Augen, lag aber immer noch auf dem Bauch; um 9 Uhr fand ich ihn auf den Füßen neben seinem kleinen Aschenhaufen; den andern Morgen war er voll Leben; man reichte ihm Brockengemengsel und Insekten; er wies Alles zurück, obgleich er den Abend zuvor nichts gefressen hatte. Ich setzte ihn an ein offenes Fenster, wo er einige Minuten lang blieb, und sich nach allen Seiten umsah; dann schwang er sich unter einem kleinen Freu-

---

dem Wasser angehören, scheinen der Luft zu bedürfen, und erheben sich von Zeit zu Zeit an die Oberfläche des Wassers, um sie einzuathmen, wie z. B. die Teichmuscheln. S. den Aufsatz des Hrn. Mery über diese Muschel.

dengeschrei auf, und nahm seinen Flug nach dem Flusse hin. [1]) Diese Art Wiederauferstehung einer seit 2 bis 3 Stunden ertrunkenen Schwalbe hat mich keineswegs geneigt gemacht, die periodische und allgemeine Wiederauferstehung aller Schwalben, nachdem sie mehre Monate unter dem Wasser zugebracht, für möglich zu halten. Die erste ist eine Erscheinung, woran uns die Fortschritte der neuern Arzneikunde gewöhnt haben, und die sich täglich vor unsern Augen bei Ertrunkenen verwirklicht; die zweite ist meiner Ansicht nach weder wahr noch wahrscheinlich; denn widerstrebt es nicht, abgesehen von dem Gesagten, jeder Wahrscheinlichkeit, daß dieselben Ursachen entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen sollen, daß die Temperatur des Herbstes die Vögel in Erstarrung bringe, und jene des Frühlings sie ins Leben zurückrufe, während der Durchschnittsgrad dieser letztern Temperatur, vom 22. März bis zum 22. April gerechnet, geringer ist, als der mittlere Wärmegrad des Herbstes, vom 22. September bis zum 22. Oktober gerechnet? [2]) Ist es nicht aus demselben Grunde jeder Wahrscheinlichkeit entgegen, daß die verborgene Kraft jener Frühlingswärme, selbst dann, wenn sie kälter und anhaltender kalt ist als gewöhnlich, wie sie es im Jahre 1740 war, dennoch die Schwalben, selbst auf dem Boden der Gewässer, zum Leben zurückrufen sollte, ohne zugleich die Insekten wieder zu erwecken, von denen sie sich ernähren, und die gleichwohl ihrem Einfluß mehr ausgesetzt und empfänglicher dafür sind? [3]) Woher kommt es, daß alsdann die Schwalben nur wieder erwachen, um vor Hunger zu sterben, [4]) anstatt zum zweiten Male zu erstarren, und wieder

---

[1]) Eine glaubwürdige Person hat mich versichert, sie habe auf dieselbe Weise eine ertrunkene Katze wieder ins Leben gebracht.

[2]) Ich habe die mittlere Temperatur dieser beiden Perioden, nach einem die 10 letzten Jahre hindurch geführten Tagebuch meteorologischer Beobachtungen berechnet, und gefunden, daß die mittlere Wärme der Frühlingsperiode sich zu jener des Herbstes verhält, wie 22 zu 29.

[3]) Man weiß, daß, wenn der Winter milde ist, die erstarrten Insekten selbst im Januar und Februar wieder aufleben, und wenn wieder Frost eintritt, von Neuem in Erstarrung gerathen.

[4]) In diesem Jahre 1740 waren die Schwalben angekommen, bevor noch irgend ein beflügeltes Insekt seine, durch die Kälte verzögerte letzte Verwandlung bestanden hatte, und eine große Menge von ihnen kam aus Mangel an Nahrung um; sie fielen todt und

in das Wasser zu tauchen, wie sie thun müßten, wenn dieselben Ursachen immer dieselben Wirkungen hervorbrächten? Ist es nicht jeder Wahrscheinlichkeit zuwider, daß diese Vögel, die man als erstarrt, ohne Bewegung, ohne Athmen annimmt, das Eis durchdringen, welches die Seen zur Zeit des ersten Erscheinens der Schwalben noch bedeckt; und daß im Gegentheil, wenn die Temperatur der Monate Februar und März milde und selbst warm ist, wie sie es im Jahr 1744 [1]) war, sie nicht um einen einzigen Tag die Zeit ihres Erscheinens beschleunigt? Widerstrebt es nicht der Wahrscheinlichkeit, daß, wenn der Herbst warm ist, diese Vögel dennoch zu der bestimmten Zeit erstarren sollen, obgleich man die Kälte als die Ursache jener Erstarrung betrachten will? Ist es endlich nicht jeder Wahrscheinlichkeit zuwider, daß die Schwalben aus dem Norden, die doch von derselben Art sind, wie jene aus dem Süden, so verschiedene Gewohnheiten haben sollen, die eine ganz andere Organisation voraussetzen? Indem ich den bekannten Thatsachen gemäß der Ursache dieses Irrthums des Volks oder der Gelehrten nachforschte, habe ich geglaubt, daß unter der größen Anzahl von Schwalben, die sich während der Nacht in den ersten und letzten Zeiten ihres Aufenthalts auf dem Schilf der Teiche versammeln, und so häufig über dem Wasser flattern, mehre durch mancherlei Zufälle, die man sich leicht denken kann, ertrunken seyn könnten; [2]) daß Fischer einige dieser eben ertrunkenen Schwalben in ihren Netzen gefunden haben, und daß dieselben, in ein geheiztes Zimmer gebracht, vor ihren Augen wieder aufgelebt sind; daß man hieraus zu schnell und viel zu allgemein geschlossen, in einigen Ländern brächten alle Schwalben den Winter unter dem Wasser zu; daß endlich Gelehrte sich auf eine Stelle bei Aristoteles berufen haben

---

sterbend mitten auf die Straßen, und mitten auf's Feld hinab. Dieses beweist, daß die Schwalben kein so sicheres Vorgefühl der Witterung haben, als sonst sehr unterrichtete Personen behaupten wollen.

[1]) Die Witterung war zu dieser Zeit so mild, daß selbst in den nördlichen Ländern die Pflanzen zu treiben angefangen hatten.

[2]) Man findet ihrer bisweilen des Sommers in den kleinen Wasserbehältern und selbst in Sümpfen ertrunken, welches beweist, daß sie sehr leicht ertrinken; aber, ich wiederhole noch einmal, die Hauptfrage ist nicht die, zu wissen, ob sie in das Wasser fallen; sondern ob sie herauskommen, und wie dieses bewerkstelligt wird.

mögen, um diese Gewohnheit nur den Schwalben der nördlichen Gegenden, wegen der Entfernung von den warmen Ländern, wo sie die ihnen zusagende Temperatur und Nahrung finden könnten, beizulegen; als ob eine Entfernung von 4 bis 500 Stunden mehr ein Hinderniß für Vögel wäre, die so leicht fliegen, daß sie an einem Tage bis an 200 Stunden zurücklegen können, und überdem, je mehr sie sich dem Süden nähern, eine immer mildere Temperatur, und immer reichlichere Nahrung finden. Aristoteles glaubte in der That, daß sich die Schwalben und einige andere Vögel verbergen, und er irrte sich hier nur darin, daß er seine Behauptung zu allgemein aufstellte; denn es ist sehr wahr, daß man bisweilen des Winters bei warmem Wetter, Fluß- und Rauchschwalben ꝛc. zum Vorschein kommen sieht; zwei der letztern Art sah man den 27. Dezember 1775 bei einem, von schwachem Regen begleiteten Südwind, den ganzen Tag in den Höfen des Schlosses Mayac in Perigord umherflattern. Ich habe ein mit vielen achtbaren Unterschriften, welche diese Thatsache bezeugen, versehenes Protokoll vor Augen; und diese Thatsache, die in einigen Beziehungen Aristoteles Meinung über das Verbergen der Schwalben bestätigt, stimmt mit demjenigen, was dieser Philosoph hinzufügt, nämlich, sie hätten dann keine Federn, nicht überein. Es läßt sich glauben, daß die am 27. Dezember in Perigord gesehenen Schwalben entweder erwachsene, deren Brütezeit verspätet worden, oder Junge waren, welche, da ihre Flügel noch zu schwach, um mit den andern zu ziehen, zurückgeblieben, und durch eine Reihe glücklicher Zufälle, günstige Witterung, Nahrung und Zufluchtsstätte gefunden hatten. Wahrscheinlich veranlaßten ähnliche, in Griechenland weniger seltene Beispiele als in unserm nördlichen Europa, die Annahme des allgemeinen Verbergens der Schwalben, nicht allein der Fenster- und Rauch- sondern auch der Uferschwalben; denn Hr. Klein behauptet ebenfalls, daß diese letztern den Winter erstarrt in ihren Löchern bleiben, [1]) und man muß gestehen,

[1]) Man fügt die Ratten, Nachtigallen und Grasmücken hinzu; und es scheint, Hr. Klein möchte noch viele andere hinzufügen. Wenn sein System sich verwirklichte, so hätte die Erde nicht Höhlen, die Felsen hätten nicht Löcher genug dazu; außerdem müßte die Thatsache des Verbergens, je allgemeiner man sie annähme, um desto bekannter vorausgesetzt werden.

daß gerade sie mit größerer Wahrscheinlichkeit die Vermuthung erregen könnten, indem sie auf der Insel Malta und selbst in Frankreich ziemlich oft während des Winters erscheinen. Herr von Büffon hatte nicht Gelegenheit gehabt, ihrer in dieser Jahreszeit selbst zu sehen; er hatte nach ihrer Natur dafür gehalten, daß, wenn eine Schwalbenart einer Erstarrung unterworfen wäre, es diese hier seyn müßte. Die Uferschwalben scheuen in der That die Kälte weniger als die andern, da sie sich fast immer an den Bächen und Flüssen aufhalten. Allem Anschein nach haben sie auch kein so warmes Blut; die Löcher, worin sie Eier legen und sich aufhalten, gleichen sehr den Zufluchtsorten jener Thiere, von denen man weiß, daß sie in Erstarrung gerathen. Außerdem finden sie zu jeder Jahreszeit Insekten in der Erde; sie können daher wenigstens einen Theil des Winters in einem Lande leben, in welchem die andern Schwalben aus Mangel an Nahrung umkommen würden; auch muß man sich wohl hüten, aus diesem Verbergen ein allgemeines Gesetz für die ganze Art zu machen; es muß nur auf einige Vögel beschränkt werden; dies ist eine Schlußfolge, die aus einer im Oktober 1757 in England angestellten, und von Hrn. Collinson geleiteten Beobachtung sich ergibt; man fand keine einzige dieser Schwalben in einem Ufer, das ganz voll von ihren Löchern war, und welches man sehr genau durchsuchte. Die Hauptquelle der Irrthümer in diesem Fall und in vielen andern ist die Leichtigkeit, womit man sich gestattet, aus einigen besondern und schlecht beobachteten Thatsachen allgemeine Folgerungen zu ziehen.

Da also die Schwalben (ich könnte sagen, alle Zugvögel) keine ihrer Natur zusagende Freistatt gegen die Uebel der schlechten Jahreszeit unter dem Wasser suchen, keine dort finden können, so müssen wir zu der ältesten Ansicht zurückkehren, die auch am meisten mit der Beobachtung und Erfahrung übereinstimmt, und sagen, daß diese Vögel, wenn sie die ihnen zusagenden Insekten in einem Lande nicht mehr finden, sich in weniger kalte Gegenden begeben, welche ihnen diese Nahrung, ohne welche sie nicht bestehen können, im Ueberfluß darbieten; und es ist so wahr, daß dieses die allgemeine und bestimmende Ursache der Wanderungen der Vögel ist, daß diejenigen zuerst fortziehen, die von flatternden und so zu sagen luftigen Insekten leben, weil an diesen zuerst Mangel eintrittt; diejenigen dagegen,

die von Ameisenlarven und andern Erdinsekten leben, finden sie länger und ziehen später ab; die von Beeren, kleinen Saamen und Früchten lebenden, welche im Herbst reifen und den ganzen Winter auf den Bäumen bleiben, kommen auch erst im Herbst an, und bleiben den größten Theil des Winters auf unsern Feldern; jene, die von derselben Nahrung wie der Mensch, und auch von seinem Ueberfluß leben, bleiben das ganze Jahr über in der Nähe bewohnter Orte; eine neue Kultur endlich, die in einem Lande eingeführt wird, veranlaßt auf die Dauer neue Wanderungen; so sahen die Pflanzer in Karolina, nachdem sie hier den Acker mit Gerste, Reis und Weizen bestellt hatten, jedes Jahr regelmäßig Schaaren von Vögeln ankommen, die man dort noch nicht kannte, und denen man nach den Umständen, die Namen Reisvögel, Kornvögel ꝛc. gegeben hat. Außerdem sieht man nicht selten auf den amerikanischen Meeren Schaaren von Vögeln, durch eine solche Anzahl von Schmetterlingen angezogen, daß die Luft davon verdunkelt wird. In allen Fällen scheint es, daß weder das Klima noch die Jahreszeit, sondern der Unterhalt, das Lebensbedürfniß besonders, über ihre Wanderungen entscheidet, sie von einer Gegend zur andern umherirren läßt, sie über die Meere hin und zurückführt, oder sie für immer in demselben Lande festhält.

Ich gebe zu, daß nach dieser ersten Ursache noch eine andere auf die Wanderung der Vögel, wenigstens auf ihre Rückkehr in das Land, wo sie geboren wurden, Einfluß ausübt. Ein Vogel hat, wenn auch kein Klima, doch wenigstens ein Vaterland; wie jedes andere Thier erkennt und liebt er die Orte, wo er zuerst das Licht erblickte, zuerst seiner Fähigkeiten froh geworden, der ersten Empfindungen, der Erstlinge des Daseyns sich erfreute; nur wider Willen verläßt er es und durch Mangel an Nahrung dazu gezwungen; ein unwiderstehlicher Drang ruft ihn fortwährend dorthin zurück, und dieser Drang, so wie die Kenntniß des Weges, den er schon einmal gemacht, und die Kraft seiner Flügel setzt ihn in Stand, nach seinem Heimathlande zurückzukehren, so oft er dort wieder Wohlseyn und Nahrung zu finden hoffen kann. [1]) Doch ohne

[1]) In dem Theile Lybiens, wo der Nil entspringt, halten sich die Schwalben und die Weihen das ganze Jahr hindurch auf. Man

uns hier auf die allgemeine Lehre über die Wanderungen der Vögel und deren Ursachen einzulassen, genüge es mit der Thatsache, daß unsere Schwalben sich im Monat Oktober nach südlichern Ländern zurückziehen, da man sie jährlich zu dieser selben Zeit die verschiedenen Gegenden Europas verlassen, und wenige Tage darauf in mehren afrikanischen Ländern ankommen sieht, und man sie selbst mehr als einmal auf den Meeren in der Reise begriffen gesehen hat. „Ich weiß bestimmt, sagt Peter Martyr, daß die Schwalben, Weihen ꝛc., Europa bei der Annäherung des Winters verlassen, und diese Jahreszeit an den Küsten Egyptens zubringen." Herr Kircher, jener Parteigänger für das Untertauchen der Schwalben, der es jedoch auf die Länder des Nordens einschränkt, bezeugt nach der Angabe der Einwohner von Morea, daß alle Jahre eine große Menge Schwalben mit den Störchen aus Egypten und Lybien nach Europa zieht. [1]) Hr. Adanson berichtet uns, daß die Rauchschwalben gegen den 9. Oktober am Senegal ankommen, im Frühling zurückkehren, und den 6. Oktober 50 Lieues von der Küste zwischen den Inseln Goree und dem Senegal sich deren 4 auf seinem Fahrzeug niederließen, in denen er ächte europäische Schwalben erkannte; er fügt hinzu, sie hätten sich alle vier mit den Händen fangen lassen, so müde waren sie. Im Jahre 1765, fast zu derselben Jahreszeit, wurde das Schiff der Gesellschaft, der Penthievre, zwischen der afrikanischen Küste und den Inseln des grünen Vorgebirgs von einer Wolke weißsteißiger Schwalben, die vermuthlich aus Europa kamen, wie überschwemmt. Als Leguat sich am 12. November in derselben Gegend des Meeres befand, sah er auch vier Schwalben, welche sieben Tage lang seinem Schiffe bis zum grünen Vorgebirge folgten; und es ist zu bemerken, daß gerade in dieser Jahreszeit die Bienen am Senegal in

---

hat dasselbe von einigen Gegenden in Aethiopien gesagt. Uebrigens kann es in demselben Lande Zugschwalben und solche geben, die das ganze Jahr über bleiben, wie am Vorgebirge der guten Hoffnung.

[1]) Siehe „die unterirdische Welt" dieses Jesuiten. Die beiden letztern Thatsachen bestärken mich in der Ansicht, daß es selbst in den heißen Ländern eine eigene Jahreszeit für die Erzeugung der Insekten, wenigstens derjenigen gibt, die den Schwalben zur Nahrung dienen.

großer Menge zu schwärmen beginnen, und auch die Maringuine genannten Mücken, sehr lästig, folglich sehr zahlreich sind, welches ganz natürlich ist, weil zu dieser Zeit die Regen aufhören; nun weiß man aber, daß eine warme und feuchte Temperatur für die Vermehrung der Insekten, besonders derjenigen, welche, wie die Maringuine, sich gern in wasserreichen Gegenden aufhalten, die günstigste ist. Christoph Columbus sah eine Schwalbe auf seiner zweiten Reise, die sich am 24. Oktober, zehn Tage bevor er Dominique entdeckte, seinen Schiffen näherte; andere Schiffahrer haben ihrer zwischen den kanarischen Inseln und dem Vorgebirge der guten Hoffnung gesehen. Im Königreich Issini findet man, wie der Missionär Loyer berichtet, im Oktober und den folgenden Monaten eine Menge Schwalben, die aus andern Ländern kommen. Herr Edwards versichert, die Schwalben verließen England im Herbst, [1]) und die Rauchschwalben fände man in Bengalen. Man sieht das ganze Jahr die Schwalben, wie Kolbe berichtet, am Vorgebirge der guten Hoffnung, während des Winters aber in sehr großer Menge, was voraussetzt, daß es in dieser Gegend einige seßhafte und viele wandernde gibt; denn man wird wahrscheinlich nicht behaupten, daß sie sich während des Sommers unter dem Wasser oder in Löchern verbergen. Die kanadischen Schwalben sind nach Herrn Charlevoix Zugvögel wie die europäischen; die von Jamaika verlassen, nach dem Doktor Stubbes, diese Insel in den Wintermonaten, so warm es auch seyn möge. Jeder kennt den glücklichen und merkwürdigen Versuch des Herrn Frisch, welcher, nachdem er einigen dieser Vögel einen mit Wasserfarben gefärbten Faden an die Füße gebunden hatte, im folgenden Jahre dieselben Vögel

---

[1]) Andere Beobachter, die genauer Acht gegeben haben, versichern, die Schwalben verließen England gegen den 29. September; der allgemeine Sammelplatz scheine an den Küsten von Suffolk zwischen Orford und Yarmouth zu liegen; sie setzten sich auf die Dächer von Kirchen und alten Thürmen, verweilten dort mehre Tage, wenn der Wind nicht günstig sey, um über das Meer zu fliegen; verändere sich aber in der Nacht der Wind, so flögen sie alle zusammen fort, und man sähe am andern Morgen keine einzige mehr. Dieses Alles zeigt ziemlich deutlich nicht ein Untertauchen, noch selbst eine nach dem Norden gerichtete Wanderung, wohl aber eine nach dem Süden oder Südosten von England an.

mit ihrem Faden, der seine Farbe nicht verändert hatte, wieder sah; ein ziemlich guter Beweis, daß wenigstens diese Vögel den Winter nicht unter dem Wasser zugebracht hatten, noch selbst an einem feuchten Ort, und ein sehr starker Grund zu der Vermuthung, daß es sich mit der ganzen Art so verhält. Wenn Afrika und gewisse Theile Asiens mehr besucht und bekannt seyn werden, so darf man erwarten, daß es gelingen wird, die verschiedenen Nationen nicht allein der Schwalben, sondern auch der meisten Vögel zu entdecken, welche die Bewohner der Inseln des mittelländischen Meeres jedes Jahr mit Hülfe der Winde durch- und zurückziehen sehen; denn diese Züge sind eine Art langwieriger Schiffahrt; die Vögel unternehmen sie, wie man gesehen hat, nicht leicht anders, als wenn sie durch einen günstigen Wind unterstützt werden; überfallen sie aber mitten auf ihrer Reise widrige Winde, so kann es geschehen, daß sie, von Anstrengung ermattet, sich auch auf das erste ihnen begegnende Schiff setzen, wie mehre Seefahrer in der Wanderzeit Zeugen davon waren. [1] Es kann auch geschehen, daß sie, wenn sich keine Schiffe zeigen, ins Meer fallen, und von den Wogen verschlungen werden; alsdann könnte man wirklich mit einem zur rechten Zeit ausgeworfenen Netz ertrunkene Schwalben fischen und sie durch eine geschickte Behandlung ins Leben zurückrufen; man sieht aber leicht ein, daß diese Zufälle nicht auf dem festen Lande, noch auf Meeren von geringerer Ausdehnung stattfinden können.

In fast allen bekannten Ländern werden die Schwalben als sehr nützliche Vögel betrachtet, und mit großem Recht, da sie eine Menge Insekten, die auf Kosten des Menschen leben würden, vertilgen. [2] Man muß gestehen, daß die Windfänger

---

[1] Als sich das Schiff des Admiral Wager im Frühling im Kanal de la Manche befand, setzte sich eine zahllose Menge Schwalben darauf; alles Tauwerk war mit ihnen bedeckt; sie schienen ermüdet und ausgehungert zu seyn; man fügt selbst hinzu, daß sie ungemein mager waren. Nachdem sie sich die Nacht ausgeruht, flogen sie den andern Morgen früh wieder fort. Herr Collinson berichtet, dasselbe sey auf dem Schiffe des Kapitän Wright geschehen, als er von Philadelphia zurückkehrte.

[2] Schon bei mehren Gelegenheiten befreiten sie eine Gegend von der Geißel der Schnacken. In dem Städtchen, wo ich wohne, haben sie mehre Kornböden von einer andern Geißel befreit, näm-

dieselben Ansprüche auf seine Erkenntlichkeit hätten, da sie ihm dieselben Dienste erzeigen, aber sie verbergen sich in den Schatten der Dämmerung, und es darf daher nicht befremden, wenn sie und ihre Wohlthaten nicht beachtet werden und unbekannt bleiben.

Es war Anfangs meine Absicht, hier die Mauerschwalbe von den Schwalben zu trennen, und hierin die Natur nachzuahmen, welche selbst durch die gegenseitige Abneigung, die sie ihnen einflößte, sie geschieden zu haben scheint; nie sah man die Vögel dieser beiden Familien in Gesellschaft miteinander fliegen; wogegen man, wenigstens bisweilen, unsere drei Schwalbenarten sich in einen einzigen Schwarm vereinigen sieht. Außerdem entfernt sich die Familie der Mauerschwalben durch ziemlich bedeutende Unterschiede in Körperbildung, Gewohnheiten und Naturell von der andern, nämlich: 1) In Körperbildung, denn ihre Füße sind kürzer und zum Gehen oder Auffliegen von der Erde ganz untauglich; ferner stehen vier ihrer Zehen nach vorn, und jede derselben hat nur 2 Glieder, das des Nagels mit einbegriffen; 2) in den Gewohnheiten; sie kommen später an, und fliegen früher, obwohl sie die Wärme mehr zu scheuen scheinen; sie legen ihr Nest in den Spalten alter Mauern an, und so hoch als sie können; sie versehen dieses Loch mit einer wenig ausgewählten, aber sehr reinlichen Streu, worin sie sich den Uferschwalben nähern; gehen sie auf Lebensmittel aus, so füllen sie ihre weite Kehle mit geflügelten Insekten aller Art an, so daß sie ihren Jungen nur zwei- bis dreimal des Tages zu fressen bringen; 3) in dem Naturell; sie sind mißtrauischer, wilder als die Schwalben; auch die Biegungen ihrer Stimme nicht so mannigfaltig und ihr Instinkt scheint beschränkter zu seyn. Dieses sind bedeutende Unterschiede und triftige Gründe, um Vögel nicht zusammen zu stellen, die sich im Naturzustande nie miteinander vermischen; und ich würde diesen Plan ohne Bedenken verfolgen, wenn wir das Naturell und die Gewohnheiten der zu diesen beiden Rassen gehörigen ausländischen Arten hinreichend kennten, um sicher zu seyn, daß wir jede auf ihren wahren Namen zurück-

---

lich von den kleinen Würmern, die das Korn zernagen, ohne Zweifel, indem sie die geflügelten Insekten, deren Larven diese Würmer sind, ausrotten.

führen; doch wir wissen so wenig von diesen ausländischen Arten, daß wir Gefahr laufen würden, bei jedem Schritt in Irrthum zu gerathen; rathsamer ist es, die Vögel dieser beiden Familien, da man sie nicht mit Sicherheit trennen kann, zusammen zu lassen, bis neue Beobachtungen uns genügend über ihre Natur unterrichtet haben, um jedem seine rechte Stelle anzuweisen. Hier wollen wir uns nur damit begnügen, die Arten aufzuführen, welche uns in Bezug auf die äußere Körperbildung die meisten Beziehungen zu einander zu haben scheinen.

Wir werden auch nicht die Schwalben der alten und der neuen Welt in zwei Klassen trennen, weil sie einander sehr ähnlich sind, und außerdem diese beiden Welten für Vögel, die einen so guten Flug haben, und unter allen Breitegraden gleich gut ausdauern können, nur wie eine einzige sind.

Die Rauch- oder Hausschwalbe (Schornsteinschwalbe.)

(Hirundo rustica. L. L'hirondelle de cheminée ou l'hirondelle domestique. B.)

Sie ist in der That durch ihren Instinkt eine Hausschwalbe, sie sucht die Gesellschaft des Menschen aus eigenem Antriebe; sie zieht sie ungeachtet ihrer Uebelstände jeder andern vor. Sie nistet in unsern Schornsteinen und selbst im Innern unserer Häuser, besonders derer, worin wenig Bewegung und Geräusch ist; die große Menge ist nicht die Gesellschaft. Wenn die Häuser zu gut verschlossen, und die Schornsteine oben zugedeckt sind, wie in Nantua und den Bergländern, wegen des vielen Schnees und Regens, so verändert sie ihre Wohnung, ohne ihre Neigungen zu verändern; sie flüchtet sich unter die Vordächer und baut dort ihr Nest; nie aber legt sie es gerne weit weg vom Menschen an; und so oft ein verirrter Wanderer einige dieser Vögel in der Luft erblickt, kann er sie als ein gutes Vorzeichen ansehen, das ihm unfehlbar eine nahe Wohnung verkündet. Wir werden sehen, daß es sich mit der Fensterschwalbe nicht so verhält.

Die Rauchschwalbe ist die erste, die in unsern Klimaten erscheint; gewöhnlich bald nach der Frühlingsnachtgleiche. In den südlicheren Gegenden kommt sie früher, und in den nördlichen später an; aber so milde die Temperatur im Februar und Anfang März, so kalt sie Ende März und Anfang April seyn mag, sie erscheint in jedem Lande fast nur zu der gewöhn-

lichen Zeit.[1] Man sieht ihrer bisweilen durch die Flocken eines dichten Schneegestöbers fliegen. Sie litten bekanntlich im Jahre 1740 sehr viel; sie versammelten sich in ziemlich großer Anzahl an einem Fluß, der eine Terrasse bespült, die damals dem Hrn. Hebert[2] gehörte, und an welcher ihrer mit jedem Augenblick todt niederfielen; das Wasser war mit ihren kleinen Leichen bedeckt.[3] Sie kamen nicht durch die übermäßige Kälte um; alles verrieth, daß es aus Mangel an Nahrung geschah; diejenigen, die man aufhob, waren äußerst mager, und die lebenden sah man sich an den Mauern der Terrasse festklammern; und als letztes Hülfsmittel die ausgetrockneten Mücken, die an alten Spinnengeweben hingen, gierig erhaschen.

Es scheint, der Mensch müsse einen Vogel, der ihm die schöne Jahreszeit anzeigt, und ihm überdem wesentliche Dienste leistet, gut aufnehmen und behandeln; es scheint wenigstens, daß seine Dienste dessen persönliche Sicherheit bedingen müßten, und dieses findet auch hinsichtlich der meisten Menschen statt, die ihn bisweilen selbst abergläubisch beschützen;[4] aber zu oft finden sich ihrer auch, die sich ein unmenschliches Vergnügen daraus machen, ihn zu schießen, ohne andern Beweggrund, als den, an einem sehr unbeständigen, sehr beweglichen, und folglich sehr schwer zu treffenden Ziel ihre Geschicklichkeit zu üben oder zu vervollkommnen; und das Sonderbarste ist, daß diese harmlosen Vögel durch die Schüsse mehr angezogen als verscheucht zu werden scheinen, und sich nicht entschließen können, den Menschen zu fliehen, selbst wenn er einen so grau-

---

[1] Plinius sagt, Cäsar erwähne Schwalben, die den 8. der Kalenden des März gesehen worden. Es ist aber eine einzeln stehende Thatsache, und vielleicht waren es Flußschwalben.

[2] Dieser treffliche Beobachter hat mir über jene Familie von Vögeln sehr viele gut gesehene Thatsachen mitgetheilt, die oft bestätigten, was ich durch eigene Beobachtungen wußte, und bisweilen mich von dem unterrichteten, was ich noch nicht wußte.

[3] Dieser Umstand ist zu bemerken, sey es auch nur, um der falschen Vorstellung derer zu begegnen, die in allem diesem nur durch die Kälte erstarrte Schwalben sehen möchten, welche die wahre Frühlingstemperatur auf dem Grunde des Wassers abwarten wollen.

[4] Man hat gesagt, die Schwalben ständen unter dem besondern Schutz der Hausgötter; wenn man sie übel behandelte, so pickten sie den Kühen in die Euter, und vertrieben ihnen die Milch. Dieses waren allerdings Irrthümer, aber nützliche.

samen und lächerlichen Krieg gegen sie führt. Er ist mehr als lächerlich dieser Krieg; denn er widerstreitet den Vortheilen Desjenigen, der ihn führt, schon um deßhalb, weil uns die Schwalben von der Geißel der Schnacken, der Kornwürmer, und mehrer andern schädlichen Insekten befreien, welche in unsern Gemüsegärten, auf unsern Feldern, und in den Wäldern große Zerstörungen anrichten, und weil sich in einem Lande diese Insekten, und mit ihnen unsere Verluste, in demselben Verhältniß vermehren, worin die Zahl der Schwalben [1]) und anderer Insektenfresser dort abnimmt.

Der Versuch des Hrn. Frisch und einige andere ähnliche [2]) beweisen, daß dieselben Schwalben an dieselben Orte wieder zurückkommen; sie treffen nur ein, um zu brüten, und begeben sich sofort an die Arbeit. Sie bauen jedes Jahr ein neues Nest, und legen es, wenn das Lokal es gestattet, über dem des vorigen Jahres an. Ich habe ihrer in einem Rauchfange gefunden, die auf diese Weise stufenförmig gebaut waren; ich zählte bis zu vier übereinanderliegende, alle vier einander gleich und aus Erde, mit Stroh und Haaren durchknetet, gebaut. Es waren ihrer von zwei verschiedenen Formen vorhanden; die größern stellten einen hohlen, oben offenen, ungefähr einen Fuß hohen Cylinder dar; [3]) sie nahmen die Mitte der Schornsteinwände, die kleinern die Winkel ein, und bildeten nur den vierten Theil eines Cylinders oder selbst eines umgestürzten Kegels. In dem ersten Nest, dem tiefsten, war der Boden wie das übrige angelegt; aber die darüber liegenden waren von den untern nur durch ihre Unterlage aus Stroh, Heu und Federn getrennt. Uebrigens fand ich unter den kleinen Nestern in den Winkeln nur zwei, die in mehren

---

[1]) Sie fressen allerdings auch nützliche Insekten, z. B. die Bienen; man kann sie aber immer verhindern, ihre Nester in der Nähe der Bienenstöcke anzulegen.

[2]) In einem Schlosse bei Epinal in Lothringen band man vor einigen Jahren einer solchen Schwalbe einen Messingring an den Fuß, den sie im folgenden Jahr wieder zurückbrachte. Heerkens erwähnt in seinem Gedicht hirundo einer ähnlichen Thatsache.

[3]) Frisch sagt, der Vogel nehme, indem er seinem Neste diese kreis- oder vielmehr halbkreisrunde Gestalt gebe, seinen Fuß zum Mittelpunkt.

Stockwerken gebaut waren; es mögen die Nester der Jungen gewesen seyn; sie waren nicht so gut gearbeitet wie die großen.

In dieser Art, wie in den meisten andern, ist es nur das Männchen, welches sein Liebeslied singt; das Weibchen aber ist nicht ganz stumm; sein gewöhnliches Gezwitscher scheint dann sogar geläufiger zu werden. Auch ist das Weibchen nicht unempfindlich; denn nicht allein nimmt es die Liebkosungen des Männchens wohlgefällig auf, sondern erwiedert sie auch eifrig, und reizt es bisweilen durch seine Neckereien. Sie legen jährlich zweimal Eier; das erstemal meist fünf, das zweitemal drei. Diese Eier sind nach Willughby weiß, nach Klein und Aldrovande gefleckt. Diejenigen, die ich gesehen, waren weiß. Während das Weibchen brütet, bringt das Männchen die Nacht auf dem Rand des Nestes zu. Es schläft wenig, denn man hört es von Tagesanbruch an zwitschern, und es flattert bis tief in die Nacht hinein. Wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, tragen ihnen die Eltern fortwährend Nahrung zu, und unterhalten mit großer Sorgfalt die Reinlichkeit des Nestes, bis die stärker gewordenen Jungen ihnen diese Mühe ersparen. Interessanter aber ist es, zu sehen, wie die Alten den Jungen den ersten Unterricht im Fliegen geben, sie dabei mit ihrer Stimme antreiben, ihnen in einer geringen Entfernung die Nahrung zeigen, und indem sie sich noch weiter entfernen, so wie jene heranfliegen, um sie zu empfangen, sie sanft und nicht ohne einige Unruhe aus dem Neste stoßen, vor ihnen in der Luft spielen, als wollten sie ihnen eine stets bereite Hülfe darbieten, und diese Bewegungen mit einem so ausdrucksvollen Gezwitscher begleiten, daß man dessen Sinn zu verstehen glauben sollte. Verbindet man damit, was Boerhaave von einem dieser Vögel berichtet, der ausgeflogen war, um Nahrung zu suchen, und als er bei seiner Rückkehr das Haus, wo sein Nest war, in Flammen fand, sich durch dieselben stürzte, um seinen Jungen Nahrung und Hülfe zu bringen, so wird man daraus entnehmen können, mit welcher Leidenschaft die Schwalben ihre Brut lieben. [1])

Man hat behauptet, daß sie ihre Jungen, wenn ihnen

---

[1]) Da hier von einer Mutter, und zwar von einer brütenden Mutter die Rede ist, so kann man wohl nicht annehmen, daß sie sich aus Mangel an Erfahrung in die Flammen gestürzt habe.

die Augen ausgestochen und selbst ausgerissen werden, mit einem gewissen Kraut, welches Chelidonium d. h. Schwalbenkraut genannt wurde, heilten, und ihnen das Gesicht zurückgäben; aber die Versuche Redi's und des Hrn. de la Hire belehren uns, daß es dazu keines Krautes bedarf, und wenn die Augen eines jungen Vogels, ich will nicht sagen völlig ausgerissen, sondern nur ausgestochen oder auch zerstört werden, sie sich sehr schnell und ohne alle Mittel wieder herstellen. Aristoteles wußte es wohl, und hat es niedergeschrieben, Celsus hat es wiederholt. Gegen die Versuche Redi's, des Hrn. de la Hire, und einiger Andern läßt sich nichts einwenden, und dennoch wird der Irrthum stets genährt.

Außer den verschiedenen Biegungen der Stimmen, deren ich bisher erwähnte, haben die Rauchschwalben noch ein Lock-, Freuden-, Furcht- und Zorngeschrei, eins, wodurch die Mutter ihre Brut vor drohenden Gefahren warnt, und viele andere aus diesen allen zusammengesetzte Ausdrücke, was eine große Beweglichkeit ihres innern Sinnes voraussetzt.

Ich habe anderswo gesagt, daß diese Vögel von geflügelten Insekten leben, welche sie im Fluge erhaschen; da aber diese Insekten einen mehr oder minder hohen Flug haben, je nachdem es mehr oder weniger warm ist, so geschieht es, daß, wenn die Kälte oder der Regen sie zur Erde hinabtreibt, und sie selbst an dem Gebrauch ihrer Flügel hindert, unsere Vögel über die Erde streifen, und diese Insekten auf den Stengeln der Pflanzen, dem Gräse der Wiesen, und selbst auf dem Pflaster unserer Straßen suchen; auch streichen sie über das Wasser hin, und tauchen zuweilen bei der Verfolgung der Wasserinsekten halb hinein, und bei großem Mangel machen sie den Spinnen, selbst mitten in ihrem Gewebe, ihre Beute streitig, und verschlingen sie zuletzt selbst. In allen Fällen ist es der Gang des Wildprets, welches den Gang der Jäger bestimmt. Man findet in ihrem Magen Ueberbleibsel von Fliegen, Grillen, Käfern, Schmetterlingen, *) und selbst von kleinen Stei-

*) Sie verdauen nicht immer gleich gut. In dem Magen eines Vogels, der zwei Tage ohne zu fressen zugebracht hatte, fanden sich viele Ueberbleibsel von hartflügeligen Insekten, und in dem eines andern, der den Abend vorher 5 bis 6 Fliegen gefressen hatte, fand ich fast gar nichts.

nen; [1]) was beweiset, daß sie nicht immer die Insekten im Fluge fangen, sondern sie auch bisweilen sitzend erhaschen. Obgleich die Rauchschwalben den größten Theil ihres Lebens in der Luft zubringen, setzen sie sich allerdings ziemlich oft auf Dächer, Schornsteine, Eisenstangen, und selbst auf die Erde und auf Bäume. In unserm Klima bringen sie gegen Ende des Sommers oft die Nächte auf Erlen am Ufer der Flüsse zu, und dann werden sie in großer Menge gefangen, und in einigen Gegenden gegessen; [2]) sie wählen die niedrigsten Zweige unter steilen Ufern, wo sie vor dem Winde gut geschützt sind. Man hat bemerkt, daß die Zweige, welche sie sich auswählen, um so die Nacht zuzubringen, absterben und verdorren.

Sie haben die Gewohnheit, sich vor ihrer Abreise auch auf einem Baume, aber auf einem sehr großen, zu versammeln. Diese Versammlungen bestehen nur aus 3 bis 400, denn ihre Art ist bei weitem nicht so zahlreich als die der Fensterschwalben. Aus unserm Lande entfernen sie sich gegen Anfang October; gewöhnlich fliegen sie des Nachts ab, als wollten sie den Raubvögeln, welche nicht ermangeln, sie auf ihrem Wege zu verfolgen, denselben verbergen. Hr. Frisch hat ihrer bisweilen am hellen Tage abziehen sehen, und Hr. Hebert hat zur Zeit der Abreise mehr als einmal Trupps von 40 bis 50 gesehen, die ihren Weg hoch durch die Luft nahmen; und er hat beobachtet, daß in diesem Fall ihr Flug nicht allein höher als gewöhnlich, sondern auch viel gleichförmiger und gehaltener war. Sie richten ihren Weg nach Süden hin, und benutzen dabei so viel als möglich einen günstigen Wind. Wenn das Wetter sie nicht aufhält, so kommen sie in den ersten 8 Tagen des October in Afrika an. Erhebt sich während des Fluges über das Meer ein Südostwind, der sie zurücktreibt, so verweilen sie, wie die andern Zugvögel, auf den Inseln, die sich auf ihrem Wege finden. Hr. Adanson hat ihrer am 6. October um halb 7 Uhr Abends an den Ufern des Senegal ankommen sehen, und sie genau als unsere ächten Schwalben wieder

---

[1]) Siehe Belon und Willughby. Man hat viele Albernheiten über die Schwalbensteine und ihre Kräfte vorgebracht, sowie über die Adler- und Hahnensteine und andere Bezoare, welche die Liebhabergegenstände der Marktschreierei sowohl als der Leichtgläubigkeit zu seyn scheinen.

[2]) Zu Valenzia in Spanien, zu Liegnitz in Schlesien ꝛc.

erkannt. Seitdem hat er sich versichert, daß man sie in jenen Gegenden nur während des Herbstes und Winters sieht. Er berichtet uns, daß sie dort alle Nächte schlafen, allein oder zu zweien, in dem Sande am Meeresstrand, [1]) und bisweilen in großer Menge in den Hütten, auf den Dachsparren sitzend. Endlich fügt er noch eine wichtige Bemerkung hinzu, nämlich daß diese Vögel am Senegal gar nicht nisten. [2]) Auch Herr Frisch bemerkt, daß sie im Frühling nie Junge von demselben Jahr mitbringen, woraus man schließen kann, daß die nördlichen Gegenden ihre wahre Heimath sind; denn das Vaterland einer jeden Art ist das Land, in welchem sie liebt und sich fortpflanzt.

Obgleich im Allgemeinen diese Schwalben Zugvögel sind, selbst in Griechenland und in Asien, so kann man sich doch leicht denken, daß einige während des Winters zurückbleiben, besonders in den gemäßigten Ländern, wo sie Insekten finden, zum Beispiel auf den hierischen Inseln und an der Küste von Genua, wo sie die Nächte auf den Orangenbäumen zubringen, und diesen kostbaren Gewächsen großen Schaden zufügen; dagegen sollen sie auf der Insel Malta sich nur selten zeigen.

Man hat sich dieser Vögel bisweilen bedient, und könnte sich ihrer noch mit demselben Erfolg bedienen, um wichtige Nachrichten sehr schnell mitzutheilen; man braucht nur eine Brütschwalbe zu haben, die an dem Ort, wohin man die Nachricht schicken will, auf ihren Eiern gefangen worden, und mit einem Faden am Fuße, der gemäß der Uebereinkunft eine gewisse Anzahl Knoten und eine gewisse Farbe hat, fliegen zu lassen; diese gute Mutter wird sogleich ihren Aufflug nach dem Lande hinnehmen, wo sich ihre Brut befindet, und mit unglaublicher Schnelligkeit die Nachrichten, die man ihr anvertraut hat, überbringen.

Die Rauchschwalbe hat eine aurorarothe Kehle und Stirn, und gleichsam zwei Augenbraunen von derselben Farbe; der

---

[1]) Diese Gewohnheit, im Sande zu schlafen, ist dem, was wir von unsern Schwalben wissen, völlig entgegen. Sie muß mit irgend einem besondern Umstande zusammenhängen, der dem Beobachter entgangen ist; denn jene lebenden Maschinen, welche wir Thiere nennen, sind fähiger, als man glaubt, ihr Benehmen nach der Verschiedenartigkeit der Umstände zu verändern.

[2]) Auf der Insel Malta soll auch keine Schwalbenart nisten.

ganze übrige Unterkörper ist weißlich mit einer Schattirung von demselben Auroraroth; der ganze übrige Obertheil des Kopfs und des Körpers von glänzend bläulich-schwarzer Farbe, die einzige, welche zum Vorschein kommt, wenn die Federn ihre richtige Lage haben, obwohl diese an der Wurzel aschgrau und an ihrem mittleren Theil weiß sind; die Schwungfedern nach der verschiedenen Beleuchtung bald heller bläulich-schwarz, als auf dem Oberleib, bald grünlich-braun; die Steuerfedern schwärzlich mit grünen Widerscheinen; die fünf seitlichen Paare gegen die Spitze zu mit einem weißen Flecken bezeichnet; der Schnabel außerhalb schwarz, innerhalb gelb; der Gaumen und die Mundwinkel auch gelb, und die Füße schwärzlich. Bei den Männchen ist die Aurorafarbe der Kehle lebhafter, und das Weiß des Unterleibs hat eine leichte röthliche Schattirung.

Das mittlere Gewicht aller Schwalben, die ich gewogen habe, beträgt ungefähr 3 Quentchen; sie erscheinen dem Auge dicker, und wiegen dennoch weniger als die Fensterschwalben.

Gesammtlänge 6½ Zoll; der Schnabel stellt ein krummliniges, gleichschenkeliges Dreieck dar, dessen Seiten concav und 7 bis 8 Linien lang sind; Fußwurzel 5 Linien, ohne allen Flaum; die Nägel dünn, wenig gebogen, sehr spitz, der hintere der stärkste von allen; Flugweite 1 Fuß; Schwanz 3¼ Zoll, sehr gespalten (viel weniger bei den Jungen), aus 12 Steuerfedern bestehend, von denen das äußerste Paar 1 Zoll über das folgende, 15 bis 20 Linien über das mittlere Paar, und 4 bis 6 Linien über die Flügel hinausreicht; gewöhnlich beim Männchen länger.

Man hat mir als Varietät einige Schwalben zugeschickt, deren sämmtliche Farben schwächer waren, und die einen wenig gespaltenen Schwanz hatten; vermuthlich waren es einfache Alters-Varietäten; denn nur bei den Erwachsenen hat der Schwanz seine wahre Form und das Gefieder seine wahren Farben.

Zu den zufälligen Varietäten rechne ich: 1) die weißen Schwalben. Es gibt wohl kein Land in Europa vom Archipel bis nach Preußen, wo man sie nicht gesehen hätte. Aldrovand gibt das Mittel an, ihrer so viel zu erhalten, als man will; man braucht, ihm zufolge, nur eine Lage Olivenöl über das Ei zu verbreiten. Aristoteles schreibt diese weiße Farbe einer Schwäche des Temperaments, dem Mangel an Nahrung und

dem Einfluß der Kälte zu. Ein Vogel, den ich beobachtet, hatte über den Augen und unter der Kehle einige fuchsrothe Schattirungen, Spuren von Braun auf dem Halse und der Brust, und keinen so langen Schwanz. Es wäre möglich, daß die weiße Farbe nur vorübergehend ist, und nach der Mause nicht wieder zum Vorschein kommt, denn obgleich man bei den Bruten des Jahres ziemlich oft weiße Vögel findet, so sieht man ihrer doch im folgenden Jahr nur selten unter denen, die aus dem Winterlager zurückkehren. Uebrigens findet man bisweilen einzelne, die nur zum Theil weiß sind; so die Schwalbe, deren Aldrovande erwähnt, welche einen weißen Bürzel hatte, und so gut als die Fensterschwalbe auf die Benennung Weißsteiß Anspruch machen konnte. Für eine zufällige Varietät halte ich zweitens die fuchsrothe Schwalbe, bei welcher die Aurorafarbe der Kehle und der Augbraunen sich fast über das ganze Gefieder zieht, jedoch immer schwächer werdend und ins Isabellenfarbige spielend. [1])

Die Rauchschwalbe, Nro. 543, Fig. 1, ist auf dem ganzen alten Kontinent verbreitet, von Norwegen bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, und auf der asiatischen Seite bis nach Indien und Japan. Hr. Sonnerat hat eine von der Küste von Malabar mitgebracht, die sich von unserer Rauchschwalbe nur durch ihren etwas kleinern Wuchs unterscheidet; auch hat sich vermuthlich ihre Haut beim Austrocknen zurückgezogen. Sieben andere, ebenfalls durch Hrn. Sonnerat vom Vorgebirge der guten Hoffnung mitgebrachte Schwalben unterscheiden sich von den unsern nicht mehr, als die unsrigen unter sich verschieden sind; nur findet man, wenn man recht genau zusieht, daß ihr Unterleib reiner weiß, und die Ausschweifung, die an den zehn seitlichen Steuerfedern den Uebergang von ihrem schmalen Theil bezeichnet, beträchtlicher ist.

Folgendes sind noch andere Schwalben, die durch ihre Aehnlichkeit, es sey in den Farben oder in der Körperbildung, als Klima-Varietäten angesehen werden können.

---

[1]) Der Herr Graf von Riolet versicherte mich, er habe zwei einzelne Vögel von der letztern Farbe unter einem Trupp von Rauchschwalben gesehen.

Varietäten der Hausschwalbe.

I.

Die Schwalbe von Antigua mit rostfarbiger Kehle.

(Hirundo canayana. L. L'hirondelle d'Antigue à gorge couleur de rouille. B.)

Sie ist von etwas kleinerem Wuchs als unsere Schwalbe, und ihre Stirne mit einer rostgelben Binde umzogen; auf der Kehle ein Schild von gleicher Farbe, welches unten durch ein sehr schmales schwarzes Halsband begrenzt wird; der Vorderhals und die übrige Unterseite des Körpers sind weiß; der Kopf, die Oberseite des Halses und der Rücken sammtschwarz; die kleinen obern Flügelbedeckungen von schillerndem Violetschwarz; die Schwung- und Steuerfedern kohlenschwarz; der Schwanz ist gabelförmig und reicht nicht über die Flügel hinaus.

II.

Die cayenner Schwalbe mit fuchsrothem Bauch.

(Hirundo chalybea. L. L'hirondelle à ventre roux de Cayenne. B.)

Ihre Kehle ist fuchsroth, und diese Farbe verbreitet sich über den ganzen Unterleib, allmälig schwächer werdend; die Stirn weißlich, der ganze übrige Oberleib sehr glänzend schwarz; sie ist etwas kleiner als die unsrige.

Gesammtlänge ungefähr 5½ Zoll; Schnabel 6 Linien; Fußwurzel 4 bis 5; Hinterzehe 5.

Die Schwalben dieser Art bauen ihr Nest in den Häusern, wie unsere Rauchschwalben, und zwar in Cylinderform, aus kleinen Stengeln, Moos und Federn; dieser Cylinder hängt senkrecht herab, und von allen Seiten frei; sie verlängern ihn wie die unsern, so wie sie sich vermehren; der Eingang ist unten an einer der Seiten, und so gut angebracht, daß er, wie man sagt, mit allen Stockwerken in Verbindung steht. Das Weibchen legt 4 bis 5 Eier.

Es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß unsere Hausschwalben nach dem neuen Kontinent hinübergezogen sind, und dort eine Kolonie gegründet haben, die das Gepräge der Stammkasse, ein durch die Einflüsse des neuen Klima hindurch noch sehr erkennbares Gepräge, behalten haben wird.

III.

Die Schwalbe mit fuchsrother Kappe.

(L'hirondelle au capuchon roux. B.)

Dieses Fuchsroth ist dunkel und mit Schwarz vermischt; auch der Bürzel ist fuchsroth und am Ende weiß; der Rücken und die obern Flügelbedeckungen schön schwarz, ins Blaue spielend, mit stahlglänzenden Widerscheinen; die Schwungfedern braun, mit hellerem Braun eingefaßt; die Steuerfedern schwärzlich; alle seitlichen auf der innern Seite mit einem weißen Flecken gezeichnet, der aber nur zum Vorschein kommt, wenn der Schwanz ausgebreitet ist; die Kehle gemischt weißlich und braun; endlich der Unterleib auf blaßgelbem Grunde mit kleinen schwärzlichen, der Länge nach liegenden Flecken übersäet.

Der Vicomte von Querhoent, der Gelegenheit hatte, diese Schwalbe am Vorgebirge der guten Hoffnung zu beobachten, berichtet uns, daß sie, wie die vorigen, in den Häusern nistet, ihr Nest an die Decke der Zimmer baut, und zwar außerhalb aus Erde, inwendig aus Federn, ihm eine abgerundete Gestalt gibt, und eine Art hohlen Cylinder darin anbringt, der ihr einziger Ein- und Ausgang ist. Man fügt hinzu, das Weibchen lege 4 bis 5 punktirte Eier.

Ausländische Vögel,

die mit der Hausschwalbe verwandt sind.

I.

Die große Schwalbe mit fuchsrothem Bauch vom Senegal.

(Hirundo senegalensis, L. La grande hirondelle à ventre roux du Sénégal. B.)

Ihr Schwanz ist oben so gestaltet wie jener unserer Rauchschwalben; sie hat auch dieselben Farben auf ihrem Gefieder, doch anders vertheilt, überdem ist sie viel größer und scheint nach andern Verhältnissen geformt, so daß man sie als eine besondere Art ansehen kann. Oben auf dem Kopf und Halse, dem Rücken und den obern Flügelbedeckungen ist sie glänzend schwarz mit stahlfarbenen Widerscheinen; die Schwung- und Steuerfedern sind schwarz; der Bürzel ist fuchsroth, ebenso

der ganze untere Theil; aber der Anstrich der Kehle und der untern Flügelbedeckungen ist viel schwächer, und fast weiß.

Gesammtlänge 8 Zoll 6 Linien; Schnabel 8 Linien; Fußwurzel ebenso; hintere Zehe und hinterer Nagel nächst der Mittelzehe und dem mittlern Nagel die längsten; Flugweite 15 Zoll 3 Linien; Schwanz 4 Zoll; er ist 26 Linien weit gespalten, und reicht einen Zoll über die Flügel hinaus.

II.

Die Schwalbe mit weißem Gürtel.

(Hirundo fasciata. L. L'hirondelle à ceinture blanche. B.)

Diese Schwalbe, Nro. 724, Fig. 2, hat kein Fuchsroth auf ihrem Gefieder; alles ist daran schwarz, außer einem weißen Gürtel auf dem Bauche, der lebhaft gegen diesen dunklen Grund absticht; außerdem ist etwas Weiß auf den Beinen, und die oberhalb, wie alles übrige, schwarzen Steuerfedern sind unterhalb nur braun. Es ist ein seltner Vogel; er findet sich in Cayenne und in Guiana, im Innern des Landes am Ufer der Flüsse. Er flattert gern über das Wasser hin, wie unsere Schwalben, aber, was sie nicht alle thun, er setzt sich auch auf die entwurzelten Bäume, die man im Wasser schwimmen sieht.

Gesammtlänge 6 Zoll; Schnabel schwarz, 6 Linien; Fußwurzel 6 Linien; Schwanz 2¼ Zoll; er ist beinahe 18 Linien weit gespalten, und reicht 4 Linien über die Flügel hinaus.

III.

Die Amberschwalbe.

(Hirundo ambrosinea. L. L'hirondelle ambrée. B.)

Seba berichtet, diese Schwalben flögen ebenso wie unsere Uferschwalben an das Land, wenn das Meer hoch ginge; man hätte ihm einigemal todte und lebendige gebracht, und sie hauchten einen so starken Geruch von grauem Amber aus, daß eine einzige hinreiche, um ein ganzes Zimmer zu durchduften; dieses läßt ihn vermuthen, daß sie Insekten und andere Thiere fressen, welche selbst durchduftet seyn möchten, und vielleicht von grauem Amber. Jene, welche Hr. Brisson beschrieben hat, kam vom Senegal, und war durch Hrn. Adan-

son geschickt worden; aber sie findet sich, wie man sieht, auch bisweilen in Europa.

Ihr ganzes Gefieder hat nur eine Farbe, und zwar braungrau; auf dem Kopf und den Schwungfedern dunkler als sonst überall; der Schnabel ist schwarz, und die Füße sind braun.

Der Vogel ist höchstens von der Größe eines Zaunkönigs.

Ich bin zweifelhaft gewesen, ob ich nicht diese Art zu den Uferschwalben ziehen sollte, von denen sie einiges in ihrem Benehmen an sich zu haben scheint; da aber ihre natürlichen Gewohnheiten nicht bekannt genug sind, und ihr Schwanz wie jener unserer Hausschwalbe gestaltet ist, so glaubte ich sie vorläufig zu dieser letztern Art ziehen zu müssen.

Gesammtlänge 5½ Zoll; Schnabel 6 Linien; Fußwurzel 3; die hintere Zehe die kürzeste von allen; Flugweite 11 Zoll und mehr; Schwanz nahe an 3 Zoll, 18 Linien weit gespalten, aus 12 Steuerfedern bestehend, die Flügel reichen 4 Linien über ihn hinaus.

Die Schwalbe mit weißem Bürzel oder die Fensterschwalbe (Stadtschwalbe.)

(Hirundo urbica. L. L'hirondelle au croupion blanc ou l'hirondelle de fenêtre. B)

Nicht ohne Grund gaben die Alten dieser Schwalbe, Nro. 542, Fig. 2, den Namen der wilden. Sie kann in der That zutraulich und fast zahm erscheinen, wenn man sie mit der Mauerschwalbe vergleicht; aber sie wird wild im Vergleich zu unserer Hausschwalbe erscheinen. Wir haben gesehen, daß die letztere, wenn die Schornsteine zugedeckt sind, wie es in der Stadt Mantua der Fall ist, lieber unter den Vordächern der Häuser nistet, als daß sie sich von dem Menschen entfernt; statt daß die Art der Schwalben mit weißem Bürzel, oder die weißsteißige, die in der Umgebung dieser Stadt sehr häufig ist, und Fenster, Thüren, Gesimse, mit einem Wort, alle Bequemlichkeiten findet, um ihr Nest anzulegen, es doch nie dort baut; sie befestigt es lieber ganz oben an den steilen Felsen, die den See umschließen. [1]). Sie nähert sich dem Menschen, wenn sie

1) Herr Guys von Marseille hat mir auch diese Thatsache bestätigt, aber man muß nicht buchstäblich nehmen, was die Alten von

nirgend anderswo ihre Bequemlichkeiten findet, aber unter sonst ganz gleichen Umständen zieht sie für den Bau ihres Nestes einen Steinvorsprung an einem Karniß, eine Höhlung an einem Säulengange, mit einem Wort, die Einsamkeit den bewohnten Orten vor.

Eins dieser Nester, welches ich im September untersucht habe, und das von einem Fenster abgelöst war, bestand außerhalb aus Erde, besonders aus solcher, welche die Würmer von sich geben, und die man des Morgens auf den frisch bearbeiteten Gartenbeeten hier und da findet; es war in der Mitte seiner Dicke durch Strohhalme, und in der vordern Lage durch eine große Menge Federn befestigt. [1]) Der Staub, der im Boden des Nestes lag, wimmelte von sehr dünnen Würmchen, welche lange struppige Haare hatten, sich nach allen Richtungen hinwindend, lebhaft bewegend, und beim Klettern mit ihrem Munde helfend; sie waren besonders an den Stellen zahlreich, wo die Federn in den innern Wänden verwendet waren. Auch fand man in dem Nest Flöhe, welche dicker, gestreckter, und nicht so braun, wie die gewöhnlichen Flöhe, aber eben so gestaltet waren, und 7 bis 8 Wanzen, obgleich es deren in dem Hause keine gab und nie gegeben hatte. Die beiden letzten Arten von Insekten fanden sich ohne Unterschied, sowohl in dem Staube des Nestes, als in den Federn der Vögel, die es, 5 an der Zahl, nämlich Vater, Mutter und drei flügge Jungen bewohnten. Ich bin sicher, daß diese fünf Vögel alle zusammen die Nächte darin zubrachten. Dieses Nest stellte, seiner Form nach, den vierten Theil eines hohlen Halbcylinders dar, der an seinen Polen Verlängerungen, ungefähr 4½ Zoll im Halbmesser hatte, und mit seinen beiden Seitenflächen an der Einfassung des Fensters und mit seinem Aequator an dem obern Pfosten hing, an welchem der senkrechte, halbkreisrunde und sehr schmale Eingang sich befand.

Dieselben Nester dienen mehre Jahre nacheinander, und

---

einem sehr festen Damme berichten, der ein Stadium lang gewesen und in dem Hafen von Heraclea in Egypten ganz aus diesen Nestern bestanden haben soll, und von einem andern ähnlichen durch dieselben Vögel auf einer der Isis geheiligten Insel erbauten Damme.

[1]) Ich habe 4 bis 5 Quentchen dieser Federn in einem Neste gefunden, das im Ganzen nur 13 Unzen wog.

wahrscheinlich denselben Paaren, was jedoch nur von den Nestern zu verstehen ist, welche die Schwalben an unsere Fenster befestigen; denn man versichert mir, daß jene, welche sie an Felsen anlegen, immer nur für einen Sommer dienen, und sie jedes Jahr ein neues bauen. Bisweilen bedürfen sie dazu nur 5 bis 6 Tage; andere Male gelingt es ihnen erst in 10 bis 12 Tagen. Mit ihrem kleinen Schnabel und ihren kleinen Füßen tragen sie den Mörtel zusammen, den sie jedoch mit dem Schnabel umrühren und auftragen. Oft sieht man eine ziemlich große Anzahl dieser Vögel an demselben Nest arbeiten, [1]) möge es ihnen nun Vergnügen machen, sich einander zu helfen, oder mögen in dieser Art, indem die Paarung nur in dem Neste stattfinden kann, alle Männchen, die sich um dasselbe Weibchen bemühen, in der Hoffnung, einen süßen und baldigen Gebrauch von diesem Neste zu machen, wetteifernd an dessen Vollendung arbeiten. Man hat einige gesehen, die mit noch größerem Eifer das Nest zu zerstören suchten, als die andern auf dessen Bau verwendeten; war es etwa ein Männchen, welches gänzlich verstoßen, alle Hoffnung für sich selbst aufgebend, den traurigen Trost suchte, die Genüsse der andern zu stören oder aufzuhalten? Wie dem auch sey, die Schwalben kommen, je nach dem Breitegrade, früher oder später an; in Upsala, Hrn. Linne zufolge, am 9. Mai; in Frankreich und England im Anfang des April, [2]) 8 bis 10 Tage

---

[1]) Ich habe ihrer bis an 5 gezählt, die in demselben Nest saßen, oder sich um dasselbe angeklammert hielten, abgesehen von den hin und her fliegenden; je größer ihre Anzahl, um desto schneller wird die Arbeit beseitigt.

[2]) In diesem Jahre 1779 war der Winter ohne Schnee und der Frühling sehr schön; gleichwohl kamen diese Schwalben in Burgund erst den 9. April, und am Genfersee den 14. an. Man erzählt, ein Schuhmacher in Basel hätte einer Schwalbe ein Halsband mit der Aufschrift:

Hirondelle,
Qui es si belle,
Dis-moi, l'hiver où vas-tu?

umgehangen, und im folgenden Frühling durch denselben Boten folgende Antwort auf seine Frage erhalten:

A Athènes
Chez Antoine.
Pourquoi t'en informes-tu?

nach den Hausschwalben, welche, Herrn Frisch zufolge, indem sie einen niedrigen Flug haben, leichter und schneller ihre Nahrung finden. Oft werden sie von den letzten Frösten überrascht, und man hat ihrer durch ein sehr dichtes Schneegestöber fliegen sehen. [1]) Die ersten Tage ihrer Ankunft über halten sie sich am Wasser und in sumpfigen Gegenden auf. Nach den Nestern an meinen Fenstern habe ich sie nicht vor dem 15. April zurückkehren sehen; bisweilen zeigten sie sich erst in den ersten Tagen des Mai. Sie legen ihr Nest in jeder Lage an, vorzugsweise jedoch an Fenstern, die aufs Feld hinausgehen, besonders wenn es in diesen Feldern Flüsse, Bäche oder Teiche gibt. Bisweilen bauen sie auch das Nest in den Häusern, dieses ist aber selten und sehr schwer herbeizuführen. Ihre Jungen sind oft schon am 15. Juni ausgeschlüpft. Man hat das Männchen und das Weibchen auf dem Rande eines noch unvollendeten Nestes sich liebkosen, sich mit einem ausdrucksvollen Gezwitscher schnäbeln, [2]) aber nicht sich begatten sehen, was vermuthen läßt, daß sie sich im Neste paaren, wo man sie auf diese Weise am frühen Morgen; bis-

---

Das Wahrscheinlichste an dieser Anekdote ist, daß die Verse in der Schweiz gedichtet worden sind; was die Sache selbst betrifft, so ist sie mehr als zweifelhaft, da man durch Belon und Aristoteles weiß, daß die Schwalben in Griechenland, wie im übrigen Europa, 6 Monate bleiben, und den Winter in Afrika zubringen.

[1]) Dieses beweist, daß das, was der Pfarrer Hoegstroem aus Nordland über das Vorgefühl der Temperatur sagt, welches er den Schwalben beilegt, so wenig auf diese, als auf die Rauchschwalbe sich beziehen kann, und, wie ich bereits bemerkte, als sehr zweifelhaft angesehen werden muß. „Man hat, sagt er, in Lappland zu Anfang des August Schwalben abreisen, und bei einem sehr warmen Wetter, als noch nichts eine Temperaturveränderung anzeigte, ihre Jungen verlassen sehen; jene Veränderung blieb aber nicht lange aus, und den 8. September konnte man in Schlitten fahren. In gewissen Jahren dagegen sieht man sie noch ziemlich spät, wenn auch die Witterung nicht milde ist, und man kann sich dann für versichert, daß die Kälte nicht nahe bevorstehe.“ In allem diesem scheint der Herr Pfarrer nur ein Volksgerücht zu wiederholen, dessen Wahrheit herauszustellen er sich nicht bemüht haben, und dem durch die glaubwürdigsten Beobachtungen widersprochen wird.

[2]) Frisch behauptet, die Männchen dieser Art sängen angenehmer als jene der Hausschwalben; meines Bedünkens findet grade das Gegentheil statt.

1. DIE STADT- ODER FENSTERSCHWALBE.

Ordnung: Sperling. *Familie:* Spaltschnäbler. *Gattung:* Schwalbe. *(Cuv.)*

Pl. 155

2. DIE UFERSCHWALBE. 3. DIE MAUERSCHWALBE.

Ordnung: Sperling. . . . . *id.* . . . *id.*

weilen die ganze Nacht hindurch, zwitschern hört. Das Weibchen legt gewöhnlich das erstemal 5 weiße Eier, die am stumpfen Ende eine nicht so weiße Scheibe haben; das zweite Mal 3 bis 4, und das dritte Mal, wenn es überhaupt zum dritten Mal legt, 2 bis 3 Eier. Das Männchen entfernt sich nicht leicht vom Weibchen, so lange es brütet; fortwährend wacht es über dessen Sicherheit, und über jene der Frucht ihrer Vereinigung; man sieht es mit Ungestüm auf die Vögel stürzen, die dem Nest zu nahe kommen. Wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, so tragen ihnen beide häufig Futter zu, und scheinen sehr sorgfältig um sie bemüht zu seyn; doch gibt es Fälle, in denen diese älterliche Liebe sich zu verläugnen scheint. Eines dieser Jungen, im Alter schon ziemlich vorgerückt, und selbst im Stande zu fliegen, war aus dem Nest auf die Fensterbrüstung gefallen, und die Aeltern kümmerten sich nicht um dasselbe, und brachten ihm keine Hülfe; diese scheinbare Härte hatte aber glückliche Folgen, denn das, jetzt sich selbst überlassene Kleine bot alle seine Kräfte auf, schlug mit den Flügeln und nach ¾stündiger Anstrengung gelang es ihm, seinen Aufflug zu nehmen. Als ich ein Nest mit vier eben ausgeschlüpften Jungen oben von einem andern Fenster hatte fortnehmen und auf die Brüstung desselben Fensters stellen lassen, schienen die Aeltern, welche unaufhörlich hin und herflogen, um die Stelle, wo man das Nest fortgenommen, flatterten, und nothwendiger Weise es sahen, und das Hülfsgeschrei ihrer Jungen hörten, sich eben so wenig darum zu kümmern, während ein Sperlingsweibchen an demselben Ort und unter denselben Umständen unablässig den seinigen während 14 Tagen Nahrung in seinem Schnabel brachte. Die Anhänglichkeit der Schwalben zu ihren Jungen scheint von der Lokalität abzuhängen; doch fahren sie noch lange fort, nachdem dieselben zu fliegen angefangen, ihnen Futter zubringen, und tragen es ihnen selbst mitten in der Luft zu. Diese Nahrung besteht besonders in geflügelten Insekten, die sie im Fluge erhaschen, [1]) und diese Weise, sie zu erhaschen, ist ihnen so eigen, daß, wenn sie ein

[1]) Es ist die allgemeinste Meinung, die auch am meisten mit der täglichen Beobachtung übereinstimmt; indessen versichert mich Hr. Buys, diese Vögel hielten sich auch gerne auf, wo sie Raupen fänden, die ihnen zur Nahrung dienten.

Insekt auf der Mauer sitzen sehen, sie ihm im Vorüberfliegen einen Schlag mit den Flügeln geben, um es zum Fliegen zu bringen, und hierauf mit größerer Bequemlichkeit fangen zu können.

Man sagt, die Sperlinge bemächtigten sich oft der Nester dieser Schwalben, und es verhält sich wirklich so; man fügt aber hinzu, daß die so verjagten Schwalben bisweilen mit einer großen Anzahl anderer zurückkehren, in einem Augenblick mit demselben Mörtel, woraus sie das Nest gebaut haben, dessen Eingang verstopfen, die Sperlinge einschließen, und so den Usurpatoren Verderben bereiten. Ich weiß nicht, ob dieses jemals geschehen ist; aber ich war selbst Augenzeuge, daß, nachdem sich Sperlinge zu verschiedenen Zeiten mehrer Schwalbennester bemächtigt hatten, allerdings die Schwalben in großer Anzahl und mehre Mal im Laufe des Sommers dahin zurückgekehrt, in das Nest geflogen sind, mit den Sperlingen gekämpft haben, und bisweilen noch ein oder zwei Tage in der Gegend umherflatterten, nie aber den geringsten Versuch machten, den Eingang des Nestes zu verschließen, obwohl sie zahlreich genug waren, und ihnen alle Mittel für diesen Zweck zu Gebote standen. Wenn übrigens die Sperlinge sich der Schwalbennester bemächtigen, so geschieht es nicht in Folge irgend einer Abneigung dieser beiden Arten gegeneinander, wie man vermuthet hat; es geht nur daraus hervor, daß die Sperlinge ihre Bequemlichkeit suchen. Sie legen in diese Nester, weil sie ihnen zusagen; sie würden eben so gern in jedem andern Nest und selbst in jedem andern Loch legen.

Obgleich diese Schwalben etwas wilder, als die Rauchschwalben sind, und Gelehrte geglaubt haben, ihre Jungen seyen unzähmbar,[1]) so ist die Wahrheit gleichwohl die, daß sie sich ziemlich leicht zähmen lassen. Man muß ihnen die Nahrung geben, die ihnen am meisten zusagt, und ihrer Natur am besten entspricht, nämlich Fliegen und Schmetterlinge, und man muß ihnen oft von diesem Futter geben;[2]) man muß

[1]) Herr Rousseau von Genf.

[2]) Einige Schriftsteller behaupten, sie könnten von Pflanzenstoffen durchaus nicht leben; indessen darf man nicht glauben, daß es ein Gift für sie sey. Zu dem Futter einer gezähmten Schwalbe, von der ich gleich berichten werde, kam auch einiges Brod; aber am seltsamsten ist es, daß man Kinder kleine Rauchschwalben nur

vor allem ihre Freiheitsliebe schonen, ein Gefühl, das allen Thiergattungen gemein, bei keiner aber so lebhaft und argwöhnisch ist, als bei den Vögeln. [1]) Man hat eine dieser gezähmten Schwalben gesehen, welche zu den Personen, von denen sie aufgezogen worden, eine besondere Zuneigung gefaßt hatte; sie blieb tagelang auf ihren Knieen, und wenn sie dieselben nach einigen Stunden der Abwesenheit wieder erscheinen sah, bezeugte sie ihre Freude durch ein kleines Geschrei mit Flügelschlagen, und dem vollen Ausdruck des Gefühls. Sie begann schon ihr Futter aus den Händen ihrer Gebieterin zu nehmen, und allem Anschein nach würde ihre Auferziehung vollständig gelungen seyn, wenn sie nicht davon geflogen wäre. Sie entfernte sich nicht weit, möge ihr nun die vertraute Gesellschaft der Menschen nothwendig geworden, oder möge ein durch das häusliche Leben entartetes, wenigstens verweichlichtes Thier, der Freiheit nicht mehr fähig seyn; sie gab sich einem kleinen Kinde hin, und bald darauf verlor sie ihr Leben unter den Krallen einer Katze. Der Vicomte von Querhoent versichert mich, er habe ebenfalls, mehre Monate lang, junge im Nest gefangene Schwalben auferzogen; er fügt aber hinzu, es sey ihm nie gelungen, sie dahin zu bringen, daß sie allein gefressen hätten, und sie seyen immer, wenn sie sich selbst überlassen worden, gestorben. Als diejenige, deren ich oben erwähnte, gehen wollte, schleppte sie sich ihrer kurzen Füße wegen mit schlechtem Anstande fort; auch setzen sich die Schwalben dieser Art selten anders als in ihrem Nest, nur wenn die Noth sie dazu zwingt; sie setzen sich z. B. an den Rand des Wassers,

---

mit dem Koth ernähren sah, der aus dem Nest einer Schwalbe derselben Art fiel; die jungen Vögel lebten bei dieser Kost zehn Tage lang sehr gut, und allem Anschein nach hätten sie es noch eine Zeit lang ausgehalten, wenn der Versuch nicht durch eine Mutter unterbrochen worden wäre, die mehr Geschmack an der Reinlichkeit, als an der Verbreitung der Kenntnisse durch derartige naturhistorische Experimente fand.

[1]) Ich habe oft das Vergnügen gehabt, sagt Herr Rousseau, zu sehen, wie sie sich in meiner Stube bei verschlossenen Fenstern aufhielten, um nach Lust miteinander zu zwitschern, zu spielen, und sich zu necken, bis es mir gefallen möchte, ihnen die Fenster zu öffnen, indem sie ganz unbesorgt, und sicher zu seyn schienen, daß dieses geschehen würde. Ich stand wirklich zu diesem Zwecke alle Morgen um 4 Uhr auf.

Insekt auf der Mauer sitzen sehen, sie ihm im Vorüberfliegen einen Schlag mit den Flügeln geben, um es zum Fliegen zu bringen, und hierauf mit größerer Bequemlichkeit fangen zu können.

Man sagt, die Sperlinge bemächtigten sich oft der Nester dieser Schwalben, und es verhält sich wirklich so; man fügt aber hinzu, daß die so verjagten Schwalben bisweilen mit einer großen Anzahl anderer zurückkehren, in einem Augenblick mit demselben Mörtel, woraus sie das Nest gebaut haben, dessen Eingang verstopfen, die Sperlinge einschließen, und so den Usurpatoren Verderben bereiten. Ich weiß nicht, ob dieses jemals geschehen ist; aber ich war selbst Augenzeuge, daß, nachdem sich Sperlinge zu verschiedenen Zeiten mehrer Schwalbennester bemächtigt hatten, allerdings die Schwalben in großer Anzahl und mehre Mal im Laufe des Sommers dahin zurückgekehrt, in das Nest geflogen sind, mit den Sperlingen gekämpft haben, und bisweilen noch ein oder zwei Tage in der Gegend umherflatterten, nie aber den geringsten Versuch machten, den Eingang des Nestes zu verschließen, obwohl sie zahlreich genug waren, und ihnen alle Mittel für diesen Zweck zu Gebote standen. Wenn übrigens die Sperlinge sich der Schwalbennester bemächtigen, so geschieht es nicht in Folge irgend einer Abneigung dieser beiden Arten gegeneinander, wie man vermuthet hat; es geht nur daraus hervor, daß die Sperlinge ihre Bequemlichkeit suchen. Sie legen in diese Nester, weil sie ihnen zusagen; sie würden eben so gern in jedem andern Nest und selbst in jedem andern Loch legen.

Obgleich diese Schwalben etwas wilder, als die Rauchschwalben sind, und Gelehrte geglaubt haben, ihre Jungen seyen unzähmbar,[1]) so ist die Wahrheit gleichwohl die, daß sie sich ziemlich leicht zähmen lassen. Man muß ihnen die Nahrung geben, die ihnen am meisten zusagt, und ihrer Natur am besten entspricht, nämlich Fliegen und Schmetterlinge, und man muß ihnen oft von diesem Futter geben;[2]) man muß

[1]) Herr Rousseau von Genf.

[2]) Einige Schriftsteller behaupten, sie könnten von Pflanzenstoffen durchaus nicht leben; indessen darf man nicht glauben, daß es ein Gift für sie sey. Zu dem Futter einer gezähmten Schwalbe, von der ich gleich berichten werde, kam auch einiges Brod; aber am sellsamsten ist es, daß man Kinder kleine Rauchschwalben nur

vor allem ihre Freiheitsliebe schonen, ein Gefühl, das allen Thiergattungen gemein, bei keiner aber so lebhaft und argwöhnisch ist, als bei den Vögeln. [1]) Man hat eine dieser gezähmten Schwalben gesehen, welche zu den Personen, von denen sie aufgezogen worden, eine besondere Zuneigung gefaßt hatte; sie blieb tagelang auf ihren Knieen, und wenn sie dieselben nach einigen Stunden der Abwesenheit wieder erscheinen sah, bezeugte sie ihre Freude durch ein kleines Geschrei mit Flügelschlagen, und dem vollen Ausdruck des Gefühls. Sie begann schon ihr Futter aus den Händen ihrer Gebieterin zu nehmen, und allem Anschein nach würde ihre Auferziehung vollständig gelungen seyn, wenn sie nicht davon geflogen wäre. Sie entfernte sich nicht weit, möge ihr nun die vertraute Gesellschaft der Menschen nothwendig geworden, oder möge ein durch das häusliche Leben entartetes, wenigstens verweichlichtes Thier, der Freiheit nicht mehr fähig seyn; sie gab sich einem kleinen Kinde hin, und bald darauf verlor sie ihr Leben unter den Krallen einer Katze. Der Vicomte von Querhoent versichert mich, er habe ebenfalls, mehre Monate lang, junge im Nest gefangene Schwalben auferzogen; er fügt aber hinzu, es sey ihm nie gelungen, sie dahin zu bringen, daß sie allein gefressen hätten, und sie seyen immer, wenn sie sich selbst überlassen worden, gestorben. Als diejenige, deren ich oben erwähnte, gehen wollte, schleppte sie sich ihrer kurzen Füße wegen mit schlechtem Anstande fort; auch setzen sich die Schwalben dieser Art selten anders als in ihrem Nest, nur wenn die Noth sie dazu zwingt; sie setzen sich z. B. an den Rand des Wassers,

---

mit dem Koth ernähren sah, der aus dem Nest einer Schwalbe derselben Art fiel; die jungen Vögel lebten bei dieser Kost zehn Tage lang sehr gut, und allem Anschein nach hätten sie es noch eine Zeit lang ausgehalten, wenn der Versuch nicht durch eine Mutter unterbrochen worden wäre, die mehr Geschmack an der Reinlichkeit, als an der Verbreitung der Kenntnisse durch derartige naturhistorische Experimente fand.

[1]) Ich habe oft das Vergnügen gehabt, sagt Herr Rousseau, zu sehen, wie sie sich in meiner Stube bei verschlossenen Fenstern aufhielten, um nach Lust miteinander zu zwitschern, zu spielen, und sich zu necken, bis es mir gefallen möchte, ihnen die Fenster zu öffnen, indem sie ganz unbesorgt, und sicher zu seyn schienen, daß dieses geschehen würde. Ich stand wirklich zu diesem Zwecke alle Morgen um 4 Uhr auf.

wenn sie die feuchte Erde, womit sie ihr Nest bauen, sammeln müssen, oder in das Schilf, um dort gegen Ende des Sommers die Nächte zuzubringen, wenn sie bei der dritten Brut zu zahlreich geworden, als daß die Nester sie alle aufnehmen könnten, [1]) oder endlich auf die Dächer und Mauerkränze eines großen Gebäudes, wenn sie sich zur Abreise versammeln müssen. Hr. Hebert hatte in Brie ein Haus, das sie jedes Jahr zu ihrem allgemeinen Stelldichein wählten; die Versammlung war sehr zahlreich, nicht allein, weil die Art an sich selbst es schon ist, da jedes Paar jährlich zwei und bisweilen drei Brüten hat, sondern auch, weil oft die Uferschwalben und einige Nachzüglerinnen der Hausschwalbenart ihre Anzahl vermehrten. Sie haben bei dieser Gelegenheit ein besonderes Geschrei, das ihr Lockgeschrei zu seyn scheint. Man hat bemerkt, daß sie kurz vor ihrer Abreise sich üben, fast bis zu den Wolken hinauf zu fliegen, und auf diese Weise sich zur Reise durch jene hohen Luftgebiete vorzubereiten scheinen; was mit andern Beobachtungen übereinstimmt, die ich in dem vorigen Aufsatz darlegte, und zugleich erklärt, weshalb man diese Vögel auf ihrem Wege aus einer Gegend in die andere so selten in der Luft sieht. Sie sind auf dem alten Kontinent sehr verbreitet; indeß versichert Aldrovande, er habe ihrer nie in Italien und namentlich in der Gegend von Bologna gesehen. Im Elsaß fängt man sie im Herbst, wie Herr Hermann berichtet, mit den Staaren beim Eintritt der Nacht, indem man ein ausgespanntes Netz auf einen mit Schilf bewachsenen Sumpf fallen läßt, und den andern Morgen die Vögel, die sich darunter befinden, ertränkt. Man begreift wohl leicht, daß die auf diese Weise ertränkten Schwalben bisweilen wieder ins Leben mögen zurückgerufen worden seyn, und daß dieser sehr einfache Umstand, oder irgend ein anderer derselben Art, zu der Fabel über ihr jährliches Unter- und wieder Emportauchen Anlaß gegeben haben kann.

Diese Art scheint zwischen der Hausschwalbe und der

---

[1]) Gegen das Ende des Sommers sieht man sie bis tief in die Nacht hinein in großer Menge über dem Wasser flattern; wahrscheinlich versammeln sie sich, um sich dorthin zu begeben, täglich eine oder zwei Stunden vor Sonnenuntergang. Dazu kommt, daß man ihrer in den Städten des Abends viel weniger findet, als den übrigen Tag hindurch.

Mauerschwalbe in der Mitte zu stehen; sie hat etwas von dem Gezwitscher und der Zutraulichkeit der erstern; sie baut ihr Nest beinahe eben so, und ihre Zehen haben respektive eben so viele Glieder. Sie hat dagegen die befiederten Füße der letztern Art, und die Hinterzehe läßt sich nach vorne wenden, sie fliegt wie sie, bei starken Regengüssen, und zwar alsdann in größern Trupps als gewöhnlich, klammert sich wie sie an die Mauern und setzt sich selten auf die Erde; wenn sie sich auf ihr befindet, so kriecht sie mehr, als sie geht. Auch ist ihre Schnabelöffnung weiter, als jene der Hausschwalbe, wenigstens scheinbar, weil ihr Schnabel plötzlich breiter oben an den Nasenlöchern wird, wo dessen Ränder an jeder Seite einen vorspringenden Winkel bilden. Obwohl sie endlich etwas mehr Masse hat, so scheint sie etwas weniger dick, weil ihre Federn, und besonders die untern Schwanzbedeckungen, nicht so dicht stehen. Das mittlere Gewicht von allen, die ich gewogen habe, war durchgängig 3 bis 4 Quentchen.

Der Bürzel, die Kehle und der ganze Unterleib sind schön weiß; die Rippe der Schwanzbedeckungen braun; der obere Theil des Kopfes und des Halses, der Rücken, was von den Federn und den größern obern Schwanzbedeckungen zum Vorschein kommt, glänzend schwarz, mit blauen Widerscheinen bereichert; die Federn auf dem Kopf und Rücken an ihrer Wurzel aschgrau und an ihrem mittlern Theile weiß; die Schwungfedern braun, mit grünlichen Widerscheinen auf ihren Einfassungen; die letzten zunächst am Körper stehenden an der Spitze weiß; die Füße bis an die Nägel mit weißem Flaum bedeckt, der Schnabel schwarz und die Füße braungrau. Das Schwarz des Weibchens ist nicht so entschieden, sein Weiß weniger rein, auf dem Bürzel selbst mit braun untermischt. Die Jungen haben einen braunen Kopf, und unter dem Halse eine Schattirung von derselben Farbe; die Widerscheine des Unterleibes nicht so dunkelblau, und in gewisser Beleuchtung selbst grünlich; und was bemerkenswerth ist, die Schwungfedern sind dunkler. Es scheint, daß der von Herrn Brisson beschriebene Vogel ein junger war. Diese Jungen bewegen den Schwanz häufig von unten nach oben, und haben, wo der Hals anfängt, keine Federn.

Gesammtlänge $5\frac{1}{2}$ Zoll; Schnabel 6 Linien, inwendig in der Tiefe blaßroth, vorn nach der Spitze zu schwärzlich; Nas-

löcher rund und unbedeckt; Zunge gespalten, gegen die Spitze hin etwas schwärzlich; Fußwurzel 5½ Linie, mehr an den Seiten als vorn und hinten mit Flaum versehen; Mittelzehe 6½ Linie; Flugweite 10½ Zoll; Schwanz 2 Zoll, 6, 7, und selbst 9 Linien weit gespalten; er sieht eckig aus, wenn er stark ausgebreitet ist, reicht 8 bis 9, bei einigen einzelnen nur 5 Linien, und bei andern gar nicht über die Flügel hinaus; Darmgang 6 bis 7 Zoll; sehr kleine Blinddärme, mit einem andern Stoff angefüllt, als jenem, der sich in den ächten Därmen befand; eine Gallenblase; Magen muskelig; Speiseschlund 20 Linien, erweitert sich vor seiner Einfügung in eine kleine drüsige Tasche; Hoden eiförmig, ungleich; der große Durchmesser des dickern betrug 4 Linien, ihr kleinerer 3; man sah an ihrer Oberfläche eine Menge Schneckenwindungen, wie von einem kleinen Gefäß, das nach allen Seiten gedreht und gerollt worden.

Seltsam ist es, daß die Jungen mehr als ihre Aeltern wiegen; fünf Junge, die nichts als den Flaum hatten, wogen zusammen 3 Unzen, was für jedes 345 Gran ausmachte, wogegen die Aeltern zusammen nur genau 2 Loth wogen, was für jedes 288 Gran betrug. Die Magen der Jungen waren durch die Nahrung angespannt, so daß sie die Form eines Destillirkolbens hatten, und wogen zusammen 2½ Quentchen oder 180 Gran, was für jedes 36 Gran machte, wogegen die beiden Magen der Aeltern, die fast nichts enthielten, zusammen nur 18 Gran, nämlich ¼ von dem Gewicht der andern wogen; ihr Umfang war auch, und in demselben Verhältniß [1]) kleiner. Dies beweist deutlich, daß die Aeltern sich das Nothdürftige versagen, um ihren Jungen den Ueberfluß zu geben, und daß in dem ersten Alter die Organe, die auf die Ernährung, und im zunehmenden Alter diejenigen, die auf die Fortpflanzung Bezug haben, die überwiegendsten sind.

Man sieht bisweilen einzelne Vögel dieser Art mit ganz weißem Gefieder, wofür ich zwei glaubwürdige Zeugen anführen kann, die Herren Hebert und Hermann. Die weiße Schwalbe des letztern hatte rothe Augen, wie so viele andere

[1]) Ich habe dasselbe Mißverhältniß sowohl in den Magen als den Därmen der jungen Sperlinge, Nachtigallen, Grasmücken ꝛc. gefunden.

Thiere mit weißem Haare oder Gefieder; ihre Füße waren nicht mit Flaum bedeckt, wie jene der andern aus derselben Hecke.

Man kann als eine zufällige Varietät in dieser Art Barreres schwarze Schwalbe mit falbem Bauch ansehen, und als eine Klima-Varietät die braune jamaikaische Schwalbe mit weißlicher Brust, deren Brown erwähnt. [1])

Die Uferschwalbe.

(Hirundo riparia. L. L'hirondelle de rivage. B.)

Wir haben gesehen, daß die beiden vorigen Arten viel Kunstfleiß und Arbeit auf den Mörtelbau ihres Nestes verwenden; jetzt werden wir zwei andere Arten kennen lernen, die ihre Eier in Erd- oder Mauerlöcher und hohle Bäume legen, ohne sich viele Mühe mit dem Bau eines Nestes zu geben, und sich damit begnügend, ihrer Brut ein kleines Lager aus den gewöhnlichsten Stoffen, die kunstlos aufgehäuft, oder plump angeordnet sind, zu bereiten.

Die Uferschwalben, Nro. 435, Fig. 2, kommen fast zu gleicher Zeit mit unsern Fensterschwalben in unserm Klima an, und ziehen auch gleichzeitig ab; mit dem Ende des August nähern sie sich zuerst den Orten, wo sie sich alle zu vereinigen pflegen, und gegen Ende Septembers sah Herr Hebert oft die beiden Arten auf dem Hause, das er in Brie bewohnte, [2]) und vorzugsweise auf der Südseite des Dachwerkes in großer Anzahl sich versammeln, so daß sie das Haus ganz bedeckten. Diese Schwälben verändern jedoch nicht alle während des Winters ihren Aufenthalt. Der Herr Kommandeur des Mazys berichtet mir, daß man in dieser Jahreszeit, besonders bei schlechtem Wetter, ihrer fortwährend auf Malta sieht; [3]) und

---

[1]) Dieser Schriftsteller gibt ihr den Namen house-swallow (Hausschwalbe); sie hat jedoch mehr Verwandtschaft mit der Schwalbe mit weißem Bürzel, oder der weißsteißigen.

[2]) Dieses Haus lag in einer kleinen Stadt, aber an einem Ende derselben; die Hauptaussicht ging auf einen Fluß, und es stieß von mehren Seiten an das Feld.

[3]) „Auf St. Domingo, sagt der Herr Ritter Lefebvre Deshayes, sieht man die Schwalben, wenn Stürme drohen, eintreffen; zertheilt sich das Gewölke, so fliegen sie auch fort, und folgen ver-

wir müssen bemerken, daß es auf dieser Insel keinen See, keinen Teich gibt, man folglich nicht annehmen kann, sie lägen in der Zeit zwischen den Stürmen in der Tiefe des Wassers. Herr Hebert hat ihrer in den Gebirgen von Bugey in verschiedenen Wintermonaten 15 bis 16 zusammen fliegen sehen; es war sehr nahe bei Nantua, in mittlerer Höhe, in einer ¼ Lieue langen und 3 bis 400 Schritt breiten Bergschlucht, einem sehr angenehmen Ort, der nach Süden zu sich öffnete, und durch unabsehbare Felsen gegen Norden und Westen eingeschlossen war, wo der Rasen das ganze Jahr hindurch sein schönes Grün und seine Frische behält, das Veilchen im Februar blüht, und der Winter unserm Frühling gleicht. An diesem bevorzügten Orte sieht man jene Schwalben in der schlechten Jahreszeit häufig spielen und flattern, und die Insekten verfolgen, an denen hier nie Mangel ist. Wird die Kälte zu lebhaft, und finden sie draußen keine Mücken mehr, so flüchten sie sich in ihre Löcher, wohin der Frost nicht dringt, wo sie Erdinsekten und Larven genug finden, um sich während dieser ungünstigen Witterungsveränderungen zu erhalten, und wo sie vielleicht mehr oder weniger jenem Zustand der Erstarrung ausgesetzt werden, dem sie, wie Hr. Gmelin und mehre Andere behaupten, während des Frostes, jedoch, wie die Versuche des Herrn Collinson beweisen, nicht immer, unterworfen sind. Die Leute aus dem Lande sagten Hrn. Hebert, daß sie des Winters, wenn der Adventsschnee geschmolzen, so oft das Wetter milde sey, zum Vorschein kämen. Diese Vögel finden sich in ganz Europa. Belon hat ihrer in der Romagna beobachtet, die mit den Eisvögeln und Bienenfressern an den Ufern des Marissa, des einst sogenannten Hebrus, nisteten. Herr Königsfeld bemerkte auf seiner Reise nach dem Norden an dem linken Ufer eines Baches, der durch das Dorf Kakui in Sibirien fließt, auf einer Strecke von ungefähr 15 Toisen eine

---

muthlich dem Regen." Sie finden sich wirklich auf dieser Insel in der Regenzeit sehr häufig. Aristoteles schreibt schon vor 2000 Jahren, in Griechenland komme die Uferschwalbe selbst im Sommer noch zum Vorschein, wenn es regne. Endlich weiß man, daß man auf allen Meeren Vögel jeder Art, Wasservögel und andere, während der Stürme nach den Inseln eilen, bisweilen sich auf die Schiffe flüchten sieht, und daß ihr Erscheinen fast immer der Vorbote irgend eines Sturmwindes ist.

große Anzahl Löcher, welche kleinen, gräulichen, Streschis genannten Vögeln zur Zuflucht dienten. (Es können dieses nur Uferschwalben gewesen seyn.)

Man sah ihrer 5 bis 600 durcheinander um diese Löcher fliegen, hinein- und heraushüpfen, und stets in Bewegung wie die Mücken. Die Schwalben dieser Art sind, Aristoteles zufolge, in Griechenland sehr selten; aber sie finden sich ziemlich häufig in einigen Gegenden Italiens, Spaniens, Frankreichs, Englands, Hollands und Deutschlands. [1]) Sie machen oder wählen ihre Nester vorzugsweise an steilen Uferabhängen und Felsenriffen, weil sie hier sicherer sind; an dem Ufer stehender Gewässer, weil sie hier Insekten in größerer Menge finden; in sandigem Erdreich, weil sie darin leichter ihre kleinen Höhlen graben und sich einrichten können. Herr Sloane berichtet, sie nisteten an den Ufern der Loire in den Steinbrüchen, Andere sagen, in den Grotten. Alle diese Angaben können wahr seyn, wenn sie nur nicht als ausschließlich behauptet werden. Das Nest der Uferschwalben ist nur ein Haufen Stroh und Heu, innerhalb mit Federn versehen, auf denen unmittelbar die Eier ruhen. [2]) Bisweilen graben sie selbst ihre Löcher; andere Mal bemächtigen sie sich jener der Bienenfresser und der Eisvögel. Der Gang, der zu ihnen führt, ist gewöhnlich 18 Zoll lang. Man hat nicht ermangelt, dieser Art die Vorempfindung der Ueberschwemmungen beizulegen, wie man den andern jene der Kälte und Wärme zuschrieb, und ganz eben so ohne Grund; man hat gesagt, sie ließe sich nie vom Wasser überraschen; sie wisse zur rechten Zeit und mehre Tage, bevor es ihr Loch erreiche, sich zurückzuziehen. Sie hat aber eine eben so sichere, und besser bewahrheitete Art und Weise, sich den Ueberschwemmungen zu entziehen, indem sie nämlich ihr Loch und ihr Nest weit über der größten Höhe anlegt, die das Wasser erreichen kann.

---

[1]) An den Ufern des Rheins, der Loire, der Saone ꝛc.

[2]) Schwenkfeld sagt, dieses Nest sey kugelförmig; das scheint mir aber richtiger von der Höhlung der Löcher, worin diese Schwalben ihre Eier legen, als von dem Neste, das sie darin bauen. Non faciunt hae nidos (diese bauen keine Nester), sagt Plinius. Aldrovande ist seiner Meinung. Herr Edwards sagt, diejenigen, welche Herr Collinson habe durchsuchen lassen, seyen vollkommen gewesen; er gibt aber ihre Gestalt nicht genau an. Endlich zweifelt Herr Belon, daß sie selbst ihre Löcher aushöhlen.

Diese Schwalben brüten, nach Herrn Frisch, nur einmal jährlich; die Hecke besteht aus 5 bis 6 weißen, halb durchsichtigen und ungefleckten Eiern, wie Herr Klein berichtet; ihre Jungen werden sehr fett, und ihr Fett ist fein und mit dem der Ortolane zu vergleichen. Da diese Art viel reichere Hülfsquellen, was die Nahrung betrifft, hat, und diese nicht allein aus den zahlreichen geflügelten Insekten besteht, sondern auch aus den unter der Erde lebenden, und der Menge von Larven, die dort vegetiren, so muß sie ihre Jungen noch besser ernähren als die andern Arten, welche, wie wir gesagt haben, die ihrigen sehr gut auffüttern; auch verzehrt man in gewissen Gegenden, z. B. in Valencia in Spanien, sehr viele junge Uferschwalben; [1]) weshalb ich glauben möchte, daß diese Vögel in jenen Ländern, was auch Herr Frisch darüber sagen mag, mehr als eine Brut jährlich haben.

Die Erwachsenen verfolgen ihre Beute auf dem Wasser mit einer solchen Thätigkeit, daß man fast glauben möchte, sie kämpften miteinander; allerdings stoßen sie sich, wenn sie derselben Mücke nachjagen und sich begegnen; sie reißen sie sich einander weg, und streiten sich darum unter durchdringendem Geschrei; aber alles dieses ist nur Wetteifer, wie man ihn unter allen Thieren bemerkt, die durch dieselbe Beute angelockt, und von derselben Begierde erregt werden.

Obgleich diese Art die wildeste unter den europäischen Arten zu seyn scheint, wenigstens den Gegenden nach zu urtheilen, welche sie zu ihrem Aufenthalt wählt, so ist sie dennoch nicht so wild, wie die Mauerschwalbe, die allerdings sich in den Städten aufhält, sich aber nie mit einer andern Schwalbenart vermischt, wogegen die Uferschwalbe oft mit der Fensterschwalbe, und selbst mit der Rauchschwalbe zusammen fliegt. Dieses geschieht besonders in der Wanderzeit, in welcher die Vögel das Bedürfniß, und vielleicht den eigenen Nutzen der Vereinigung mit andern mehr als je zu fühlen scheinen. Uebrigens unterscheidet sie sich von den beiden genannten Arten durch das Gefieder, die Stimme, und wie man hat entnehmen können, durch eine ihrer natürlichen Gewohnheiten; dazu

[1]) Diese jungen Schwalben bekommen jedoch leicht Holzläuse, welche unter ihre Haut kriechen; man hat aber nie Wanzen bei ihnen gefunden.

füge man, daß sie sich nie aufsetzt, und im Frühling viel früher zurückkommt, als die Mauerschwalbe. Ich weiß nicht, auf welchen Grund hin Gesner behauptet, sie hange sich zum Schlafen mit den Füßen auf.

Der ganze obere Theil ist mausgrau, eine Art Halsband von derselben Farbe unten am Halse, der ganze übrige Untertheil ist weiß, die Steuer- und Schwungfedern sind braun; die untern Flügeldeckungen grau, der Schnabel schwärzlich und die Füße grau, und hinten an den Zehen mit einem Flaum von derselben Farbe versehen.

Das Männchen ist nach Schwenkfeld düsterer grau, und hat, wo die Kehle anfängt, eine gelbliche Schattirung.

Es ist die kleinste der europäischen Schwalben. Gesammtlänge 4 Zoll 9 Linien; Schnabel etwas über 5 Linien; Zunge gespalten; Fußwurzel 5 Linien; hintere Zehe die kürzeste von allen; Flugweite 11 Zoll; Schwanz $2^1/_4$ Zoll, 8 Linien weit gespalten, aus 12 Steuerfedern bestehend; die Flügel aus 18, wovon die 9 innersten einander gleich sind; sie reichen 5 Linien über den Schwanz hinaus.

Die graue Felsenschwalbe. [1])

(L'hirondelle grise des rochers. B.)

Wir haben gesehen, daß die Fensterschwalben bisweilen auch Felsenschwalben waren; diejenigen aber, von denen hier die Rede ist, sind es immer; stets nisten sie nur in den Felsen, und erscheinen bloß in den Ebenen, um ihre Beute zu verfolgen. Gewöhnlich verkündet ihre Erscheinung einen bis zwei Tage voraus Regen; ohne Zweifel veranlaßt die Feuchtigkeit, oder im Allgemeinen der Zustand der Luft, der dem Regen vorhergeht, die Insekten, von denen sie sich ernähren, die Berge zu verlassen. Diese Schwalben fliegen in Gesellschaft mit den Fensterschwalben, sind aber nicht so zahlreich. Man sieht ziemlich oft Vögel dieser beiden Arten des Morgens zusammen um das Schloß Epine in Savoyen fliegen. Diejenigen, von denen hier die Rede ist, erscheinen zuerst, und entfernen sich

[1]) Ich kenne diese Art nur durch den Marquis von Piolenc, der mir zwei Vögel davon geschickt hat.

auch zuerst wieder in das Gebirge; gegen halb 9 Uhr Morgens ist keine mehr in der Ebene zurück.

Die Felsenschwalbe kommt in Savoyen gegen die Mitte des April an, und zieht vom ersten August an ab; aber man sieht noch Nachzügler bis zum 10. October. Ebenso verhält es sich mit jenen, die sich in den Gebirgen von Auvergne und der Dauphine finden.

Diese Schwalbe scheint die Uebergangsstufe zwischen der Fensterschwalbe, von der sie ungefähr das Geschrei und Benehmen, und der Uferschwalbe, deren Farben sie hat, zu bilden; alle Federn oben auf dem Kopf und Körper, die Steuerfedern und Schwanzbedeckungen, die Schwungfedern und obern Flügelbedeckungen sind braungrau mit fuchsrother Einfassung; das mittlere Paar der Steuerfedern ist nicht so dunkel; die vier seitlichen Paar zwischen diesen mittlern und den äußersten sind auf der innern Seite mit einem weißen Fleckrn bezeichnet, der nur zum Vorschein kommt, wenn der Schwanz ausgebreitet ist; der Unterleib ist fuchsroth; die Seiten fuchsroth mit bräuner Schattirung; die untern Flügelbedeckungen braun, der Fuß mit einem grauen braun gemischten Flaum bekleidet; der Schnabel und die Nägel schwarz.

Gesammtlänge 5 Zoll 10 Linien; Flugweite 12⅔ Zoll; Schwanz 21 Linien, etwas gabelförmig, besteht aus 12 Steuerfedern, und die Flügel reichen 7 Linien über ihn hinaus.

Das einzige, was mir im Innern bemerkenswerth erschien, ist, daß in der Gegend des Blinddarms ein einziger Anhang von einer Linie im Durchmesser und von 1¼ Linie Länge vorhanden war, auch habe ich schon dasselbe bei dem Schildreiher beobachtet.

Der schwarze Segler. (Die schwarze Mauerschwalbe.)

(Le martinet noir. B.)

Die Vögel dieser Art sind wahre Schwalben, und in vielen Beziehungen mehr Schwalben, wenn ich so sagen darf, als die Schwalben selbst; denn nicht allein haben sie die Haupteigenschaften, welche diese Art kennzeichnen, sondern auch im Uebermaaß; ihr Hals, ihr Schnabel und ihre Füße sind kürzer; ihr Kopf und ihre Kehle breiter, ihre Flügel länger; sie haben einen höhern schnellern Flug als jene Vögel, die schon

so leicht fliegen. [1]) Sie fliegen aus Nothwendigkeit, denn freiwillig setzen sie sich nie auf die Erde; und wenn sie durch irgend einen Zufall darauf fallen, so erheben sie sich von einem flachen Boden nur mit großer Mühe; kaum vermögen sie dadurch, daß sie sich auf eine kleine Erdscholle schleppen, auf einen Maulwurfshügel oder auf einen Stein klettern, ihre Vortheile hinlänglich zu benutzen, um ihre langen Flügel in Bewegung zu setzen. [2]) Dies ist eine Folge ihres Körperbaues; ihre Fußwurzel ist sehr kurz, und wenn sie stehen, so ruht diese Fußwurzel bis zur Ferse auf der Erde, so daß sie fast auf dem Bauche liegen, und in dieser Stellung die langen Flügel ihnen mehr ein Hinderniß, als ein Vortheil sind, und nur veranlassen, daß sie zur Rechten und Linken wanken müssen. [3])

Wenn der Boden ganz flach und gleich wäre, so würden die leichtesten Vögel zu den schwerfälligsten Reptilien, und befänden sie sich auf einer harten und glatten Oberfläche, so wäre ihnen jede fortschreitende Bewegung, jede Ortsveränderung untersagt. Für sie ist also die Erde nur eine weite Klippe, und sie sind genöthigt, dieser Klippe mit der größten Sorgfalt auszuweichen. Sie können fast nur in der heftigsten Bewegung oder in der tiefsten Ruhe bestehen; sich in dem endlosen Luftraum fortschwingen, oder in ihrem Loch niedergekauert bleiben, das ist ihr Leben; der einzige Mittelzustand, den sie kennen, ist, daß sie sich an Mauern und Baumstämme, ganz

---

[1]) Aristoteles sagte, man könne die Segler von den Schwalben nur durch ihre befiederten Füße unterscheiden; er kannte also den merkwürdigen Bau ihrer Füße und Zehen und ihre noch merkwürdigern Sitten und Gewohnheiten nicht.

[2]) Ein Jäger hat mir versichert, sie setzten sich bisweilen auf Pferdekoth, wo sie Insekten fänden, und bequem auffliegen könnten.

[3]) Zwei dieser, durch Hrn. Hebert beobachteten Vögel hatten, wenn sie auf einem Tische oder dem Pflaster standen, nur diese einzige Bewegung; ihr Federn sträubten sich, wenn man ihnen mit der Hand nahe kam. Ein am Fuße der Mauer, wo das Nest war, gefundener junger Vogel hatte schon diese Gewohnheit, seine Federn, die noch nicht die Hälfte ihrer Länge erreicht hatten, auf diese Art zu sträuben. Ich habe vor kurzem zwei gesehen, welche, der eine von dem Pflaster, der andere von einem sandigen Baumwege, ihren Aufflug nahmen; sie gingen nicht, und konnten sich nur durch Flügelschlagen von der Stelle bewegen.

nahe an ihrem Loch anklammern, und dann in das Innere desselben hineinkriechen, wobei sie sich mit ihrem Schnabel und mit allen Stützpunkten, die sich ihnen darbieten können, forthelfen. Gewöhnlich stürzen sie in vollem Fluge hinein, und nachdem sie mehr als 100mal davor hin- und hergeflogen sind, stürzen sie plötzlich und so schnell hinein, daß man sie aus dem Gesicht verliert, ohne zu wissen, wo sie geblieben; man sollte fast glauben, sie machten sich unsichtbar.

Diese Vögel sind unter sich ziemlich gesellig, aber keineswegs mit den andern Schwalbenarten, mit denen sie nie zusammenfliegen; auch unterscheiden sie sich von ihnen durch die Sitten und das Naturell, wie man in der Folge dieses Aufsatzes ersehen wird. Man sagt, sie hätten wenig Instinkt; sie haben dessen jedoch genug, um sich in unsern Häusern aufzuhalten, ohne von uns abhängig zu werden, um eine sichere Wohnung einer bequemern oder angenehmern vorzuziehen. Diese Wohnung ist, wenigstens in unsern Städten, ein Mauerloch, dessen Grund breiter als der Eingang ist; sie ziehen das höchste vor, weil in dessen Höhe ihre Sicherheit beruht; sie suchen es sich in den höchsten Thürmen, bisweilen unter den Brückenbogen, wo es nicht so hoch ist, sie es aber wahrscheinlich für besser versteckt halten, zuweilen in hohlen Bäumen, oder endlich an schroffen Felsufern neben den Eisvögeln, Bienenfressern und Uferschwalben. Wenn sie sich ein solches Loch gewählt haben, so kehren sie jedes Jahr dahin zurück, und wissen es recht gut wieder zu erkennen, wenn es auch gar kein besonderes äußeres Merkmal hat. Man vermuthet mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß sie sich bisweilen der Sperlingsnester bemächtigen; finden sie aber bei ihrer Rückkehr Sperlinge im Besitz des ihrigen, so gelingt es ihnen, ohne großen Lärm, sich desselben wieder zu bemächtigen.

Die Segler sind unter allen Zugvögeln diejenigen, die in unserm Lande zuletzt ankommen, und zuerst abziehen. Gewöhnlich erscheinen sie gegen Ende April oder Anfang Mai und verlassen uns vor Ende Juli. [1]) Ihr Weg ist weniger regel-

[1]) Man versichert mir, sie kämen erst im Mai am Genfersee an und zögen von dort gegen Ende Juli oder Anfang August, und wenn sehr schönes und warmes Wetter ist, schon vom 15ten Juli ab.

mäßig, als jener der andern Schwalben, und scheint mehr von den Temperatur-Veränderungen abhängig zu seyn. In Burgund sieht man ihrer bisweilen vom 20. April an; aber diese ersten Ankömmlinge sind durchreisende, die weiter ziehen; die Angesessenen kommen nicht leicht vor den ersten Tagen des Mai wieder, um Besitz von ihrem Nest zu nehmen. Ihre Rückkehr wird durch großes Geschrei verkündet. Ziemlich selten fliegen zwei zugleich in dasselbe Loch, und immer nur, nachdem sie zuvor lange umhergeflattert haben; selten folgt diesen beiden ein Dritter; nie aber läßt sich dieser letztere für längere Zeit darin nieder.

Ich ließ zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Gegenden 10 bis 12 Nester dieser Vögel ausnehmen; fast in allen fand ich dieselben Materialien, und zwar Baustoffe jeder Art; Stroh mit der Aehre, trockenes Gras, Moos, Hanf, Stücke von Zwirn, Garn und Seide, die Spitze von einem Hermelinschwanze, kleine Stücke Gaze, Mousseline und andere leichte Stoffe; Federn von Hausvögeln, Rebhühnern und Papageien, Kohlen, mit einem Wort, Alles, was man in dem Kehricht der Städte finden kann. Wie aber vermögen Vögel, die sich nie auf die Erde niederlassen, alles dieses zu sammeln? Ein berühmter Beobachter vermuthet, sie bemächtigten sich dieser verschiedenen Stoffe, indem sie über die Oberfläche der Erde hinstreiften, ebenso wie sie, über die Oberfläche des Wassers hinstreichend, trinken. Frisch glaubt, sie ergriffen in der Luft die Materialien, die ein Windstoß bis zu ihnen hinaufgetrieben hätte; man sieht aber leicht ein, daß sie auf diese Weise sich nur wenig verschaffen würden, und daß, wenn die erstere die wahre wäre, man in den Städten, wo sie sich niedergelassen haben, davon wissen müßte; nun habe ich aber nach genauen Erkundigungen nur eine einzige glaubwürdige Person gefunden, welche die Segler (ich wiederhole ihre Ausdrücke) „mit dieser Ernte beschäftigt gesehen zu haben glaubte", woraus ich schließe, daß diese Ernte gar nicht statt findet. Viel wahrscheinlicher dünkt mir, was mir einige geringe Leute, Augenzeugen, gesagt haben, sie hätten sehr oft die Segler aus den Nestern der Schwalben und Sperlinge hervorkommen und in ihren kleinen Krallen Baustoffe mit sich fortragen sehen, und die Wahrscheinlichkeit dieser Beobachtungen wird noch dadurch vermehrt, 1) daß die Nester der Segler aus denselben

Materialien bestehen, wie jene der Sperlinge; 2) man weiß überdem, daß die Segler bisweilen in die Nester der kleinen Vögel fliegen, um die Eier zu fressen, wonach man glauben kann, daß sie nicht Anstand nehmen, das Nest zu plündern, wenn sie Baustoffe bedürfen. Was das Moos betrifft, das sie in ziemlich großer Menge verwenden, so ist es möglich, daß sie es mit ihren kleinen Krallen, die sehr stark sind, von den Baumstämmen reißen, an welche sie sich sehr gut anzuklammern wissen, besonders da sie bekanntlich auch in hohlen Bäumen nisten.

Von sieben unter dem Bogen eines Kirchen-Portals, 15 Fuß hoch über der Erde, gefundenen Nestern hatten nur drei die regelmäßige Form einer Trinkschaale, und ihre Materialien waren mehr oder minder verwebt und verschlungen, und zwar regelmäßiger, als sie es gewöhnlich in den Sperlingsnestern sind; die der Segler enthielten mehr Moos und weniger Federn, und hatten im Allgemeinen keinen so großen Umfang.

Bald nachdem die Segler von einem Nest Besitz genommen, dringen anhaltend mehrere Tage lang und bisweilen des Nachts Klagetöne hervor; mitunter glaubt man zwei Stimmen zu unterscheiden; ist dieses ein dem Männchen und Weibchen gemeinsamer Ausdruck des Vergnügens? ist es ein Gesang der Liebe, wodurch das Weibchen das Männchen einladet, zu kommen und die Zwecke der Natur zu erfüllen? Diese letztere Muthmaßung scheint am besten begründet zu seyn, um so mehr, als das Geschrei des Männchens in der Liebe, wenn es ein Weibchen in der Luft verfolgt, nicht so schleppend und sanfter ist. Man weiß nicht, ob sich dieses Weibchen mit einem einzigen Männchen paart, oder ob es mehrere zuläßt; alles, was man weiß, ist nur, daß man bei dieser Gelegenheit ziemlich oft 3 bis 4 Segler um das Loch flattern und selbst ihre Krallen ausstrecken sieht, als wollten sie sich an die Mauern anklammern; aber es könnten die Jungen des vorigen Jahrs seyn, die ihre Geburtsstätte wieder erkennen. Diese kleinen Räthsel sind um so schwerer zu lösen, als die Weibchen fast dasselbe Gefieder wie die Männchen haben, und sich selten Gelegenheit findet, ihr Treiben in der Nähe zu verfolgen und zu beobachten.

Diese Vögel haben während ihres kurzen Aufenthalts in unserm Lande nur Zeit zu einer einzigen Brut; es sind ge-

wöhnlich fünf weiße spitzige Eier, von sehr gestreckter Gestalt. Ich sah ihrer am 28. Mai, die noch nicht ausgeschlüpft waren. Wenn die Jungen die Schaale durchbrochen haben, sind sie, ganz verschieden von den Jungen der andern Schwalben, fast stumm und verlangen nichts; glücklicher Weise verstehen ihre Eltern den Ruf der Natur, und geben ihnen, was sie bedürfen. Sie bringen ihnen nur 2 bis 3mal des Tages zu fressen; aber jedesmal kommen sie mit reichlichem Vorrath zum Nest, indem ihre weite Kehle mit Fliegen, Schmetterlingen und Käfern angefüllt ist, die sich darin wie in einem Netz, aber in einem beweglichen Netz fangen, das ihnen entgegen kommt, und sie verschlingt. [1]) Sie leben auch von Spinnen, die sie in ihren Löchern und in deren Nähe finden, ihr Schnabel ist so schwach, daß sie sich dessen nicht zum Zerstückeln dieser Beute, noch auch um sie fest zu halten und sich ihrer zu bemächtigen, bedienen können. Gegen Mitte Juni fangen die Jungen an zu fliegen, und verlassen bald ihr Nest, worauf die Eltern sich nicht mehr mit ihnen zu beschäftigen scheinen. Die Alten wie die Jungen haben viel Ungeziefer, das sie aber nicht sehr zu belästigen scheint.

Diese Vögel sind, wenn fett, wie alle andere derselben Familie, ein gutes Essen; besonders die Jungen, im Nest gefangen, hält man in Savoyen und Piemont für einen Leckerbissen. Die Alten sind wegen ihres gleichmäßig hohen und schnellen Fluges schwer zu schießen; da sie sich aber in Folge eben dieser Schnelligkeit nicht leicht von ihrem Wege abwenden können, so benutzt man dieses, um sie nicht allein mit Flintenschüssen, sondern auch mit Stockschlägen zu tödten; die ganze Schwierigkeit besteht darin, in ihre Nähe und in die Richtung ihres Fluges zu gelangen, indem man auf einen Glockenthurm, einen Wall ꝛc. steigt; sodann kommt es nur darauf an, sie abzuwarten, und den Streich zu führen, wenn man sie grade auf sich zukommen sieht, [2]) oder auch, wenn sie ihr Loch

---

[1]) Der einzige Segler, den Hr. Hebert tödten konnte, hatte eine Menge geflügelter Insekten in seinem Magen. Dieser Vogel fängt sie, nach Frisch, indem er ungestüm mit geöffnetem Schnabel auf sie zustürzt.

[2]) Man tödtet ihrer auf diese Weise viele in der kleinen Stadt, wo ich wohne, besonders von jenen, die unter dem Bogen des Kirchenportals, dessen ich erwähnte, nisten.

verlassen; auf der Insel Zante fangen die Kinder sie mit einer Angelschnur; sie stellen sich an die Fenster eines hohen Thurms, und gebrauchen zum Köder nichts als eine Feder, welche diese Vögel ergreifen wollen, um sie nach ihrem Nest zu tragen; [1]) eine einzige Person fängt auf diese Weise täglich fünf bis sechs Dutzend. An den Seehäfen sieht man ihrer viele; dort kann man mit mehr Bequemlichkeit auf sie zielen, und gute Schützen treffen immer einige.

Die Segler scheuen die Wärme, und aus diesem Grunde bringen sie die Mittagszeit in ihrem Nest, in Mauer- oder Felsenspalten, zwischen dem Gesims und den letzten Ziegelreihen eines hohen Gebäudes, zu, und Morgens und Abends gehen sie auf Vorrath aus, oder flattern ohne Zweck, und nur um des Bedürfnisses willen, ihre Flügel zu üben, umher; des Morgens gegen 10 Uhr, wenn die Sonne hervortritt, und des Abends eine halbe Stunde nach deren Untergang kehren sie zurück. Sie fliegen fast immer in mehr oder weniger zahlreichen Trupps; bald in Kreisen ohne Zahl, Kreise ohne Ende unaufhörlich beschreibend, bald in geschlossenen Reihen der Richtung einer Straße folgend, bald irgend ein großes Gebäude umschwärmend, wobei sie alle zugleich und aus allen ihren Kräften schreien; oft schweben sie in der Luft, ohne die Flügel zu rühren; dann plötzlich bewegen sie dieselben häufig und schnell. Ihre Bewegungen kennt man ziemlich gut, aber nicht so gut ihre Absichten.

Von den ersten Julitagen an bemerkt man unter diesen Vögeln eine Bewegung, die ihre Abreise verkündet; ihre Zahl vermehrt sich bedeutend, und vom 10ten bis zum 20sten an den heißen Abenden werden die großen Versammlungen gehalten; zu Dijon geschieht es stets um dieselben Glockenthürme. [2]) Diese Versammlungen sind sehr zahlreich, und dem ungeachtet sieht man um die andern Gebäude nicht weniger Segler als gewöhnlich; es sind also Fremdlinge, die vermuthlich aus den südlichen Ländern kommen, und nur durchziehen. Nach Sonnenuntergang theilen sie sich in kleine Trupps, fliegen unter lautem Geschrei hoch in die Lüfte, und nehmen eine von ih-

---

[1]) Vielleicht halten sie auch diese Federn für ein Insekt; sie haben zwar einen scharfen Blick, aber in der Eile unterscheidet man nicht immer gut.

[2]) Um die von St. Philibert und von St. Benigne.

rem gewöhnlichen Fluge ganz verschiedene Richtung. Man hört sie noch lange, wenn man sie nicht mehr sieht, und sie scheinen sich nach der Ebene zu wenden; ohne Zweifel fliegen sie in die Wälder, um in ihnen die Nacht zuzubringen; denn man weiß, daß sie dort nisten und den Insekten nachstellen, daß jene, die sich den Tag über in der Ebene aufhalten und selbst einige von denen, welche die Stadt bewohnen, sich gegen Abend den Bäumen nähern, und bis zur Nacht dort bleiben. Die Segler aus den Städten versammeln sich auch bald darauf, und alle begeben sich auf den Weg nach weniger warmen Klimaten. Hr. Hebert hat nach dem 27. Juli keine mehr gesehen; er glaubt, daß diese Vögel des Nachts reisen, daß sie nicht weit und nicht über das Meer fliegen; sie scheinen in der That zu große Feinde der Hitze zu seyn, als daß sie nach dem Senegal ziehen sollten. [1]) Mehrere Naturforscher behaupten, sie lägen während des Winters erstarrt in ihren Löchern; dies kann aber in unsern Gegenden nicht der Fall seyn, da sie lange vor dem Winter, und selbst vor dem Ende der großen Sommerhitze abziehen. Ich kann überdem versichern, daß ich in den Nestern, die ich gegen Mitte April, 12 bis 14 Tage vor ihrem ersten Erscheinen, wegnehmen ließ, nicht einen einzigen gefunden habe.

Abgesehen von den periodischen und regelmäßigen Wanderungen dieser Vögel, sieht man bisweilen im Herbst zahlreiche Schaaren, die durch Zufälligkeiten von ihrem Wege abgelenkt wurden; so der Schwarm, den Hr. Hebert plötzlich gegen Anfang Novembers in Brie erscheinen sah. Er nahm einen Pappelbaum zum Mittelpunkt seiner Bewegungen; flog lange um diesen Baum her, zuletzt löste er sich auf, stieg in eine bedeutende Höhe, verschwand, als es dunkel wurde, und ließ sich nicht wieder blicken. Hr. Hebert hat noch einen andern Schwarm gegen Ende Septembers in der Gegend von Nantua gesehen, wo sich gewöhnlich keine zeigen. In diesen

---

[1]) Was Aristoteles von seinem Apode sagt, den man in Griechenland das ganze Jahr hindurch sehe, möchte glauben lassen, daß er die Hitze nicht so sehr fürchtet; aber sollte nicht der Apode des Aristoteles unsere Uferschwalbe seyn? Dieser fortwährende Aufenthalt in demselben Lande entspricht mehr der Natur dieser Schwalbe als jener unsers Seglers, und überdem würde der letztere, der die Wärme scheut und möglichst vermeidet, schwerlich die griechischen Sommer ertragen können.

zwei verirrten Schwärmen bemerkte er, daß mehrere von den Vögeln, aus denen sie bestanden, ein anderes als das bekannte Geschrei der Segler hatten, mögen sie nun während des Winters eine andere Stimme haben, oder mochte es die der Jungen, oder einer andern Rasse dieser Familie seyn, deren ich gleich erwähnen werde.

Im Allgemeinen hat der Segler keinen Gesang, sondern nur ein Geschrei oder vielmehr ein scharfes Pfeifen, dessen Biegungen nicht sehr abwechselnd sind, und das er fast nur im Fluge hören läßt. In seinem Loch, d. h. in seiner Ruhe ist er vollkommen still; es ist, als fürchtete er, sich zu verrathen, wenn er seine Stimme erhöhe. Man muß indessen, wie man gesehen, die Zeit des Geschlechtstriebes davon ausnehmen. Unter allen andern Umständen ist sein Nest ganz verschieden von jenen „geschwätzigen Nestern", deren der Dichter erwähnt. [1])

Vögel, deren Flug so schnell ist, müssen einen scharfen Blick haben, und sie sind in der That eine Bestätigung des früher in der Abhandlung über die Natur der Vögel aufgestellten allgemeinen Grundsatzes. Doch alles hat seine Grenzen, und ich zweifle, ob sie, wie Belon behauptet, eine Fliege in der Entfernung einer halben viertel Stunde, das heißt in einer Entfernung sehen können, welche, die Flugweite der Fliege zu 9 Linien angenommen, 28000mal den Durchmesser derselben beträgt; eine Entfernung, die 9 mal größer ist als jene, worin der Mensch, der das schärfste Auge hätte, sie erblicken könnte. [2])

Die Segler sind nicht allein durch ganz Europa verbreitet; der Vicomte von Querhoent hat ihrer auch am Vorgebirge der guten Hoffnung gesehen, und ich zweifle nicht, daß sie sich in Asien und auch auf dem neuen Kontinent finden. Denkt man einen Augenblick über diesen merkwürdigen Vogel nach, so wird man erkennen, daß er in der That ein sehr seltsames Daseyn hat, welches unter die entgegengesetzten Extreme

---

[1]) Pabula parva legens, nidisque loquacibus escas.
Virg.

[2]) Bekanntlich verschwindet ein Gegenstand unsern Augen, wenn er in einer Entfernung ist, die 3436mal seinen Durchmesser beträgt.

der Bewegung und der Ruhe getheilt ist; man wird einsehen, daß er, so lange er fliegt (und er fliegt lange) der Wahrnehmungen des Tastsinns beraubt, sie nur in seinem Loche wieder findet; daß sie ihm hier in der Sammlung seiner Empfindungen Genüsse gewähren, welche, wie alle andere, durch den Wechsel der Entbehrungen vorbereitet wurden, und worüber Wesen, in denen diese Gefühle durch ihre Ununterbrochenheit nothwendig abgestumpft werden, nicht richtig urtheilen können; endlich wird man sehen, daß sein Charakter eine ziemlich natürliche Mischung von Mißtrauen und Unbesonnenheit ist. Sein Mißtrauen zeigt sich in allen Vorsichtsmaßregeln, die er zum Verbergen seines Zufluchtsortes nimmt, in welchem er sich auf den Zustand eines Reptils ohne Vertheidigung, allen Angriffen ausgesetzt, beschränkt sieht; verstohlen schlüpft er hinein; lange bleibt er darin, unerwartet fliegt er hinaus; schweigend erzieht er seine Jungen darin; aber wenn er seinen Aufflug genommen hat, und dann das Gefühl seiner Kraft oder vielmehr seiner Geschwindigkeit, das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über die andern Luftbewohner ihn beseelt, alsdann wird er unbesonnener, verwegener und fürchtet nichts mehr, weil er sich im Stande glaubt, allen Gefahren entrinnen zu können, und oft, wie man gesehen, unterliegt er denen, die er leicht würde vermieden haben, wenn er sie hätte wahrnehmen oder ihnen nicht trauen wollen.

Der schwarze Segler, Nr. 542, Fig. 1, ist größer als unsere anderen Schwalben, und wiegt 10 bis 12 Quentchen; er hat tief liegende Augen; die Kehle ist aschenweiß; das übrige Gefieder schwärzlich mit grünen Widerscheinen; die Schattirung auf dem Rücken und den untern Schwanzbedeckungen dunkler; die letztern reichen bis zum Ende der beiden mittelsten Steuerfedern; der Schnabel ist schwarz; die Füße sind gebräunt fleischfarbig; die vordere und innere Seite der Fußwurzel mit kleinen schwärzlichen Federn bedeckt.

Gesammtlänge 7¾ Zoll; Schnabel 8 bis 9 Linien; Zunge 3½ Linie, gespalten; Nasslöcher von der Gestalt eines gestreckten menschlichen Ohrs, die convexe Seite nach innen, ihre Axe nach der Kante des obern Schnabels geneigt; die beiden Augenlieder nackt und beweglich; beim Schließen begegnen sie sich gegen die Mitte des Augapfels; Fußwurzel beinahe 5

Linien; die 4 Zehen nach vorn gerichtet,[1]) und jede nur aus zwei Gliedern bestehend (ein seltsamer und den Seglern eigenthümlicher Bau); Flügweite ungefähr 15 Zoll; Schwanz beinahe 3 Zoll, aus 12 ungleichen Steuerfedern bestehend,[2]) über einen Zoll tief gespalten, und 8 bis 10 Linien kürzer als die Flügel, welche 18 Schwungfedern, und wenn sie zusammengelegt sind, die Form einer Sichel haben.

Speiseschlund 2½ Zoll, bildet unten eine kleine drüsige Tasche; Magen an seinem Umfang muskelig, mit einer gerunzelten, nicht anhängenden Haut gefüttert, enthielt Ueberbleibsel von Insekten, und nicht einen einzigen kleinen Stein; eine Gallenblase; keinen Blinddarm; Darmgang vom Magen bis zum After 7½ Zoll; Eierstock mit Eiern von ungleicher Dicke versehen (den 20. Mai.)

Seit kurzem hatte ich Gelegenheit, mehrere Männchen und Weibchen dieser Art zu vergleichen, und ich fand, daß das Männchen mehr wiegt, seine Füße stärker sind, das weiße Schild auf seiner Kehle einen größern Umfang hat, und daß fast alle weiße Federn, aus denen er besteht, eine schwarze Rippe haben.

Das Schmarotzerinsekt dieser Vögel ist eine Art Laus von länglicher Gestalt und pomeranzengelber Farbe von verschiedenen Schattirungen; es hat zwei fadenförmige Fühlhörner, einen platten fast dreieckigen Kopf, und sein Körper besteht aus neun, mit einigen Haaren besetzten Ringen.

Der große weißbäuchige Segler[3]) oder die weißbäuchige Mauerschwalbe.

(Cypselus melbus. L. Le grand martinet à ventre blanc. B.)

An diesem Vogel finde ich sowohl die allgemeinen Kennzeichen der Schwalbe, als die besondern Eigenschaften des schwarzen Seglers wieder; unter andern die ungemein kurzen Füße; die vier nach vorn gewendeten Zehen; und alle vier aus zwei Gliedern bestehend. Er setzt sich nie auf die Erde,

---

[1]) Wie hat man nun als Kennzeichen der Gattung, zu der man diese Vögel gezogen, drei nach vorn und eine nach hinten stehende Zehe angeben können?

[2]) Ich weiß nicht, weßhalb Willughby nur 10 angibt; vielleicht verwechselt er diese Art mit der folgenden.

[3]) In Savoyen nennt ihn das Volk Jakobiner.

auch nicht auf die Bäume, eben so wenig als der Segler. Außerdem finde ich aber, daß er sich durch Unähnlichkeiten von ihm entfernt, die bedeutend genug sind, um eine besondere Art zu bilden; denn abgesehen von den Unterschieden im Gefieder ist er noch einmal so groß, hat längere Flügel und nur 10 Steuerfedern.

Diese Vögel halten sich gerne auf Gebirgen und nisten in Felslöchern; alle Jahre kommen ihrer in die Felsgebirge längs der Rhone, in die auf Malta, in die Schweizeralpen. Der erste, dessen Edwards erwähnt, war auf dem Felsen von Gibraltar getödtet worden; man weiß aber nicht, ob er dort sich das ganze Jahr über aufhielt oder nur auf dem Durchzug begriffen war, und hätte er auch dort fortwährend seinen Aufenthalt gehabt, so war dies kein hinreichender Grund, ihm den Namen spanische Schwalbe zu geben: 1) weil er sich in vielen andern Ländern und vermuthlich in allen findet, wo Berge und Felsen sind; 2) weil es mehr ein Segler als eine Schwalbe ist. Im Jahre 1775 tödtete man ihrer in unserer Gegend auf einem Teiche, der am Fuße eines ziemlich hohen Berges liegt.

Der Marquis von Piolenc (dem ich die Kenntniß dieser Vögel verdanke, und der mir mehre geschickt hat) schreibt mir, daß sie in Savoyen gegen Anfang April ankommen, daß sie anfangs über den Seen und Sümpfen, nach zwei bis 3 Wochen auf die hohen Gebirge fliegen, ihr Flug noch höher als der unsrer schwarzen Segler, und die Zeit ihrer Abreise weniger bestimmt ist, als die ihrer Ankunft, und mehr von Kälte und Wärme, von schönem und schlechtem Wetter abhängt. [1]) Endlich fügt Herr von Piolenc hinzu, sie lebten von Käfern, Fliegen, Mücken, Spinnen ꝛc., seyen schwer zu schießen, das Fleisch der Erwachsenen nicht sehr schmackhaft, [2]) und ihre Art nicht sehr zahlreich.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Segler auch in den steilen Felsen am Gestade des Meeres nisten, und daß man auf sie, wie auf die schwarzen Segler beziehen muß, was Plinius von

---

[1]) In der Umgegend von Genf bleiben sie nicht so lange, wie der schwarze Segler.

[2]) Die Jäger sagen gewöhnlich, diese Vögel seyen sehr schwer, sowohl zu tödten, als zu essen.

gewissen Apoden gesagt hat, die man oft auf offenem Meere in allen Entfernungen von den Küsten um die Schiffe spielen und flattern sehe. Ihr Geschrei ist fast ganz wie das unsres Seglers.

Sie sind oben auf dem Kopf und dem ganzen obern Theil braungrau, dunkler auf dem Schwanz und den Flügeln, mit röthlichen und grünlichen Widerscheinen; Kehle, Brust und Bauch sind weiß; auf dem Halse ist ein braungraues, schwärzlich untermischtes Halsband; die Seiten bunt, von schwärzlich und weiß; der Unterleib und die untern Flügeldeckfedern von demselben Braun wie der Rücken; der Schnabel schwarz; die Füße fleischfarbig, auf der vordern und innern Seite mit Flaum versehen. Die Grundfarbe der Federn war unter dem Körper braun und oben hellgrau; fast alle weiße Federn hatten eine schwarze Rippe und die braunen an der Spitze einen feinen weißlichen Rand. Ein Männchen, das ich beobachtete, hatte auf dem Kopf gebräuntere Federn als zwei andere, mit denen ich es verglich; es wog 2 Unzen 5 Quentchen.

Gesammtlänge: $8\frac{1}{2}$ Zoll; Schnabel 1 Zoll, etwas gebogen; Zunge 4 Linien, von dreieckiger Form; Iris braun; Augenlieder nackt; Fußwurzel $5\frac{1}{2}$ Linien; Nägel stark, der innere der kürzeste; Flugweite 20 Zoll und darüber; die Flügel aus 18 Schwungfedern bestehend; Schwanz $3\frac{1}{2}$ Zoll, aus 10 ungleichen Steuerfedern bestehend, 8 bis 9 Linien weit gespalten, und wenigstens um 2 Zoll kürzer als die Flügel; Magen wenig muskelig, sehr groß, mit einem losen Häutchen gefüttert, enthielt Ueberbleibsel von Insekten und ganze Insekten, unter andern eins, dessen häutige Flügel mehr als 2 Zoll lang waren; Darmgang 9 bis 10 Zoll; der Speiseschlund bildet an seinem untern Theil eine drüsige Tasche; keinen Blinddarm; ich habe keine Gallenblase bemerkt; Hoden sehr lang und sehr klein. (18. Juni.) Wie es mir vorkam, war das Gekröse stärker, die Haut dicker, die Muskeln elastischer, und das Gehirn fester als bei den andern Vögeln; alles kündigte bei diesem die Stärke an, und die ungemeine Schnelligkeit des Fluges läßt in der That eine große Kraft voraussetzen.

Noch ist zu bemerken, daß der durch Hrn. Edwards beschriebene Vogel nicht so groß als der unsrige war. Dieser Beobachter behauptet, er gleiche der Uferschwalbe so sehr, daß die Beschreibung des einen auf beide bezogen werden könne;

das Gefieder ist allerdings fast dasselbe, und überdem sind sich alle Segler und selbst alle Schwalben sehr ähnlich; aber Herr Edwards hätte beachten sollen, daß die Uferschwalbe keine so geformte, noch angeordnete Zehen hat, als der Vogel, von welchem hier die Rede ist.

Ausländische Vögel,

die mit den Schwalben und Seglern verwandt sind. [1])

Obgleich die Schwalben der beiden Kontinente nur eine Familie bilden, und sie sich alle nach den Formen und Haupt-Beschaffenheiten gleichen, [2]) so muß man doch zugeben, daß sie nicht alle denselben Instinkt, noch dieselben natürlichen Gewohnheiten haben. In Europa und an den Gränzen Afrikas und Asiens zunächst an Europa sind sie fast alle Zugvögel. Am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Südafrika sind nur einige Zugvögel und die andern seßhaft. In Guiana, wo die Temperatur ziemlich gleichförmig ist, bleiben sie das ganze Jahr in denselben Gegenden, ohne deshalb denselben Aufenthalt zu haben; denn einige gefallen sich nur in bewohnten und angebauten Gegenden, andere halten sich ohne Unterschied um die Wohnungen oder in der wildesten Einöde; einige auf Höhen, andere am Wasser; noch andere scheinen vorzugsweise in gewissen Bezirken zu verweilen, und keine dieser Arten baut ihr Nest aus Erde wie die unsrigen; es gibt ihrer aber, die in hohlen Bäumen nisten, wie unsre Segler, und andere in Erdlöchern, wie unsere Uferschwalben.

Merkwürdig ist es, daß die neuern Beobachter fast alle einstimmig behaupten, in diesem Theil Amerikas und den anliegenden Inseln, wie auf Cayenne, St. Domingo ꝛc., seyen die

---

[1]) Ich werde mehre ausländische Vögel, denen die Schriftsteller den Namen Schwalben beigelegt, obwohl sie zu ganz verschiedenen Gattungen gehören, nicht zu ihnen ziehen; so der Vogel, aus dem Herr Linne eine Schwalbe unter dem Namen praticola gemacht hat; ferner die am Vorgebirge der guten Hoffnung sogenannte Bergschwalbe, die uns unter diesem Namen zugeschickt worden, obgleich es eine Art Eisvogel ist; die Schwalbe vom schwarzen Meer des Herrn Hasselquist, oder vielmehr seines Uebersetzers; und die Nilschwalbe desselben.

[2]) Vielleicht muß man in Bezug auf den Schnabel eine Ausnahme machen, der bei einigen amerikanischen Schwalben stärker ist.

Schwalbenarten zahlreicher und mannigfaltiger als in Europa, und sie blieben dort das ganze Jahr, wogegen Herr du Tertre, der die Antillen zu der Zeit bereiste, als die europäischen Ansiedlungen sich dort kaum zu bilden begannen, uns versichert, die Schwalben seyen auf diesen Inseln sehr selten, und dort wie in Europa Zugvögel. Nimmt man diese beiden Beobachtungen als gehörig konstatirt an, so kann man nicht umhin, den Einfluß des civilisirten Menschen auf die Natur anzuerkennen, da schon seine Gegenwart genügt, um ganze Arten anzuziehen und festzuhalten. Eine interessante Beobachtung des Herrn Hagstraem in seiner Beschreibung des schwedischen Lappland unterstützt diese Vermuthung. Er berichtet, daß sich viele Vögel und andere Thiere, sey es aus geheimem Hange zu der Gesellschaft des Menschen, oder um von seiner Arbeit Nutzen zu ziehen, sich in der Nähe der neuen Niederlassungen versammeln und aufhalten; er nimmt jedoch die Enten und Gänse aus, deren Wanderungen auf das Gebirge oder in die Ebene mit denen der Lappländer in entgegengesetzter Richtung vor sich gehen.

Schließlich bemerke ich, nach Herrn Bajon und mehren andern Beobachtern, daß auf den Inseln und dem Festlande Amerikas oft ein großer Unterschied des Gefieders zwischen dem Männchen und dem Weibchen derselben Art und ein noch größerer bei demselben Vogel, wenn man ihn in verschiedenem Alter beobachtet, stattfindet; dieses muß die Freiheit rechtfertigen, die ich mir oft genommen, die Zahl der Arten zu vermindern und als einfache Varietäten jene anzugeben, welche, in ihren Haupteigenschaften sich ähnlich, nur durch die Farben des Gefieders von einander verschieden sind.

I.

Der kleine schwarze Segler.

(Le petit martinet noir. B.)

Dieser Vogel von St. Domingo ist nach etwas andern Verhältnissen als unser Segler geformt; sein Schnabel etwas kürzer, die Füße ein wenig länger, der Schwanz nicht so tief gespalten, die Flügel viel länger; endlich scheinen in der Abbildung die vier Zehen nicht nach vorne gerichtet zu seyn. Herr Brisson gibt nicht an, wie viele Glieder die Zehen haben.

Diese Art ist ohne Zweifel dieselbe, wie die fast ganz schwarze des Herrn Bajon, die sich in den trockenen und dürren Savannen aufhält, in Erdlöchern nistet, wie bisweilen unsere Segler, und sich oft auf dürre Bäume setzt, was unsere Segler nicht thun. Auch ist sie kleiner und gleichförmiger schwärzlich, da die meisten dieser Vögel nicht einen einzigen Flecken von einer andern Farbe in ihrem ganzen Gefieder haben.

Gesammtlänge 5 Zoll 10 Linien; Schnabel 6 Linien; Fußwurzel 5 Linien; Flugweite 15½ Zoll; Schwanz 2½ Zoll, 6 Linien tief gespalten; die Flügel reichen 14 Linien über ihn hinaus, und bei einigen einzelnen Vögeln 18. Einer derselben hatte auf der Stirne eine sehr schmale weiße Binde. Ich habe einen andern, Nro. 725, Fig. 1, aus Luisiana kommenden in dem schönen Kabinet des Herrn Mauduit gesehen, der denselben Wuchs und fast dasselbe Gefieder hatte; nämlich von schwärzlich-grauer Farbe ohne irgend einen Widerschein. Seine Füße waren nicht befiedert.

II.

Der große schwarze Segler mit weißem Bauch.

(Le grand martinet noir à ventre blanc. B.)

Ich halte diesen Vogel, Nro. 545, Fig. 1, nach dem Bericht des Hrn. Feuillee, der ihn auf St. Domingo gesehen hat, und ihm wirklich den Namen Schwalbe gibt, ihn aber, was den Wuchs, die Gestalt und die Farben betrifft, mit unsern Seglern vergleicht, für einen solchen. Er sah ihn im Mai eines Morgens auf einem Felsen sitzen, und hätte ihn seines Gesanges wegen für eine Lerche gehalten, bevor der Tag ihn zu unterscheiden erlaubte. Er versichert, man sehe in den Monaten Mai, Juni und Juli viele dieser Vögel auf den amerikanischen Inseln. Die vorherrschende Farbe des Gefieders ist ein schönes Schwarz mit stahlglänzenden Widerscheinen; es herrscht nicht allein auf dem Kopf und dem ganzen Körper, mit Inbegriff der obern Schwanzbedeckungen, sondern auch auf der Kehle, dem Halse, der Brust, den Seiten, den Beinen und den kleinen Flügelbedeckungen vor; die Schwungfedern, die großen obern und untern Flügelbedeckungen, und

die Steuerfedern sind schwärzlich; die untern Schwanzbedeckungen und der Bauch weiß, der Schnabel und die Füße braun.

Gesammtlänge 7 Zoll; Schnabel 8 Linien, Fußwurzel 6 Linien; Flugweite 14 Zoll, 2 Linien; Schwanz 2¾ Zoll, 9 Linien gespalten, aus 12 Steuerfedern bestehend, nicht über die Flügel hinausreichend.

Herr Commerson hat 3 Vögel, welche dem von Herrn Brisson beschriebenen sehr ähnlich sind, der wie es scheint, zu dieser Art gehört, aus Amerika mitgebracht.

III.

Der schwarz und weiße Segler mit grauem Gürtel.

(Le martinet noir et blanc à ceinture grise. B.)

Drei Hauptfarben bilden das ganze Gefieder dieses Vogels; das Schwarz herrscht auf dem Rücken vor bis zu und mit den obern Schwanzbedeckungen; schneeweiß auf dem Unterleib; ein helles Aschgrau auf dem Kopf, der Kehle, dem Halse, den obern Flügelbedeckungen, den Schwung- und Steuerfedern. Alle diese Federn sind gelblich grau eingefaßt, und auf dem Bauche sieht man einen halb aschgrauen Gürtel.

Dieser Vogel findet sich in Peru, wo Herr Feuillee ihn beschrieb. Er hat, wie alle Segler, kurze Füße, einen sehr kurzen und an seiner Wurzel sehr breiten Schnabel, gebogene und starke, wie der Schnabel, schwarze Nägel, und einen gespaltenen Schwanz.

IV.

Der Segler mit weißem Halsband.

(Le martinet à collier blanc. B.)

Diese Art, Nro. 725, Fig. 2, ist neu, und wurde uns von der Insel Cayenne geschickt. Wir haben sie zu den Seglern gezogen, weil sie, wie unsere Segler, 4 nach vorn gerichtete Zehen zu haben scheint.

Das Halsband, welches sie kennzeichnet, ist von reinem Weiß, und sticht lebhaft gegen das bläuliche Schwarz ab, welches die vorherrschende Farbe auf dem Gefieder ist; der Theil dieses Halsbandes, der sich oben am Halse hinzieht, bildet einen schmalen Streifen und stößt zu jeder Seite an ein gro-

ßes weißes Schild, das die Kehle und den ganzen untern Theil des Halses bedeckt; von den Schnabelwinkeln gehen 2 kleine, divergirende Streifen aus, von denen der eine sich wie eine Art Augbraune über das Auge, der andere in einiger Entfernung unter demselben hinzieht; endlich ist noch auf jeder Seite des Unterleibs ein weißer Flecken, welcher so liegt, daß er oben und unten zum Vorschein kommt; der übrige obere und untere Theil, mit Inbegriff der kleinen und mittlern Flügelbedeckungen, ist sammetschwarz mit veilchenblauem Widerschein; was von den großen dem Körper zunächst stehenden Flügelbedeckungen sich zeigt, braun mit weißer Einfassung; die großen Schwung- und Steuerfedern sind schwarz; die erstern nach innen fuchsröthlich braun gesäumt; der Schnabel und die Füße schwarz; die letztern bis an die Nägel befiedert. Herr Bajon sagt, dieser Segler baue sein Nest in den Häusern. Ich habe das Nest bei Herrn Maudüit gesehen; es war sehr groß, stark ausgefüttert, und aus der Watte der Seidenpflanze gebaut; es war von der Gestalt eines stumpfen Kegels, dessen eine Grundfläche 5 und die andere 3 Zoll im Durchmesser hatte, 9 Zoll lang, und sah aus, als habe es mit seiner größern Grundfläche, die aus einer Art Karton von demselben Stoff bestand, festgehangen; die Höhlung dieses Nestes war ungefähr von der Mitte seiner Länge an durch eine Scheidewand, die sich über die Stelle des Nestes hinzog, wo die Eier lagen, d. h. ziemlich nahe an der Grundfläche, schief abgetheilt, und man sah an jener Stelle ein recht weiches Häufchen Seidenpflanzen, das eine Art Klappe bildete, und zum Schutze der Jungen gegen die äußere Luft bestimmt schien. So viel Vorsichtsmaßregeln in einem warmen Lande lassen annehmen, daß diese Segler die Kälte sehr scheuen. Sie sind von der Größe unserer Fensterschwalben.

Gesammtlänge, an mehren einzelnen Vögeln aufgenommen, 5 Zoll, 3 bis 8 Linien; Schnabel 6 bis 7 Linien; Fußwurzel 3 bis 5; der hintere Nagel schwach; Schwanz 2 Zoll bis 2 Zoll 2 Linien, 8 Linien gespalten; die Flügel reichen 7 bis 12 Linien über ihn hinaus.

V.

Die kleine schwarze Schwalbe mit aschgrauem Bauch.

(La petite hirondelle noire à ventre cendré. B.)

Diese peruanische Schwalbe ist, Herrn Feuillee zufolge, viel kleiner als unsere europäischen Schwalben. Sie hat einen gespaltenen Schwanz, einen sehr kurzen, fast graden Schnabel, schwarze, mit einem braunen Kreise umgebene Augen; der Kopf und die ganze Oberseite des Körpers, mit Inbegriff der obern Flügel- und Schwanzbedeckungen, sind glänzend schwarz; der ganze Unterleib aschgrau; endlich die Schwung- und Steuerfedern dunkel-aschgrau mit gelblich-grauem Rande.

VI.

Die luisianische blaue Schwalbe.

(Hirundo ludoviciana. L. L'hirondelle bleue de la Louisiane. B.)

Ein dunkles Blau herrscht in der That auf dem ganzen Gefieder dieses Vogels, Nro. 722, vor, indessen ist dieses Gefieder nicht ganz gleichförmig; es wechselt stets in Widerscheinen, die zwischen verschiedenen veilchenblauen Schattirungen spielen; auch haben die großen Schwungfedern Schwarz, aber nur an ihrer innern Seite, und dieses Schwarz kommt nur dann zum Vorschein, wenn der Flügel ausgebreitet ist; der Schnabel und die Füße sind schwarz, der Schnabel ist etwas gebogen.

Gesammtlänge 6 Zoll, 6 Linien; Schnabel $7\frac{1}{2}$ Linie; Fußwurzel 7 Linien; Schwanz tief gespalten, und die sehr langen Flügel reichen um 5 Linien über ihn hinaus.

Herr Lebeau hat aus demselben Lande einen Vogel mitgebracht, der offenbar dieser Art angehört, obgleich er größer ist und seine Schwung- und Steuerfedern und die großen Flügelbedeckungen einfach schwärzlich sind; ohne allen stahlglänzenden Widerschein.

Gesammtlänge $8\frac{1}{2}$ Zoll, Schnabel 9 Linien, ziemlich stark und etwas gebogen; Schwanz 3 Zoll, 1 Zoll tief gespalten; die Flügel reichen etwas über ihn hinaus.

Varietäten.

Die blaue Luisianische Schwalbe scheint der Hauptstamm von vier Rassen oder Varietäten zu seyn, von denen zwei durch den Süden und die beiden andern durch den Norden verbreitet sind.

I.

Die cayenner Schwalbe.

(Illuminirte Tafel, Nro. 545, Fig. 2.)

(Hirundo cayenensis. L. L'hirondelle de Cayenne. B.)

Es ist die gemeinste Art auf Cayenne, wo sie das ganze Jahr über bleibt. Sie soll sich gewöhnlich in den Windbrüchen, auf die halbverbrannten Stämme niederlassen, die keine Blätter mehr haben. Sie baut kein Nest, sondern brütet in Baumlöchern. Oben auf dem Kopf und Körper ist sie schwärzlich mit veilchenblauem Glanze; die Flügel und der Schwanz eben so, aber mit einer hellern Farbe eingefaßt; der ganze Unterleib fuchsröthlich grau mit braunem Gefieder; auf dem Unterbauch und den Schwanzbedeckungen heller.

Gesammtlänge 6 Zoll; Schnabel $9^1/_2$ Linie, stärker als jener unserer Schwalbe; Fußwurzel 5 bis 6 Linien; hintere Zehe und hinterer Nagel die kürzesten; Flugweite 14 Zoll, Schwanz $2^1/_2$ Zoll, 6 bis 7 Linien tief gespalten; die Flügel reichen ungefähr 3 Zoll über ihn hinaus.

II.

Ich habe vier, von Herrn Commerson aus Südamerika mitgebrachte Vögel gesehen, deren Größe zwischen jenen der cayennischen und der luisianischen in der Mitte stand, und die sich von ihnen durch die Farbe des Unterleibs unterschieden. Drei dieser Vögel hatten eine braun-graue Kehle und einen weißen Unterleib; der vierte, der aus Buenos-Ayres kam, war auf der Kehle und dem ganzen Unterleib weiß, mit braunen Flecken übersäet, die an den vordern Theilen häufiger standen, und auf dem Unterbauch seltener wurden.

III.

Der karolinische Vogel,

den Catesby den purpurfarbigen Segler genannt hat.

(Hirundo carolinensis. L. L'oiseau de la Caroline, que Catesby a nommé martinet couleur de pourpre. B.)

Er gehört demselben Klima an. Er ist so groß wie der Vogel von Buenos-Ayres, dessen ich eben erwähnte. Ein schönes dunkles Veilchenblau herrscht auf seinem ganzen Gefieder vor, und die Schwung- und Steuerfedern sind noch dunkler als das übrige, Schnabel und Füße etwas länger als die beiden vorigen, und der Schwanz reicht, obwohl kürzer, etwas über die Flügel hinaus. Er nistet in Löchern, die man um die Häuser her läßt, oder eigens für ihn macht, und in Kürbißflaschen, die man an Stangen hängt, um ihn anzulocken. Man hält ihn für ein nützliches Thier, weil er durch sein Geschrei die Raubvögel und andere gefräßige Thiere entfernt, oder vielmehr vor ihrer Ankunft warnt. Er zieht sich vor der Annäherung des Winters aus Virginien und Karolina zurück und kommt im Frühling wieder.

Gesammtlänge 7 Zoll 8 Linien; Schnabel 10 Linien; Fußwurzel 8 Linien; Schwanz 2 Zoll 8 Linien, 14 Linien tief gespalten, reicht wenig über die Flügel hinaus.

IV.

Die Schwalbe von der Hudsonsbai,[1] von Herrn Edwards, Tafel CXX.

(Hirundo subis. L. L'hirondelle de la baie d'Hudson de Mr. Edwards, planche CXX. B.)

Sie hat wie die vorigen einen stärkern Schnabel als gewöhnlich die Vögel dieser Familie. Ihr Gefieder gleicht jenem der cayenner Schwalbe, sie ist aber viel größer als diese. Der Obertheil des Kopfs und des Körpers sind glänzend purpurschwarz, mit etwas weiß an der Schnabelwurzel; die großen Schwungfedern und alle Steuerfedern sind schwarz ohne Wi-

[1] Die Bewohner der Gegenden an der Hudsonsbay nennen sie in ihrer Sprache Sashaunpashu.

derscheine mit einer hellen Einfassung; der obere Flügelrand weißlich; die Kehle und die Brust dunkelbraun; die Seiten braun; der Unterleib weiß mit einer braunen Schattirung; der Schnabel und die Füße schwärzlich.

Gesammtlänge an 8 Zoll; Schnabel 8 Linien; die Ränder des obern Schnabels an der Spitze ausgeschweift; Fußwurzel 7 Linien; Schwanz beinahe 3 Zoll, 7 bis 8 Linien tief gespalten, 3 Linien über die Flügel hinausreichend.

V.

Die Taperschwalbe.

(Hirundo tapera. L. La tapère. B.)

Maregrave sagt, diese brasilianische Schwalbe sey der unsern sehr ähnlich; sie habe denselben Wuchs, flattere ebenso, und ihre Füße seyen eben so kurz und eben so gestaltet. Der obere Theil des Kopfes und des Körpers mit Inbegriff der Flügel und des Schwanzes sind braun-grau, aber die Schwungfedern und die Spitze des Schwanzes brauner als das übrige; Kehle und Brust grau, mit weiß gemischt; der Bauch weiß, so wie auch die untern Schwanzbedeckungen; der Schnabel und die Augen schwarz; die Füße braun.

Gesammtlänge $5^3/_4$ Zoll; Schnabel 8 Linien; seine Oeffnung reicht bis hinter die Augen; Fußwurzel 6 Linien; Flugweite $12^1/_2$ Zoll; Schwanz $2^1/_4$ Zoll, aus 12 Steuerfedern bestehend, ist 3 bis 4 Linien tief gespalten, und die Flügel reichen etwas über ihn hinaus.

Nach Herrn Sloane gehört dieser Vogel zu der Art unseres Seglers; nur ist sein Gefieder weniger gebräunt. Er hält sich am liebsten auf den Savanen und Ebenen auf. Man fügt hinzu, er setze sich von Zeit zu Zeit oben auf Stauden, was weder unser Segler, noch eine unserer Schwalben thut. Ein so bedeutender Unterschied in den Gewohnheiten setzt andere Verschiedenheiten im Körperbau voraus, und ich möchte daher trotz der Autorität von Sloane und Oviedo glauben, daß die Taperschwalbe eine Amerika eigenthümliche oder wenigstens eine von unsern europäischen getrennte und verschiedene Art ist.

Herr Edwards vermuthet, sie gehöre derselben Art an, wie seine Schwalbe von der Hudsonsbai; aber ich habe, indem ich die Beschreibungen verglich, gefunden, daß sie sich durch Gefieder, Wuchs und relative Maße unterscheiden.

VI.

Die braune und weiße Schwalbe mit braunem Gürtel.

(Hirundo torquata. L. L'hirondelle brune et blanche à ceinture brune. B.)

Im Allgemeinen ist der ganze obere Theil braun, der ganze untere weiß oder weißlich, mit Ausnahme eines breiten braunen Gürtels, der die Brust und die Beine umfaßt. Noch eine Ausnahme ist ein kleiner weißer Flecken an jeder Seite des Kopfs zwischen dem Schnabel und dem Auge. Dieser Vogel, Nr. 723, Fig. 1, ist von dem Vorgebirge der guten Hoffnung geschickt worden.

Gesammtlänge 6 Zoll; Schnabel 8 Linien, stärker als gewöhnlich bei den Schwalben, der obere etwas gebogen und seine Ränder an der Spitze ausgeschweift; Schwanz 27 Linien, eckig; die Flügel, die gegen ihre Spitzen hin auf eine Länge von ungefähr 2 Zoll sehr schmal werden, reichen 8 Linien über ihn hinaus.

VII.

Die cayenner Schwalbe mit weißem Bauch.

(Hirundo leucoptera. L. L'hirondelle à ventre blanc de Cayenne. B.)

Nicht allein auf ihrem ganzen Unterkörper mit Inbegriff der untern Schwanzbedeckungen ist Silberweiß die vorherrschende Farbe, sondern auch an dem Bürzel und dem untern Rande der großen Flügelbedeckungen; dieser weiße Rand dehnt sich bei den einzelnen verschiedenen Vögeln mehr oder weniger aus. Die Oberseite des Kopfes, des Halses und des Körpers und die kleinern obern Flügelbedeckungen sind aschgrau mit mehr oder minder sichtbaren Widerscheinen, welche zwischen grün und grau spielen, und wovon man noch einige Spuren auf den Schwung- und Steuerfedern findet, deren Grund braun ist.

Diese hübsche Schwalbe, Nr. 546, Fig. 2, streift wie die unsrige über die Erde, flattert in den überschwemmten Savannen Guianas und setzt sich auf die niedrigsten Zweige der unbelaubten Bäume.

Gesammtlänge an verschiedenen einzelnen Vögeln aufgenommen von $4^1/_4$ bis 5 Zoll; Schnabel 6 bis 8 Linien; Fußwurzel 5 bis 6; hintere Nagel der stärkste nach dem Mittelnagel; Schwanz $1^1/_2$ Zoll, 2 bis 3 Linien gespalten; die Flügelreichen 3 bis 6 Linien über ihn hinaus.

Als eine Varietät in dieser Art kann man die cayenner Schwalbe mit geflecktem Bauch, Nr. 546, ansehen, die sich nur durch das Gefieder von ihr unterscheidet; auch ist der Farbengrund beinahe derselbe, es ist immer braun oder braungrau und weiß; hier aber sind der Oberleib und die Schwung- und Steuerfedern einförmig braun ohne Widerscheine, ohne Vermischung mit Weiß; der untere Theil dagegen, der bei den andern einförmig weiß ist, hat bei dieser auf dem Weiß längliche braune Flecken, die vorn am Halse und auf der Brust dichter, gegen den Schwanz hin dünner stehen. Man darf aber nicht glauben, daß diese Unterschiede immer so auffallend sind, wie sie auf den Tafeln angegeben wurden; unter den weißbäuchigen Schwalben haben einige einzelne auf den obern Flügelbedeckungen Weiß, oder in dem Grau oder Braun oben auf dem Körper weniger Widerscheine.

VIII.

Die Salangane. *)

(Hirundo esculenta. L. La salangane. B.)

Diesen Namen geben die Bewohner der philippinischen Inseln einer kleinen, sehr berühmten Uferschwalbe, die ihre Berühmtheit den merkwürdigen Nestern verdankt, welche sie zu bauen versteht; diese Nester werden gegessen, und sind sowohl in China als in mehren benachbarten Ländern sehr gesucht.

*) Einige, wie Kämpfer, haben sie wegen der zwischen ihrem Nest, und jenem, das man in Europa Alkyonnest genannt, beobachteten Aehnlichkeit, Alkyon genannt, so daß am mittelländischen Meer der Vogel dem angeblichen Nest, und im indischen Meer das Nest dem Vogel seinen Namen gegeben hat.

Es ist ein Bissen, oder wenn man will, ein Gewürz, das sehr geschätzt wird, und sehr theuer ist, und folglich sehr verändert und verfälscht wurde, was nebst den vielen Fabeln und falschen Anwendungen, die man auf die Geschichte dieser Nester übertragen hat, viele Verwirrung und Dunkelheit darüber verbreiten mußte.

Man hat sie mit den Nestern verglichen, welche die Alten Alkyonennester nannten, und viele haben irrthümlich geglaubt, es seyen dieselben. Die Alten hielten die letztern für wahre aus Schlamm, Schaum und andern Unreinigkeiten des Meeres bestehende Vogelnester, und sie unterschieden davon mehre Arten. Jene, deren Aristoteles erwähnt, waren kugelförmig, mit engem Eingang, fuchsröthlich, von schwammiger und fettiger Substanz, und bestanden größtentheils aus Fischgräten. [1]) Man braucht nur diese Beschreibung mit jener zu vergleichen, die der Doctor Vitäliano Donati von dem Alkyonium des adriatischen Meeres mittheilt, um sich zu überzeugen, daß der Gegenstand dieser beiden Beschreibungen derselbe ist, daß er in beiden dieselbe Form, dieselbe Farbe, dieselbe Substanz, dieselben Gräten hat; mit einem Wort, daß es ein Alkyonium, ein Polypenhäuschen, ein Aufenthalt der Wasserinsekten und kein Vogelnest ist. Der einzige bemerkenswerthe Unterschied zwischen diesen beiden Beschreibungen ist der, daß Aristoteles sagt, sein Alkyonnest habe einen großen Eingang. Bekanntlich aber bezeichnen die Worte groß, klein, keine Vorstellung, die sich auf diese oder jene Maaßeinheit, welche sie feststellt, beziehen, und wir kennen die Einheit nicht, die der Doctor Donati sich gewählt hatte. Sicher ist es, daß der Durchmesser dieses Eingangs nur den sechsten Theil von jenem seines Alkyoniums betrug; eine für ein Nest mäßig große Oeffnung; es ist nämlich zu bemerken, daß Aristoteles ein Nest zu beschreiben glaubte. Jenes der Salangane dagegen ist ein wahres Nest, durch die kleine Schwalbe erbaut, die man auf den Philippinen Salangane nennt. Die Schriftsteller sind weder über den Stoff dieses Nestes, noch über die Form, noch über die Orte,

[1]) In dem Nest unseres Alkyons oder Eisvogels finden sich fast immer Fischgräten und Schuppen; sie liegen aber zerstreut in dem Sand, auf welchem der Vogel seine Eier legt, und gehören nicht mit zu den Bestandtheilen seines Nestes; denn unser Eisvogel baut sich kein besonderes Nest.

wo man sie findet, einig; mehke sagen, die Salanganen befestigten sie an Felsen, sehr nahe an der Meeresfläche; andere in Höhlen derselben Felsen; nach andere, sie verbärgen sie in Erdlöchern. Gemelli Careri fügt hinzu, „die Matrosen suchten immer am Ufer nach, und fänden sie die Erde aufgewühlt, so öffneten sie dieselbe mit einem Stock, und nähmen die Eier und die Jungen, die gleich geschätzt wären, fort, um sie zu essen."

Was die Gestalt dieser Nester betrifft, so versichern Einige, es seyen Halbkugeln; Andere berichten uns, „sie hätten mehre Zellen; es seyen gleichsam große Muscheln, die daran hingen, und sie hätten eben so wie diese Rinnen oder Runzeln."

In Beziehung auf ihren Stoff behaupten Einige, man habe ihn bis jetzt noch nicht erkennen können; Andere, es sey Meerschaum oder Fischlaich, er habe einen starken aromatischen Geruch; Andere, er sey ganz geschmacklos; Andere, es sey ein von den Salanganen auf dem sogenannten Kalambuckbaum gesammelter Saft; Andere, eine zähe Feuchtigkeit, die sie zur Zeit des Geschlechtstriebes durch den Schnabel von sich gäben; Andere, sie bauten sie aus den Seenesseln oder Pflanzenfischen, die man in jenen Meeren fände. Die meisten stimmen darin überein, daß die Substanz dieser Nester durchsichtig und dem Fischleim ähnlich sey, wie es auch wirklich der Fall ist. Die chinesischen Fischer versichern nach Kaempfer, was man als solche Nester verkaufe, sey nichts als eine Zubereitung aus Polypenfleisch. Endlich fügt Kaempfer hinzu, daß wirklich dieses Polypenfleisch, nach einer von ihm mitgetheilten Vorschrift marinirt, dieselbe Farbe, und denselben Geschmack wie diese Nester habe. Durch alle diese Widersprüche wird genügend bewiesen, daß man zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern verschiedene Stoffe, sowohl natürliche als künstliche, für Salanganennester gehalten hat. Um alle diese Unsicherheiten festzustellen, kann ich nichts besseres thun, als die Beobachtungen des Hrn. Poivre, vormaligen Intendanten der Inseln France und Bourbon, hier mitzutheilen. [1]) Ich hatte

[1]) Bekanntlich hat Hr. Poivre den östlichen Theil unsers Kontinents als Philosoph durchreiset, und auf seinem Wege nicht die Meinungen der Menschen, sondern die Thatsachen der Natur gesam-

mich an diesen philosophischen Reisenden mit allem seinen Kenntnissen schuldigen Vertrauen gewendet, um zu erfahren, woran ich mich in Betreff dieser Nester zu halten habe, deren Geschichte von den europäischen Schriftstellern fast eben so entstellt wurde, als sie in ihrer Substanz von den chinesischen Kaufleuten verändert und verfälscht werden. Folgendes ist die Antwort, welche mir Hr. Poivre nach dem, was er selbst an Ort und Stelle beobachtet, zu schreiben die Güte hatte:

„Nachdem ich im Jahre 1741 auf dem Schiff „der Mars" nach China unter Segel gegangen war, befanden wir uns im Juli desselben Jahres in der Sundastraße bei Java zwischen den beiden kleinen Inseln, die große und die kleine Tocke genannt. Wir wurden in dieser Gegend von einer Windstille überrascht, und landeten auf der kleinen Tocke, um dort auf grüne Tauben Jagd zu machen. Während meine Gefährten auf die Felsen stiegen, um grüne Tauben aufzusuchen, folgte ich der Küste des Meeres, um Muscheln und gegliederte Korallen, deren es hier im Ueberfluß gibt, zu sammeln. Nachdem ich fast die ganze Insel umgangen hatte, entdeckte ein Schaluppenmatrose, der mich begleitete, eine ziemlich tiefe Höhle in den das Meer begränzenden Felsen; er ging hinein. Die Nacht brach an. Kaum hatte er zwei bis drei Schritte gethan, als er mich laut herbeirief. Als ich hinzutrat, sah ich die Oeffnung der Höhle von einer Wolke kleiner Vögel verdunkelt, die wie Bienenschwärme hinausflogen. Ich schlug mehrere dieser armen Vögel, die ich noch nicht kannte, mit meinem Stock zu Boden. Als ich tiefer in die Höhle eindrang, sah ich sie oben ganz mit kleinen Nestern in Form von Weihkesseln behängt. [1]) Der Matrose hatte schon mehrere abgerissen, und sein Hemde mit Nestern und mit Vögeln angefüllt. Ich nahm auch einige herab und fand, daß sie sehr fest am Felsen hafteten. Es wurde dunkel, wir schifften uns wieder ein, jeder mit seiner Jagdbeute und seinen Sammlungen.

---

melt. Wie sehr wäre zu wünschen, daß dieser berühmte Beobachter sich entschlösse, das Tagebuch einer so interessanten Reise mitzutheilen.

[1]) Jedes Nest enthielt 2 bis 3 Eier oder Junge, die auf ähnlichen Federn, wie die Eltern sie auf der Brust hatten, weich ruhten. Da diese Nester im Wasser leicht erweichen, so könnten sie im Regen und nahe an der Oberfläche des Meeres nicht ausdauern.

„Auf dem Schiffe erkannten die Personen, die schon mehre Reisen nach China gemacht hatten, in unsern Nestern solche, wie sie von den Chinesen so sehr gesucht werden. Der Matrose hob einige Pfund auf, die er in Canton sehr gut verkaufte; ich meinerseits zeichnete und malte nach der Natur die Vögel mit ihren Nestern und ihren Jungen darin; denn sie enthielten alle Junge desselben Jahres, oder wenigstens Eier. Während des Zeichnens erkannte ich in diesen Vögeln wahre Schwalben; sie waren ungefähr von der Größe der Colibri.

„Seitdem habe ich auf andern Reisen bemerkt, daß in den Monaten März und April die Meere, die sich von Java bis nach Neuguinea im Osten ausbreiten, mit Roggen oder Fischlaich bedeckt sind, der auf dem Wasser gleichsam einen starken, halbeingeweichten Leim bildet. Ich habe von den Malaien, den Conchinchinesen, den Bissagasindianern auf den Philippinen und den Bewohnern der Molucken vernommen, daß die Salange ihr Nest aus diesem Fischlaich baut. [1]) Alle stimmen in diesem Punkt überein. Auf meiner Fahrt nach den Molucken im April und in der Sundastraße im März kam es mir in den Sinn, dergleichen Fischlaich, womit das Meer bedeckt war, mit einem Eimer aufzufischen, vom Wasser auszuscheiden, und ihn trocknen zu lassen, und ich habe gefunden, daß dieser so getrocknete Laich dem Stoff der Salanganennester vollkommen glich.

„Ende Juli und Anfang August durchziehen die Cochinchinesen die Inseln an ihren Küsten, besonders diejenigen, die 20 Lieues vom festen Lande ihren Paracel bilden, um die Nester dieser kleinen Schwalben zu suchen."

„Die Salanganen finden sich nur in diesem weit ausgedehnten Archipel, der das Östende Asiens einfaßt.

„Dieser ganze Archipel, wo sich die Inseln sozusagen berühren, ist der Vermehrung der Fische sehr günstig; der Laich findet sich hier in sehr großem Ueberfluß; auch ist das Meerwasser wärmer, als in den großen Meeren."

---

[1]) Sie sammelt ihn ein, indem sie über die Oberfläche des Meeres streift, oder sich auf Felsen setzt, wo dieser Laich sich ablagert. Man hat bisweilen Fäden von diesem zähen Stoff an den Schnäbeln dieser Vögel hängen sehen, und, jedoch ohne allen Grund, geglaubt, sie zögen ihn zur Zeit des Geschlechtstriebes aus ihrem Magen.

Ich habe einige Salanganennester untersucht; sie stellten in ihrer Form die Hälfte eines hohlen, gestreckten, und in der Mitte seiner großen Axe rechtwinkelig abgeschnittenen Ellipsoid dar. Man sah sehr gut, daß sie mit der Abschnittsfläche am Felsen gehangen hatten. Ihre Substanz war gelblich-weiß, halb durchsichtig; sie bestanden auswendig aus sehr dünnen, fast concentrisch übereinander liegenden, und sich deckenden Blättern, wie es bei gewissen Muscheln der Fall ist; das Innere zeigte mehrere Lagen unregelmäßiger Netze von sehr ungleichen Maschen, die übereinander lagen, durch eine Menge Fäden von demselben Stoff, wie die äußern Schichten gebildet waren, und sich nach allen Richtungen hin und her durchkreuzten.

In den Nestern, die noch ganz unversehrt waren, entdeckte man keine Federn; durchsuchte man aber vorsichtig ihren Stoff, so fand man mehr oder weniger in einander verwickelte Federn, die dessen Durchsichtigkeit an der Stelle, wo sie lagen, verminderten; bisweilen, aber viel seltener, fand man Ueberbleibsel von Eierschalen, endlich waren in fast allen mehr oder weniger beträchtliche Spuren von Vogelkoth. [1])

Ich habe ein Blättchen, das ich von einem dieser Nester abgelöst hatte, eine ganze Stunde im Munde gehalten; anfangs fand ich, daß es einen salzigen Geschmack hatte; hierauf war es nur noch ein geschmackloser Teig, der weich geworden, ohne sich aufzulösen, aber aufgelaufen war. Hr. Poivre hat auch keinen andern Geschmack, als den des Fischleims darin gefunden, und er versichert, die Chinesen schätzten diese Nester nur deßhalb, weil es eine kräftige Nahrung sey, die viele Zeugungssäfte bereite, wie das Fleisch eines jeden guten Fisches. Hr. Poivre fügt hinzu, er habe nie etwas Nahrhafteres und Erfrischenderes gegessen, als eine, mit Fleisch gekochte Suppe aus diesen Nestern. [2]) Wenn die Salanganen sich von demselben Stoffe ernähren, wovon sie ihre Nester bauen, und dieser

---

[1]) Die meisten dieser Beobachtungen wurden zuvörderst durch Herrn Daubenton den Jüngern angestellt, der sie mir mit mehreren Salanganennestern mittheilte, an denen ich Alles bestätigt fand.

[2]) Sollte nicht diese, mit gutem Fleisch zubereitete Suppe auch etwas zu den, den Salanganennestern hier zugeschriebenen Wirkungen beitragen?

Stoff, wie die Chinesen behaupten, an Zeugungssäften reich ist, so darf es nicht befremden, daß die Art sich so sehr vermehrt. Man sagt, es würden jährlich 1000 Pickel dieser Nester, die von den cochinchinesischen und den östlichen Inseln kämen, von Batavia ausgeführt. Da jeder Pickel 125 Pfund, und jedes Nest eine halbe Unze wiegt, so würde diese Ausfuhr 125,000 Pfund, und folglich 4,000,000 Nester betragen; und rechnet man auf jedes Nest nur fünf Vögel, nämlich Vater, Mutter und drei Junge, so würde hiergus weiter folgen, daß es allein an den Küsten dieser Inseln 20,000,000 Salanganen gibt, ohne diejenigen mitzurechnen, deren Nester den Nachsuchungen entgangen wären, so wie jener, die an den Küsten des Festlandes genistet hätten. Ist es nicht seltsam, daß eine so zahlreiche Art so lange unbekannt geblieben ist?

Uebrigens darf ich nicht verhehlen, daß der Philosoph Redi, sich auf Versuche beziehend, die von Andern, und vielleicht unvollständig angestellt wurden, an der erquickenden Kraft dieser Nester, die übrigens noch von mehreren Schriftstellern, welche hierin mit Hrn. Poivre übereinstimmen, bezeugt wird, sehr zweifelt.

Ich habe eben bemerkt, die Salangane sey lange unbekannt gewesen, und nichts beweist dies besser, als die verschiedenen Spezies-namen, die man ihr gegeben, und die verschiedenen Beschreibungen, die man von ihr mitgetheilt hat. Man hat sie Meerschwalbe, Alkyon genannt. In ihrer Eigenschaft als Alkyon legte man ihr Federn von schönem Blau bei, ließ sie bald so groß, bald größer, bald kleiner als unsere Schwalben seyn; kurz, vor Hrn. Poivre hatte man noch eine unvollständige Kenntniß von ihr.

Kircher gab an, diese Schwalben zeigten sich an den Küsten nur in der Brütezeit, und man wisse nicht, wo sie den übrigen Theil des Jahres zubringen; aber Hr. Poivre belehrt uns, daß sie das ganze Jahr hindurch auf den kleinen Inseln und den Felsen leben, wo sie geboren wurden, und den Flug unserer Schwalben haben, nur mit dem Unterschied, daß sie etwas weniger hin und her fliegen; ihre Flügel sind in der That kürzer. Sie haben nur zwei Farben, eine schwärzliche auf dem obern Theil, und eine weißliche auf dem ganzen untern Theil, und an der Spitze der Steuerfedern; die Iris ist gelb, der Schnabel schwarz, und die Füße sind braun.

Sie sind nicht so groß, als der Troglodyt. Gesammtlänge 2 Zoll 3 Linien; Schnabel $2^1/_2$ Linien; Fußwurzel ebenso; hintere Zehe die kleinste von allen; Schwanz 10 Linien, 3 Linien gespalten, aus 12 Steuerfedern bestehend, und um $^3/_4$ seiner Länge über die Flügel hinausreichend.

IX.

Die große braune Schwalbe mit gefleckten Bauch oder die Getreideschwalbe.

(La grande hirondelle brune à ventre tacheté ou l'hirondelle des blés. B.)

Diese Art kennt man unter dem letztern Namen auf Isle-de-France; sie hält sich in den Weizenfeldern, den lichten Waldstellen, und vorzugsweise in hochliegenden Gegenden. Sie setzt sich häufig auf Bäume und Steine, folgt den Heerden, oder vielmehr den Insekten, die das Vieh quälen, auch sieht man sie von Zeit zu Zeit in großer Menge einige Tage lang hinter den Schiffen, die sich auf der Rhede der Inseln befinden, fliegen, und immer Jagd auf die Insekten machen. Ihr Geschrei hat mit jenem unserer Rauchschwalbe viele Aehnlichkeit.

Der Vicomte von Querhoent hat beobachtet, daß die Getreideschwalben häufig gegen Abend in der Gegend eines Durchganges, der in einem Berge angebracht worden, hin und her flatterten, woraus er schloß, daß sie wie unsere Uferschwalben und Segler die Nacht in Erdlöchern oder Felsenspalten zubringen. Sie nisten ohne Zweifel in diesen Löchern, was um so wahrscheinlicher ist, als ihre Nester auf Isle-de-France gar nicht bekannt sind. Hr. v. Querhoent erhielt über die Brut dieser Vögel nur von einem alten Kreolen der Insel Bourbon Nachricht, der ihm sagte, sie fiele in die Monate September und Oktober; er habe mehrere Male in Höhlen, Felslöchern ꝛc. solche Nester gefunden; sie beständen aus Stroh und einigen Federn, und er hätte immer nur zwei graue braun getüpfelte Eier darin gefunden.

Diese Schwalbe ist von der Größe unseres Seglers, oben schwärzlich-braun, der Unterleib grau, mit länglichen braunen Flecken übersäet, der Schwanz eckig, der Schnabel und die Füße schwarz.

Varietät.

Die kleine braune Schwalbe mit geflecktem Bauch von der Insel Pourbon, Nr. 544, Fig. 2, muß als eine Größenvarietät in der vorigen Art angesehen werden. Bei der Vergleichung der Beschreibung wird man auch einige leichte Farben-Unterschiede finden. Der obere Theil des Kopfs, der Flügel und des Schwanzes sind schwärzlich-braun, die drei letzten Schwungfedern an der Spitze schmutzig-weiß und grünlich-braun eingefaßt; diese letztere Farbe herrscht auf dem ganzen übrigen obern Theil vor; die Kehle und der ganze Unterleib, die untern Schwanzbedeckungen mit einbegriffen, haben braune längliche Flecken auf einem grauen Grunde.

Gesammtlänge 4 Zoll 9 Linien; Schnabel 7 bis 8 Linien; Fußwurzel 6 Linien; alle Nägel kurz und wenig gekrümmt; Schwanz beinahe 2 Zoll, eckig, und die Flügel reichen ungefähr 7 Linien über ihn hinaus.

X.

Die kleine schwarze Schwalbe mit grauem Bürzel.

(Hirundo francica. L. La petite hirondelle noire à croupion gris. B.)

Hr. Commerson hat diese neue Art aus Isle-de-France mitgebracht. Sie ist dort nicht sehr zahlreich, obgleich sie viele Insekten auf jener Insel findet; sie hat selbst sehr wenig Fleisch, und ist kein gutes Essen. Sie hält sich ohne Unterschied in der Stadt und auf dem Felde, aber immer in der Nähe der süßen Gewässer auf. Man sieht sie niemals sich aufsetzen. Ihr Flug ist sehr schnell; ihre Größe die der Meise, und ihr Gewicht $2^1/_2$ Quentchen. Der Hr. Vicomte von Querhoent hat sie häufig des Abends am Saum der Wälder gefunden, weßhalb er vermuthete, daß sie die Nacht in den Waldungen zubringt.

Der ganze Oberleib, oder vielmehr der ganze obere Theil sind von gleichförmig schwärzlicher Farbe, mit Ausnahme des Bürzels, welcher, so wie der ganze untere Theil, weißlich ist.

Gesammtlänge 4 Zoll 2 Linien; Schnabel 5 Linien; Fußwurzel 4 Linien; Flugweite 9 Zoll; Schwanz beinahe 2 Zoll (hatte bei dem von Herrn Commerson beschriebenen Vogel

nur zehn fast gleiche Steuerfedern); die Flügel, die aus 16 bis 17 Schwungfedern bestehen, reichen 10 Linien über sie hinaus.

Ein von Hrn. Sonnerat aus Indien mitgebrachter Vogel schien mir zu dieser Art zu gehören, oder vielmehr den Uebergang zwischen ihr und der kleinen braunen Schwalbe mit geflecktem Bauch von der Insel Bourbon zu bilden; denn er war wie diese unten auf dem Körper gefleckt, und näherte sich der erstern durch die Farbe des Oberleibs, und durch seine Dimensionen; nur reichten die Flügel 17 Linien weit über den Schwanz hinaus, und die Nägel waren dünn und gebogen.

XI.

Die Schwalbe mit fuchsrothem Bürzel und eckigem Schwanz.

(Hirundo americana. L. L'hirondelle à croupion roux et queue carrée. B.)

Sie ist auf dem ganzen obern Theil, außer auf dem Bürzel, schwärzlich-braun mit Widerscheinen, die zwischen braungrün und dunkelblau spielen; die fuchsrothe Farbe des Bürzels ist etwas gemischt, da jede Feder eine weißliche Einfassung hat; die Steuerfedern sind braun, die Schwungfedern von derselben Farbe mit einigen grünlichen Widerscheinen; die großen innerhalb weißlich eingefaßt, die darauf folgenden mit derselben Farbe, welche aber etwas nach der äußern Seite hinüberreicht; der ganze Unterleib ist von schmutzig-weißer, und die untern Schwanzbedeckungen sind von fuchsröthlicher Farbe.

Gesammtlänge 6½ Zoll; Schnabel 9 bis 10 Linien; Fußwurzel 5 bis 6 Linien; die Zehen so angeordnet, daß drei für sich allein und von der vierten getrennt stehen; hinterer Nägel der stärkste von allen; Flugweite ungefähr 10 Zoll; Schwanz 2 Zoll, am Ende fast eckig; die Flügel reichen etwas über ihn hinaus.

Hr. Commerson hat diese Schwalbe im Mai des Jahrs 1765 an den Ufern des La Plataströms gesehen. Er brachte aus demselben Lande einen andern Vogel mit, den man als eine Varietät in dieser Art ansehen kann; er unterscheidet sich von ihr nur darin, daß er eine fuchsröthliche Kehle, auf dem Bürzel

und den obern Schwanzbedeckungen mehr Weiß als Fuchsroth, auf allen Schwung- und Steuerfedern eine dunklere Farbe mit deutlicheren Widerscheinen, und auf der großen Schwungfedern, die 6 Linien weit über den Schwanz hinausreichen, kein Weiß, ferner einen etwas gespaltenen Schwanz und 11 Zoll Flugweite hatte.

XI.

Die braune luisianische Schwalbe mit spitzen Steuerfedern.

(Hirundo pelasgia. L. L'hirondelle brune acutipenne de la Louisiane. B.)

In Amerika findet man einige Schwalben-Rassen, die man spitzsteuerfedrige (acutipennes) nennen kann, weil ihre Steuerfedern an dem Ende gar keinen Bart haben, und in eine Spitze auslaufen.

Der Vogel, von dem hier die Rede ist, Nr. 726, Fig. 2, wurde aus Louisiana durch Hrn. Lebeau geschickt. Die Kehle und der Vorderhals sind schmutzig-weiß, mit grünlich-braunen Flecken; das ganze übrige Gefieder sieht, besonders auf den ersten Blick, ziemlich gleichförmig braun aus; betrachtet man es aber genauer, so findet man, daß der Kopf und der Oberleib, mit Inbegriff der obern Flügelbedeckungen, eine dunklere Schattirung, der Bürzel und der Unterleib eine hellere haben. Die Flügel sind schwärzlich, innerhalb mit demselben hellern Braun eingefaßt, der Schnabel schwarz und die Füße sind braun.

Gesammtlänge 4 Zoll 3 Linien; Schnabel 7 Linien; Fußwurzel 6 Linien; mittlere Zehe 6 Linien; hintere Zehe die kürzeste; Schwanz 17 bis 18 Linien, mit Inbegriff der Stachelfedern, an der Spitze etwas abgerundet. Die Stachelfedern sind schwarz, 4 bis 5 Linien lang; jene der mittlern Steuerfedern die längsten; die Flügel reichen 22 Linien über den Schwanz hinaus.

Catesbys amerikanische Schwalbe und Brissons karolinische hat viel kürzere Flügel als die luisianische; bis auf dieses gleicht sie ihr in der Größe der meisten Maße, in der Stachelfedern und dem Gefieder; überdem gehört sie fast demselben Klima an, und könnte man sich überzeugen, daß dieser große Unterschied in der Länge der Flügel nicht beständig wäre, so

würde man geneigt seyn, diese Schwalbe für eine Varietät in derselben Art zu halten. Die Zeiten ihrer Ankunft in Karolina und Virginien, und ihrer Abreise aus diesen Gegenden entsprechen, wie Catesby berichtet, jenen der Schwalben in England. Er vermuthet, daß sie den Winter in Brasilien zubringen, und theilt ferner mit, sie nisteten in Brasilien in den Schornsteinen.

Gesammtlänge 4 Zoll 3 Linien; Schnabel 5 Linien; Fußwurzel eben so; mittlere Zehe 6 Linien; Schwanz 18 Linien; die Flügel reichen 3 Linien über ihn hinaus.

Die cayenner Schwalbe mit spitzen Steuerfedern, Camaria genannt, Nr. 726, Fig. 1, gleicht in ihren Maßen mehr der luisianischen als die karolinische; denn sie hat längere Flügel als die letztere, doch nicht so lang als die erstere. Dagegen entfernt sie sich etwas mehr von ihr durch die Farben ihres Gefieders; denn der Oberleib ist von dunkleren Braun, in Blau hinüber spielend; der Bürzel grau, die Kehle und der Vorderhals grau mit fuchsröthlicher Schattirung; der Unterleib gräulich, in Braun übergehend. Im Allgemeinen sticht die Farbe der unteren Theile etwas mehr gegen die untern ab, und ist glänzender; dieses kann aber auch nur eine Geschlechts-Varietät seyn, um so mehr, da der Vogel aus Cayenne als ein Männchen angegeben worden ist.

In Guiana soll sich diese Schwalbe den bewohnten Gegenden nicht nähern, und sie nistet dort nicht in den Schornsteinen, denn es gibt deren in diesem Lande nicht.

Gesammtlänge 4 Zoll 7 Linien; Schnabel 4 Linien; Fußwurzel 5 Linien; Schwanz 20 Linien, mit Inbegriff der Stachelfedern, die 2 bis 3 Linien lang sind; die Flügel reichen ungefähr 1 Zoll über ihn hinaus.

XIII.

Die schwarze Schwalbe von Martinique mit spitzen Steuerfedern.

(Hirundo acuta. L. L'hirondelle noire acutipenne de la Martinique. B.

Es ist die kleinste aller bekannten spitzfedrigen Schwalben; sie ist nicht größer als ein Zaunkönig; die Spitzen, worin die Steuerfedern auslaufen, sind sehr fein.

1. DIE WEISSBÄUCHIGE MAUERSCHWALBE.

Ordnung: Sperling. *Familie.* Spaltschnäbler. *Gattung:* Schwalbe. *(Cuvier.)*

Pl 134.

2. DER GRÜNSPECHT. 3. DER SCHWARZSPECHT.

Ordnung: Baumläufer. *Gattung:* Specht. *(Cuvier.)*

Der obere Theil des Kopfs und des Körpers sind ganz schwarz ohne Ausnahme; die Kehle graubraun und der übrige Unterleib dunkelbraun; der Schnabel schwarz und die Füße braun.

Der auf der illuminirten Tafel, Nr. 544, Fig. 1, dargestellte Vogel war unten auf dem Körper röthlich-braun.

Gesammtlänge 3 Zoll 8 Linien; Schnabel 4 Linien; Fußwurzel ebenso; Mittelzehe 4½ Linien; Flugweite 8 Zoll 8 Linien; Schwanz 20 Linien, aus 12 gleichen Steuerfedern bestehend; die Flügel reichen 8 Linien über ihn hinaus.

Die Spechte.

(Les pics. B.)

Die Thiere, die von den Früchten der Erde leben, sind die einzigen, die in Gesellschaft treten; der Ueberfluß ist die Grundlage des Gesellschaftstriebes, jener Sittenmilde und jenes harmlosen Lebens, das nur Denen eigen ist, die keinen Beweggrund haben, sich etwas streitig zu machen; sie genießen ohne Störung den reichen Vorrath, der sie umgibt, und in diesem großen Festmahl der Natur ist der Ueberfluß des folgenden Tages jenem des vorhergegangenen gleich. Die andern Thiere, unaufhörlich beschäftigt, einer Beute nachzujagen, die stets vor ihnen flieht, vom Bedürfniß angetrieben, durch die Gefahr zurückgehalten, ohne Vorrath, ohne alle Mittel, als die ihrer Betriebsamkeit, ohne Hülfsquellen, als die ihrer eigenen Thätigkeit, haben sie kaum Zeit, für sich zu sorgen, und fast keine, um zu lieben. Dies ist das Schicksal aller, von der Jagd lebenden Vögel, und mit Ausnahme einiger feiger, die über eine todte Beute herfallen, und mehr als Räuber sich zusammenrotten, denn als Freunde sich vereinigen, halten alle andere sich getrennt, und leben einsam; jeder gehört ganz sich selbst an; keiner hat Güter oder Empfindungen mit andern zu theilen.

Unter allen Thieren, welche die Natur zwingt, von der großen oder kleinen Jagd zu leben, gibt es keins, dessen Leben sie beschwerlicher und härter gemacht hat, als das des Spechtes; sie hat ihn zur Arbeit und sozusagen zur ewigen Galeere verurtheilt, während die andern in Lauf, Flug, Hinterhalt und Ueberfall Hülfsmittel besitzen: freie Uebungen in

denen der Muth und die Gewandtheit vorwalten. Der Specht, einem mühsamen Tagewerk unterworfen, kann seine Nahrung nur dadurch finden, daß er die Rinde und die harte Faser der Bäume, in denen sie verborgen ist, aufreißt. Fortwährend mit dieser Arbeit des Bedürfnisses beschäftigt, kennt er weder Erholung noch Ruhe, oft schläft und übernachtet er selbst in der gezwungenen Stellung, welche die Noth des Tages ihm auferlegt. Er theilt nicht die süßen Erholungen der andern Luftbewohner; er stimmt nicht in ihre Concerte ein, und hat nur ein wildes Geschrei, dessen klagender Ton, indem er die Stille der Wälder stört, seine Anstrengungen und Mühsale ausdrückt. Seine Bewegungen sind ungestümer, er hat ein unruhiges Wesen, eine rauhe Physiognomie, eine wilde und scheue Gemüthsart, jede Gesellschaft, selbst die von seines Gleichen fliehend, und wenn das physische Bedürfniß des Geschlechtstriebes ihn zwingt, eine Gefährtin aufzusuchen, so geschieht es ohne eine Spur von jener Anmuth, womit dieses Gefühl die Bewegungen aller Wesen beseelt, die es in empfindenden Herzen nährt.

Dies ist der beschränkte und rauhe Instinkt eines, auf ein trauriges und armseliges Leben angewiesenen Vogels. Er erhielt von der Natur Organe und Werkzeuge, die seinem Geschick entsprechen, oder dasselbe wird vielmehr durch die Organe bedingt, mit denen er geboren wurde. Vier dicke nervige, zwei nach vorn und zwei nach hinten gewendete Zehen, von denen jener, der den Sporen darstellt, am längsten und auch am kräftigsten ist, alle mit großen gebogenen Nägeln bewaffnet, die an einem sehr kurzen und muskelkräftigen Fuße stehen, dienen ihm, sich fest anzuklammern, und nach allen Richtungen hin um die Stämme der Bäume zu klettern. Sein scharfer, gräder, keilförmiger, an seiner Wurzel eckiger, der Länge nach rinnenförmiger, an seiner Spitze abgeflachter und senkrecht herab wie ein Meißel bearbeiteter Schnabel ist das Werkzeug, mit welchem er die Rinde durchbohrt, und tief in das Holz der Bäume dringt, worin die Insekten ihre Eier gelegt haben; dieser Schnabel, von hartem und festem Stoff kommt aus einem dicken Schädel hervor. Starke Muskeln einem kurzen Halse tragen und richten die wiederholten Schläge die der Specht unaufhörlich anbringt, um das Holz zu durchbohren, und sich einen Zugang bis zum Mark des Baum

zu eröffnen; dahinein schnellt er eine lange, dünne, gerundete, einem Erdwurm ähnliche, mit einer harten, knochigen Spitze wie mit einem Stachel bewaffnete Zunge, womit er die Würmer, die seine einzige Nahrung sind, in ihren Löchern durchbohrt. Sein Schwanz, der aus 10 einwärts gebogenen, an der Spitze abgestutzten, mit rohen Borsten besetzten Steuerfedern besteht, dient ihm als Stützpunkt in der oft mit dem Kopf nach unten hängenden Stellung, die er anzunehmen gezwungen ist, um mit Erfolg zu klettern und zu hämmern. Er nistet in den Höhlen, die er theilweise selbst gezimmert hat, und aus dem Schooße der Bäume geht jene Nachkommenschaft hervor, welche, obwohl geflügelt, dennoch bestimmt ist, in der Nähe umher zu klettern, wieder heim zu kehren, um sich fortzupflanzen, und sich nie davon zu trennen.

Die Gattung des Spechtes ist sehr zahlreich an Arten, die sich in Beziehung auf Größe und Farben unterscheiden. Die größten Spechte sind so groß wie die Krähe, und die kleinsten wie die Meise; doch jede Art ins Besondere scheint nicht sehr zahlreich an einzelnen Vögeln zu seyn, wie es mit allen Geschöpfen der Fall seyn wird, deren beschwerliches Leben die Fortpflanzung vermindert. Die Natur hat jedoch Spechte in alle Gegenden vertheilt, wo sie Bäume hervorbrachte, und in größerer Menge in die heißeren Klimate. Auf zwölf Arten, die wir in Europa und dem Norden beider Kontinente kennen, zählen wir 27 in den heißen Gegenden Amerikas, Afrikas und Asiens; folglich werden wir, trotz der Reduktionen, die wir bei den, durch die Namengeber zu sehr vervielfältigen Arten haben vornehmen müssen, im Ganzen 39 zählen, von denen 16 den Naturforschern vor uns unbekannt waren, und wir wollen bemerken, daß im Allgemeinen alle Spechte des einen und des andern Kontinents sich von den andern Vögeln durch die Form der Schwanzfedern unterscheiden, die immer in mehr oder minder scharfe Spitzen auslaufen.

Die drei in Europa bekannten Spechtarten sind: der Grünspecht, der Schwärzspecht, und der Buntspecht, und diese drei Arten, die sich in unsern Klimaten fast vereinzelt und ohne Varietäten finden, scheinen jede aus ihrer Familie, deren Arten in den heißen Gegenden unserer beiden

Kontinente zahlreich sind, hinausgetreten zu seyn. Wir werden daher hinter jeder dieser drei europäischen Arten alle ausländischen Spechte vereinigen, die darauf Bezug haben können.

Der Grünspecht.

(Picus viridis. L. Le pic vert. B.)

Der Grünspecht ist der bekannteste und gemeinste aller Spechte in unsern Wäldern. Er kommt im Frühling an, und läßt die Forsten von seinem scharfen und harten Geschrei: Tiakakan, Tiakakan, wiederhallen, das man von weiten hört, und das er besonders ausstößt, wenn er schwung- und hüpfweise fliegt. Er senkt sich und steigt empor, und beschreibt wellenförmige Bogen in der Luft, was jedoch nicht verhindert, daß er sich ziemlich lange in der Höhe hält, und obgleich er nur bis zu einer geringen Höhe steigt, so fliegt er doch über ziemlich große Zwischenräume von offenem Lande, um sich von einem Walde nach dem andern zu begeben. In der Paarungszeit hat er außer seinem gewöhnlichen Geschrei ein Lockgeschrei der Liebe, welches einiger Maßen einem gellenden und anhaltenden bis an 30 und 40 mal nach einander wiederholten Gelächter Tio, Tio, Tio, Tio, Tio gleicht. *)

Der Grünspecht, Nro. 371, hält sich häufiger auf der Erde, als die andern Spechte, besonders nahe bei Ameisenhaufen, wo man ziemlich sicher ist, ihn zu finden, und auch mit Schlingen zu fangen. Er paßt den Ameisen auf ihrem Zuge auf, seine lange Zunge auf den kleinen Pfad streckend, den sie zu zeichnen und in einer Reihe zu verfolgen pflegen, und fühlt er seine Zunge mit diesen Insekten bedeckt, so zieht er sie ein, um die Beute zu verschlingen; wenn aber die Ameisen nicht hinreichend in Bewegung sind, oder die Kälte sie noch zurückhält, so geht er nach dem Ameisenhaufen, öffnet ihn mit den Füßen und dem Schnabel, und sich in die Mitte der Bresche stellend, die er gemacht hat, ergreift er sie nach seiner Bequemlichkeit, und verschlingt auch ihre Larven.

*) Aldrovande sagt, er schweige im Sommer, aestate silere ajunt. Offenbar aber erhält er im Herbste seine Stimme wieder, denn wir hörten ihn in dieser Jahreszeit die Wälder mit seinem Geschrei erfüllen.

Zu allen andern Zeiten klettert er an den Bäumen hinauf, an die er wiederholt mit seinem Schnabel schlägt und hämmert; mit der größten Thätigkeit arbeitend, entkleidet er die trockenen Bäume oft ihrer ganzen Rinde; man hört von weitem seine Schnabelschläge, und kann sie zählen. Da er für jede andere Bewegung träge ist, so läßt er sich leicht nahe kommen, und weiß sich dem Blick des Jägers nur dadurch zu entziehen, daß er sich um den Ast wendet und auf der entgegengesetzten Seite hält. Man hat gesagt, nach einigen Hieben mit dem Schnabel sehe er an der andern Seite des Baumes nach, ob er ihn durchbohrt habe; dies geschieht aber mehr, um auf der Rinde die Insekten zu sammeln, die er aufgescheucht und in Bewegung gesetzt hat, und noch sicherer scheint es, daß der, durch den Theil des Holzes, auf den er schlägt, zurückgegebene Ton ihm die hohle Stelle andeutet, wo die Würmer nisten, die er aufsucht, oder auch eine Höhlung, worin er seine Wohnung wählen, und sein Nest anlegen kann. Dieses geschieht mitten in einem wurmstichigen Baum, 15 bis 20 Fuß hoch über der Erde, und öfter in Bäumen von zartem Holz, wie in Espen oder Saalweiden, als in Eichen. Männchen und Weibchen arbeiten unaufhörlich und abwechselnd daran, den gesunden Theil des Baumes zu durchbohren, bis sie zu dem wurmstichigen Mittelpunkt gelangen; sie leeren und höhlen ihn aus, indem sie mit den Füßen die Spähne und den Holzstaub fortscharren. Bisweilen machen sie ihr Loch so tief und schief, daß das Licht des Tages nicht hineindringen kann, und hier ernähren sie ihre Jungen im Finstern. Die Brut besteht gewöhnlich aus 5 Eiern, die grünlich sind, mit kleinen schwarzen Flecken. Die jungen Spechte fangen zu klettern an, wenn sie noch ganz klein sind, und ehe sie fliegen können; Männchen und Weibchen verlassen sich fast nie; sie begeben sich frühzeitig und vor den andern Vögeln zur Ruhe und bleiben bis zum Anbruch des Tages in ihrem Nest.

Einige Naturforscher haben vermuthet, der Grünspecht sey der Regenvogel (pluviae avis) der Alten, weil man gewöhnlich glaubt, er verkünde durch ein, von seiner sonstigen Stimme sehr verschiedenes Geschrei, den Regen. Dieses Geschrei ist klagend und schleppend: Pliö, Pliö, Pliö, und weithin vernehmbar. In demselben Sinn nennen ihn die Engländer rain fowl (Regenvogel) und in einigen französischen

Provinzen, wie in Burgund, das Volk: procureur du meunier (Geschäftsführer des Müllers). [1]) Diese Beobachter behaupten selbst, im Grünspecht ein deutliches Vorgefühl der Veränderung der Temperatur und der andern Luftbeschaffenheiten gefunden zu haben, und offenbar hat wegen dieser dem Specht natürlichen Voraussicht, der Aberglaube ihm noch wunderbarere Kenntnisse beigelegt. Der Specht nahm bei den Auspizien den ersten Rang ein. Seine Geschichte, oder vielmehr seine Fabel, vermischt mit der Mythologie der alten Heroen Latiums, [2]) stellt ein geheimnißvolles Thier dar, welches mit Wahrsagergabe ausgestattet ist, dessen Zeichen man diese oder jene Deutung gab, dessen Bewegungen bedeutsam, und dessen Erscheinung verhängnißvoll war. Plinius theilt uns ein auffallendes Beispiel davon mit, welches uns zugleich bei den alten Römern zwei Eigenthümlichkeiten zeigt, den Geist des Aberglaubens und die Seelengröße. [3])

Die Art des Grünspechts findet sich in beiden Kontinenten, und obwohl an einzelnen Vögeln nicht zahlreich, ist sie weit verbreitet. Der luisianische Grünspecht ist derselbe, wie der europäische, der Grünspecht der Antillen nur eine Varietät desselben. Hr. Gmelin erwähnt eines aschgrauen Grünspechts, den er bei den Tungusen sah, und dessen Art dem europäischen sehr nahe steht, oder eine Varietät von ihm ist. Wir werden auch nicht umhin können, den von Edwards angegebenen norwegischen grauköpfigen Specht, aus dem die Herren Klein

---

[1]) Weil er den Regen und das Anwachsen des Wassers, wodurch die Mühle malen kann, anzeigt.

[2]) Picus, der Sohn des Saturn und der Vater des Faunus, war der Großvater des Königs Latinus. Er wurde in einen Grünspecht verwandelt, weil er die Liebe der Circa verschmäht hatte, und ward unter dem Namen Picumnus einer der ländlichen Götter. Während die Wölfin Romulus und Remus säugte, sah man diesen geheiligten Specht sich auf ihre Wiege setzen.

[3]) Ein Specht setzte sich auf den Kopf des Prätors Aelius Tubero, während er auf dem öffentlichen Platz auf seinem Richterstuhl saß, und ließ sich mit der Hand greifen. Die Auguren, über die Wundererscheinung befragt, antworteten, dem Reiche drohe der Untergang, wenn man den Vogel los lasse, und dem Prätor der Tod, wenn man ihn zurückhalte. Tubero zerriß ihn sogleich mit eigenen Händen, und bald darauf, fügt Plinius hinzu, erfüllte er das Orakel.

und Brisson eine besondere Art gemacht haben, auf ihn zurückzuführen. Er unterscheidet sich in der That von unserm Grünspecht nur dadurch, daß seine Farben blasser sind, und sein Kopf nicht entschieden roth ist, obgleich er einige rothe Schattirungen auf der Stirn hat. Edwards bemerkt mit Recht, daß diese Verschiedenheit der Farben einzig von dem Unterschied der Klimate herrührt, die auf das Gefieder der Vögel, wie auf das Haar der Vierfüßer, welches die Kälte der Pole weiß färbt oder bleicht, Einfluß hat. Herr Brisson macht noch eine besondere Art aus dem persischen Gelbspecht, der allem Anscheine nach nur ein Grünspecht ist; er hat dessen Größe und fast dieselben Farben. Aldrovande beschreibt diesen persischen Gelbspecht nur nach einer Abbildung, die ihm in Venedig gezeigt wurde; aber nach einer so unsichern Quelle, auf welche dieser Naturforscher selbst wenig zu bauen scheint, darf man keine besondere Art begründen, und vielleicht ist es schon zu viel, daß wir sie hier erwähnen.

Belon hat aus dem Schwarzspecht eine Art Grünspecht gemacht, und Ray, der zwei Grünspechtarten zählt, diesen Irrthum angenommen. Der Ursprung dieser Irrthümer liegt aber in dem Mißbrauch des Namens Grünspecht, den die alten Ornithologen und einige neuere, wie die Uebersetzer von Catesby und Edwards, allen Spechten ohne Unterschied beilegen. Eben so verhält es sich mit dem Namen **picus martius**, den sie oft den Spechten überhaupt geben; obwohl er ursprünglich ausschlußweise dem Grünspecht, als einem, dem Gott Mars geweihten Vogel angehört.

Gesner hat mit Recht gesagt, und Aldrovande zu beweisen gesucht, daß der Kolios des Aristoteles der Grünspecht sey; aber fast alle andere Naturforscher haben behauptet, der Kolios wäre der Pirol. Wir glauben ihre Meinungen erörtern zu müssen, sowohl um die Naturgeschichte dieser Vögel zu vervollständigen, als um zwei Stellen des Aristoteles, die viele Schwierigkeiten darbieten, zu erklären.

Theodor Gaza übersetzt ein Wort, das sich, (wenigstens wie er liest) zweimal im ersten Kapitel des neunten Buches bei Aristoteles findet, auf gleiche Weise mit **galgulus** (Pirol); es ist aber einleuchtend, daß er sich wenigstens einmal irrt, und daß der Keleos, der in der ersten Stelle mit dem Lybios kämpft, nicht derselbe seyn kann, der in der zweiten Stelle des

Lybios Freund ist. Dieser letztere Keleos hält sich an den Ufern der Gewässer und am Saume der Gehaue, eine Lebensweise, die dem erstern nicht beigelegt wird, und soll Aristoteles nicht auf derselben Seite mit sich in Widerspruch kommen, so muß man an der ersten Stelle Kolios statt Keleos lesen. Der Keleos wird also ein Wasser- oder Ufervogel; und der Kolios entweder der Pirol, wie es Gaza übersetzt, und die Namengeber es wiederholt haben, oder der Grünspecht seyn, wie Gesner und Aldrovande behaupten. Vergleicht man nun aber die zweite Stelle des Aristoteles, wo er ausführlicher vom Kolios berichtet, so kommt Alles, was er ihm zuschreibt, wie die Größe, welche jener der Turteltaube sich nähert, die starke Stimme ꝛc., vollkommen dem Grünspecht zu, und er hat selbst einen Zug, der nur ihm eigenthümlich ist; nämlich die Gewohnheit, mit dem Schnabel in die Bäume zu schlagen, und dort seine Nahrung zu suchen. Ueberdem bedeutet das Wort Chloron, dessen dieser Philosoph sich bedient, um die Farbe des Kolios zu bezeichnen, mehr grün, als gelb, wie Gaza es übersetzt hat; und wenn man ferner berücksichtigt, daß Aristoteles an dieser Stelle von dem Kolios nach zwei Spechten und vor dem Baumläufer redet, so wird man wohl nicht zweifeln können, daß er den Grünspecht und nicht den Pirol gemeint hat.

Albert und Scaliger haben versichert, der Grünspecht lerne sprechen, und artikulire bisweilen deutlich die Worte, aber Willughby läugnet es mit Recht, denn der Bau der Zunge der Spechte, die wurmförmig lang ist, scheint der deutlichen Aussprache der Töne gänzlich zu widerstreben, abgesehen davon, daß ihr wilder und ungelehriger Charakter sie für die Erziehung wenig empfänglich macht; denn Vögel, die nur von Insekten leben, welche unter der Baumrinde verborgen sind, kann man wohl nicht in der Hausgenossenschaft ernähren.

Frisch zufolge sind die Männchen allein auf dem Kopfe roth. Klein sagt dasselbe; Scaliger behauptet, beide irrten sich, und die Jungen seyen alle, selbst in dem Neste, oben auf dem Kopfe roth. Nach Linne's Beobachtung wechselt dieses Roth und erscheint bei verschiedenen einzelnen Vögeln bald mit schwarzen, bald mit grauen Flecken vermischt, und bisweilen ganz ungefleckt. Einige, und wahrscheinlich sind es die alten Männchen, werden an den beiden schwarzen Bärten, die von den Schnabelwinkeln ausgehen, roth, und sie haben über-

haupt lebhaftere Farben, wie man es bei demjenigen sieht, der auf der illuminirten Tafel, Nro. 879, abgebildet ist.

Frisch berichtet, in Deutschland werde der Grünspecht während des Winters den Bienenstöcken sehr schädlich. Wir zweifeln daran, um so mehr als in Frankreich sehr wenige dieser Vögel während des Winters zurückbleiben, wenn es überhaupt geschieht, und da es in Deutschland noch kälter ist, so sehen wir nicht ein, weshalb sie dort vorzugsweise zurückbleiben sollten.

Bei ihrer Eröffnung findet man gewöhnlich ihren Magen mit Ameisen angefüllt. Sie und überhaupt alle Vögel dieser Gattung haben keinen Blinddarm, statt dessen aber eine Aufschwellung im Darme. Die Gallenblase ist groß; der Darmgang 2 Fuß lang; die rechte Hode rund, die linke länglich und bogenförmig, was von Natur so ist und nicht zufällig, wie es sich an vielen einzelnen Vögeln erwiesen hat.

Der Mechanismus der Zunge des Spechtes ist ein Gegenstand der Bewunderung für alle Naturforscher gewesen. Borelli und Aldrovandi haben die Form und die Wirksamkeit dieses Organs beschrieben, Olaus Jacobäus in den Kopenhagener Denkwürdigkeiten, und Mery in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften zu Paris die merkwürdige Anatomie derselben dargestellt. Die eigentlich sogenannte Zunge des Grünspecht ist nur jene knochige Spitze, die blos deren Ende zu bilden scheint; was man für die Zunge hält, ist das Zungenbein selbst, das in einer häutigen Scheide steckt, und sich nach hinten in zwei lange, anfangs knochige, dann knorpelige Aeste verlängert, welche, nachdem sie die Luftröhre umschlossen haben, sich biegen, über den Kopf krümmen, in einer auf dem Schädel gezeichneten Rinne einlegen, und sich an der Schnabelwurzel in die Stirne einfügen. Diese beiden Aeste oder elastischen Fäden, die mit einer Zurüstung von Bändern und mit ausdehnenden und zusammenziehenden Muskeln versehen sind, dienen zur Verlängerung und Bewegung jener Art Zunge. Das ganze Bündel dieser Vorrichtung wird noch, wie in einer Scheide, von einem Häutchen umgeben, welches die Verlängerung desjenigen ist, womit die untere Kinnlade bekleidet wird, so daß sie sich wie ein Wurm ausspannt, wenn das Zungenbein vorschießt, und sich runzelt und ringelt, wenn dieses Bein sich zurückzieht. Die knochige Spitze, die allein die Stelle der

wahren Zunge einnimmt, ist unmittelbar an dem Ende des Zungenbeins eingefügt, und mit einer schuppigen, von kleinen rückwärts gekehrten Haken starrenden Platte bedeckt; und damit dieser Art Stachel nichts fehle, um die Beute zurückzuhalten und zu durchbohren, so ist er von Natur mit einem Leim überzogen, den im Grunde des Schnabels zwei aus einer doppelten Drüse kommende Absonderungsgänge austräufeln. Dieser Bau ist das Modell von jenem der Zunge aller Spechte. Ohne dieses an allen bewahrheitet zu haben, schließen wir es wenigstens nach der Analogie, und glauben selbst, daß man es auf alle Vögel, die ihre Zunge vorschießen lassen, indem sie dieselbe verlängern, anwenden kann.

Der Grünspecht hat einen sehr dicken Kopf, und kann die kleinen rothen Federn, die seinen Scheitel bedecken, in die Höhe richten, weshalb Plinius ihm eine Haube beilegt. Man fängt ihn bisweilen mit der Lockpfeife; dies geschieht aber bisweilen durch eine Art Zufall; er kommt, weniger von der Pfeife angelockt, als von dem Geräusch, welches der Vogelsteller durch das Schlagen an den Baum, an den sich seine Hütte lehnte, erregt, und das so ziemlich dem Geräusche gleicht, welches ein Specht mit seinem Schnabel macht. Bisweilen aber fangen sie sich mit dem Halse an Kloben, wenn sie an Pfählen heraufklettern. Es ist jedoch ein schlechtes Wildpret diese Vögel sind immer sehr mager und trocken, obgleich Aldrovande sagt, man esse sie des Winters in Bologna, und dann seyen sie ziemlich fett, woraus wir wenigstens entnehmen können, daß sie in dieser Jahreszeit in Italien bleiben, während sie alsdann in den französischen Provinzen verschwinden.

Ausländische Vögel vom alten Kontinent,

die mit dem Grünspecht verwandt sind.

Der Palalaka oder der große philippinische Grünspecht.

(Le palalaca ou grand pic vert des Philippines. B.)

Erste Art.

Camel, in seiner Nachricht über die Vögel von den Philippinen, und Gemelli Carreri versetzen einstimmig nach diesen Inseln eine Art Grünspecht, von dem sie sagen, er sey von der Größe eines Huhns, was offenbar, wie wir es auch in

Betreff des großen Schwarzspechtes bemerken werden, von der Länge, und nicht von der Masse des Körpers zu verstehen ist. Dieser Specht wird von den Bewohnern jener Insel Palalaka und von den Spaniern wegen des Geräusches, das er durch Hämmern auf die Bäume macht, und das man, wie Camel sagt, 300 Schritt weit hören kann, Herrero oder der Schmied genannt. Seine Stimme ist rauh und kreischend; sein Kopf roth und gehaubt. Die Grundfarbe seines Gefieders ist grün, und mit seinem Schnabel, dessen Festigkeit jede Probe besteht, höhlt er die härtesten Bäume aus, um sein Nest darin anzulegen.

Ein anderer Palalaka, oder der gefleckte Grünspecht von den Philippinen.

(Autre palalaca ou pic vert tacheté des Philippines. B.)

Zweite Art.

Dieser zweite Specht von den Philippinen, Nro. 691, ist durch Größe und Farben von dem vorigen ganz verschieden. Herr Sonnerat nennt ihn den gesprenkelten Specht. Hinsichtlich der Größe steht er zwischen dem Buntspecht und dem Grünspecht; letzterm ist er jedoch in seinem Wuchs ähnlicher. Auf jeder Feder am ganzen Unterkörper sieht man einen matt weißen Flecken in einem schwärzlich-braunen Rahmen, was für das Auge einen ziemlich reichen Schmelz bildet. Der Flügelmantel ist fuchsroth mit auroragelber Schattirung, die auf dem Rücken glänzender wird, und in Roth hinüber spielt. Der Bürzel ist karmoisinroth; der Schwanz fuchsröthlich-grau, an dem Kopf mit einer Haube versehen, die auf einem braunen Grunde gelblich-fuchsrothe Wellenlinien hat.

Der Grünspecht von Goa.

(Le pic vert de Goa. B.)

Dritte Art.

Dieser asiatische Grünspecht, Nro. 696, ist kleiner als der europäische. Die rothe, haubenförmig aufgestutzte und rückwärts gerichtete Kopfverzierung wird an den Schläfen von einem weißen Streifen eingefaßt, der sich oben am Halse breiter ausdehnt; ein schwarzer Gürtel steigt vom Auge herab,

und fällt im Zickzack bis auf den Flügel; die kleinen Bedeckungen sind ebenfalls schwarz; ein schöner gold-gelber Flecken bedeckt den übrigen Flügel, und endigt sich auf den kleinen Schwungfedern grünlich-gelb; die großen sind mit grünlich gelben Flecken auf schwarzem Grunde gleichsam gezähnelt; der Schwanz ist schwarz; der Bauch, die Brust und der Vorderhals bis unter den Schnabel vermischt und gleichsam netzförmig schwarz und weiß. Alle diese Effekte wurden auf der illuminirten Tafel recht gut dargestellt, und dieser Specht gehört zu jenen, die das schönste Gefieder haben; mit den folgenden hat er viel Aehnlichkeiten, welche, verbunden mit der Nähe der Heimathsgegenden, uns leicht glauben lassen könnten, daß diese beiden Arten sich sehr nahe stehen, oder vielleicht nur eine einzige bilden.

Der bengalische Grünspecht.

(Picus nucha nigra. L. Le pic vert de Bengale. B.)

Vierte Art.

Er ist von demselben Wuchs wie der Grünspecht von Goa und ihm ziemlich ähnlich. Das Goldgelb auf den Flügeln nimmt bei dem bengalischen, Nro. 695, mehr Raum ein und bedeckt auch den Rücken; vom Auge zieht sich eine weiße Linie an der Seite des Halses hinab, wie das schwarze Zickzack bei dem von Goa. Die Haube, obgleich mehr entfaltet, befindet sich nur hinten auf dem Kopfe, [1]) dessen Scheitel und Vorderseite schwarze, mit weißen Tropfen niedlich gefleckte kleine Federn bedecken. Das Gefieder unter dem Schnabel und auf der Kehle ist an beiden Vögeln gleich; die Brust und der Magen sind weiß, netzförmig durchzogen von schwärzlichen und braunen Linien; jedoch weniger bei diesem als bei dem vorigen. Diese leichten Unterschiede würden vielleicht die beiden Arten nicht hinlänglich trennen, wenn nicht der Schnabel bei dem Specht von Goa noch um $^1/_3$ länger wäre, als bei jenem aus Bengalen.

---

[1]) Ein auffallenderes Merkmal, als das der schwarzen Farbe oben am Halse unter dieser Haube, und womit Herr Linne diesen Specht bezeichnet hat, nucha nigra.

Wir werden auf diesen letztern nicht allein den bengalischen Grünspecht des Herrn Brisson, sondern auch seinen Specht vom Vorgebirge der guten Hoffnung zurückführen, der viel mehr unserm bengalischen Specht gleicht, als der erstere dieser beiden von Herrn Brisson angegebenen Spechte. Der Grund liegt, wie es mir scheint, darin, daß die Beschreibung des Spechtes vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Natur, und jene des andern nach der Edwards'schen Abbildung verfaßt wurde, welche wohl die Abbildung unseres bengalischen Grünspechtes ist, und sich nur dadurch von ihr unterscheidet, daß er einen etwas größern Wuchs hat. Albin aber, der denselben Vogel beschrieb, läßt ihn größer seyn, als den Edwards'schen, und zwar so groß, wie den europäischen Grünspecht, was wirklich die Größe dieses bengalischen Spechtes ist. Wie dem auch sey, diese kleinen Unterschiede in Wuchs und Farben verhindern uns nicht, unter diesen drei Beschreibungen denselben Vogel wieder zu erkennen.

Der Goertan oder der Grünspecht vom Senegal.

(Picus viridis senegalensis. L. Le goertan ou pic vert du Sénégal. B.)

Fünfte Art.

Dieser am Senegal Goertan genannte Specht, Nro. 320, ist nicht so groß wie der Grünspecht, und nicht viel größer als der Buntspecht. Der Oberkörper des Goertan ist braun-grau mit einer grünlichen Schattirung und dunkel weißen Wellenflecken auf den Flügeln; auf dem Kopfe und dem Bürzel von zwei schönen rothen Schildern durchschnitten; der ganze Unterleib ist gelblich verwaschen grau. Diese Art und die beiden folgenden waren den Naturforschern unbekannt.

Der kleine gestreifte Specht vom Senegal.

(Le petit pic rayé du Sénégal. B.)

Sechste Art.

Dieser Specht, Nro. 345, Fig. 2, ist nicht größer als ein Sperling, und oben auf dem Kopfe roth. Eine braune Halbmaske zieht sich über die Stirn und bis hinter das Auge. Das wellenförmige Gefieder auf dem Vorderleib zeigt abwechselnd braun-graue und dunkel weiße kleine Schweifungen; der

Rücken hat eine schöne, goldgelbe Farbe, die sich ebenfalls auf den großen Schwungfedern zeigt; die Flügelbedeckungen, so wie der Bürzel, sind grünlich. Obwohl dieser afrikanische Specht nicht so groß ist als der europäische, so gehört er doch, wie wir sehen werden, bei weitem noch nicht zu den kleinsten dieser großen Familie.

Der grauköpfige Specht vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Le pic à tête grise du cap de bonne espérance. B.)

Siebente Art.

Fast alle Spechte haben ein scheckiges Gefieder; nur dieser hat keine scharf gegen einander abstechenden Farben; eine dunkel oliven-bräunliche bedeckt den Rücken, den Hals und die Brust; das übrige Gefieder ist dunkelgrau, und diese graue Farbe ist nur auf dem Kopfe heller; man sieht eine rothe Schattirung am Ursprung des Schwanzes. Dieser Specht, Nro. 786, Fig. 2, ist nicht so groß wie eine Lerche.

Vögel vom neuen Kontinent,

die mit dem Grünspecht verwandt sind.

Der gestreifte Specht von St. Domingo.

(Picus dominicensis major. L. Le pic rayé de Saint-Domingue. B.)

Erste Art.

Herr Brisson erwähnt zweimal desselben Vogels, zuerst unter dem Namen gestreifter Specht von St. Domingo, und hierauf unter jenem kleiner gestreifter Specht von St. Domingo, und sagt dabei, dieser sey nicht so groß als der erstere, obgleich es sich findet, daß die einzelnen Maaße, die er angibt, dieselben sind, und ungeachtet der Bemerkung, der zweite möchte wohl nur das Weibchen des erstern seyn, macht er dennoch zwei verschiedene Arten daraus. Man braucht jedoch nur einen Blick auf die illuminirten Tafeln, Nro. 614 und 281, zu werfen, um sich zu überzeugen, daß die beiden dort dargestellten Varietäten nur solche Unterschiede zeigen, wie sie dem Geschlecht oder dem Alter angehören können. Bei dem erstern ist der Scheitel schwarz; die Kehle grau; die oli-

venfarbige Schattirung des Körpers heller, und die Streifen auf dem Rücken nicht so breit, wie bei dem zweiten, der auf dem ganzen obern Theile des Kopfes eine rothe, auf dem Vorderleib eine ziemlich matte, auf der Kehle eine weiße Farbe hat; übrigens aber sind sich Form und Gefieder vollkommen gleich. Dieser gestreifte Specht von St. Domingo ist ungefähr von der Größe unseres Buntspechtes; sein ganzer Mantel wird von schwarzen und oliven-grünen Bändern quer durchschnitten; die grüne Schattirung zeigt sich auf dem Grau des Bauches und noch lebhafter auf dem Bürzel, welcher am Ende roth, so wie der Schwanz schwarz ist.

Der kleine olivenfarbige Specht von St. Domingo.

(Picus dominicensis minor. L. Le petit pic olive de Saint-Domingue. B.)

Zweite Art.

Dieser kleine Specht ist 6 Zoll lang, und fast von der Dicke einer Lerche; der Scheitel ist roth, die Seiten des Kopfes sind fuchsröthlich-grau; der ganze Mantel ist olivengelblich; der ganze Unterleib querüber weißlich und braun gestreift; die Schwungfedern, an der äußern Seite olivengrünlich wie der Rücken, sind an der innern braun, mit einem ausgezahnten Rande von weißen, ziemlich tief hinabreichenden Flecken, ein Merkmal, das ihn ebenfalls dem Grünspecht nähert; die Schwanzfedern sind grau, mit Braun untermischt. Seines kleinen Wuchses unerachtet gehört dieser Specht zu den stärksten; er durchbohrt die härtesten Bäume. Auf ihn bezieht sich folgende Nachricht aus der Geschichte der Flibustiere: „Der Zimmerer (le charpentier) ist nicht größer als eine Lerche, sein Schnabel ungefähr 1 Zoll lang, und so hart, daß er in einem Tage einen Palmbaum damit bis aufs Mark durchbohrt. Das Holz dieses Baumes ist so hart, daß die besten eisernen Werkzeuge davon abgleiten."

Der große gestreifte Specht von Cayenne.

(Picus cayanensis major. L. Le grand pic rayé de Cayenne. B.)

Dritte Art.

Wir hegen keinen Zweifel, daß dieser Specht mit dem nach einer Stelle bei Gesner von Brisson unvollständig be-

schriebenen amerikanischen gehaubten Buntspecht derselbe ist. Die Haube von goldfalber oder vielmehr aurorarother Farbe; der Purpurflecken am Schnabelwinkel, die falben und schwarzen Federn, womit der ganze Körper abwechselnd geschmückt ist, sind Merkmale, die ihn genügend kennbar machen, und die angegebene Größe, welche die des Grünspechts ist, entspricht auch diesem großen gestreiften Specht von Cayenne, Nro. 719. Sein Gefieder hat durch die gelblich-falbe und die schöne schwarze Farbe, die sich in Flecken, Wellenlinien und Schweifungen vermischen, einen sehr reichen Schmelz; ein weißer Augenumring, und eine schwarze Stelle auf der Stirn, verleihen der Physiognomie dieses Vogels einen eigenthümlichen Charakter, der durch die rothe Haube und den purpurrothen Bart noch mehr gehoben wird.

Der kleine gestreifte Specht von Cayenne.

(Picus cayanensis minor. L. Le petit pic rayé de Cayenne. B.)

Vierte Art.

Unter den gestreiften Spechten, die Hr. Brisson alle auf den Buntspecht folgen läßt, gibt es mehrere, die sicher dem Grünspecht angehören. Dieses ist in Bezug auf die gestreiften Spechte von St. Domingo und Cayenne, die wir eben beschrieben haben, und in Bezug auf diesen hier sehr bemerkbar. Diese drei Spechte haben in der That alle noch etwas von der mehr oder weniger dunklen gelblich-grünen Schattirung, welche den Grünspecht kennzeichnet, und die Wellenlinien auf dem Gefieder scheinen nach dem Muster von jenen, womit der Flügel des Grünspechts gezeichnet ist, verlängert zu seyn.

Der kleine gestreifte Specht von Cayenne, Nr. 513, ist 7 Zoll 5 Linien lang; in den Farben hat er viel Aehnlichkeit mit dem gestreiften Specht von St. Domingo; ist aber nicht so groß; schwarze Wellenstreifen ziehen sich über den olivenbräunlich grauen Grund seines Gefieders; schwarz ausgezahntes Grün bedeckt auch die beiden Federn auf jeder Seite des Schwanzes; die sechs andern sind schwarz; das Hinterhaupt ist roth; Stirn und Kehle sind schwarz; nur wird dieses Schwarz von einem unter dem Augen gezeichneten, und nach hinten weißen verlängerten Flecken durchschnitten.

Der gelbe Specht von Cayenne.

(Le pic jaune de Cayenne. B.)

Fünfte Art.

Die Vögelarten, welche die Einsamkeit suchen, und nur in der Wüste leben können, sind in den größen Wäldern der neuen Welt um so zahlreicher, je weniger noch der Mensch sich dieser uralten Gebiete der Natur bemächtigt hat. Bis jetzt kennen wir an zehn Arten Spechte, die in den guianischen Wäldern einheimisch sind, und die Gelbspechte scheinen dieser Gegend eigen und besonders anzugehören. Die meisten dieser Arten sind den Naturforschern noch wenig bekannt, und Barrere zeigt nur einige von ihnen an. Der erste dieser Spechte, den Hr. Brisson unter dem Namen des weißen Spechtes beschrieben, hat ein zart gelbes Gefieder auf dem Körper; der Schwanz ist schwarz; die großen Schwungfedern sind braun, die mittleren fuchsroth und nicht schwarz, wie man sie aus Versehen auf der illuminirten Tafel dargestellt hat; die Flügelbedeckungen sind braun-grau, mit gelblich-weißer Franze. Dieser Specht ist bis auf den Hals gehaubt, und das Roth seines Bartes sticht lebhaft gegen die blaßgelbe Farbe dieser Haube, so wie des ganzen Kopfes ab. Die beiden rothen Büschel und seine schöne Haube verleihen ihm eine merkwürdige Physiognomie, und die sanfte, und wenig gemeine Farbe seines Gefieders macht ihn zu einem, in seiner Gattung ausgezeichneten Vogel. Die Creolen auf Cayenne nennen ihn den gelben Zimmermann (le charpentier jaune); er ist nicht so groß, wie unser Grünspecht, und besonders nicht so dick; seine Länge beträgt 9 Zoll. Er baut sein Nest in den großen Bäumen, deren Holz faul ist, nachdem er sie horizontal bis zur Höhlung durchbohrt hat, und höhlt sie weiter hinab bis zur Tiefe von $1\frac{1}{2}$ Fuß unter der Oeffnung aus. Auf dem Boden dieser dunklen Höhle legt das Weibchen drei weiße und fast runde Eier. Die Jungen schlüpfen zu Anfang April aus; das Männchen theilt die Besorgniß des Weibchens, und hält sich in dessen Abwesenheit beständig an der Oeffnung des horizontalen Ganges. Sein Geschrei ist ein sechsmal wiederholtes Pfeifen, dessen erste Laute eintönig, und die zwei bis

drei letzten tiefer sind. Das Weibchen hat nicht die lebhaften rothen Streifen des Männchens an den Seiten des Kopfes.

Man findet in dieser Art eine Varietät, in welcher die einzelnen Vögel auf allen kleinen Flügelbedeckungen, und auf der Einfassung der großen, eine schöne gelbe Farbe haben. Bei einigen andern einzelnen Vögeln, wie dem durch Herrn Brisson beschriebenen, zeigt das ganze entfärbte und matt schattirte Gefieder nur ein schmutziges und gelbliches Weiß.

Der mordorirte Specht.
(Le pic mordoré. B.)

Sechste Art.

Ein schönes lebhaftes und glänzendes Goldroth bildet das ausgezeichnete Gefieder dieses Spechtes, Nr. 524, der fast so groß, wie der Grünspecht ist, aber keinen so starken Wuchs hat. Eine lange gelbe Haube mit dünnen Gehängen bedeckt seinen Kopf, und zieht sich nach hinten; von den Schnabelwinkeln aus gehen zwei Bärte von einem schönen hellen, und zwischen dem Auge und der Kehle gut gezeichneten Roth; einige weiße und zitronengelbe Tropfen geben dem fuchsrothen Grunde in der Mitte des Mantels Reichthum und Abwechselung; der Bürzel ist gelb und der Schwanz schwarz. Das Weibchen hat in dieser Art, wie in jener des gelben Spechtes derselben Gegenden, kein Roth auf den Backen. Ein unter dem Namen gefleckter fuchsrother Specht aus Cayenne geschickter, und in dem königl. Kabinet aufgestellter Vogel scheint dieses Weibchen zu seyn.

Der Specht mit schwarzem Halskragen.
(Le pic à cravate noire. B.)

Siebente Art.

Auch dieses ist einer jener gelben Zimmerer der cayenner Creolen. Er hat ein schönes schwarzes Schild, das seinen Hals hinten umschließt, dessen Vorderseite ihn wie einen Halskragen bedeckt, und sich auf die Brust hinabzieht; der übrige Unterleib ist fuchsröthlich-falb, ebenso die Kehle und der ganze bis auf den Hals gehaubte Kopf; der Rücken ist lebhaft fuchsroth, der Flügel ebenso, aber auf den Schwungfedern mit

einigen schwarzen, ziemlich von einander abstehenden Strichen durchzogen; einige dieser Striche ziehen sich über den Schwanz hin, dessen Spitze schwarz ist, und den die illuminirte Tafel etwas zu kurz darstellt. Die Größe dieses cayenner Spechtes, Nr. 863, ist dieselbe, wie jenes des Gelbspecht und auch des braunrothen Spechtes dieser Gegenden; alle drei haben einen gestreckten Körper, und sind gleichförmig gehaubt, so daß diese drei Arten sich sehr nahe zu stehen scheinen. Die Eingebornen in Guiana geben ihnen in gariponischer Sprache den gemeinschaftlichen Name Tukumari. Es scheint, daß diese Spechte eben so tüchtige Arbeiter wie die andern sind, und daß diese zimmernden Vögel sich auch auf St. Domingo finden, da der Pater Charlevoix versichert, das Bauholz auf dieser Insel sey oft von diesen wilden Zimmerern so durchlöchert gewesen, daß man es nicht habe benutzen können.

Der fuchsrothe Specht.

(Le pic roux. B.)

Achte Art.

Auf dem Gefieder dieses kleinen Spechtes bemerkt man eine Eigenthümlichkeit, daß nämlich die Schattirung auf dem Unterleib stärker ist, als jene auf dem Oberkörper, im Gegensatz zu allen andern Vögeln. Ein mehr oder weniger dunkles oder helles Fuchsroth bildet den ganzen Farbengrund; dunkel ist es auf den Flügeln, mehr verwaschen auf dem Bürzel und dem Rücken, stärker aufgetragen auf der Brust und dem Bauch und auf dem ganzen Körper mit sehr gedrängt stehenden, schwarzen Wellenlinien durchzogen, die den Effekt des schönsten Schmelzes machen. Der Kopf ist hellfuchsroth mit kleinen schwarzen Wellenlinien.

Dieser Specht, Nro. 694, den man auf Cayenne findet, ist kaum größer als der Wendehals, aber etwas dicker. Obwohl sein Gefieder nur zwei dunkle Schattirungen hat, ist es dennoch eins der schönsten, und in den effektvollsten Schattirungen abwechselnd.

Der kleine gelbkehlige Specht.

(Le petit pic à gorge jaune. B.)

Neunte Art.

Dieser Specht ist nicht so groß wie der Wendehals. Der Grund seines Gefieders ist braun mit olivengrünlichen Schattirungen, und weißen, schuppenförmigen kleinen Flecken auf dem Vorderleibe bis unter die Kehle, welche ein schönes Gelb umgibt, das sich oben über den Hals und bis unter das Auge hinzieht. Eine rothe Kappe bedeckt den Scheitel und ein Bart von derselben, aber geschwächten Farbe steht an den Schnabelwinkeln. Dieser Specht, Nro. 784, findet sich, wie die vorigen, in Guiana.

Der sehr kleine cayenner Specht.

(Le très-petit pic de Cayenne. B.)

Zehnte Art.

Dieser Vogel, Nr. 786, Fig. 1, so klein als unser Zaunkönig, ist der Zwerg der großen Spechtfamilie. Es ist kein Baumläufer, sondern ein ächter Specht mit gradem und eckigem Schnabel. Der Hals und die Brust sind mit einem schwarzen und weißen wellenförmigen, deutlich gezeichneten Gürtel geschmückt; sein brauner, mit weißen, schwarz schattirten Tropfen gefleckter Rücken hat dieselben Flecken gedrängter zusammenstehend und feiner auf dem schönen Schwarz, das den obern Hals bedeckt. Endlich ein kleiner goldfarbiger Kopf, wie jener des Zaunkönigs, machen ihn zu einem eben so niedlichen als zarten Vogel. Nicht das ganze Weiß auf seinem Gefieder ist rein, sondern mit einem gelblichen Schatten bedeckt, der sich stärker gegen den Schwanz hin, und selbst auf dem Braun der Flügel und des Rückens zeichnet. Dieser kleine Vogel ist, wenigstens so weit man nach einem todten Exemplar urtheilen kann, behender und munterer, als alle andere Spechte; es scheint, die Natur habe ihn dadurch für seine Kleinheit entschädigt, daß sie ihm mehr Lebhaftigkeit, Leichtigkeit und alle Hülfsmittel gewährte, welche sie den schwachen Wesen verleiht. Man findet ihn gewöhnlich in Gesellschaft mit den Baumläufern, und wie sie klettert er an den Baumstämmen hinauf, und hängt sich an die Zweige.

Der Specht mit goldfarbigen Flügeln.

(Le pic aux ailes dorées. B.).

Eilfte Art.

Indem wir mit diesem schönen Vogel, Nr. 693, die Familie des Grünspechts beschließen, bemerken wir zuvörderst, daß er durch seine Gewohnheiten, wie durch einige Eigenthümlichkeiten im Körperbau, aus der Gattung der Spechte herauszutreten, und sich von ihr zu entfernen scheint. Catesby, der ihn in Karolina beobachtet hat, sagt, er halte sich meist an der Erde, und klettere nicht an den Baumstämmen hinauf, sondern setze sich auf ihre Zweige, wie die andern Vögel, indessen hat er, wie die Spechte, zwei nach vorn und zwei nach hinten gewendete Zehen, wie sie steife und harte Schwanzfedern, und in Folge einer ihm allein eigenthümlichen Bildung läuft die Rippe einer jeden in zwei kleine Fäden aus, sein Schnabel entfernt sich aber von der Gestalt des Schnabels der Spechte; er ist nicht eckig abgeschnitten, sondern abgerundet und etwas gebogen, und nicht scheerenförmig, sondern in eine Spitze auslaufend. Man sieht daher, daß diese Art, wenn sie auch durch die Füße und den Schwanz der Gattung der Spechte nahe steht, sich durch die Gestalt des Schnabels und die natürlichen Gewohnheiten, die eine nothwendige Folge der Bildung dieses Hauptorgans der Vögel sind, von ihr entfernt. Dieser hier scheint eine Mittelart zwischen dem Specht und dem Kukuk, welchem einige Naturforscher ihn beigesellt haben, zu bilden; es ist ein Beispiel mehr von jenen Uebergangsstufen, welche die Natur überall zwischen ihre Erzeugnisse gestellt hat. Dieser Halbkukukspecht ist fast so groß, wie der Grünspecht, und zeichnet sich durch seine schöne Gestalt aus, und durch schöne auf elegante Weise angeordnete Farben. Auf einem weißen fuchsröthlich geschatteten Grunde sind schwarze, halbmond- und herzförmige Flecken über den Magen und Bauch hingestreut; der Vorderhals ist von weinfarbigem Aschgrau oder Lilagrau, und mitten auf der Brust sieht man einen breiten schwarzen, halbmondförmigen Gürtel. Der Bürzel ist weiß; der Schwanz oben schwarz, und unten von einer schönen braungelben Farbe; der obere Theil des Kopfes und des Halses sind bleigrau, und am Hinterkopf ist ein schöner Scharlachflecken; von den

Schnabelwinkeln gehen zwei große schwarze Bärte aus, die jedoch dem Weibchen fehlen, und sich an den Seiten des Halses hinabziehen; der Rücken ist auf braunem Grunde schwärzlich gesprenkelt; die großen Schwungfedern haben dieselbe Farbe; was sie aber auszeichnet, und allein genügt, diesen Vogel kennbar zu machen, ist, daß die Rippe aller dieser Schwungfedern eine lebhafte Goldfarbe hat. Dieser Vogel findet sich in Kanada und in Virginien, so wie auch in Karolina.

Der Schwarzspecht.

(Picus martius. L. Le pic noir. B)

Die zweite Spechtart, die sich in Europa findet, ist jene des Schwarzspechtes, Nr. 296. Sie scheint auf einige besondere Gegenden, namentlich auf Deutschland, eingeschränkt zu seyn; die Griechen jedoch kannten, wie wir, drei Spechtarten. Aristoteles gibt sie alle drei an; die eine, sagt er, ist kleiner als die Amsel, es ist unser Buntspecht; die andere, größer als die Amsel und die er anderswo Kylios nennt, ist unser Grünspecht; die dritte endlich, von der er sagt, sie sey dem Huhn fast an Größe gleich, was man jedoch von der Länge und nicht von der Dicke des Körpers zu verstehen hat, ist unser Schwarzspecht, der größte von allen Spechten des alten Kontinents. Er ist von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 16 Zoll, der Schnabel $2^1/_2$ Zoll lang, letzterer von Hornfarbe; den Scheitel bedeckt eine Kappe von lebhaftem Roth. Das Gefieder des ganzen Körpers ist dunkelschwarz. Die Namen Krähspecht und Holzkrähe, die man ihm in Deutschland beilegt, bezeichnen zugleich seine Farbe und seine Größe.

Man findet ihn in den Hochwäldern, auf den Gebirgen, in Deutschland, der Schweiz und den Vogesen; in den meisten unserer französischen Provinzen ist er nicht bekannt, und kommt selten auf die Ebenen hinab. Willughby versichert, in England finde er sich nicht. Dieser Waldvogel mußte in der That eine zu offene und von Gehölz zu sehr entblößte Gegend verlassen, dies ist der einzige Grund; der ihn aus England, wie aus Holland, wo er, wie man versichert, nicht gefunden wird, verbannen konnte; denn in den nördlichen Klimaten und bis nach Schweden sieht man ihn; es läßt sich aber nicht erklären, wes-

halb er sich nicht in Italien finden sollte, wo Aldrovande ihn nie gesehen haben will.

Es gibt auch in derselben Gegend Bezirke, die der Schwarzspecht vorzugsweise liebt, und es sind dieses die einsamen und öden Orte. Frisch nennt einen Wald im fränkischen Kreise, der durch die Menge von Spechten, die darin hausen, bekannt ist. [1]) Im übrigen Deutschland sind sie nicht so gemein; überhaupt scheint die Art nicht zahlreich zu seyn, und selten findet man in dem kleinen Umkreise einer halben Lieue mehr als ein Paar dieser Vögel. Sie halten sich in einem gewissen Bezirke auf, den sie fast nie verlassen, und wo man fast sicher ist, sie immer zu finden.

Dieser Vogel schlägt so heftig mit seinem Schnabel gegen die Bäume, daß man ihn, wie Frisch sagt, so weit wie eine Axt hört. Er höhlt sie tief aus, um sich in deren Mitte eine recht geräumige Wohnung zu bereiten. Man sieht oft am Fuße des Baumes unter seinem Loch einen Scheffel voll Holzstaub und kleine Spähne, bisweilen höhlt er das Innere der Bäume so stark aus, daß sie bald von den Winden umgerissen werden; dieser Vogel würde daher in den Wäldern großen Schaden anrichten, wenn seine Art zahlreicher wäre. Er wählt sich vorzugsweise absterbende Bäume aus. Diejenigen, die für ihr Holz Sorge tragen, suchen sie auszurotten, denn er greift auch viele gesunde Bäume an. Herr Deslandes sagt in seinem Versuch über das Seewesen der Alten, daß wenig Bäume vorhanden waren, von denen man 40 Fuß lange Ruder machen konnte, ohne daß sie von den Spechten durchbohrt gewesen seyen. [2])

Der Schwarzspecht legt auf dem Boden seines Loches zwei bis drei weiße Eier, und nach Willaghby sind die Eier aller Spechte weiß. Den Schwarzspecht sieht man selten an der Erde; die Alten haben selbst behauptet, keinen einzigen Specht, und sie kommen wirklich nicht oft hinab. Wenn sie an den Bäumen klettern, so ist die lange Hinterzehe bald seitwärts, bald nach vorne gerichtet. Die Zehe ist in dem Ge-

---

[1]) Der Spessart.

[2]) Herr Deslandes irrt sich jedoch sehr an derselben Stelle, wenn er sagt, der Specht bediene sich seiner Zunge, wie eines Bohrers, um die dicksten Bäume zu durchlöchern.

lenk, das sie mit dem Fuß verbindet, beweglich, und kann alle zum Aufstützen nöthige und zur Erhaltung des Gleichgewichts günstige Stellungen annehmen, welche Fähigkeit allen Spechten gemeinsam ist.

Wenn der Schwarzspecht sein Loch ausgehauen und sich den Eingang in eine Baumhöhle eröffnet hat, so stößt er ein helles Geschrei oder scharfes und gedehntes Pfeifen aus, das weithin erschallt; auch läßt er von Zeit zu Zeit ein gewisses Knarren hören, das er mit seinem Schnabel hervorbringt, indem er ihn an den Wänden seines Loches schnell hin und her bewegt.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch seine Farbe; es ist nicht so dunkelschwarz, und hat nur auf dem Hinterhaupt, und bisweilen gar kein Roth. Man bemerkt, daß diese Farbe sich bei einigen einzelnen Vögeln tiefer auf den Nacken hinabzieht, und dies sind die alten Männchen.

Der Schwarzspecht verschwindet während des Winters. Agricola glaubt, er bleibe in Baumlöchern versteckt; Frisch aber versichert, er ziehe ab und fliehe vor der Strenge der Jahreszeit, während welcher ihm aller Unterhalt fehle, indem, sagt er, die Holzwürmer alsdann sich tiefer verkriechen, und die Ameisen unter dem Eise oder Schnee vergraben bleiben. Auf dem alten Kontinent kennen wir keinen Vogel, weder in Asien noch in Afrika, dessen Art mit jener des europäischen Schwarzspechts verwandt wäre, und vermuthlich ist er von dem neuen Kontinent zu uns gekommen, wo man mehre Arten findet, die man fast unmittelbar auf jene unseres Schwarzspechtes zurückführen muß. Diese Arten sind folgende:

Vögel des neuen Kontinents,

die mit dem Schwarzspecht verwandt sind.

Der große weißschnabelige Schwarzspecht.

(Le grand pic noir à bec blanc. B.)

Erste Art.

Dieser Specht, Nro. 690, findet sich in Karolina und ist größer als der europäische und selbst größer als alle Vögel dieser Gattung; er erreicht oder übertrifft an Größe die

Krähe. [1]) Sein elfenbeinweißer Schnabel, durch den sich der ganzen Länge nach eine Rinne zieht, ist 3 Zoll lang, und so scharf und stark, sagt Catesby, daß der Vogel oft in einer oder zwei Stunden einen Scheffel Spähne damit abschneidet; auch haben ihn die Spanier Carpenteros (Zimmermann) genannt.

Sein Kopf ist hinten mit einer großen Scharlachhaube geziert, die sich gleichsam in zwei Büschel theilt, von denen das eine auf den Hals hinabfällt, und das andere aufrecht steht; über dem letztern liegen lange schwarze Fäden, die vom Scheitel aus gehen, und den Kopf ganz bedecken; denn die Scharlachfedern stehen nur nach hinten zu. Ein weißer Streifen zieht sich über die Seite des Halses hinab, bildet auf den Schultern einen Winkel, und vereinigt sich mit dem Weiß, das den untern Theil des Rückens und die mittlern Schwungfedern bedeckt; das ganze übrige Gefieder ist von reinem und tiefem Schwarz.

Er höhlt sich sein Nest in den dicksten Bäumen aus, und brütet in der Regenzeit. Dieser große, weißschnabelige Specht findet sich in Gegenden, die noch wärmer als Karolina sind; denn in ihm erkennen wir Nierembergs picus imbricetus und Fernandes Quatotomomi wieder, obgleich die Gesammtgröße von diesen Schriftstellern unrichtig angegeben wird, und einige Unterschiede eine Varietät in der Art anzudeuten scheinen; aber der 3 Zoll lange, weiße Schnabel kennzeichnet ihn hinlänglich. Dieser Specht findet sich, nach Fernandes, unweit der Küstengegenden an der Südsee. Die Amerikaner in den nördlichen Landstrichen machen aus den Schnäbeln dieser Spechte Kronen für ihre Krieger; und da sie in ihrem Lande keine solche Vögel haben, kaufen sie dieselben von den Bewohnern des Südens, und geben für einen Spechtschnabel bis an drei Rehhäute.

Der Schwarzspecht mit rother Haube.

(Le pic noir à huppe rouge. B.)

Zweite Art.

Dieser Specht, Nro. 718, der in Luisiana ziemlich häufig ist, findet sich auch in Karolina und in Virginien; er gleicht

[1]) Herr Brisson hatte vermuthlich einen sehr kleinen Vogel gemessen, da er ihm nur 16 Zoll Länge beilegt; der im königlichen Kabinet befindliche und auf der Tafel 690 abgebildete, mißt 18 Zoll.

sehr dem vorigen, hat aber nicht den weißen Schnabel, und ist nicht ganz so groß, obwohl etwas größer als der europäische Schwarzspecht. Der Scheitel ist bis über die Augen mit einer großen, in ein einziges Federbüschel aufgestutzten, scharlachrothen, und wimpelförmig nach hinten liegenden Haube geschmückt; darunter liegt eine schwarze Binde, in deren Mitte das Auge steht; ein rother Bart geht von der Schnabelwurzel aus, und sticht gegen die schwarzen Seiten des Kopfes scharf ab; die Kehle ist weiß, ein Streifchen von derselben Farbe zieht sich zwischen dem Auge und dem Bart hin, und über den Hals bis auf die Schulter. Der ganze übrige Körper ist schwarz mit einigen leichten Spuren von Weiß auf dem Flügel, und einem größern Flecken von derselben Farbe mitten auf dem Rücken; unter dem Körper ist das Schwarz etwas weniger dunkel und mit grauen Wellenlinien vermischt. Beim Weibchen ist der Vorderkopf braun, und nur auf dem hintern Theil des Kopfes sind rothe Federn.

Catesby sagt, diese Vögel, sich nicht mit den Insekten begnügend, welche sie aus den Bäumen hervorziehen, und die ihre gewöhnliche Nahrung sind, zerstörten auch noch viele Maispflanzungen, weil die Feuchtigkeit, die durch die Löcher dringt, welche sie in die Hülse machen, das darin enthaltene Korn verdirbt. Sollten sie dies aber nicht vielmehr thun, um irgend eine in der Hülse des Mais versteckte Würmerart zu finden, als um das Korn zu fressen? denn kein Vogel dieser Gattung ernährt sich von Sämereien. Nicht besser als auf diese Art können wir einen Specht zurückführen, den Herr Commerson in den Wäldern der Magellansländer gefunden, und beschrieben hat. Die Größe ist dieselbe, und die andern Merkmale sind ziemlich ähnlich; nur hat der letztere blos auf den Backen und dem Vorderkopf eine rothe Farbe, der Hinterkopf dagegen eine Haube von schwarzen Federn; also würde sich entweder dieselbe oder eine ähnliche Art unter den entsprechenden Breitegraden an den beiden äußersten Enden des großen amerikanischen Festlandes finden. Herr Commerson bemerkt, dieser Vogel habe eine starke Stimme und ein sehr hartes Leben, was sich auf alle Spechte anwenden läßt, die durch ihr arbeitsames Leben gestärkt und abgehärtet werden.

Der Uantu oder der gehaubte Schwarzspecht von Cayenne.

(L'ouanton, ou pic noir huppé de Cayenne. B.)

Dritte Art.

Barrere hat den Namen dieses Spechtes, Nro. 717, den die Amerikaner Uantu nennen, falsch ausgesprochen, nämlich Wantu; und wir werden, indem wir ihn wieder auf Marcgraves Hipeku zurückführen, beide Versehen unserer Namengeber berichtigen. Der Uantu hat dieselbe Länge, wie der Grünspecht; doch keinen so dicken Körper; er ist oben ganz schwarz, mit Ausnahme einer weißen Linie, die von dem obern Schnabel aus sich gürtelförmig auf den Hals hinabzieht, und einige weiße Federn in die Flügelbedeckungen wirft. Der Magen und der Bauch haben schwarze und graue Wellenstreifen, und die Kehle ist eben so gesprenkelt. Von dem Unterschnabel geht ein rother Bart aus; eine schöne Haube von derselben Farbe bedeckt den Kopf, und fällt nach hinten; endlich bemerkt man unter den langen Fäden dieser Haube kleine Federn von demselben Roth, die den obern Theil des Halses einfassen.

Barrere hat eben so sehr Recht, Marcgraves Hipeku auf diesen Specht zurückzuführen, als Brisson Unrecht zu haben scheint, wenn er ihn auf Catesbys großen Specht von Karolina zurückführt. Der letztere ist größer als eine Krähe, und der Hipeku nicht größer als eine Taube. Ueberdem entspricht die übrige Beschreibung Marcgraves eben so sehr dem Uantu, als sie auf den großen Specht von Karolina wenig paßt, dessen Unterleib nicht bunt von Schwarz und Weiß, wie der Uantu und der Hipeku, dessen Schnabel 3 Zoll, und nicht 6 Linien lang ist. Diese Merkmale kommen nun aber eben so wenig dem luisianischen Schwarzspecht zu, und Herr Brisson scheint sich überdem zu irren, wenn er auf diese Art den Uantu bezieht, der, wie wir gesehen haben, nur der Hipeku ist, den er besser unter seine eilfte Art gestellt hätte, welcher alle Kennzeichen des Hipeku und des Uantu eigen sind.

Der cayenner Uantu ist auch Fernandes neuspanischer Tlauhquechultototl. Wir haben ihn an einem seltsamen Zuge wieder erkannt; Fernandes sagt nämlich, es sey ein in die Bäume bohrender Specht; sein Kopf und der Oberhals sind

mit rothen Federn geziert. „Diese Federn sollen, an den Kopf eines Kranken gelegt, oder vielmehr angeleimt, den Schmerz lindern; mag man dieses nun durch die Erfahrung bestätigt gefunden, oder, da man sie nahe am Kopf des Vogels anliegen sah, sich nur eingebildet haben.“ Nun aber paßt unter allen Spechten jenes Kennzeichen, daß die kleinen rothen Federn auf seinem Hinterhaupt und oben am Halse dicht an der Haut anliegen, und gleichsam an ihr kleben, auf diesen Specht am besten.

Der rothhalsige Grünspecht.

(Le pic à cou rouge. B.)

Vierte Art.

Wir haben, um diesen Specht, Nr. 612, zu bezeichnen, die Benennung rothhalsiger jener rothköpfiger vorgezogen, weil die meisten Spechte einen mehr oder minder rothen Kopf haben. Bei diesem ist überdem der ganze Hals bis zur Brust von jener schönen Farbe, was hinreicht, ihn zu unterscheiden. Er ist etwas länger als der Grünspecht, indem sein Hals und sein Schwanz gestreckter sind, bis auf die Brust mit rothen Federn geschmückt; auf der Brust aber verschmelzen sich noch Schattirungen dieser Farbe mit dem schönen Falb, das dieselbe, so wie den Bauch und die Seiten bedeckt. Der übrige Körper ist von einem fast schwarzen Dunkelbraun, womit sich das Falb auf den Schwungfedern vermischt. Dieser Specht findet sich, so wie der vorige und der folgende, in Guiana.

Der kleine Schwarzspecht.

(Picus martius minor. L. Le petit pic noir. B.)

Fünfte Art.

Dieser, Nr. 694, Fig. 2, ist der kleinste unter den Schwarzspechten, und nur von der Größe des Wendehalses. Ein tiefes Schwarz mit bläulichen Widerschein umhüllt die Kehle, die Brust, den Rücken und den Kopf, mit Ausnahme eines rothen Fleckens auf dem Kopfe des Männchens; auch hat er über dem Auge einen leichten weißen Zug, und gegen das Hinterhaupt hin einige kleine gelbe Federn. Unter dem Körper längs

dem Brustbein zieht sich ein Streifen von schöner hochrother Farbe, der am Bauche endigt, welcher, wie die Seiten, einen sehr schönen schwarzen und weißgrauen Schmelz hat; der Schwanz ist schwarz.

Es gibt eine Varietät dieses Spechtes, welche statt des rothen Fleckens auf dem Scheitel rund umher eine gelbliche Krone hat, nämlich eine Entwickelung jener gelben kleinen Federn, die man bei dem erstern sieht, und die offenbar eine Altersvarietät anzeigt. Das Weibchen hat weder den rothen Flecken noch den gelben Kreis auf dem Kopf.

Auf diese Art wollen wir Albins kleinen schwarzen Baumläufer zurückführen, den Hr. Brisson unter dem Namen neuenglischer Schwarzspecht za seiner siebenten Art gemacht, der aber mit dem kleinen cayenner Schwärzspecht zu viele Aehnlichkeit hat, als daß man sie trennen dürfte.

Der Schwarzspecht mit rothem Domino.

(Le pic noir à domino rouge. B.)

Sechste Art.

Dieser von Catesby angegebene Specht, Nr. 117, findet sich in Virginien. Er ist fast von der Größe des europäischen Buntspechts. Seinen ganzen Kopf umhüllt ein schöner, rother, seidenhafter und glänzender Domino; der ganze Oberleib und der Bürzel sind weiß, so wie auch die kleinen Schwungfedern, deren Weiß sich mit dem des Bürzels verbindet, um unten auf dem Rücken ein großes weißes Schild zu bilden; das Uebrige ist schwarz, eben so die großen Flügel- und alle Schwanzfedern.

In Virginien sieht man von diesen Vögeln während des Winters sehr wenige; es gibt ihrer mehr in dieser Jahreszeit in Karolina, aber nicht so zahlreich, wie im Sommer. Es scheint, daß sie nach Süden wandern, um der Kälte auszuweichen. Diejenigen, die zurückbleiben, nähern sich den Dörfern, und klopfen selbst an die Fenster der Wohnungen. Catesby fügt hinzu, dieser Specht fresse viel Obst und Korn; dies geschieht aber wahrscheinlich nur, wenn es ihm an jeder andern Nahrung fehlt, sonst würde er sich durch diese Neigung

von allen andern Spechten unterscheiden, für welche das Obst und Korn nur eine Aushülfe in der Noth, und keine selbstgewählte Nahrung sind.

Der Buntspecht oder Elsterspecht (große Rothspecht.)

(Picus ruber major. L. L'épeiche ou le pic varié. B.)

Erste Art.

Die dritte Art unserer europäischen Spechte ist der Buntspecht, im Französischen auch épeiche genannt, welcher Name von dem deutschen Elsterspecht herzukommen scheint. Er bezeichnet die angenehme Wirkung, welche in seinem Gefieder das durch das Roth auf dem Kopf und dem Bauche hervorgehobene Weiß und Schwarz hervorbringen. Der Scheitel ist schwarz mit einer rothen Binde auf dem Hinterhaupt, und der Kopfschmuck endigt sich auf dem Halse mit einer schwarzen Spitze. Von hier aus gehen zwei schwarze Aeste, von denen sich ein Zweig an jeder Seite bis zur Schnabelwurzel hinaufzieht, dort einen Bart bildet, und der andere, bis unten an den Hals herabsteigend, ihn mit einen Halsband einfaßt. Dieser schwarze Zug greift gegen die Schulter hin in eine schwarze Stelle ein, welche die Mitte des Rückens einnimmt. Zwei große weiße Schilder bedecken die Schultern; die großen Schwungfedern sind braun, die andern schwarz, und alle weiß gemischt. Dieses ganze Schwarz ist dunkel, das ganze Weiß sauber und rein; das Roth auf dem Kopfe lebhaft, und das auf dem Bauch ein schönes Hochroth. Auf diese Weise ist das Gefieder des Elsterspechts sehr angenehm bunt, und man kann ihn, was seine Schönheit betrifft, über alle andern Spechte stellen. Diese Beschreibung paßt nur ganz auf das Männchen, Nr. 596; das Weibchen, Nro. 595, hat kein Roth auf dem Hinterkopf. Es gibt selbst Buntspechte, deren Gefieder weniger schön ist, und selbst ganz weiße. Ferner gibt es in dieser Art eine Varietät, deren Farben weniger abstechend erscheinen, und deren ganzer Oberkopf und Bauch roth, aber blaß und mattroth sind.

Aus dieser, auf der illuminirten Tafel, Nr. 611, dargestellten Varietät hat Hr. Brisson seinen zweiten Buntspecht gemacht, nachdem er ihn schon einmal unter dem Namen

1. DER GROSSE ROTHSPECHT.

Ordnung: Baumläufer. *Gattung:* Specht. *(Cuvier.)*

Pl. 155.

2. DER GEMEINE TORCOL.

Ordnung: Baumläufer. *Gattung:* Torcol. *(Cuvier.)*

großer Buntspecht angeführt hatte, obgleich beide fast von derselben Größe sind, und man diese Varietät in der Art von jeher gekannt hat. Belon, der freilich in dem Jahrhundert lebte, in welchem die Formeln der Nomenklatur und die wissenschaftlichen Irrthümer noch nicht die Arten vervielfältigt hatten, erwähnt dieser Verschiedenheiten unter den Buntspechten, und sie für nichts weniger als für Art-Unterschiede haltend, bezieht er sie alle auf seinen Elsterspecht; mit Recht tadelt aber Aldrovande diesen Naturforscher und Turner wegen ihrer Anwendung des Namens picus martius auf den Buntspecht; denn dieser Name kommt genau genommen nur dem Grünspecht zu. Aristoteles hat den Buntspecht gekannt; es ist derjenige unter seinen drei Spechten, den er als nicht so groß wie die Amsel, und als mit etwas Roth im Gefieder, bezeichnet.

Der Buntspecht klopft mit lebhafteren und trockeneren Schlägen auf die Bäume, als der Grünspecht; er klettert oder steigt mit großer Leichtigkeit auf und ab, seitwärts und unter den Zweigen her. Die harten Steuerfedern dienen ihm zum Stützpunkt, wenn er, sich umgekehrt haltend, seine Schnabelhiebe verdoppelt. Er scheint mißtrauisch zu seyn, denn sobald er jemanden bemerkt, hält er sich bewegungslos, nachdem er sich hinter dem Zweige versteckt hat. Er nistet, wie die andern Spechte, in dem Loche eines hohlen Baumes. Im Winter kommt er in unsern Provinzen den Wohnungen nahe und sucht seine Nahrung auf der Rinde der Obstbäume, wo die Puppen und die Eier der Insekten in größerer Menge vorhanden sind, als auf den Waldbäumen. Im Sommer zur Zeit der Dürre tödtet man die Buntspechte oft an den Teichen in den Wäldern, wo die Vögel trinken kommen. Dieser kommt immer verstohlen, das heißt ohne Geräusch zu machen, und nie in unausgesetztem Fluge, denn gewöhnlich nähert er sich nur von Baum zu Baum flatternd. So oft er inne hält, scheint er umher zu spähen, ob er in der Umgegend nichts zu fürchten habe; er sieht unruhig aus, lauscht, wendet den Kopf nach allen Seiten, und neigt ihn auch, um durch das Laubwerk der Bäume auf die Erde zu sehen, und das geringste Geräusch, das er hört, genügt, um ihn zurück zu scheuchen. Ist er auf dem Baum zunächst dem Wasser angelangt, so steigt er von Zweig zu Zweig bis auf den niedrigsten, und von diesem letzten Zweige bis an das Ufer. Jedes-

mal, wenn er seinen Schnabel hineintaucht, lauscht er wieder, und blickt um sich her, und sobald er getrunken hat, entfernt er sich schnell wieder, und zwar in unausgesetztem Fluge. Schießt man ihn auf einem Baum, so fällt er selten bis auf die Erde, wenn ihm noch einige Lebenskraft blieb, denn er krallt sich mit seinen Nägeln an die Zweige fest, und um seiner habhaft zu werden, ist man oft genöthigt, ihn zum zweitenmale zu schießen.

Dieser Vogel hat ein sehr großes Brustbein, einen 16 Zoll langen Darmgang ohne Blinddarm, einen häutigen Magen; die Zungenspitze ist auf eine Länge von 5 Linien knochig. Ein erwachsener Buntspecht wog $2^1/_2$ Unze; es war ein Männchen, das man mit 6 Jungen aus dem Nest genommen hatte. Bei allen standen die Zehen wie beim Vater, und jedes wog ungefähr 3 Quentchen. Ihr Schnabel hatte nicht die beiden Seitenkanten, die bei den Erwachsenen jenseits der Naslöcher beginnen, unter ihnen fortlaufen und bis $^2/_3$ der Länge des Schnabels sich hinziehen; die noch weißen Nägel waren schon sehr gebogen. Das Nest lag in einer alten hohlen Espe, 30 Fuß von der Erde.

Der kleine Buntspecht.

(Picus ruber minor. L. Le petit épeiche. B.)

Zweite Art.

Dieser Specht, Nro. 598, Fig. 1, das Männchen, und Fig. 2 das Weibchen, würde im Ganzen genommen eine Verkleinerung des Buntspechts seyn, wenn er sich nicht durch den Vorderkörper, der schmutzig-weiß und selbst grau ist, und durch die fehlende rothe Farbe unter dem Schwanz und die fehlende weiße auf den Schultern unterschiede. Uebrigens sind alle andere Merkmale sich gleich. Bei diesem kleinen Buntspecht findet sich, wie bei dem großen, das Roth nur auf dem Kopfe des Männchens. [1]) Dieser kleine Buntspecht ist kaum von der

[1]) Willughby bemerkt mit Recht, Aldrovande versichere von dem kleinen Buntspecht im Allgemeinen, was nur bei dem Weibchen der Fall ist, nämlich daß er kein Roth auf dem Kopf habe. Jonston verfällt in dieser Beziehung in denselben Irrthum wie Aldrovande.

Größe des Sperlings, und wiegt nur eine Unze. Man sieht ihn während des Winters sich den Häusern und Baumgärten nähern. Er klettert nicht sehr hoch auf große Bäume, und scheint sich stets um den Stamm zu halten. Er nistet in einem Baumloch, um das er oft mit der Kohlmeise kämpft, die nicht die stärkere ist, und meist genöthigt wird, ihm ihre Wohnung zuzuräumen. Man findet ihn in England, wo er einen eigenen Namen hat. Man sieht ihn in Schweden, und es scheint sogar, daß die Art sich, wie jene des großen Buntspechts, bis nach Nordamerika verbreitet hat, denn in Luisiana sieht man einen kleinen Buntspecht, der ihm fast in Allem gleicht, außer daß der Obertheil des Kopfs, wie bei dem kanadischen Buntspecht, mit einer schwarzen, weiß eingefaßten Kappe bedeckt ist.

Hr. Salerne sagt, dieser Vogel sey in Frankreich nicht bekannt, doch findet man ihn in den meisten unserer französischen Provinzen. Der Irrthum schreibt sich daher, daß er den kleinen Buntspecht mit dem Mauerläufer, den er nach seinem eigenem Geständniß nicht kennt, verwechselt hat. Ebenso irrt er sich, wenn er sagt, Frisch erwähne dieses kleinen Spechtes nicht, und wenn er daraus schließt, daß er in Deutschland nicht vorhanden sey. Frisch sagt nur, er sey dort selten, und er theilt zwei schöne Abbildungen von ihm mit.

Hr. Sonnerat hat auf Antigua einen kleinen Buntspecht gesehen, den wir auf diesen hier zurückführen wollen, indem die Merkmale, die er ihm beilegt, ihn nicht hinreichend unterscheiden, um zwei Arten daraus zu machen. Er ist von derselben Größe; Schwarz mit weißen Sprenkeln bedeckt den ganzen Oberkörper; der Unterleib ist auf blaßgelbem, oder vielmehr gelblich-weißem Grunde schwärzlich gefleckt; an den Seiten des Halses zeichnet sich die weiße Linie. Herr Sonnerat hat an dem Kopfe dieses Vogels kein Roth gesehen; aber er bemerkt selbst, es sey vielleicht das Weibchen gewesen.

Vögel vom alten Kontinent,

die mit dem Buntspecht verwandt sind.

Der nubische Buntspecht.

(L'épeiche de Nubie ondé et tacheté. B.)

Erste Art.

Dieser Specht, Nr. 667, ist um ein Drittel kleiner, als der europäische Buntspecht; sein ganzes Gefieder hat eine angenehme Abwechselung durch Tropfen und gebrochene, gleichsam wurmförmige Wellenlinien von weißer und fuchsröthlicher Farbe auf braungrauem und schwärzlichem Grunde am Rücken, und gleichsam durch schwärzliche Thränen auf dem weißlichen Grunde der Brust und des Bauches; eine schöne rothe Halbhaube bedeckt kappenförmig den hintern Theil des Kopfes; auf dem Scheitel und dem Vorderkopf stehen feine schwarze Federn, jede an der Spitze mit einem kleinen weißen Tropfen getüpfelt; der Schwanz wird von braunen und fuchsröthlichen Wellenlinien quer durchschnitten. Dieser Vogel ist sehr niedlich, und die Art ist neu.

Der Buntspecht von der Insel Lucon.

(Le grand pic varié de l'île de Luçon. B.)

Zweite Art.

Unser Buntspecht ist nicht der größte von allen, da jener von der Insel Lucon, dessen Beschreibung Hr. Sonnerat mittheilt, die Größe des Grünspechts hat. Die Federn auf dem Rücken und die Flügelbedeckungen sind schwarz, ihr Kiel aber ist gelb, auf den letzten sind auch gelbliche Flecken; die kleinen Flügelbedeckungen haben weiße Querstreifen, die Brust und der Bauch schwarze, der Länge nach liegende Flecken auf weißem Grunde; an der Seite des Halses bis unter das Auge hin findet man eine weiße Binde; der Scheitel und das Hinterhaupt sind lebhaft roth, und nach diesem Merkmal will Hr. Sonnerat diesen Specht Kardinal nennen; es würde aber zu viel Kardinalspechte geben, wenn man allen, die eine rothe Kappe tragen, diesen Namen beilegte, und das Roth

auf dem Kopf ist keineswegs ein Art Merkmal, sondern vielmehr, wie wir schon bemerkt haben, ein Gattungskennzeichen für die Spechte.

Der kleine braune molukkische Buntspecht.

(Le petit épeiche brun des Moluques. B.)

Dritte Art.

Dieser kleine Specht, Nr. 748, Fig. 2, hat nur zwei düstere und matte Schattirungen. Sein Gefieder ist schwärzlichbraun, mit weißen Wellenstreifen am Oberkörper, und weißlich mit braunen Streifen am Unterleib. Der Kopf und der Schwanz, so wie die Schwungfedern, sind ganz braun. Er ist nur von der Größe unsers kleinen Buntspechts, oder selbst noch etwas kleiner.

Vögel vom neuen Kontinent,

die mit dem Buntspecht verwandt sind.

Der Buntspecht von Kanada.

(Picus ruber canadensis. L. L'épeiche du Canada. B.)

Erste Art.

In Kanada findet sich ein Buntspecht, der unserer Ansicht nach zu dem europäischen gezogen werden muß. Er ist eben so groß, und nur durch die Farbenvertheilung etwas von ihm verschieden; dieser kanadische Specht, Nr. 345, Fig. 1, hat nirgend Roth; sein Auge umgibt ein schwarzer Raum, wogegen das Auge unsers Buntspechts von Weiß begränzt wird. An der Seite des Halses ist mehr Weiß, und am Hinterkopf Weiß oder schwaches Gelb, doch diese Unterschiede sind nur leichte Abweichungen, und die beiden, einander sehr nahe stehenden Arten vielleicht nur derselbe Vogel, welcher, indem er nach einem verschiedenen und kälteren Klima zog, diese kleinen Veränderungen erlitten haben mag. Fernandes quauhtotopotli alter, ein schwarz und weißer Buntspecht, scheint derselbe mit diesem kanadischen Specht zu seyn, um so mehr, da jener Schriftsteller in seiner Beschreibung nicht angibt, daß er irgendwo roth sey, und anzudeuten scheint, dieser Vogel komme

aus dem Norden nach Neuspanien, welches Land indessen auch seine Buntspechte haben muß, da die Reisenden ihrer selbst auf der amerikanischen Landenge gefunden haben.

Der mexikanische Buntspecht.

(Picus ruber mexicanus. L. L'épeiche du Mexique. B.)

Zweite Art.

Ich möchte wohl glauben, daß der große mexikanische Buntspecht bei Brisson, Seite 57, und sein kleiner mexikanischer Buntspecht, Seite 59, nur ein und derselbe Vogel ist. Den ersteren gibt er nach Seba an, denn nur auf sein Wort haben ihn Klein und Möhring in die Nomenklatur aufgenommen; nun weiß man aber, wie ungetreu die meisten Nachrichten dieses Sammlers sind. Klein gibt zweimal denselben Vogel, und einen von diesen haben wir von der Gattung der Spechte ausgeschlossen. Andererseits legt Hr. Brisson aus einem nicht zu errathenden Grunde seinem zweiten mexikanischen Specht das Eigenschaftswort klein bei, obwohl Fernandes, der ursprüngliche Schriftsteller, auf den allein man sich beziehen kann, ihn, und zwar zweimal in vier Zeilen groß nennt. Diesem Schriftsteller zufolge ist es ein Specht von großer Art, und vom Wuchs der mexikanischen Krähe; sein Gefieder hat auf schwarzem und braunem Grunde weiße Querlinien; der Bauch und die Brust sind zinnoberroth. Dieser Specht hält sich in den weniger heißen Gegenden Mexikos auf, und bohrt, wie die andern Spechte, in die Bäume.

Der Buntspecht von Jamaika.

(Picus ruber jamaicensis. L. L'épeiche ou le pic varié de la Jamaïque. B.)

Dritte Art.

Dieser Specht, Nr. 597 das Weibchen, steht der Größe nach in der Mitte zwischen dem Grünspecht und dem europäischen Buntspecht. Catesby gibt ihn zu klein an, indem er ihn mit dem Buntspecht, und Edwards zu groß, indem er ihn mit dem Grünspecht vergleicht. Derselbe Schriftsteller zählt nur 8 Steuerfedern in seinem Schwanz, wahrscheinlich aber fehlten dem von ihm beschriebenen Vogel zufällig zwei, indem

alle Spechte in diesem Theil zehn Federn haben. Dieser hier hat eine rothe Kappe, welche wie ein Kopfputz auf den obern Theil des Halses hinabfällt; die Kehle und die Magengegend sind von fuchsröthlichem Grau, welche Farbe allmälig auf dem Bauch in mattes Roth übergeht. Der Rücken ist schwarz, mit grauen Wellenlinien quer gestreift, welche auf den Flügeln heller und auf dem Bürzel breiter und ganz weiß sind.

Die Abbildung dieses Vogels bei Sloane ist ganz verfehlt; es ist der einzige Specht, den dieser Naturforscher und Hr. Browne auf der Insel Jamaika fanden, obgleich es eine große Menge anderer auf dem amerikanischen Festland gibt. Dieser hier findet sich in Karolina, und einiger Unterschiede unerachtet erkennt man ihn in Catesbys rothbäuchigem Specht wieder.

Uebrigens hat das Weibchen in dieser Art eine fuchsröthlich-weiße, und das Männchen eine rothe Stirn.

Der luisianische Buntspecht.

(Picus ruber lodovicianus. L. L'épeiche ou le pic rayé de la Louisiane. B.)

Vierte Art.

Der ganze Mantel dieses Spechtes, Nro. 692, welcher an Größe den Buntspecht etwas übertrifft, ist schön mit kleinen Querstreifen weiß und schwarz gebändert; von den Steuerfedern sind die beiden äußersten und die mittelsten gemischt weiß und schwarz, die andern schwarz, der ganze Unter- und Vorderleib ist einförmig weißgrau; auf dem Unterleibe zeigt sich etwas verwaschenes Roth. Von zwei Vögeln, die wir im Kabinet haben, ist der eine oben auf dem Kopf ganz roth, mit einigen Strichen dieser Farbe auf der Kehle und bis unter die Augen; der andere, (derselbe, den die illuminirte Tafel darstellt), hat eine graue Stirn, und einen rothen Hinterkopf; es ist wahrscheinlich das Weibchen, da dieser Unterschied jenem entspricht, den man überhaupt zwischen Männchen und Weibchen in der Gattung dieser Vögel bemerkt, daß es nämlich am Kopf weniger oder gar kein Roth hat. Uebrigens ist dieses Roth an beiden schwächer und heller, als bei den andern Buntspechten.

Der braun-graue Buntspecht.

(L'épeiche ou pic varié de la Encenada. B.)

Fünfte Art.

Dieser Vogel, Nr. 748, Fig. 1, ist nicht größer als unser Buntspecht, und einer der schönsten dieser Gattung; sein Gefieder hat bei einfachen Farben einen glanzvollen Schmelz. Weiß und braungrau sind alle seine Farben, aber diese so angenehm durchschnitten, unterbrochen und vermischt, daß eine reizende Wirkung für das Auge daraus hervorgeht. Das Männchen hat eine starke Haube, in welcher einige rothe Federn hervortreten; das Weibchen hat sie nicht, und sein Kopf ist ganz braun.

Der große virginische Buntspecht.

(Picus ruber virginensis major. L. L'épeiche ou pic chevelu de Virginie. B.)

Sechste Art.

Wir entnehmen den Engländern in Virginien den Namen haariger Specht, den sie diesem Vogel, Nr. 754, geben, um ein unterscheidendes Merkmal auszudrücken, das in einer weißen Binde von feinen Federn besteht, die sich den ganzen Rücken entlang bis zum Bürzel hinzieht. Der übrige Rücken ist schwarz; die Flügel sind es ebenfalls, aber ziemlich regelmäßig mit dunkelweißen runden und thränenförmigen Flecken gezeichnet; den Scheitel bedeckt ein schwarzer, und den Hinterkopf ein rother Flecken; von da bis zum Auge zieht sich eine weiße Linie, und eine andere an der Seite des Halses hinab. Der Schwanz ist schwarz, der ganze Unterleib weiß. Dieser Specht ist etwas kleiner als der Buntspecht.

Der kleine virginische Buntspecht.

(Picus ruber virginensis minor. L. L'épeiche ou petit pic varié de Virginie. B.)

Siebente Art.

Catesby verdanken wir auch die Kenntniß dieses kleinen Spechtes. Er wiegt etwas mehr als $1\frac{1}{2}$ Unze, und gleicht, sagt er, dem haarigen Specht durch seine Flecken und seine Farben so sehr, daß man, wenn der Unterschied der Größe

nicht statt fände, glauben könnte, es sey dieselbe Art. Die Brust und der Bauch von diesem hier sind hellgrau; die vier mittlern Steuerfedery schwarz, und die andern schwarz und weiß durchstrichen. Dies sind die einzigen Unterschiede zwischen diesem kleinen Specht und dem haarigen; das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen, wie fast bei allen Spechtarten, dadurch, daß es kein Roth auf dem Kopf hat.

Der Buntspecht von Karolina.

(Picus ruber carolinensis. L. L'épeiche ou pic varié de la Caroline. B.)

Achte Art.

Obgleich dieser kleine Specht, Nr. 785, auf dem Bauch eine gelbe Schattirung hat, wollen wir ihn von der Familie der weiß und schwarzen Buntspechte nicht ausschließen, weil er offenbar durch die Farben des Mantels, die meist das Gefieder entscheiden, zu ihnen gehört. Er ist kaum so groß wie unser Buntspecht. Der ganze Obertheil des Kopfes ist roth; vier abwechselnd schwarze und weiße Streifen bedecken den Raum zwischen der Schläfe und der Backe, und der letzte dieser Streifen faßt die Kehle ein, die von demselben Roth wie der Kopf ist. Schwarz und Weiß mischen und durchschneiden sich auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanz; der Vorderkörper ist hellgelb, mit einigen schwarzen Strichen durchsäet; das Weibchen hat kein Roth. Dieser Specht findet sich nach Hrn. Brisson in Virginien, Karolina und Cayenne.

Der cayenner gefleckte Specht.

(L'épeiche ou pic varié ondé. B.)

Neunte Art.

Dieser, auf den illuminirten Tafeln, Nr. 553, unter der Benennung gefleckter Specht dargestellte Vogel müßte vielmehr Buntspecht genannt werden, denn sein Gefieder gleicht, mit weniger Weiß, dem des Buntspechts sehr. Auf dem Rücken ist er schwarz, mit weißen wellen- oder vielmehr schuppenförmigen Streifen auf den großen Schwungfedern. Diese beiden Farben bilden, wenn der Flügel zusammengelegt ist, eine Damenbrettlinie; der Unterleib ist weiß mit schwarzen Schuppen an den Seiten; zwei weiße Striche ziehen sich nach

hinten, einer vom Auge, der andere vom Scheitel aus. Der Scheitel ist roth.

Die Abbildung dieses Spechtes entspricht vollkommen Brissons Beschreibung des cayenner Buntspechts, außer daß der erstere, wie alle Spechte, vier, und der des Herrn Brisson nur drei Zehen hat. Es gibt also wirklich einen Specht mit drei Zehen, woran man, obgleich es der Analogie widerstrebt, nicht füglich zweifeln kann. Edwards erhielt zwei dieser dreizehigen Spechte von der Hudsonsbay, und er hat einen dritten gesehen, der aus derselben Gegend kam. Linné beschreibt einen in Dalekarlien gefundenen, Schmidt einen sibirischen, und Hr. Lottinger theilt uns mit, daß dieser dreizehige Specht sich auch in der Schweiz finde; er scheint also den Norden beider Kontinente zu bewohnen. Bildet der Mangel dieser Zehe eine Art Kennzeichen, oder ist es nur bei einzelnen Vögeln zu finden? Ohne eine größere Zahl Beobachtungen läßt sich dieses nicht entscheiden; man kann aber nicht glauben, daß diese nämliche Art, die den Norden beider Kontinente bewohnt, in Cayenne unter dem Aequator gefunden werde, obgleich man ihn nach Hrn. Brisson auf der illuminirten Tafel cayenner gefleckter Specht genannt hat. Diese kleinen Irrthümer auf einigen unserer Tafeln kommen daher, weil wir genöthigt waren, sie so zeichnen zu lassen, wie wir uns die Vögel verschaffen konnten, und folglich vor Abfassung ihrer Naturgeschichte.

Nach dieser langen Aufzählung aller Vögel der beiden Kontinente, die den Spechten verwandt sind, und selbst ihre Gattung zu bilden scheinen, müssen wir bemerken, daß es uns nothwendig erschienen ist, einige von unsern Nomenklatoren angegebene Arten zurückzuweisen; nämlich die dritte, die achte und die zwanzigste, welche Hr. Brisson für Spechte, Seba für Reiher und Möhring für Krähen gehalten hat. Klein nennt dieselben Vögel Harpuner, weil sie, Seba zufolge, hoch aus der Luft auf die Fische hinabstürzen, und sie mit ihrem Schnabel durchbohren. Diese Gewohnheit ist, wie man sieht, von jener der Spechte sehr verschieden, und überdem beweisen die Eigenthümlichkeiten dieser Vögel auf Sebas Abbildungen, wo immer eine Zehe von den drei andern getrennt steht, daß sie zu einer, von jener der Spechte sehr verschiedenen Gattung gehören, und man muß gestehen, daß es einer großen Sucht,

die Arten zu vervielfältigen, bedarf, um sie auf diese Weise nach fehlerhaften Abbildungen und widersprechenden Angaben aufzustellen.

Die Spechtbaumläufer.

(Les pics grimpereaux. B.)

Die Gattung dieser Vögel, wovon wir nur zwei Arten kennen, erscheint uns von allen andern Gattungen verschieden genug, um sie davon zu trennen. Man hat uns aus Cayenne zwei Arten dieser Vögel geschickt, und wir haben geglaubt, sie Spechtbaumläufer nennen zu müssen, weil sie den Uebergang zwischen der Gattung der Spechte und jener der Baumläufer bilden, indem die erstere und größere Art sich durch ihren gebogenen Schnabel den Baumläufern, die zweite dagegen durch ihren graden Schnabel den Spechten mehr annähert. Beide haben, wie die Baumläufer, drei Zehen nach vorn, und eine nach hinten stehen, und zugleich, wie die Spechte, steife und spitze Steuerfedern.

Der erste und größte dieser Spechtbaumläufer ist 10 Zoll lang; sein Kopf und seine Kehle sind fuchsroth und weiß gefleckt; der Oberleib fuchsroth und der Unterleib gelb mit schwärzlichen Querstreifen; der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Der zweite und kleinste ist nur 7 Zoll lang; sein Kopf, der Hals und die Brust sind fuchsroth und weiß gefleckt; der Oberleib ist fuchsroth und der Bauch fuchsröthlich-braun; sein Schnabel ist grau, und seine Füße sind schwärzlich.

Beide haben fast dieselben natürlichen Gewohnheiten; sie klettern wie die Spechte an den Bäumen hinauf, und helfen sich dabei mit ihrem Schwanz, auf den sie sich stützen. Sie durchbohren unter großem Geräusch die Rinde und das Holz, fressen die Insekten, die sich in beiden befinden, und halten sich in den Wäldern auf, wo sie die Nähe der Quellen und Bäche suchen. Diese beiden Arten leben zusammen, und finden sich oft auf demselben Baum, doch ohne sich mit einander zu vermischen; nur scheint es, daß diese Vögel die Gesellschaft sehr lieben, denn sie klettern immer an den Bäumen hinauf, wo schon mehre kleine Vögel sitzen. Sie sind sehr lebhaft, und flattern von einem Baum zum andern, um sich daran zu

hängen und zu klettern, nie aber setzen sie sich auf oder fliegen weit. Man findet sie ziemlich häufig im Innern Guianas, wo die Eingebornen sie mit den Spechten verwechseln, und aus diesem Grunde ihnen keinen besondern Namen gegeben haben. Diese Vögel finden sich ziemlich wahrscheinlich auch in den andern heißen Gegenden Amerikas, doch hat noch kein Reisender ihrer erwähnt.

Der Wendehals (gemeine Torkol).

(Jynx torquilla. L. Le torcol. B.)

Dieser Vogel, Nro. 698, läßt sich auf den ersten Blick an einem Zeichen, oder vielmehr an einer, ihm allein eigenthümlichen Gewohnheit erkennen; er dreht und wendet nämlich den Hals seitwärts und rückwärts, wobei, während der ganzen Dauer dieser Bewegung, die nichts Hastiges hat, sondern im Gegentheil langsam, wellenförmig, und den Schlangenwindungen eines kriechenden Thieres ganz ähnlich ist, der Kopf nach dem Rücken hinüberliegt, und die Augen halb geschlossen sind. [1]) Sie scheint durch ein Zucken der Ueberraschung und des Schreckens, oder durch plötzliches Erstaunen bei dem Anblick eines jeden neuen Gegenstandes hervorgebracht zu werden; auch ist es eine Anstrengung, womit sich der Vogel los machen zu wollen scheint, wenn er fest gehalten wird. Diese merkwürdige Bewegung ist ihm jedoch von Natur eigen, und größtentheils von einem besondern Körperbau abhängig, da die Jungen im Nest dieselben Wendungen mit dem Halse machen, so daß mehr als ein erschrockener Nestausheber sie für junge Schlangen gehalten hat.

Der Wendehals hat noch eine andere ziemlich seltsame Gewohnheit. Einer dieser Vögel, der seit 24 Stunden im Käfig saß, wendete sich, wenn man sich ihm näherte, dem Zuschauer zu; dann richtete er sich, ihn starr anblickend, auf seinen Hinterzehen in die Höhe, neigte sich langsam vorne über, indem er die Federn auf seinem Scheitel aufrichtete, und den

[1]) Wahrscheinlich hat man auch bei ihm einige Aehnlichkeit mit jener Kopfbewegung gefunden, womit gewisse Personen eine gravitätische Haltung anzunehmen affektiren, und die deshalb sprichwörtlich Wendehälse genannt werden.

Schwanz ausbreitete, dann zog er sich ungestüm zurück, mit dem Schnabel auf den Boden des Käfigs schlagend, und seine Haube wieder zurücklegend. Er wiederholte dieses Treiben, welches Schwenkfeld und wir beobachtet haben, wohl hundertmal nach einander, und so lange man bei ihm blieb.

Offenbar haben diese wunderlichen Stellungen und natürlichen Verdrehungen in alten Zeiten jenen Aberglauben erregt, daß man diesen Vogel in die Bezauberungen mit aufnahm, und dessen Gebrauch, als das kräftigste unter den Mitteln, Liebe zu erwecken, vorschrieb. [1])

Die Art des Wendehalses ist nirgendwo zahlreich, und jeder einzelne Vogel lebt und reiset einsam; im Monat Mai sieht man sie einzeln ankommen, und keine Geselligkeit unter ihnen statt finden, als die zu ihren Weibchen, die auch von sehr kurzer Dauer ist; denn sie trennen sich bald, und ziehen im September einzeln wieder ab. Der Wendehals hält sich besonders gern auf einem mitten in einer breiten Hecke einzeln stehenden Baum, den er zu wählen scheint, um hier einsamer zu seyn. Gegen Ende des Sommers findet man ihn ebenfalls allein im Getreide, besonders im Hafer, und auf den Fußpfaden, welche durch die Buchweizenfelder gehen. Er frißt an der Erde sitzend, und klettert nicht, wie die Spechte an den Bäumen hinauf, obgleich sein Schnabel und seine Füße ähnlich gestaltet sind, und er der Gattung dieser Vögel sehr verwandt ist. Er scheint jedoch eine besondere und isolirte kleine Familie zu bilden, die mit der großen Gattung der Spechte und Buntspechte kein Bündniß eingegangen ist.

Der Wendehals ist von der Größe der Lerche, 7 Zoll

---

[1]) Dieses war so sehr der Fall, daß der Name Iynx daher die Bedeutung aller Art von Bezauberungen, heftiger Leidenschaften, und alles dessen, was man den Reiz der Neuheit nennt, und jene blinde Macht, durch die wir uns fortgerissen fühlen, erhalten hatte, in welchem Sinne sich Heliodor, Lykophron, Pindar, Aeschylus und Sophokles des Wortes bedient haben. Die Zauberin des Theokrit (pharmaceutria) bereitete diesen Liebestrank, um ihren Geliebten sich wieder geneigt zu machen; Venus selbst hatte vom Olimp Jason den Iynx mitgebracht, und ihm dessen Zauberkraft gelehrt, um Medea zur Liebe zu zwingen. Der Vogel war früher eine Nymphe, eine Tochter der Echo; durch ihre Bezauberungen entbrannte Jupiter für Aurora, und Juno, darüber entrüstet, bewirkte ihre Verwandlung.

lang und hat 10 Zoll Flugweite. [1]) Sein ganzes Gefieder ist ein Gemisch grauer, schwarzer und lohfarbiger Wellenlinien und Streifen, die so gezeichnet und einander entgegengestellt sind, daß sie neben diesen dunkeln Schattirungen den reichsten Schmelz hervorbringen; der Unterleib hat auf weiß-grauem Grunde eine fuchsröthliche Schattirung unter dem Halse, und kleine schwarze Gürtel, die sich auf der Brust trennen, in Form von Lanzenspitzen verlängern, und, sich aufhellend, die Magen-Gegend überstreuen; der aus zehn beweglichen Steuerfedern, die der Vogel im Fluge ausbreitet, bestehende Schwanz, hat unten auf einem gelbroth-grauen Grunde schwarze Punkte und zwei bis drei wellenförmige Querbänder, jenen ähnlich, die man auf den Flügeln der Nachtfalter sieht. Dieselbe Mischung schöner, schwarzer, brauner und grauer Wellenlinien, worin man Gürtel, Rhomboiden, Zickzacks unterscheidet, schmücken den ganzen Mantel, auf einem dunklern und fuchsröthlich gemischten Grunde. In einigen Beschreibungen wird das Gefieder des Wendehalses mit jenem der Schnepfe verglichen, aber es hat eine angenehmere Mannigfaltigkeit; die Farben sind reiner und bestimmter, die Schattirungen markiger und von schönerer Wirkung. Der Farbenton ist beim Männchen mehr fuchsroth, beim Weibchen mehr aschgrau, und dies unterscheidet sie. Die Füße sind fuchsröthlich-grau, die Nägel scharf, und die beiden äußern viel länger als die beiden innern. Dieser Vogel hält sich sehr gerade auf dem Zweige, wo er sitzt; sein Körper ist selbst etwas nach hinten gelehnt; auch klammert er sich an den Stamm eines Baumes, um zu schlafen; er hat aber nicht die Gewohnheit, wie der Specht zu klettern, noch unter der Rinde seine Nahrung zu suchen. Seines Schnabels, der 9 Linien lang, und wie jener der Spechte gestaltet ist, bedient er sich nicht, um seine Nahrung zu ergreifen und zu sich zu nehmen; es ist so zu sagen nur die Scheide für eine große Zunge, die er 3 bis 4 Zoll weit hinaus und in die Ameisenhaufen steckt; er zieht sie, mit Ameisen bedeckt, die durch eine klebrige Feuchtigkeit, womit sie überzogen ist, zurückgehalten wurden, wieder ein. Die Spitze dieser Zunge ist scharf und hornartig, und

[1]) Mittleres Maß. Die Verhältnisse, die Herr Brisson angibt, sind an einem kleinen Vogel aufgenommen, da er nur 6½ Zoll Länge angibt, und wir deren gemessen haben, die 7½ Zoll lang waren.

damit sie sich verlängern kann, gehen zwei große Muskeln von ihrer Wurzel aus um den Speiseschlund her nach dem Kopfe, wo sie sich, wie bei den Spechten, in das Stirnbein einfügen; auch hat er mit diesem Vogel gemein, daß ihm der Blinddarm fehlt. Willughby sagt, er habe in den Därmen an der Stelle des Blinddarms nur eine Art Anschwellung.

Das Geschrei des Wendehalses ist ein ziemlich heiseres und schleppendes Pfeifen, was die Alten eigentlich stridor nannten; welchem Geschrei der griechische Namen iolz entnommen zu seyn scheint. Man hört den Wendehals 8 bis 10 Tage vor dem Kukuk. Er legt seine Eier in Baumlöcher, ohne ein Nest zu machen, auf den Staub des faulen Holzes, den er mit seinem Schnabel von den Wänden abschabt, und auf den Boden des Nestes, in welchem man gewöhnlich 8 bis 10 elfenbeinweiße Eier findet, fallen läßt. [1]) Das Männchen trägt seinem brütenden Weibchen Ameisen zu, und die jungen Neugebornen drehen schon im Juni den Hals, und blasen heftig, wenn man sich ihnen nähert. Sie verlassen bald ihr Nest, in welchem sie keine Zuneigung zu einander fassen, denn sie trennen und zerstreuen sich, sobald sie fliegen können.

Man kann sie nicht gut im Käfig aufziehen, indem es sehr schwer ist, ihnen eine zusagende Nahrung zu verschaffen; diejenigen, die man eine Zeit lang so gehalten hatte, berührten den Teig, den man ihnen darbot, mit der Zungenspitze, und nachdem sie ihn gekostet, verschmähten sie ihn, und kamen vor Hunger um. [2]) Ein erwachsener Wendehals, den Gesner

---

[1]) Man brachte mir am 12. Juni zehn Wendehalseier, die in dem Loche eines alten hohlen Apfelbaumes, 5 Fuß von der Erde, gefunden wurden, und auf wurmstichigem Holze lagen. Seit drei Jahren hatte man uns Wendehalseier aus demselben Loche gebracht.

[2]) Am 10. Juni ließ ich ein Wendehalsnest aus der Höhlung eines wilden Apfelbaumes, 5 Fuß hoch von der Erde ausnehmen. Das Männchen war auf den hohen Zweigen des Baumes geblieben, und schrie sehr stark, während man sein Weibchen und seine Jungen fortnahm. Ich ließ sie mit Teig aus Brod und Käse füttern; sie lebten fast 3 Wochen, waren zutraulich gegen die Person, die sie verpflegte, geworden, und fraßen aus ihrer Hand. Als sie größer wurden, verschmähten sie den gewöhnlichen Teig, und da man ihnen keine Insekten geben konnte, so starben sie vor Hunger. (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Gueneau von Montbeliard.)

mit Ameisen zu füttern versuchte, lebte nur 5 Tage; er verschmähte hartnäckig alle andern Insekten, und starb aus Gram in seinem Gefängniß.

Gegen das Ende des Sommers wird dieser Vogel sehr fett, und ist dann ein treffliches Essen; weshalb man ihm auch in mehren Ländern den Namen Ortolan beilegt. Er wird bisweilen mit dem Kloben gefangen, und die Jäger ermangeln nicht, ihm die Zunge auszureißen, damit sein Fleisch keinen Ameisengeschmack annehme. Diese kleine Jagd findet im August bis zur Mitte Septembers statt, der Zeit der Abreise dieser Vögel, von denen keiner während des Winters in unsern Gegenden bleibt.

Die Art ist gleichwohl durch ganz Europa verbreitet, von den südlichen Provinzen an bis nach Schweden und selbst nach Lappland; in Griechenland und Italien ist sie ziemlich gemein. Wir entnehmen aus einer Stelle bei Philostrates, daß der Wendehals den Magiern bekannt war, und sich in Babylonien fand; Edwards versichert uns, man finde ihn auch in Bengalen, so daß die Art, in keiner Gegend zahlreich, sich überall auf dem alten Kontinent verbreitet zu haben scheint. Nur Aldrovande erwähnt einer Varietät in dieser Art, gibt sie jedoch nur nach einer Abbildung an, und die Unterschiede sind so unbedeutend, daß wir nicht glaubten, sie trennen zu müssen.

Die bärtigen Vögel oder Bartvögel.

(Les oiseaux barbus. B.)

Die Naturforscher haben mehre Vögel bärtig genannt, bei denen die Basis des Schnabels mit dünnen, langen, borstigen und insgesammt nach vorne gerichteten Federn versehen ist; wir müssen aber bemerken, daß man unter diese Benennung Vögel verschiedener Arten und aus sehr von einander entfernten Gegenden zusammen gebracht hat. Marcgrave's Tamatia, ein brasilianischer Vogel, wurde neben den afrikanischen und den philippinischen Bartvogel gestellt, und alle Arten, die einen Bart auf dem Schnabel und zwei Zehen nach vorne und zwei nach hinten gerichtet haben, wurden durch unsere Namengeber zusammengestellt, obgleich die Bartvögel des alten Kontinents sich von jenen des neuen dadurch unterscheiden, daß sie einen viel dickern, kürzern, und nach unten mehr convexen Schnabel haben.

Wir wollen, um sie zu unterscheiden, die amerikanischen: Tamatias nennen, und nur denen des alten Kontinents den Namen Bartvögel lassen.

Der Tamatia.

(Bucco variegatus. L. Le tamatia. B.)

Erste Art.

Wir haben bereits bemerkt, daß Herr Brisson diesen Vogel, Nro. 746, Fig. 1, irrthümlich mit Catesby's kleiner Drossel zusammengestellt hat, denn er unterscheidet sich von ihr sowohl durch die Stellung der Zehen, als durch den Bart, die Form des Schnabels und die Größe des Kopfs; welcher letzterer bei den Vögeln dieser Gattung im Verhältniß zum Körper viel dicker ist, als bei irgend einem andern. Marcgrave verfiel allerdings auch in einen Irrthum, indem er sagte, dieser Vogel habe keinen Schwanz, während er hätte sagen müssen, daß dessen Schwanz nicht lang sey, und allem Anschein nach hat er einen Vogel beschrieben, dessen Schwanz man ausgerissen hatte; da aber alle andern Merkmale vollständig und gut bezeichnet sind, so scheint es uns, daß man auf seine Angabe rechnen kann, um so mehr, als dieser Vogel, der sich in Cayenne wie in Brasilien findet, uns zugeschickt wurde, es uns daher leicht gewesen ist, ihn zu vergleichen und zu beschreiben.

Seine Gesammtlänge beträgt 6½ Zoll; Schwanz 2 Zoll; Schnabel 15 Linien; das obere Ende des Schnabels ist gekrümmt, und gleichsam in zwei Spitzen getheilt; der Bart, welcher ihn bedeckt, reicht über mehr als die Hälfte seiner Länge hinaus; der Obertheil des Kopfs und die Stirn sind fuchsröthlich; auf dem Halse ist ein schwarz und fuchsroth gemischtes Halsband, und das übrige Gefieder des Unterleibes ist braun mit fuchsrother Schattirung. An jeder Seite des Kopfes, hinter den Augen, sieht man einen ziemlich großen schwarzen Flecken; die Kehle ist orangefarbig, und der übrige Unterleib auf fuchsröthlich weißem Grunde schwarz gefleckt; der Schnabel und die Füße sind schwarz.

Dieser Tamatia hat dieselben natürlichen Gewohnheiten wie alle Vögel dieser Gattung auf dem neuen Kontinent; sie halten sich nur an den einsamsten Stellen der Wälder auf, und

bleiben selbst in den offenen Gegenden von den Wohnungen entfernt; man sieht sie weder einzeln noch paarweise. Ihr Flug ist schwerfällig und kurz, sie setzen sich nur auf niedrige Zweige und wählen vorzugsweise diejenigen, die am meisten mit kleinen Aesten und Blättern versehen sind; sie haben wenig Lebhaftigkeit, und wenn sie einmal sitzen, so verweilen sie lange Zeit; selbst ihre Miene ist traurig und düster; man möchte sagen, sie suchten sich dadurch, daß sie ihren dicken Kopf zwischen die Schultern zurückziehen, ein gravitätisches Ansehen zu geben. Der Kopf scheint alsdann den ganzen Vorderkörper zu bedecken. Ihr Naturell entspricht vollkommen ihrer massiven Gestalt und ihrer ernsten Haltung. Der Körper ist eben so breit als lang, und sie können sich nur mit großer Mühe bewegen. Man kann ihnen so nahe kommen, als man will, und mehremale auf sie schießen, ohne daß sie die Flucht ergreifen. Ihr Fleisch ist kein übles Essen, obgleich sie von Käfern und andern großen Insekten leben; endlich sind sie sehr schweigsam, sehr einsiedlerisch, ziemlich häßlich, und sehr schlecht gebaut.

Der Tamatia mit rothem Kopf und rother Kehle.

(Bucco cayennensis. L. Le tamatia à tête et gorge rouges. B.)

Zweite Art.

Dieser Vogel, Nro. 206, Fig. 1, den wir unter zwei verschiedenen Namen auf derselben Tafel angegeben haben, scheint uns dennoch keine zwei Arten, sondern eine einfache Varietät zu bilden; denn bei beiden sind der Kopf und die Kehle roth, die Seiten des Kopfs und der ganze Oberkörper schwarz, der Schnabel schwärzlich, und die Füße aschgrau. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß jener auf der ersten Abbildung eine gelblich-weiße, der andere dagegen eine braune gelb verwaschene Brust; ferner der erstere oben auf der Brust schwarze Flecken und über den Augen einen kleinen weißen Flecken, so wie auf den Flügeln weiße Flecken hat; der letztere dagegen nicht; da sie sich aber in allem übrigen ähnlich, und genau von derselben Größe sind, so glauben wir nicht, daß diese Farbenverschiedenheiten genügen, um zwei besondere Arten daraus zu machen, wie es unsere Nomenklatoren gethan

haben. Diese Vögel finden sich nicht allein in Guiana, sondern auch auf St. Domingo, und wahrscheinlich in allen heißen Gegenden Amerikas.

Der Halsband-Tamatia.

(Bucco capensis. L. Le tamatia à collier. B.)

Dritte Art.

Dieser Vogel, Nro. 395, hat auf seinem Gefieder eine ziemlich angenehme Abwechselung. Der Hals ist oben über von dunkler Orangefarbe mit schwarzen Querlinien; um den Hals zieht sich ein schwarzes Halsband, welches aber sehr schmal, und unten so breit ist, daß es die ganze obere Brust bedeckt. Ferner läuft oben auf dem Halse neben diesem schwarzen Halsbande ein anderes Halbhalsband von falber Farbe her. Die Kehle ist weißlich; der untere Theil der Brust von fuchsröthlichem Weiß, welches immer mehr fuchsroth wird, je tiefer es sich unten auf den Bauch zieht. Der Schwanz ist 2 Zoll 3 Linien lang, und die Gesammtlänge des Vogels beträgt 7¼ Zoll; Schnabel 1 Zoll 5 Linien; die Füße grau, 7½ Linie hoch. Man findet ihn in Guiana, wo er jedoch sehr selten ist.

Der schöne Tamatia.

(Bucco elegans. L. Le beau tamatia. B.)

Vierte Art.

Dieser Vogel, Nro. 330, ist der schönste, d. h. der am wenigsten häßliche dieser Gattung. Er ist besser gebaut, kleiner und schmächtiger, als alle andern, und sein Gefieder so bunt, daß es schwer seyn würde, es im Detail zu beschreiben. Die illuminirte Tafel stellt ihn ziemlich getreu dar. Er ist, mit Inbegriff des, fast 2 Zoll langen Schwanzes, 5 Zoll 8 Linien lang; der Schnabel 10 Linien und die Füße sind 10 Linien hoch. Man findet ihn an den Ufern des Amazonenstromes in dem Lande der Maynas; wir wissen aber nicht, ob er auch in den andern Gegenden Südamerikas einheimisch ist.

Die schwarzen und die weißen Tamatias.

(Bucco macrorynchos. L. Les tamatiás noirs et blancs. B.)

Fünfte Art.

Man kann diese beiden Vögelarten nicht füglich trennen, da sie sich nur in der Größe unterscheiden, und beide, abgesehen von ihrer Farbenähnlichkeit, ein nur diesen beiden Arten gemeinschaftliches Merkmal haben, nämlich, daß ihr Schnabel im Verhältniß zum Körper stärker, dicker und länger ist, als bei allen andern Tamatias, und beide haben überdem einen oben stärker gebogenen Schnabel, der sich, wie bei der ersten Tamatia-Art, in zwei Spitzen theilt.

Der größere dieser schwarz und weißen Tamatias, Nro. 689, ist sehr dick im Verhältniß zur Länge, die keine 7 Zoll beträgt. Es ist eine neue Art, welche uns, eben so wie die zweite Art, Nro. 588, die kleiner und kaum 5 Zoll lang ist, von Hrn. Duval aus Cayenne geschickt wurde. Unsere Tafeln stellen sie so getreu dar, daß wir nicht nöthig haben, sie ausführlicher zu beschreiben, und in Folge der großen Aehnlichkeit dieser beiden Vögel dürfte man wohl geneigt seyn, sie zu derselben Art zu ziehen, wenn sie sich nicht in Beziehung auf die Größe so sehr unterschieden.

Die Bartvögel.

(Les barbus. B.)

Indem wir, wie gesagt, den amerikanischen bärtigen Vögeln den Namen Tamatia lassen, wollen wir die des alten Kontinents nur Bartvögel nennen. Da beide wegen ihrer kurzen Flügel und ihres dicken und plumpen Körpers sehr schlecht fliegen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß sie aus einem Kontinent in den andern hinübergezogen sind, indem sie sich gleicher Weise in den heißesten Gegenden finden; weder ihre Arten, noch ihre Gattung können daher dieselben seyn, und aus diesem Grunde haben wir sie getrennt. Obgleich sie verschiedenen Kontinenten und sehr entfernten Gegenden angehören, so gleichen sich dennoch diese Vögel in vielen Merkmalen, denn abgesehen von ihrem Bart, d. h. von den langen dünnen Borsten, die ihren Schnabel ganz oder theilweise bedecken, und

von der Stellung der Füße, die bei beiden dieselbe ist; abgesehen ferner davon, daß beide einen untersetzten Körper und einen sehr dicken Kopf haben, ist ihnen auch die besondere Gestalt des Schnabels gemein, der sehr dick, unten etwas gebogen, oben convex, und an den Seiten zusammengedrückt ist. Die Bartvögel des alten Kontinents unterscheiden sich jedoch dadurch von den amerikanischen Tamatias, daß dieser Schnabel bei den Bartvögeln merklich kürzer, dicker, und unten etwas mehr convex ist. Auch ihr Naturell scheint verschieden zu seyn, indem die Tamatias stille und fast dumme Vögel sind, die ostindischen Bartvögel dagegen die kleinen Vögel angreifen, und fast die Gewohnheiten der Würger haben.

Der gelbkehlige Bartvogel.

(Bucco philippinensis. L. Le barbu à gorge jaune. B.)

Erste Art.

Er ist 7 Zoll, sein Schwanz nur 18 Linien, der Schnabel 12 bis 13 Linien lang, und die Füße sind 8 Linien hoch; der Kopf und die Brust roth; die Augen von einem großen gelben Flecken umgeben; die Kehle rein gelb; und der übrige Unterleib gelblich, mit dunkelgrünen, der Länge nach liegenden Flecken. Der Oberkörper, die Flügel und der Schwanz haben dieselbe dunkelgrüne Farbe. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen, Nro. 331, dadurch, daß es nicht ganz so dick ist, und weder auf dem Kopf noch auf der Brust Roth hat. Sie finden sich auf den philippinischen Inseln.

Der schwarzkehlige Bartvogel.

(Bucco niger. L. Le barbu à gorge noire. B.)

Zweite Art.

Diese Art, welche, wie die erste, auf den philippinischen Inseln gefunden wird, ist dennoch sehr verschieden von ihr. Herr Sonnerat hat sie, wie folgt, beschrieben:

„Dieser Vogel ist etwas größer, und besonders gestreckter, als der europäische Dickschnabel. Die Stirn oder der vordere Theil des Kopfes ist schön roth; der Scheitel, der Hintertheil des Kopfes, die Kehle und der Hals sind schwarz. Oberhalb des Auges sieht man einen halbkreisrunden gelben Streifen,

welcher durch einen andern ganz graden und weißen fortgesetzt wird, der sich an der Seite bis gegen den Untertheil des Halses hinabzieht. Unterhalb des gelben Streifens und des ihn fortsetzenden weißen, ist ein schwarzer, senkrechter Streifen, und zwischen diesem und der Kehle ein weißer Längstreifen, der sich tiefer unten in der Farbe der Brust verliert, welche, so wie auch der Bauch, die Seiten, die Schenkel und die Unterseite des Schwanzes weiß sind. Der Rücken ist in der Mitte schwarz, die Seitenfedern zwischen dem Halse und dem Rücken sind ebenfalls schwarz, aber jede hat einen gelben Flecken oder Punkt; die vier ersten, vom Rumpf an gezählt, haben an ihrer Spitze einen weißen, und die fünfte einen gelben Flecken, wodurch oben am Flügel ein Querstreifen gebildet wird. Unter diesem Streifen sind schwarze Federn, deren jede einen gelben Flecken hat. Die letzten Federn endlich, welche die großen Flügelfedern bedecken, sind schwarz, und haben an der Spitze einen gelben Saum. Die größten Flügelfedern sind ebenfalls völlig schwarz; die andern aber haben ihrer ganzen Länge nach auf der Seite, wo die Bärte nicht so lang sind, einen gelben Saum. Der Schwanz ist in seiner Mitte schwarz, und hat an den Seiten eine gelbe Schattirung; der Schnabel und die Füße sind schwärzlich."

Der Bartvogel mit dem schwarzen Schild. [1]

(Le barbu à plastron noir. B.)

Dritte Art.

Diese Art ist neu und wurde uns, jedoch ohne alle Nachricht über die natürlichen Gewohnheiten des Vogels, vom Vorgebirge der guten Hoffnung zugeschickt. Er ist 6½ Zoll lang; der Schwanz 18 Linien; die Füße sind 8 bis 9 Linien hoch. Dieser Bartvogel, Nro. 688, Fig. 1, ist, wie man sieht, von mittlerer Größe, und zwar nicht so groß, wie der europäische Dickschnabel. Auf seinem Gefieder sind Schwarz und Weiß angenehm gemischt, und gegen einander abstechend; er hat eine rothe Stirn, und eine gelbe Linie über dem Auge; über die Flügel und den Rücken sind tropfenförmige, hellgelbe und glän-

[1] Varietät des vorhergehenden.

zende Flecken hingeworfen; dieselbe gelbe Schattirung verbreitet sich strahlenförmig über den Bürzel, und die Steuer- und die mittlern Schwungfedern haben eine leichte Franze von derselben Farbe. Ein schwarzes Schild bedeckt die Brust bis zur Kehle; der Hinterkopf ist ebenfalls schwarz geschmückt, und an der Seite des Halses zieht sich eine schwarze Binde zwischen zwei weißen hinab.

Der kleine Bartvogel.

(Bucco parvus. L. Le petit barbu. B.)

Vierte Art.

Diese Art ist neu, und der Vogel der kleinste unter allen dieser Gattung; er wurde uns, als vom Senegal kommend, aber ohne alle andere Angabe verehrt. Er ist nur 4 Zoll lang; sein dicker Kopf und sein dicker Schnabel, der von langen Borsten überschattet wird, kennzeichnen ihn, wie alle Vögel seiner Gattung. Der Schwanz ist kurz, und die zusammengelegten Flügel bedecken ihn fast bis zur Spitze. Der ganze Oberkörper ist schwärzlich braun, mit falbem Schatten und grünem Anstrich auf den Schwung- und Steuerfedern; einige kleine weiße Wellenlinien bilden Franzen auf den ersten; der Unterleib ist weißlich mit einigen braunen Strichen; die Kehle ist gelb, und von den Schnabelwinkeln aus zieht sich eine kleine weiße Binde unter den Augen hin. Uebrigens ist aus dieser Beschreibung nicht mehr zu entnehmen, als auf der illuminirten Tafel, Nro. 746, Fig. 2, die im Kabinet des Hrn. Mauduit nach einem umgekommenen Vogel aufgenommen wurde, dargestellt ist.

Der große Bartvogel.

(Bucco grandis. L. Le grand barbu. B.)

Fünfte Art.

Dieser Vogel, Nro. 871, ist beinahe 11 Zoll lang. Die vorherrschende Farbe in dem Gefieder ist ein schönes Grün, das sich auf verschiedenen Theilen des Körpers und besonders auf dem Kopfe und dem Halse mit andern Farben vermischt. Der ganze Kopf und der vordere Theil des Halses sind grün, mit blau vermischt, so daß diese Theile, je nach den verschiede-

nen Widerscheinen des Lichtes mehr oder weniger grün, oder mehr oder minder blau erscheinen. Wo der Hals und der Rücken anfangen, ist eine kastanienbraune Farbe, die ebenfalls unter verschiedenen Gesichtspunkten wechselt, weil sie mit grün vermischt ist. Der ganze Oberkörper ist sehr schön grün, mit Ausnahme der großen Flügelfedern, die theilweise schwarz sind; der ganze Unterleib ist von viel hellerm Grün. Einige Federn auf der Unterseite des Schwanzes sind sehr schön roth; der Schnabel ist 1 Zoll 10 Linien lang, und einen Zoll breit an seiner Wurzel, wo man schwarze Haare sieht, die so hart sind, wie Pferdehaare; er ist weißlich, aber an seiner Spitze schwarz. Die Flügel sind kurz, und reichen kaum bis zur halben Länge des Schwanzes. Der Vogel wurde uns aus China geschickt.

Der grüne Bartvogel.

(Bucco viridis. L. Le barbu vert. B.)

Sechste Art.

Er ist $6\frac{1}{2}$ Zoll lang; der Rücken, die Bedeckungen der Flügel und des Schwanzes sind sehr schön grün; die großen Schwungfedern sind braun; diese Farbe jedoch nicht sichtbar, indem sie durch die Flügelbedeckungen verborgen wird. Der Kopf ist braungrau; der Hals von derselben Farbe, aber jede Feder weißlich eingefaßt, ferner ist über und hinter jedem Auge ein weißer Flecken. Der Bauch ist von viel blasserem Grün als der Rücken; der Schnabel weißlich, und die Basis des obern Kiefers von langen, schwarzen und harten Haaren umgeben; der Schnabel ist 1 Zoll 2 Linien lang auf ungefähr 7 Linien Breite an seiner Basis. Die Flügel sind kurz und reichen nur bis zur Mitte des Schwanzes. Dieser Vogel, Nrd. 870, ist uns aus Ostindien geschickt worden.

Die Tukane.

(Les toucans. B.)

Was man bei allen lebenden Wesen Physiognomie nennen kann, hängt von dem Anblick ab, den ihr Kopf darbietet, wenn man sie von vorne betrachtet; was man mit dem Namen Formen, Gestalt, Wuchs ꝛc. bezeichnet, bezieht

sich auf den Anblick des Körpers und der Glieder. Untersucht man bei den Vögeln diese Physiognomie, so wird man leicht wahrnehmen, daß alle diejenigen, die im Verhältniß der Größe ihres Körpers einen leichten Kopf mit einem kurzen und feinen Schnabel haben, zugleich eine feine, angenehme, und fast geistreiche Physiognomie darbieten, während dagegen jene, welche, wie die Bartvögel, einen zu dicken Kopf, oder wie die Tukane, einen Schnabel haben, der so dick wie der Kopf ist, sich mit einem dummen Aussehen darbieten, dem ihre natürlichen Gewohnheiten meist entsprechen. Aber noch mehr: diese dicken Köpfe und diese großen Schnäbel, deren Länge bisweilen die des ganzen Körpers des Vogels übertrifft, sind so unverhältnißmäßige Theile, und so auffallende Auswüchse der Natur, daß man sie als ganze Arten von Mißgestalten betrachten kann, die sich von den Mißgestalten einzelner Wesen nur dadurch unterscheiden, daß sie sich ohne Veränderung fortpflanzen, so daß man gezwungen ist, sie eben so nothwendig als alle andern Körperformen zuzulassen, und sie unter die Art-Merkmale der Wesen zu rechnen, denen diese mißgestalteten Theile angehören. Wenn jemand einen Tukan zum erstenmal sähe, so würde er seinen Kopf und seinen Schnabel, von vorne gesehen, für eine jener Masken mit langer Nase halten, womit man die Kinder erschreckt; betrachtet er aber hierauf genauer den Bau und Gebrauch dieses übermäßig großen Theiles, so wird er sich des Staunens nicht erwehren können, daß die Natur einen Vogel von mittlerer Größe mit einem so ungeheuren Schabel begabte, und das Erstaunen wird zunehmen, wenn er findet, daß dieser dünne und schwache Schnabel, statt dem Vogel nützlich zu seyn, ihm nur schadet, denn er kann nichts damit fassen oder zertheilen, und muß, um sich zu ernähren, seine Speise im Ganzen schnappen und verschlingen, ohne sie zu zerbröckeln oder auch zu zermalmen; ferner ist dieser Schnabel, weit entfernt ein nützliches Werkzeug, eine Waffe, oder auch nur ein Gegengewicht zu bilden, im Gegentheil gleichsam nur ein Hebel, der den Flug des Vogels erschwert, und, indem er ihm das Ansehen gibt, als wolle er kopfüber stürzen, ihn auch dann nach der Erde zurückzuziehen scheint, wenn er sich in die Höhe richten will. Die wahren Kennzeichen der Verirrungen der Natur sind das Mißverhältniß, verbunden mit der Zwecklosigkeit. Alle Theile, die bei den Thie-

ren übermäßig, überflüssig und widersinnig gestellt, und zugleich mehr nachtheilig als nützlich sind, dürfen nicht in den großen Plan der bestimmten Absichten der Natur, sondern müssen in die kleine Karte ihrer Launen, oder wenn man will, ihrer Mißgriffe aufgenommen werden, die jedoch einen eben so bestimmten Zweck als die ersten haben, da diese außerordentlichen Erscheinungen uns anzeigen, daß Alles, was existiren kann, vorhanden ist, und daß, obwohl gewöhnlich in allen Werken der Natur Verhältniß, Regelmäßigkeit und Symetrie herrschen, das Mißverhältniß, die Uebertreibung und die Mängel uns beweisen, daß der Umfang ihrer Macht sich nicht auf jene Begriffe der Verhältnisse und der Regelmäßigkeit beschränkt, auf die wir alles beziehen möchten.

So wie die Natur die meisten Wesen mit allen Eigenschaften begabt hat, die zur Schönheit und Vollkommenheit der Form beitragen müssen, verfehlte sie auch nicht, in ihren weniger sorgfältig ausgebildeten Erzeugnissen mehr als ein Mißverhältniß zu vereinigen. Der übermäßig große und unnütze Schnabel des Tukans schließt eine noch weniger nützliche Zunge ein, deren Bau ganz ungewöhnlich ist, denn sie besteht nicht aus einem fleischigen oder knorpeligen Organ, wie die Zunge aller Thiere oder der andern Vögel; es ist eine wahre Feder, welche, wie man sieht, sich an einer schlecht gewählten Stelle befindet, und in dem Schnabel wie in einer Scheide eingeschlossen ist.

Der Name Tukan selbst bezeichnet in brasilianischer Sprache Feder, und die Eingebornen dieses Landes haben den Vogel, aus dessen Federn sie den Schmuck anfertigen, den sie nur an festlichen Tagen tragen, Tukan taburace genannt, welches Federn zum Tanz bedeutet. Diese durch ihren Schnabel und ihre Zunge so mißgestalteten Vögel, haben dennoch ein glänzendes Gefieder, und besonders eignen sich die Federn an der Kehle zu den schönsten Verzierungen. Ihre Farbe ist ein lebhaftes, glänzendes Orangegelb, und obgleich diese schönen Federn nur einigen Tukanen angehören, so hat man doch der ganzen Gattung den Namen gegeben; selbst in Europa werden diese Tukankehlen zu Muffen gesucht. Seinem ungeheuren Schnabel verdankt er noch andere Ehre, indem man ihm eine Stelle unter den südlichen Sternbildern anwies, zu deren Bezeichnung man fast nur die auffallendsten und

merkwürdigsten Gegenstände zugelassen hat. Dieser Schnabel ist im Allgemeinen im Verhältniß zum Körper viel dicker und und länger, als bei irgend einem andern Vogel, und noch übermäßiger wird er dadurch, daß er seiner ganzen Länge nach breiter als der Kopf des Vogels ist. Es ist, wie Lery sagt, der Schnabel der Schnäbel; auch haben mehrere Reisende den Tukan den Vogel genannt, der ganz Schnabel sey, und unsere cayenner Kreolen bezeichnen ihn nur mit dem Beinamen Dickschnabel. Dieser lange und breite Schnabel würde den Kopf und den Hals des Vogels ungemein ermüden, wenn er nicht von einer leichten Substanz wäre; er ist aber so dünn, daß er bei einer schwachen Berührung unter den Fingern nachgibt. Dieser Schnabel ist also nicht geeignet, die Samenkörner oder auch nur zarte Früchte zu zerstückeln; der Vogel ist genöthigt, sie ganz zu verschlingen, und ebenso kann er sich mit ihm nicht vertheidigen und noch weniger damit angreifen; er vermag kaum fest genug damit zu picken, um, wenn man ihm den Finger hinhält, einen Eindruck darauf zu machen. Die Schriftsteller, welche mitgetheilt haben, dieser Tukan bohre, wie der Specht, Löcher in die Bäume, haben sich daher sehr geirrt; sie berichteten dieses nur in Folge des Versehens einiger Spanier, welche diese beiden Vögel verwechselten, und sie beide carpenteros (Zimmerer), oder in peruvianischer Sprache Tacatakas genannt haben, indem sie glaubten, sie bohrten ebenfalls in die Bäume. Es ist jedoch sicher, daß die Tukane diese Gewohnheit nicht haben, noch haben können, und daß sie von der Gattung der Spechte sehr entfernt sind; und Scaliger hat sehr gut vor uns bemerkt, daß, da diese Vögel einen hakenförmigen und nach unten gekrümmten Schnabel hätten, sie füglich nicht in die Bäume bohren könnten.

Die Gestalt dieses dicken und großen Schnabels ist in jedem Kiefer sehr verschieden; der obere ist sichelförmig nach unten gebogen, oben abgerundet, und an seiner Spitze hakenförmig; der untere ist kürzer, schmäler, und weniger nach unten gebogen als der obere; beide sind an ihren Rändern ausgezahnt, aber die Zahnschnitte des oberen sind viel merklicher, als die des untern, und außerdem ist es merkwürdig, daß diese Zahnschnitte, obwohl von gleicher Zahl an jeder Seite der Kiefer, sich nicht allein nicht von oben nach unten, noch von unten nach oben, sondern auch nicht einmal in ihrer relativen

Stellung entsprechen, da die auf der rechten Seite jenen auf der linken nicht grade gegenüber stehen, denn sie beginnen hinten näher oder entfernter, und hören ebenso vorn mehr oder weniger früh auf. Die Zunge der Tukane ist, wie wir eben bemerkten, noch merkwürdiger als der Schnabel. Es sind die einzigen Vögel, die statt der Zunge eine Feder haben, und es ist eine Feder in der strengsten Bedeutung des Worts, obgleich die Mitte, der Schaft oder der Kiel dieser Zungenfeder von knorpeliger Substanz und 2 Linien breit ist; aber auf beiden Seiten stehen sehr eng aneinander geschlossene, und denen der gewöhnlichen Federn ganz gleiche Bärte. Diese nach vorn gerichteten Bärte sind um so länger, je näher sie der Spitze der Zunge stehen, welche selbst grade so lang ist, wie der Schnabel. Man sollte glauben, mit einem so seltsamen und von der gewöhnlichen Substanz und Organisation jeder Zunge so verschiedenen Organ müßten diese Vögel stumm seyn; dennoch haben sie ebenso gut eine Stimme, wie die andern, und sehr oft lassen sie eine Art Pfeifen hören, welches sie schnell und so lange wiederholen, daß man sie Predigervögel genannt hat. Die Wilden legen dieser Federzunge auch große Kräfte bei, [1]) und bedienen sich ihrer als Heilmittel in mehreren Krankheiten. Einige Schriftsteller haben geglaubt, die Tukane hätten keine Naslöcher; indessen braucht man, um sie zu sehen, nur die Federn an der Schnabelwurzel, die sie bei den meisten Arten bedecken, entfernen, und bei andern stehen sie auf einem nackten Schnabel und sind folglich sichtbar genug.

Die Tukane haben mit den Spechten nichts gemein, als die Stellung der Zehen, zwei nach vorn, und zwei nach hinten; und selbst in diesem ihnen gemeinsamen Kennzeichen kann man bemerken, daß die Zehen der Tukane viel länger und nach ganz andern Verhältnissen gestaltet sind, wie die der Spechte. Die äußere Vorderzehe ist fast so lang wie der ganze, freilich sehr kurze Fuß, und die andern Zehen sind ebenfalls sehr lang, die beiden innern Zehen sind unter allen am wenigsten lang. Die Füße der Tukane sind nur halb so lang wie die Beine,

[1]) Hr. de la Condamine erwähnt eines Tukan, den er an den Ufern des Maragnon gesehen hat, und dessen übermäßig großer Schnabel roth und gelb ist. Seiner Zunge, sagt er, die einer feinen Feder gleicht, werden große Kräfte beigelegt.

so daß diese Vögel nicht gehen können, indem der Fuß seiner ganzen Länge nach auf dem Boden ruht; sie hüpfen daher nur, und zwar mit ziemlich schlechtem Anstand. Diese Füße sind unbefiedert, und mit laggen, sanft anzufühlenden Schuppen bedeckt; die Nägel stehen mit der Länge der Zehen im Verhältniß, sind gebogen, etwas abgeflacht, an ihrer Spitze stumpf, und unten der Länge nach gefurcht; sie dienen dem Vogel nicht zum Angriff oder zur Vertheidigung, noch selbst zum Klettern, sondern nur, um sich auf den Zweigen zu halten, auf denen er ziemlich fest steht.

Die Tukane sind in allen heißen Gegenden Südamerikas verbreitet, und finden sich auf dem alten Kontinent nicht; sie sind mehr Strich- als Zugvögel, indem sie ihren Aufenthalt nur verändern, um der Reife der Früchte, von denen sie sich ernähren, nachzugehen. Dies sind besonders die Palmfrüchte, und da die Palmbaumarten in feuchtem Boden und dem Ufer der Gewässer nahe wachsen, so halten sich die Tukane vorzugsweise an diesen Orten, und werden bisweilen auf den Wurzelträgern gefunden, die nur in flüssigem Schlamme wachsen, welches vielleicht die Vermuthung erregt hat, sie fräßen Fische; sie können aber höchstens nur sehr kleine verschlingen, denn da sich ihr Schnabel weder zum Zerhacken noch zum Zerschneiden eignet, so können sie selbst die zärtesten Früchte nur ganz verschlucken, ohne sie zu zerdrücken, und ihr breiter Schlund erleichtert ihnen diese Gewohnheit, von der man sich überzeugen kann, wenn man ihnen ein ziemlich großes Stück Brod vorwirft, denn sie verschlucken es, ohne daß sie es zu zerbröckeln suchen.

Diese Vögel wandern gewöhnlich in kleinen Trupps zu sechs bis zehn. Ihr Flug ist schwerfällig und mühsam wegen ihrer kurzen Flügel und des großen Schnabels, der den Körper nach vorn zieht; indessen erheben sie sich doch über die großen Bäume, auf deren Wipfel man sie fast immer in einer fortwährenden Unruhe sitzen sieht, die trotz der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen ihrem gesetzten Aussehen nichts benimmt, indem jener dicke Schnabel ihnen eine traurige und ernste Physiognomie verleiht, welche ihre großen matten und starren Augen noch vermehren, so daß sie, obwohl sehr lebhaft und rührig, nur um so linkischer und um so weniger munter erscheinen.

Da sie ihre Nester in Baumhöhlen anlegen, welche die Spechte verlassen haben, so hat man geglaubt, sie selbst höhlten diese Nester aus. Sie legen nur zwei Eier, und dennoch sind alle Arten ziemlich zahlreich an einzelnen Vögeln. Man zähmt sie sehr leicht, wenn sie jung eingefangen werden; sie sollen selbst in der Hausgenossenschaft nisten und sich fortpflanzen. Sie sind nicht schwer zu ernähren, denn sie verschlingen alles, was man ihnen vorwirft, Brod, Fleisch und Fische; auch ergreifen sie mit der Schnabelspitze die Stücke, die man ihnen in der Nähe darbietet; sie werfen sie in die Höhe, und fangen sie mit ihrem weiten Schlund auf; sind sie aber genöthigt, sich selbst zu versorgen, und ihre Nahrung am Boden aufzulesen, so scheinen sie dieselbe durch Tasten zu suchen, und nehmen jedes Stück von der Seite, um es dann in die Höhe zu werfen und aufzufangen. Uebrigens scheinen sie gegen die Kälte so empfindlich zu seyn, daß sie selbst in den heißesten Gegenden Amerikas die Kühle der Nacht scheuen; man hat sie sich in den Häusern eine Art Bett von Gras, Stroh und allem, was sie auflesen konnten, machen sehen, offenbar um der Kühle des Bodens auszuweichen. Sie haben im Allgemeinen unter den Federn eine bläuliche Haut, und ihr Fleisch ist, wenn auch schwarz und ziemlich hart, dennoch zu essen.

Wir kennen in der Gesammtgattung dieser Vögel zwei besondere Gattungen: die Tukane und die Arakaris. Sie unterscheiden sich von einander: 1) durch die Größe, da die Tukane viel größer als die Arakaris sind; 2) durch die Maaße und die Substanz des Schnabels, der bei den Arakaris lange nicht so gestreckt und von härterer und festerer Substanz ist; 3) durch den Unterschied des Schwanzes, der bei den Arakaris länger und sehr merklich abgestuft, bei den Tukanen dagegen abgerundet ist. [1]) Wir werden daher diese Vögel von einander trennen, nach welcher Trennung uns unter den Tukanen nur fünf Arten bleiben.

---

[1]) Die Brasilianer haben zuerst diese beiden Varietäten unterschieden, und die großen Vögel dieser Gattung Tukan, und die kleinen Arakaris genannt. Dieser Unterschied ist so wohl begründet, daß die Eingebornen in Guiana ihn ebenfalls aufgestellt haben, indem sie die Tukane Kararuima und die Arakaris Grigri nennen.

Der Toko oder Pfefferfresser.

(Ramphastus toco. L. Le toco. B.)

Erste Art.

Der Körper dieses Vogels, Nr. 82, ist, den Kopf und den Schwanz mit inbegriffen, 9 bis 10 Zoll lang; sein Schnabel $7\frac{1}{2}$. Der Kopf, der Oberhals, der Rücken, der Bürzel, die Flügel, der ganze Schwanz, die Brust und der Bauch sind dunkelschwarz; die obern Schwanzbedeckungen weiß, die untern schön roth; der Unterhals und die Kehle weiß, mit etwas Gelb vermischt; zwischen diesem Gelb unter der Kehle und dem Schwarz auf der Brust sieht man einen kleinen rothen Kreis; die Basis der beiden Schnabelkiefer ist schwarz; der übrige Unterkiefer röthlich-gelb; der Oberkiefer auf ungefähr $\frac{2}{3}$ seiner Länge von demselben röthlich-gelb, der übrige Theil aber bis zur Spitze schwarz; die Flügel sind kurz, und reichen kaum bis zu einem Drittel des Schwanzes; Füße und Nägel sind schwarz. Diese Art ist neu, und wir haben ihr den Namen Toko gegeben, um sie von den andern zu unterscheiden.

Der gelbkehlige Tukan.

(Rhamphastus tucanus. L. Le toucan à gorge jaune. B.)

Zweite Art.

Auf den illuminirten Tafeln hat man zwei Varietäten dieser Art dargestellt; die erste unter der Benennung: gelbkehliger cayenner Tukan, Nro. 269; die zweite unter jener: gelbkehliger brasilianischer Tukan, Nr. 307. Sie finden sich aber beide in diesen beiden Ländern, und scheinen uns nur eine und dieselbe Art zu bilden. Die Verschiedenheiten in der Farbe des Schnabels und in dem Umfang des gelben Schildes auf der Kehle, so wie in der Lebhaftigkeit der Farben können in dem Alter des Vogels begründet seyn; dieses ist hinsichtlich der Farbe der obern Schwanzbedeckungen, die bei einigen einzelnen Vögeln gelb und bei andern roth sind, ganz sicher. Beide Vögel sind auf dem Kopf, dem Oberkörper, den Flügeln und dem Schwanze schwarz; auf der Kehle mehr oder weniger breit orangegelb; der Bauch ist

schwärzlich, und die untern Schwanzbedeckungen sind roth; der Schnabel ist schwarz mit einem blauen Strich auf seiner obern Kante der ganzen Länge nach. Die Basis des Schnabels wird von einer ziemlich breiten gelben oder weißen Binde umgeben; die Naslöcher werden durch die Federn an der Schnabel-Basis verdeckt; ihre Oeffnung ist rund; die 20 Linien langen Füße sind bläulich; der Schnabel ist $4\frac{1}{2}$ Zoll lang und an seiner Basis 17 Linien hoch; die Gesammtlänge von der Schnabelspitze bis zur Schwanzlänge beträgt 19 Zoll; hiervon gehen 6 Zoll und 2 bis 3 Linien auf den Schwanz, und $4\frac{1}{2}$ Zoll auf den Schnabel, so daß für die Länge des Kopfs und des Körpers keine 9 Zoll übrig bleiben.

Man erhält von dieser Tukanart die glänzenden Federn, deren man sich zum Schmück bedient. Der ganze gelbe Theil der Kehle wird in der Haut ausgeschnitten, und man verkauft diese Federn ziemlich theuer. Nur die Männchen haben die schönen gelben Federn auf der Kehle; bei den Weibchen ist derselbe Theil weiß, und dieser Unterschied hat die Nomenklatoren in Irrthum geleitet; sie hielten das Weibchen für eine andere Art; ja sie haben sich selbst doppelt geirrt, indem sie, da die Farben bei den Weibchen wie bei den Männchen wechseln, sie unter erstern, wie unter letztern, zwei Arten aufgestellt haben. Wir führen nun aber diese vier angeblichen Arten auf eine einzige zurück, auf welche wir selbst noch eine fünfte von Laet angegebene, beziehen können, die sich nur durch die weiße Farbe der Brust von diesen hier unterscheidet.

Im Allgemeinen sind die Weibchen fast von der Größe der Männchen; sie haben weniger lebhafte Farben und die rothe Binde unter der Kehle ist sehr schmal; übrigens aber gleichen sie ihnen vollkommen. Wir ließen eins dieser Weibchen auf der illuminirten Tafel, Nro. 202, unter der Benennung cayenner weißkehliger Tukan darstellen, weil wir damals nicht wußten, daß es ein Weibchen war. Uebrigens ist diese zweite Art die gemeinste und vielleicht die zahlreichste in der Gattung dieser Vögel; es gibt ihrer viele in Guiana, besonders in den feuchten Wäldern und auf den Wurzeltrögern. Obwohl sie, wie alle andere Tukane, statt der Zunge nur eine Feder haben, so stoßen sie doch ein artikulirtes Geschrei aus, welches das Wort pinien-coin oder pignen-coin so deutlich auszusprechen scheint, daß die cayenner Kreolen

1. DER TOCO ODER PFEFFERFRESSER.

Ordnung: Baumläufer. *Gattung:* Tucan. *(Cuvier.)*

PL. 57.

2. DER TUCAN ODER DER DREIFARBIGE PFEFFERFRESSER.

Ordnung: Baumläufer..... *id.* *id.*

ihnen diesen Namen gegeben haben, den wir nicht glaubten, annehmen zu müssen, weil der Toko oder der Tukan der vorigen Art dasselbe Wort ausspricht, und man sie dann verwechselt haben würde.

Der rothbäuchige Tukan.

(Rhamphastus picatus. L. Le toucan à ventre rouge. B.)

Dritte Art.

Dieser Tukan hat, wie der vorige, eine gelbe Kehle, aber einen schön rothen Bauch, wogegen der des andern schwarz ist. Thevet, der zuerst dieses Vogels erwähnte, sagt, sein Schnabel sey so lang wie der Körper. Aldrovande gibt diesem Schnabel zwei Palmen Länge und eine Palme Breite, und Hr. Brisson schätzt dieses Maaß 6 Zoll für die beiden [illegible]. Da wir den Vogel nicht gesehen haben, so können wir nur nach den Angaben dieser beiden ersteren Schriftsteller ihn beschreiben, wir müssen jedoch bemerken, daß Aldrovande sich geirrt hat, indem er ihm drei nach vorn und eine nach hinten gerichtete Zehe beilegte, obgleich Thevet ausdrücklich sagt, er habe zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten, was der Natur entspricht.

Der Kopf, der Hals, der Rücken und die Flügel sind schwarz mit einigen weißlichen Widerscheinen; die Brust hat oben, d. h. unter der Kehle, eine schöne Goldfarbe mit Roth; auch sind der Bauch und die Beine von sehr lebhaftem Roth, ebenso das Ende des Schwanzes, dessen übriger Theil schwarz ist. Die Iris ist schwarz; das Auge von einem weißen Kreis umgeben, den selbst wieder ein anderer gelber Kreis umschließt. Der untere Kiefer des Schnabels ist an der Spitze nur halb so breit als der obere Kiefer; beide sind an ihren Rändern ausgezahnt.

Thevet versichert, dieser Vogel ernähre sich von Pfeffer; er verschlucke ihn selbst in so großer Menge, daß er genöthigt sey, ihn wieder auszuwerfen. Diese Angabe ist von allen Naturforschern nachgeschrieben worden, indessen gibt es keinen Pfeffer in Amerika, und man weiß nicht recht, welchen Samen dieser Schriftsteller gemeint haben mag, wenn nicht etwa den Piment, den einige Schriftsteller langen Pfeffer nennen.

Der Cochikat.

(Ramphastus torquatus. L. Le cochicat. B.)

Vierte Art.

Dieser Name ist eine Zusammenziehung dessen, den der Vogel in Mexiko führt, wo er einheimisch ist. Nur Fernandes, der ihn selbst gesehen hat, erwähnt seiner, und beschreibt ihn, wie folgt:

„Er ist fast so groß, wie die andern Tukane; sein Schnabel, dessen oberer Kiefer weiß und ausgezahnt, und der untere schwarz ist, 7 Zoll lang; seine Augen sind schwarz, und die Iris ist gelblich-roth. Der Kopf und der Hals sind schwarz bis auf eine rothe Querlinie, die letztern in Form eines Halsbandes umgibt. Der Hals ist oberhalb zwar schwarz, aber unten weißlich, mit einigen rothen Flecken und kleinen schwarzen Linien übersät. Der Schwanz und die Flügel sind ebenfalls schwarz; der Bauch ist grün, die Beine sind roth; die Füße grünlich-aschgrau und die Nägel schwarz. Er hält sich an den Küsten des Meeres auf, und ernährt sich von Fischen."

Der Hochikat.

(Le hochicat. B.)

Fünfte Art.

Dieser Name ist ebenfalls die Zusammenziehung dessen, den der Vogel in Mexiko führt. Fernandes ist wiederum der einzige, der seiner erwähnt.

„Er ist, sagt er, von der Größe und Gestalt eines Papageis; sein Gefieder ist fast ganz grün und nur mit einigen rothen Flecken besät; die Beine und Füße sind schwarz und kurz; der Schnabel ist 4 Zoll lang, gelb und schwarz."

Dieser Vogel hält sich, wie der vorige, in den heißesten Gegenden Amerikas an den Küsten des Meeres auf.

1. DER GRIGRI.

Ordnung: Baumläufer. *Gattung:* Tucan. *(Cuvier.)*

2. DER BARBICAN.

Ordnung: B-umläufer. *Gattung:* Bartvogel. *(Cuvier.)*

Die Arakaris.

(Les aracaris. B.)

Die Arakaris sind, wie bereits bemerkt wurde, viel kleiner als die Tukane. Man kennt vier Arten, die alle in den heißen Klimaten einheimisch sind.

Der Grigri.

(Pteroglossus viridis. L. Le grigri. B.)

Erste Art.

Dieser Vogel, Nr. 166, findet sich in Brasilien und sehr häufig in Guiana, wo man ihn Grigri nennt, weil dieses Wort so ziemlich sein scharfes und kurzes Geschrei ausdrückt. Er hat dieselben natürlichen Gewohnheiten wie die Tukane; man findet ihn in denselben feuchten und mit Palmbäumen bepflanzten Gegenden.

In dieser ersten Art kennt man eine Varietät, Nr. 727, aus welcher unsere Namengeber eine besondere Art gemacht haben; indessen ist der Unterschied so unbedeutend, daß man ihn mehr dem Alter, als dem Klima zuschreiben kann. Er besteht nur in einem schönem rothen Querstreifen auf der Brust. Auch ist einiger Unterschied in der Farbe des Schnabels; dieses Merkmal jedoch ist sehr unsicher, da in derselben Art die Farben des Schnabels bei jedem einzelnen Vogel, je nach dem Alter und ohne alle feste Ordnung wechseln, so daß Linne mit Unrecht die unterscheidenden Merkmale dieser Vögel in den Farben des Schnabels gewählt hat.

Der Grigri ist auf dem Kopf, der Kehle und dem Halse schwarz; der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind dunkelgrün; der Bürzel ist roth; die Brust und der Bauch sind gelb; die untern Schwanzbedeckungen und die Federn auf den Beinen olivengelblich mit Roth und Falb untermischt; die Augen groß, und die Iris gelb. Der Schnabel ist 4¼ Zoll lang, 16 Linien in der Höhe dick, und von einem festern und härteren Bau als der Schnabel der Tukane; die Zunge ist ähnlich, d. h. wie die Federn mit Bärten besetzt; ein besonderes und den Tukans und Arakaris gemeinsames Merkmal. Die Füße des Grigri sind schwärzlich-grün und sehr kurz, die Zehen sehr lang. Die Gesammtlänge des Vogels, den

Schnabel und den Schwanz mit inbegriffen, beträgt 16 Zoll 8 Linien.

Das Weibchen, Nr. 728, unterscheidet sich von dem Männchen nur durch die Farbe der Kehle und des untern Halses, welche braun, beim Männchen dagegen schwarz ist, das gewöhnlich auch einen schwarz und weißen Schnabel, das Weibchen aber einen schwarzen Unterkiefer und einen gelben Oberkiefer mit einem schwarzen Längenstreifen hat, der ziemlich genau die Gestalt einer langen und schmalen Feder darstellt.

Der Kulik.

(Le koulik. B.)

Zweite Art.

Das Wort Kulik gibt, schnell ausgesprochen, das Geschrei dieses Vogels, Nr. 577, genau wieder, und aus diesem Grunde gaben ihm die Kreolen in Cayenne seinen Namen. Er ist etwas kleiner als der vorige, und hat in demselben Verhältniß einen etwas kürzern Schnabel. Der Kopf, die Kehle, der Hals und die Brust sind schwarz; oben auf dem Halse sieht man ein schmales gelbes Halsband; an jeder Seite des Kopfes hinter den Augen einen Flecken, ebenfalls von gelber Farbe; der Rücken, der Bürzel und die Flügel sind von schönem Grün; der Bauch ebenfalls grün, aber schwärzlich untermischt; die untern Schwanzbedeckungen sind röthlich, der Schwanz aber ist grün und an der Spitze roth, die Füße sind schwärzlich; der Schnabel an der Basis roth, und in seiner übrigen Ausdehnung schwarz, die Augen von einem nackten und bläulichen Häutchen umgeben.

Das Weibchen, Nr. 729, unterscheidet sich vom Männchen nur durch die Farbe des Oberhalses, wo sein Gefieder braun, welches beim Männchen mehr schwarz erscheint. Der Unterleib ist bei dem Weibchen von der Kehle bis an den Unterbauch grau, und das Halsband sehr blaßgelb, bei dem Männchen dagegen von schönem Gelb, und der Unterleib bunt von verschiedenen Farben.

Der schwarzschnäbelige Arakari.

(L'aracari à bec noir. B.)

Dritte Art.

Wir kennen von diesem Vogel nur, was Nieremberg darüber berichtet. Er ist von der Größe einer Taube, sein Schnabel dick, schwarz und hakenförmig; die Augen sind ebenfalls schwarz, aber die Iris ist gelb; die Flügel und der Schwanz bunt von Schwarz und Weiß; eine schwarze Binde läuft vom Schnabel aus und zieht sich an jeder Seite bis unter die Brust; der obere Theil der Flügel ist gelb, und der übrige Körper gelblich-weiß; Beine und Füße sind braun, und die Nägel weißlich.

Der blaue Arakari.

(L'aracari bleu. B.)

Vierte Art.

Fernandes berichtet über diesen Vogel, den kein anderer Naturforscher gesehen hat, Folgendes:

„Er ist von der Größe einer gewöhnlichen Taube; sein Schnabel sehr groß, ausgezahnt, oben gelb und unten röthlich-schwarz, die Iris gelb, sein ganzes Gefieder ist bunt von Aschgrau und Blau."

Nach dem Zeugniß desselben Schriftstellers scheint es, daß in gewissen Gegenden Amerikas einige Arakari-Arten nur Zugvögel sind.

Der Barbikan.

(Pogonias dubius. L. Le barbican. B.)

Da dieser Vogel etwas von dem Bartvogel (barbu) und von dem Tukan (toucan) an sich hat, so haben wir geglaubt, ihn Barbikan nennen zu können. Es ist eine neue Art, die noch von keinem Naturforscher beschrieben wurde, und dennoch aus keinem sehr entfernten Klima ist; sie wurde uns nämlich von den Küsten der Berberei, aber ohne Namen und ohne alle Nachrichten über ihre natürlichen Gewohnheiten, zugeschickt.

Dieser Vogel, Nr. 602, hat, wie die Bartvögel und die Tukane, zwei nach vorn und zwei nach hinten gerichtete Zehen. Er gleicht den letztern in der Vertheilung der Farben, der Gestalt des Körpers, und seinem dicken Schnabel, der jedoch kürzer, schmäler und fester, als jener der Tukane ist, aber er unterscheidet sich von ihnen durch seine Zunge, die nicht eine Feder ist, wie jene der Tukane. Zugleich hat er Aehnlichkeit mit den Bartvögeln, in Beziehung auf die langen Haare, die aus der Schnabelwurzel kommen, und weit über die Naslöcher hinausreichen. Die Gestalt des Schnabels ist eigenthümlich; der Oberkiefer nämlich spitz, an seinem Ende gebogen, mit zwei stumpfen Auszahnungen an jeder Seite; der Unterkiefer mit kleinen Rinnen quer überzogen; der ganze Schnabel röthlich, und nach unten gekrümmt.

Das Gefieder des Barbikans ist schwarz auf dem ganzen obern Theil des Körpers, der obern Brust und dem Bauche, und auf dem übrigen Unterleib roth, fast so, wie bei gewissen Tukanen.

Er ist 9 Zoll lang; der Schwanz $3\frac{1}{2}$ Zoll; der Schnabels 18 Linien lang und 10 Linien dick; die Füße kaum einen Zoll hoch, so daß dieser Vogel nur mit großer Mühe gehen kann.

Der Kassikan.

(Le cassican. B.)

Diesem Vogel, Nro. 628, dessen Art nicht bekannt war, und den uns Hr. Sonnerat geschickt hat, haben wir den Namen Kassikan beigelegt, weil derselbe die beiden Vogelgattungen andeutet, mit denen er die meiste Aehnlichkeit hat, nämlich die der Kassiken (cassiques) und jene der Tukane (toucans).

Wir wissen nicht genau, in welcher Gegend er sich findet; wir vermuthen nur, daß er den südlichen Theilen Amerikas angehört. Gewiß ist es aber, daß, wo er auch einheimisch seyn möge, er in der Gestalt des Körpers und in dem kahlen Theil des Vorderkopfs den amerikanischen Kassiken, und zugleich in der Dicke und Form des an seiner Basis abgerundeten, und an der Spitze gekrümmten Schnabels den Tukanen gleicht; so daß, wenn der Schnabel dicker wäre, und die Ze-

hen paarweise ständen, man ihn für eine, der Gattung der Tukane benachbarte Art halten könnte.

Wir wollen die Farben dieses Vogels nicht beschreiben; die illuminirte Tafel, Nro. 628, gibt einen vollständigen Begriff. Der Körper ist dünn, aber gestreckt, und seine Gesammtlänge beträgt ungefähr 13 Zoll; Schnabel 2½ Zoll, Schwanz 5 Zoll, und die Füße 14 Linien. Ueber seine natürlichen Gewohnheiten wissen wir nichts; wollte man nach der Bildung des Schnabels und der Füße urtheilen, so könnte man glauben, daß er ein Raubvogel ist; doch die Tukane und Papageien, die einen gebogenen Schnabel haben, leben nur von Früchten, und die Nägel so wie auch der Schnabel des Kassiken sind viel weniger gekrümmt als beim Papageien, so daß wir den Kassikan für einen fruchtfressenden Vogel halten, bis wir genauere Nachrichten darüber haben.

Die Kalaos oder die Nashornvögel (Rhinocerosvögel.)

(Les calaos, ou les oiseaux rhinocéros. B.)

Wir haben so eben gesehen, daß die durch ihren übermäßig großen Schnabel so merkwürdigen Tukane alle dem südamerikanischen Kontinent angehören; dieses sind andere afrikanische und ostindische Vögel, deren Schnabel, was die Maaße betrifft, eben so unverhältnißmäßig als jener der Tukane, noch seltsamer durch die Form, oder, wenn wir so sagen dürfen, noch abenteuerlicher ist, gleichsam als solle uns durch ihn dargelegt werden, daß die ältere Natur des östlichen Kontinents, in allen ihren Produktionen der jüngern Natur der neuen Welt stets überlegen, sich selbst in ihren Irrthümern größer, und in ihren Verirrungen mächtiger zeigt.

Berücksichtigt man die außerordentliche Entwickelung, die unnütze Ueberladung, den überflüssigen, obwohl natürlichen Auswuchs, durch den der Schnabel nicht allein so dick, sondern auch so mißgestaltet erscheint, so kann man nicht umhin, darin die schlecht zusammengestellten Attribute dieser unähnlichen Arten zu erkennen, von denen die monstruösesten fast gleichzeitig durch die Nichtübereinstimmung und die Gegensätze in ihrer Bildung entstanden und verschwanden. Es ist dieses jedoch nicht das einzige noch das erstemal, daß die aufmerksame Be-

obachtung der Natur uns selbst in dieser Gattung von Vögeln diese Ansicht darbietet; jene, denen man die Namen Kreuzschnabel und Scheerenschnabel gegeben hat, sind Beispiele dieses unvollständigen, und jedem Gebrauch zuwiderlaufenden Baues, der ihnen fast das Mittel benimmt, zu leben, und sich selbst gegen jene Arten zu vertheidigen, die kleiner und nicht so stark, aber glücklicher und mächtiger sind, weil in ihren Organen mehr Uebereinstimmung herrscht. Wir sahen ähnliche Beispiele bei den vierfüßigen Thieren: die Unaus, die Ais, die Ameisenfresser, die Pangoline ꝛc., welche in Folge ihrer Körperbildung, und des Mißverhältnisses ihrer Glieder kaum ein elendes Daseyn dahin schleppen, welches immer durch die Menge oder das Uebermaaß in ihrer Organisation erschwert wird. Das Fortbestehen dieser unvollkommenen und schwächlichen Arten ist nur durch die Einsamkeit gesichert, und wird sich nur in den öden Wüsten, in die weder der Mensch noch die kräftigeren Thiere gelangen, erhalten. [1])

Untersuchen wir insbesondere den Schnabel des Kalao, so werden wir finden, daß er, weit entfernt im Verhältniß zu seiner Größe, stark, oder, seinem Bau entsprechend, nützlich zu seyn, im Gegentheil sehr schwach und sehr schlecht geformt ist; wir werden finden, daß er dem Vogel, der ihn trägt, mehr schadet als nützt, und es vielleicht in der Natur kein Beispiel einer Waffe von so großer Zurüstung und so geringer Wirkung gibt. Dieser Schnabel kann nichts ergreifen; seine Spitze kann nur sanft drücken, wie ein von seinem Stützpunkt weit entfernter Hebel. Seine Substanz ist so zart, daß er durch die leichteste Reibung an der Kante Risse bekommt, und diese unregelmäßigen zufälligen Risse haben die Naturforscher für eine natürliche und regelmäßige Auszahnung gehalten. Sie bringen in dem Schnabel des Vogels eine merkwürdige Wirkung hervor; die beiden Kiefer berühren sich nur an der Spitze; das übrige bleibt offen und klaffend, als seyen sie nicht für einander gemacht; der Zwischenraum ist so abgenutzt, daß es nach der Substanz und der Form dieses Theiles den Anschein hat, als sey er nicht zum fortwährenden Gebrauch gemacht, sondern vielmehr, als solle er durch den Gebrauch selbst, wozu

[1]) Vergleiche in dieser Beziehung den Aufsatz über den Unau und das Ai.

er bestimmt seyn mag, gleich Anfangs und unwiderbringlich sich zerstören.

Wir haben nach unsern Nomenklatoren den Namen Kalao angenommen, um die ganze Gattung dieser Vögel zu bezeichnen, obgleich ihn die Indier nur einer oder zwei Arten gegeben haben. Mehrere Naturforscher haben sie wegen der Art Horn auf ihrem Schnabel Rhinocerosvögel genannt; aber fast alle haben nur die Schnäbel dieser merkwürdigen Vögel gesehen. Wir selbst kennen diejenigen nicht, deren Schnäbel wir auf den Tafeln, Nro. 933 und 934, abbilden ließen, und ehe wir die Beschreibungen dieser verschiedenen Vögel nach dem Zeugniß der Reisenden und nach unsern eigenen Beobachtungen beginnen, scheint es uns nöthig, sie nach ihrem auffallendsten Kennzeichen, nämlich nach der seltsamen Form ihres Schnabels, zu ordnen. Man wird sehen, daß die Natur hier, wie überall, und in ihren Irrthümern wie in ihren zweckmäßigen Absichten stufenweise fortschreitet, und daß von den 10 Arten, aus denen diese Gattung besteht, man vielleicht nur einer die Benennung Nashornvogel beilegen darf, indem alle andern nur in dieser Form des Schnabels, einer der merkwürdigsten in der Natur, weil sie offenbar den Zwecken, die man ihr unterlegt, widerstrebt, mehr oder weniger benachbarte Uebergangsstufen darstellen.

Diese zehn Arten sind:

1) der Rhinoceros-Kalao, dessen Schnabel auf der illuminirten Tafel, Nro. 934, dargestellt ist;

2) der Kalao mit rundem Helm, dessen Schnabel auf der illuminirten Tafel, Nro. 933, abgebildet wurde;

3) der philippinische Kalao mit konkavem Helm;

4) der abyssinische Kalao, den wir auf der illuminirten Tafel, Nro. 779, abbilden ließen;

5) der afrikanische Kalao, dem wir den Namen Brak geben;

6) der malabarische Kalao, den wir lebend gesehen, und den wir auf der illuminirten Tafel, Nro. 873, darstellen ließen;

7) der Kalao von den Molukken, den wir nach einem ausgestopften Vogel auf der illuminirten Tafel, Nro. 283, abbilden ließen;

8) der Kalao von der Insel Panay, wovon wir das Männchen und das Weibchen nach ausgestopften Vögeln auf den illuminirten Tafeln, Nro. 780 und 781, abbilden ließen;

9) der manillische Kalao, den wir nach einem ausgestopften Vogel auf der illuminirten Tafel, Nro. 891, abbilden ließen;

10) endlich der Tock, oder der rothschnäbelige Kalao vom Senegal, der nach einem ausgestopften Vogel auf der illuminirten Tafel, Nro. 260, dargestellt ist.

Untersucht man diese zehn Arten in der umgekehrten Ordnung, d. h. vom Tock, welche die letzte ist, zur vorhergehenden, nämlich dem manillischen Kalao, bis zum Nashorn der ersten Art hinaufgehend, so wird man alle Uebergänge erkennen, durch welche die Natur zu dieser monströsen Schnabelbildung fortschreitet. Der Tock hat einen breiten sichelförmigen Schnabel wie die andern; dieser Schnabel ist einfach und ohne Hervorragung; der manillische Kalao hat schon oben auf dem Schnabel eine sichtbare Hervorragung; diese ist bei dem Kalao von der Insel Panay noch merklicher; bei dem Kalao von den Molukken sehr bemerklich; noch bedeutender bei dem abyssinischen Kalao; sehr groß endlich bei dem philippinischen und malabarischen Kalao, und ganz monströse bei dem Nashornkalao. Wenn aber eine so große Verschiedenheit in der Gestalt des Schnabels dieser Vögel stattfindet, so haben sie in dem Bau der Füße eine allgemeine Aehnlichkeit, die darin besteht, daß die Seitenzehen sehr lang und der Mittelzehe fast gleich sind.

Der Tock.

(Bucerus nasutus. L. Le tock. B.)

Erste Art.

Dieser Vogel hat einen sehr dicken Schnabel, der einfach und ohne Auswuchs, aber sichelförmig ist, wie jener der andern Kalaos, die ein mehr oder weniger breites, und mehr oder minder hohes Horn, oder eine Art Helm, auf dem Schnabel tragen. Außerdem gleicht der Tock den Kalaos in den meisten natürlichen Gewohnheiten, und findet sich, wie sie, in den heißesten Gegenden des alten Kontinents. Die Neger am Senegal haben ihm den Namen Tock gegeben, welchen wir ihm glaub-

1. DER TOCK.

Ordnung: Sperling. *Familie:* Dünnschnäbler. *Gattung:* Calao. *(Cuvier.)*

Pl. 156

2. DER HORNVOGEL ODER RHINOCEROSVOGEL.

Ordnung: Sperling. . . . . *id.* . . . *id.*

ten lassen zu müssen. Der junge Vogel unterscheidet sich sehr von dem erwachsenen; denn er hat einen schwarzen Schnabel und ein aschgraues Gefieder, wogegen mit dem Alter der Schnabel roth und das Gefieder schwärzlich auf dem Oberkörper, den Flügeln und dem Schwanz, und weißlich um den ganzen Kopf und Hals, und auf allen untern Theilen des Körpers wird. Man versichert auch, daß die Füße des jungen Vogels schwarz sind, und, so wie der Schnabel, mit dem Alter röthlich werden. Es kann daher nicht befremden, daß Herr Brisson zwei Arten daraus gemacht hat: die erste in seinen kurzen Angaben scheint sich auf den erwachsenen, und die zweite auf den jungen Tock zu beziehen. Dieser Vogel hat 3 Zehen vorne und eine einzige hinten. Die Mittelzehe ist bis zum dritten Gelenk mit der äußern Zehe enge verbunden, aber lange nicht so enge mit der innern Zehe, nur bis zum ersten Gelenk. Er hat einen sehr dicken Schnabel, der jedoch nach unten gekrümmt und an den Rändern leicht ausgezahnt ist.

Der Vogel, den wir hier beschreiben, Nro. 260 und 890, war 20 Zoll lang; der Schwanz 6 Zoll 10 Linien; der Schnabel 3 Zoll 5 Linien lang, und an seiner Wurzel 12½ Linie dick; die hornige Substanz dieses Schnabels ist leicht und dünn, so daß er nicht schwer damit verletzen kann; die Füße sind 18 Linien hoch.

Diese Vögel, die man ziemlich häufig am Senegal findet, sind in ihrer Jugend sehr einfältig. Man nähert sich ihnen und fängt sie, ohne daß sie fortfliegen; man kann nach ihnen schießen, ohne daß sie erschrecken, oder sich nur von der Stelle bewegen; sind sie aber erwachsen, so gibt das Alter ihnen Erfahrung, so daß sie ihr erstes Naturell ganz verändern. Sie werden dann sehr wild, flüchten und setzen sich auf die Wipfel der Bäume, während die Jungen alle auf den niedrigsten Zweigen und dem Buschwerk bewegungslos bleiben, und den Kopf in den Schultern versteckt halten, so daß man so zu sagen nur den Schnabel sieht; die Jungen fliegen daher fast nicht, wogegen die alten einen hohen und ziemlich schnellen Flug haben. Man sieht viele dieser Vögel in den Monaten August und September; man kann sie mit der Hand fangen und vom ersten Augenblick an scheinen sie so zahm zu seyn, als hätte man sie im Hause auferzogen; dies ist aber Folge ihrer Dumm-

heit, denn man muß ihnen selbst ihr Futter bis zum Schnabel bringen; sie suchen es nicht und picken es nicht auf, wenn man es ihnen vorwirft, was vermuthen läßt, daß die Eltern genöthigt sind, sie sehr lange zu füttern. In dem Zustand der Freiheit leben diese Vögel von wilden Früchten und in der Hausgenossenschaft fressen sie Brod, und verschlingen Alles, was man ihnen in den Schnabel stecken will.

Uebrigens ist der Tock sehr verschieden von dem Tukan; indessen scheint einer unserer gelehrten Naturforscher sie miteinander verwechselt zu haben. Hr. Adanson sagt in seiner Reise nach dem Senegal, er habe in dieser Gegend zwei Tukane gesehen; nun ist es aber gewiß, daß es in Afrika keine andern Tukane gibt, als diejenigen, die man aus Amerika dort hingebracht haben mag; und dieses läßt mich vermuthen, daß Herr Adanson von Tocken und nicht von Tukanen reden wollte.

Der manillische Kalao.

(Bucerus manillensis. L. Le calao de Manille. B.)

Zweite Art.

Diese Art war nicht bekannt, und wurde uns für das königliche Kabinet durch Herrn Poivre geschickt, dem wir viele andere Kenntnisse und eine große Menge Seltenheiten verdanken. Dieser Vogel, Nro. 891, ist kaum größer als der Tock und 20 Zoll lang. Der Schnabel, $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, ist nicht so gebogen wie der des Tock, nicht ausgezahnt, sondern an den Rändern ziemlich scharf und mehr zugespitzt; auf ihm erhebt sich eine leichte bogenförmige Schweifung, die an dem obern Kiefer hängt, und nur eine einfache Anschwellung bildet. Der Kopf und der Hals sind von gelblich verwaschenem Weiß mit braunen Wellenlinien; man bemerkt an jeder Seite des Kopfes über den Ohren eine große schwarze Stelle; der Oberkörper ist schwärzlich braun mit einigen weißlichen Franzen, die auf den Schwungfedern wie feine Fäden gezogen sind; der Unterleib ist schmutzig weiß; die Steuerfedern sind von derselben Farbe, wie die Schwungfedern; nur werden sie in ihrer Mitte von einem zwei Zoll langen, fuchsrothen Bande quer durchschnitten. Wir wissen nichts von den besondern Gewohnheiten dieses Vogels.

Der Kalao von der Insel Panay.

(Bucerus panajensis. L. Le calao de l'île Panay. B.)

Dritte Art.

Diesen Vogel hat uns Herr Sonnerat, Korrespondent des königlichen Kabinets, mitgebracht. In seiner Reise nach Neuguinea theilt er die nachstehende Beschreibung von ihm mit. Er nennt ihn Kalao mit getriebenem Schnabel, aber dieses Merkmal unterscheidet ihn nicht von einigen andern Kalaos, die ebenfalls einen getriebenen (ciselé) Schnabel haben.

„Das Männchen, Nro. 780, und das Weibchen, Nro. 781, sind eben so dick und fast so groß, wie der große europäische Rabe, etwas weniger beleibt, und von gestreckterem Wuchs. Ihr Schnabel ist sehr lang, bogen- oder sichelförmig, längs seiner Ränder, oben und unten ausgezahnt, an der Spitze scharf und an den Seiten eingedrückt; er ist von oben nach unten oder querüber auf $^2/_3$ seiner Länge gefurcht; der convexe Theil der Furchen ist braun und das Getriebene oder die Vertiefungen sind orpinfarbig; der übrige Schnabel ist gegen die Spitze hin glatt und braun. Oben an der Schnabelwurzel erhebt sich ein Auswuchs von derselben Substanz wie der Schnabel, welcher an den Seiten flach, unten scharf, und vorn rechtwinkelig abgeschnitten ist. Dieser Auswuchs dehnt sich längs dem Schnabel aus, bis gegen seine Mitte hin, wo er endigt, und ist seiner ganzen Länge nach halb so hoch, als der Schnabel breit ist. Das Auge wird von einem braunen, ungefiederten Häutchen umgeben; über dem Augenliede bemerkt man einen Kreis von harten, kurzen und steifen Haaren, welche ächte Augenwimpern bilden; die Iris ist weißlich. Das Männchen ist auf dem Kopf, dem Halse, dem Rücken und den Flügeln grünlich schwarz, je nach der Beleuchtung ins Bläuliche schillernd; das Weibchen ist auf dem Kopf und dem Halse weiß; nur zieht sich ein breiter dreieckiger Flecken von der Schnabelwurzel aus unter und hinter dem Auge quer über die Seiten des Halses bis zu dessen Mitte hin; dieser Flecken ist schwarzgrün und wie der Hals und der Rücken des Männchens schillernd. Das Weibchen hat auf dem Rücken und den Flügeln dieselbe Farbe wie das Männchen; der obere Theil der Brust ist bei beiden Geschlechtern hellbraun roth; der Bauch, die Schenkel und

der Bürzel sind ebenfalls dunkelbraun roth; auch haben sie beide 10 Federn im Schwanze, deren zwei obere Drittel fuchsröthlich gelb sind, und das untere Drittel ist eine schwarze Querbinde. Die Füße sind bleifarbig und bestehen aus 4 Zehen, von denen eine nach hinten und 3 nach vorn gerichtet sind; die Mittelzehe ist bis an das dritte Gelenk mit der äußern, und nur bis an das erste mit der innern Zehe vereinigt." [1])

Der Kalao von den Molukken.

(Bucerus moluccensis. L. Le calao des Moluques. B.)

Vierte Art.

Man hat diesem Vogel mit Unrecht den Namen Alkatraz beigelegt; welcher Irrthum zuerst von Clusius ausging; er hat die Stelle bei Oviedo nicht gut interpretirt, denn der spanische Name Alkatraz kommt nach Fernandes, Hernandes und Nieremberg, dem mexikanischen Pelikan zu, und kann daher nicht auf einen molukkischen Vogel bezogen werden. Dieses erste Versehen hat einen zweiten Irrthum veranlaßt, den unsere Namengeber auf die ganze Gattung der Kalaos übertrugen, indem sie dieselben für Wasservögel hielten, sie Hydrocorax nannten und ihnen die Gewohnheit zuschrieben, sie hielten sich am Ufer der Gewässer auf, was jedoch von allen Beobachtern, welche diese Vögel in ihrer Heimath gesehen haben, widerlegt wird: Böntius, Kamel und was mehr ist, der Vogel selbst beweisen, der letztere durch die Gestalt und den Bau seiner Füße und seines Schnäbels, daß die Kalaos weder Raben noch Wasserraben sind; man muß daher diesen Gattungsnamen Hydrocorax als falsch aufgefaßt, und den Namen Alkatraz als einen dem molukkischen Kalao falsch beigelegten, indem es der Name des mexikanischen Pelikans ist, zurückweisen.

Der molukkische Kalao, Nro. 283, ist 2 Fuß 4 Zoll lang, der Schwanz 8 Zoll, aber die Füße nur 2 Zoll 2 Linien. Dieses Merkmal sehr kurzer Füße ist nicht allein diesem, sondern auch allen andern Kalaos eigen, die so schlecht als möglich gehen. Sein Schnabel hat 5 Zoll Länge auf 2½ Zoll

[1]) Siehe die Reise nach Neu-Guinea, S. 123.

Dicke auf seinem Ursprung; er ist schwärzlich aschgrau, und über ihm steht ein Auswuchs, dessen Substanz ziemlich fest und hornartig ist. Dieser Auswuchs ist vorne abgeflacht, und zieht sich in runder Form über den Kopf. Der molukkische Kalao hat große schwarze Augen, aber einen widerlichen Blick; die Seiten des Kopfes, die Flügel und die Kehle sind schwarz, und diesen Theil der Kehle umgibt eine weiße Binde; die Steuerfedern sind weißlich; das ganze übrige Gefieder ist bunt von Braun, Grau, Schwärzlich und Falb. Die Füße sind braun-grau und der Schnabel ist schwärzlich.

Diese Vögel, sagt Bontius, leben nicht von Fleisch, sondern von Früchten, und besonders von Muskatnüssen, welche Nahrung ihrem Fleisch, das sehr zart ist, einen aromatischen Wildgeruch verleiht, welcher es sehr wohlschmeckend macht.

Der malabarische Kalao.

(Bucerus malabaricus. L. Le calao du Malabar. B.)

Fünfte Art.

Dieser Vogel ist aus Pondichery gebracht worden; er lebte in Paris während des ganzen Sommers des Jahres 1777 in dem Garten des Hotels der Frau Marquise v. Pons, welche die Güte gehabt, mir ihn anzubieten, und der ich hier meine achtungsvolle Dankbarkeit zu bezeugen, mir zur Pflicht macht. Dieser Kalao war von der Größe eines Raben, oder, wenn man will, noch einmal so groß als die gemeine Krähe; seine Länge von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes betrug $2\frac{1}{2}$ Fuß. Der Schwanz war ihm auf der Reise ausgefallen, seine Federn fingen an zu wachsen und hatten bei weitem noch nicht alle ihre Maaße erreicht; man kann daher vermuthen, daß die Gesammtlänge dieses Vogels ungefähr 3 Fuß beträgt. Sein 8 Zoll langer Schnabel war 2 Zoll breit und seiner Länge nach 15 Linien weit gebogen. Ein zweiter Schnabel, wenn man ihn so nennen darf, stand über dem erstern, wie ein Horn, das unmittelbar auf der Krümmung des wahren Schnabels lag. Dieses Horn streckte sich von der Schnabelwurzel bis 2 Zoll weit von der Spitze; es war 2 Zoll 3 Linien hoch, so daß der Schnabel und das Horn, in der Mitte gemessen, eine Höhe von 4 Zoll hatten; beide sind nahe am Kopf 15 Linien im

Querdurchschnitt dick; das Horn ist 6 Zoll lang, und sein Ende schien uns durch Zufall verkürzt und abgebrochen zu seyn, so daß man es ungefähr ½ Zoll länger annehmen kann. Dieses Horn hat im Ganzen die Gestalt eines ächten, an der Spitze abgestuften und geschlossenen Schnabels; die Trennung wird jedoch an der Spitze durch einen rinnenartigen Strich angedeutet, der gegen die Mitte und nach der ganzen Krümmung dieses falschen Schnabels gezeichnet ist, welcher nicht mit dem Schädel zusammenhängt, sondern dessen hinterer Theil, der sich über dem Kopf erhebt, noch merkwürdiger ist. Er besteht aus einer Art von fleischigem und befiedertem Hinterhaupt, mit einer zarten Haut bekleidet, durch welche der Nahrungssaft dieses Schmarotzeranhängsels geht.

Der ächte Schnabel, der in eine stumpfe Spitze ausläuft, ist ziemlich fest, von hornartiger, fast knochiger, in Blättchen ausgebreiteter Substanz, deren Schichten und Wellenlinien man unterscheidet. Der falsche Schnabel, der viel dünner ist, und selbst unter den Fingern nachgibt, ist nicht ausgefüllt; sonst würde der Vogel von seinem Gewicht niedergedrückt werden; sondern er ist von leichter Substanz, und im Innern sind durch sehr dünne Scheidewände getrennte Zellen, welche Edwards mit den Honigwaben vergleicht. Wormius sagt, dieser falsche Schnabel sey von ähnlicher Substanz, wie die Schaale der Krebse.

Der falsche Schnabel ist von der Spitze bis 3 Zoll weit nach hinten schwarz, und man sieht an seiner Wurzel, so wie auch an jener des wahren Schnabels, eine Linie von demselben Schwarz; alles Uebrige ist gelblich weiß. Dies sind genau dieselben Farben, die Wörmius ihm beilegt, der noch hinzufügt, das Innere des Schnabels und des Gaumens sey schwarz.

Eine weiße und gefältete Haut umgibt auf beiden Seiten, wie ein Kinnband, die Wurzel des ächten Schnabels unten, und fügt sich gegen die Schnabelwinkel in die schwarze Haut, welche die Augen umgibt. Das Augenlied ist mit langen nach hinten gebogenen Wimpern versehen; das roth-braune Auge wird lebhaft und feurig, wenn der Vogel in Bewegung geräth. Der Kopf, der im Verhältniß zu dem gewaltigen Schnabel, den er trägt, klein erscheint, ist der Gestalt nach dem des Hehers ziemlich ähnlich. Im Allgemeinen fanden wir die Gestalt, den Gang, und das ganze äußere Wesen dieses Kalao als

eine Zusammensetzung von Zügen und Bewegungen des Hehers, des Raben und der Elster. Diese Aehnlichkeiten sind auf gleiche Weise den meisten Beobachtern ins Auge gefallen, und sie haben diesem Vogel die Namen: indischer Rabe, Hornrabe, äthiopische Hornelster ꝛc. gegeben.

Dieser Vogel hat auf dem Kopf und dem Halse schwarze Federn, die er aufrichten kann, was er auch oft, wie der Heher, thut; die Rücken- und Flügelfedern sind ebenfalls schwarz, und alle haben einen schwachen, veilchenblauen und grünen Widerschein. Man bemerkt auch auf einigen Federn der Flügelbedeckungen eine unregelmäßig gezeichnete braune Einfassung; die leicht übereinander liegenden Federn scheinen aufgeschwellt zu seyn, wie jene des Hehers. Die Magengegend und der Bauch sind schmutzig weiß. Von den großen schwarzen Schwungfedern sind nur die äußersten an der Spitze weiß. Der Schwanz, der wieder zu wachsen anfing, bestand aus 6 weißen, an der Wurzel schwarzen Federn; die andern 4 kamen ganz schwarz aus ihren Kielen. Die Füße sind schwarz, dick, und mit breiten Schuppen stark bedeckt; die langen Nägel scheinen, ohne scharf zu seyn, zum Ergreifen und Festhalten gut geeignet. Dieser Vogel hüpfte mit beiden Füßen zugleich vorwärts und seitwärts, wie der Heher und die Elster, ohne zu gehen. In seiner ruhigen Stellung lag der Kopf rückwärts zwischen den Schultern; in der Aufgeregtheit der Ueberraschung oder der Unruhe hob und vergrößerte er sich, und schien ein gewisses stolzes Aussehen anzunehmen; im Allgemeinen ist jedoch seine Miene gemein und dumm; seine Bewegungen sind ungestüm und unangenehm, und die Züge, durch die er der Elster und dem Raben ähnlich ist, geben ihm ein unedles Ansehen, dem sein Naturell nicht widerspricht. Obgleich einige Arten von Kalaos sich von Früchten zu ernähren scheinen, und wir diesen malabarischen Lattich fressen sahen, den er vorher in seinem Schnabel zerquetschte, so verschluckte er auch rohes Fleisch; er fing Ratten, und verschlang selbst einen kleinen Vogel, den man ihm lebend vorwarf. Er wiederholt oft ein dumpfes Geschrei: ouck, ouck. Dieser kurze und trockene Ton ist nur ein Ruf aus heiserer Kehle. Auch ließ er von Zeit zu Zeit eine andere, nicht so rauhe und schwächere Stimme hören, die dem Glucksen der Truthenne, wenn sie ihre Jungen führt, ganz ähnlich war.

Wir sahen, wie er in der Sonne sich reckte, und seine Flügel ausbreitete, und zu zittern begann, wenn eine Wolke oder ein kleiner Windstoß kam. Er lebte nicht länger als drei Monate in Paris, und starb vor dem Ende des Sommers; unser Klima ist daher zu kalt für seine Natur.

Uebrigens können wir nicht umhin, zu bemerken, daß Hr. Brisson sich geirrt hat, indem er die Figur d des Schnabels auf der Tafel, Nro. 281, der Edwards'schen Glanures auf seinen philippinischen Kalao bezogen hat; denn diese Abbildung stellt den Schnabel unseres malabarischen Kalao dar, auf welchem ein einfacher Auswuchs steht, und kein konkaver Helm mit doppeltem Horn, wie auf jenem des philippinischen Kalao.

Der Brack oder afrikanische Kalao.

(Bucerus africanus. L. Le brac ou calao d'Afrique. B.)

Sechste Art.

Wir wollen diesem Kalao den Namen Brack lassen, den ihm der Pater Labat gegeben, um so mehr, als dieser Reisende der einzige ist, der ihn gesehen und beobachtet hat. Er ist sehr groß; sein Kopf allein und der Schnabel sind zusammen 18 Zoll lang. Dieser Schnabel ist zum Theil gelb und zum Theil roth; die beiden Kiefer sind schwarz eingefaßt. Man sieht auf dem obern Theil des Schnabels einen Auswuchs von horniger Substanz, von bedeutender Größe und von derselben Farbe. Der vordere Theil dieses Auswuchses verlängert sich nach vorne in der Gestalt eines fast graden und nicht aufwärts gebogenen Hornes, wogegen der hintere Theil dieses Auswuchses abgerundet ist, und den obern Theil des Kopfes bedeckt. Die Naslöcher stehen unter dem Auswuchs, ziemlich nahe an der Schnabelwurzel, und das Gefieder dieses Kalao ist ganz schwarz.

Der abyssinische Kalao.

(Bucerus abyssinicus. L. Le calao d'Abyssinie. B.)

Siebente Art.

Dieser Kalao scheint einer der größten seiner Gattung zu seyn; in Beziehung auf die Länge und Dicke der Schnäbel ist jedoch der Nashorn-Kalao noch größer. Die Gestalt des

abyssinischen Kalao, Nro. 779, scheint nach der des Raben gemodelt, und nur größer und dicker zu seyn. Seine Gesammtlänge beträgt 3 Fuß 2 Zoll; er ist ganz schwarz, mit Ausnahme der großen Schwungfedern, welche weiß sind, der mittlern und eines Theils der Bedeckungen, welche eine dunkel-lohbraune Farbe haben. Der Schnabel ist in seiner ganzen Länge leicht und gleichmäßig gebogen, und an den Seiten abgeflacht und zusammengedrückt. Die beiden Kiefer sind inwendig rinnenförmig ausgehöhlt, und laufen in eine stumpfe Spitze aus. Dieser Schnabel ist 9 Zoll lang; an seiner Basis und bis nahe an die Stirn steht eine Hervorragung in Form einer halben Scheibe, die $2^1/_2$ Zoll im Durchmesser hat, und 15 Linien an ihrer Basis über den Augen breit ist. Dieser Auswuchs, von gleicher Substanz mit dem Schnabel, ist dünner, und gibt nach, wenn man ihn mit den Fingern drückt. Die Höhe des Schnabels, senkrecht genommen, und mit der seines Hornes verbunden, beträgt 3 Zoll 8 Linien. Die Füße sind $5^1/_2$ Zoll hoch; die große Zehe, mit Inbegriff des Nagels, ist 28 Linien lang; die drei vordern Zehen sind einander fast gleich; der hintere ist ebenfalls sehr lang, nämlich 2 Zoll; alle sind dick, wie die Beine mit schwärzlichen Schuppen bedeckt, und mit starken, aber weder gebogenen, noch scharfen Nägeln versehen. An jeder Seite des obern Kiefers, nahe an der Wurzel, ist ein röthliches Schild; lange Wimpern fassen die Augenlieder ein, welche von einer nackten, violet-braunen Haut umgeben werden, die auch noch die Kehle und einen Theil des Vorderhalses bedeckt.

Der philippinische Kalao.

(Bucerus bicornis. L. Le calao des Philippines. B.)

Achte Art.

Nach Herrn Brisson ist dieser Vogel von der Größe einer Truthenne; sein Kopf aber verhältnißmäßig viel dicker, und dieß scheint nöthig, um einen Schnabel zu tragen, der 9 Zoll lang und 2 Zoll 8 Linien dick ist, und dabei selbst noch auf dem obern Kiefer einen 6 Zoll langen und 3 Zoll breiten hornigen Auswuchs trägt, welcher in seinem obern Theil etwas konkav ist, und dessen beide vordern Winkel sich nach vorn in Gestalt eines doppelten Hornes verlängern; er rundet sich

über den obern Theil des Kopfes hin. Die Nasslöcher stehen an der Wurzel des Schnabels unter jenem Auswuchs, und der ganze Schnabel ist, so wie seine Hervorragung, röthlich.

Der Kopf, die Kehle, der Hals, der Oberleib und die obern Flügel- und Schwanzbedeckungen dieses Kalao sind schwarz; der ganze Unterleib ist weiß; die Schwungfedern sind schwarz und mit einem weißen Flecken bezeichnet; alle Steuerfedern sind ganz schwarz, mit Ausnahme der beiden äußersten, welche weiß sind; die Füße sind grünlich.

Georg Camel hat, nebst andern philippinischen Vögeln, eine Kalao-Art beschrieben, welche dieser hier ziemlich verwandt scheint, doch nicht ganz dieselbe ist. Seine Beschreibung wurde durch den Doktor Petiver der königlichen Gesellschaft mitgetheilt, und hierauf in den philosophischen Abhandlungen, Nro. 285, Art. 3, abgedruckt. Man erfährt hier, daß dieser, von den Indiern Kalao oder Kagao genannte Vogel, die Gewässer nicht besucht, sondern sich auf den Höhen und selbst auf den Gebirgen hält, und sich von Balitifrüchten, welches eine Art wilder Feigen ist, so wie von Mandeln, Pistazien ꝛc. die er ganz verschlingt, ernährt. „Er hat, sagt dieser Schriftsteller, einen schwarzen Bauch; der Bürzel und der Rücken sind aschbraun; der Hals und der Kopf fuchsroth; der Kopf klein und um die Augen schwarz; die Wimpern schwarz und lang; die Augen blau; der Schnabel 6 bis 7 Zoll lang, etwas nach unten gebogen, ausgezahnt, durchsichtig und zinnoberroth, in der Mitte $^1/_2$ Zoll breit, an der Wurzel mehr als 2 Zoll hoch, und oben mit einem 6 Zoll langen, und fast 2 Zoll breiten Helm bedeckt. Die Zunge ist sehr klein für einen so großen Schnabel, indem sie kaum einen Zoll Länge hat. Seine Stimme gleicht einem Grunzen und mehr dem Brüllen eines Kalbes, als dem Geschrei eines Vogels. Die Beine nebst den Schenkeln sind gelblich, und 6 bis 7 Zoll lang; die Füße haben 3 Zehen nach vorne und nur eine nach hinten, alle sind schuppig, röthlich, und mit schwarzen, festen und gekrümmten Nägeln bewaffnet; der Schwanz besteht aus 8 großen, 15 bis 18 Zoll langen weißen Steuerfedern; die Schwungfedern sind gelb. Die Heiden verehren diesen Vogel und erzählen Mährchen von seinem Kampf mit dem Kranich, den sie Tipul, oder Tihol nennen. Sie sagen, die Kraniche seyen in Folge dieses Kampfes gezwungen gewesen, in den feuchten Ländern

zu wohnen, indem die Kalaos sie in ihren Bergen nicht hätten dulden wollen."

Diese Art Beschreibung scheint mir ziemlich klar zu beweisen, daß die Kalaos keine Wasser- oder Ufervögel sind, und da auch ein Unterschied in den Farben und einigen Merkmalen mit jenen des durch Brisson beschriebenen philippinischen Kalao stattfinden, so glauben wir, daß man diesen hier wenigstens als eine Varietät des andern ansehen muß.

Der Kalao mit rundem Helm.

(Bucerus galeatus. L. Le calao à casque rond. B.)

Neunte Art.

Von diesem Vogel haben wir nur den Schnabel gesehen, welcher jenem gleicht, den Edwards darstellen ließ, und wenn wir die Größe des Vogels nach der Dicke des Kopfes, der an diesem Schnabel hängt, beurtheilen, so muß dieser Kalao, Nro. 933, einer der größten und stärksten seiner Gattung seyn; der Schnabel ist von den Winkeln bis zur Spitze 6 Zoll lang, fast grade, d. h. ohne Krümmung, und auch nicht ausgezahnt. Von der Mitte des Oberkiefers erhebt sich und zieht sich bis über den Hinterkopf eine 2 Zoll hohe, fast runde, aber an den Seiten etwas eingedrückte Geschwulst in Form eines Helmes. Diese Erhöhung bildet mit dem Schnabel vereint eine senkrechte Höhe von 4 Zoll auf 8 Zoll Umfang. Die welken und gebräunten Farben in diesem Schnabel, den wir im Kabinet haben, zeigen nichts mehr von jenem Zinnoberroth, womit Edwards den Helm des von ihm dargestellten Schnabels ausmalen ließ. Herr Brisson scheint sich zu irren, wenn er den auf der Edwards'schen Tafel, Nro. 281, mit c bezeichneten Schnabel auf seinen ersten Kalao, Seite 568, bezieht, dessen Helm im Gegentheil abgeflacht ist.

Aldrovande hat unter dem Namen Semenda, indischer Vogel, dessen Naturgeschichte, wie er sagt, fast ganz fabelhaft ist, eine sehr leicht zu erkennende Abbildung von dem Schnabel dieses Kalao mit rundem Helm aufgenommen. Dieser Schnabel, der sich im Kabinet des Großherzogs von Toskana befindet, war aus Damascus gebracht worden. Der Helm dieses Schnabels war von ovaler Form, vorn weiß, und nach

hinten roth; der Schnabel eine Palme lang, spitz und rinnenförmig ausgehöhlt. Vergleicht man diese Beschreibung mit der Figur, so erkennt man, daß dieser Schnabel jener des Kalao mit rundem Helm ist.

Der Nashorn-Kalao oder Rhinoceros-Kalao (Hornvogel oder Rhinocerosvogel.)

(Bucerus rhinoceros. L. Le calao-rhinocéros. B.)

Zehnte Art.

Einige Schriftsteller haben diesen Vogel aus dem südlichen Indien mit dem Plinischen Tragopan verwechselt, welches der den Griechen und Römern bekannt gewesene Kasuar ist, der in der Berberey und der Levante in weiter Entfernung von den Gegenden gefunden wird, wo der Nashorn-Kalao sich findet.

Dieser Kalao, den Bontius auf der Insel Java gesehen hat, ist viel größer als der europäische Rabe. Er sagt, er sey stinkend und sehr häßlich, und beschreibt ihn, wie folgt:

„Sein Gefieder ist ganz schwarz, und sein Schnabel sehr seltsam gestaltet, denn aus dem obern Theil desselben erhebt sich ein hornartiger Auswuchs, der sich nach vorn zieht, dann wie ein Horn hinaufbiegt, und übermäßig groß ist, nämlich 8 Zoll lang, und an seiner Wurzel 4 Zoll breit. Dieses Horn ist bunt von Roth und Gelb, und durch eine schwarze Linie, welche sich auf jeder seiner Seiten der Länge nach hinzieht, gleichsam in zwei Theile getheilt. Die Nasslöcher liegen unter diesem Auswuchs, nahe an der Schnabelwurzel. Der Vogel findet sich auf Sumatra, auf den Philippinen, und in den andern Theilen der heißen Gegenden Indiens."

Bontius berichtet einige Thatsachen in Betreff dieser Vögel. Er sagt, sie lebten von Fleisch und Aas; sie folgten gewöhnlich den Jägern, welche wilden Schweinen, wilden Kühen ꝛc. nachstellten, um das Fleisch und die Eingeweide dieser Thiere zu fressen, welche die Jäger ausweideten, und in Viertel zerschnitten, um dieses große Wildpret leichter und rechter schnell mit fortzuschaffen, denn wenn sie es einige Zeit an seiner Stelle ließen, so würden die Kalaos es ganz verzehren. Indessen stellt dieser Vogel nur Ratten und Mäusen nach, und aus diesem Grunde erziehen die Indier einige. Bontius be-

1. DER EISVOGEL.

Ordnung: Sperling. *Familie:* Dünnschnäbler. *Gattung:* Eisvogel. *(Cuv.)*

2. DER GEHAUBTE EISVOGEL. 3. DER GRAUKÖPFIGE EISVOGEL.

Ordnung: Sperling ..... *id* ... *id.*

richtet, bevor der Kalao eine Maus fräße, drücke er sie in seinem Schnabel platt und weich, werfe sie dann in die Luft, fange sie in seinem weitem Schlunde auf, und verschlinge sie ganz. Uebrigens ist dieses die einzige Art zu fressen, welche der Bau seines Schnabels und die Kleinheit seiner Zunge, die tief in dem Schnabel und fast in der Kehle versteckt liegt, ihm gestattet.

Dies ist die Lebensweise, auf welche die Natur ihn beschränkt hat, indem sie ihm einen Schnabel gab, der stark genug zum Raube, aber zu schwach zum Kampfe war, zum Gebrauch sehr unbequem, und dessen ganze Zurüstung nur eine unförmliche Ueberladung, und ein unnützes Gewicht ist.

Diese äußeren Auswüchse und Fehler scheinen auf die innern Fähigkeiten des Thieres einzuwirken. Dieser Kalao ist traurig und wild, er hat ein rauhes Aussehen, eine schwerfällige und gleichsam ermüdete Stellung. Uebrigens findet sich bei Bontius nur eine sehr ungenaue Abbildung des Kopfes und des Schnabels, und dieser von Bontius dargestellte Schnabel ist sehr klein im Vergleich zu dem im Kabinet befindlichen, Nr. 934; da er aber dieselbe Form hat, so gehören sie gewiß beide derselben Art an.

Der Eisvogel oder Alkyon.

(Alcedo Spida. L. Le martin-pêcheur, ou l'alcyon. B)

Der französische Name martin-pêcheur kommt von martinet-pêcheur, welches die altfranzösische Benennung dieses Vogels, Nr. 77, war, dessen Flug jenem der hirondelle-martinet gleicht, wenn diese über der Erde oder dem Wasser streicht. Sein alter Name Alkyon war viel edler, und man hätte ihm ihn lassen sollen, denn es gab keinen berühmtern Namen bei den Griechen; alkyonisch nannten sie die Tage der Windstille, gegen die Zeit der Sonnenwende, wenn die Luft und das Meer ruhig sind, den Schiffern kostbare Tage, während deren die Fahrt auf dem Meere so sicher ist, als auf dem Lande; diese Tage waren auch die dem Alkyon zur Erziehung seiner Jungen angewiesene Zeit. Die Einbildungskraft, stets geneigt, die einfachen Schönheiten der Natur in das Wunderbare zu übertragen, entstellte dieses Bild vollends dadurch, daß sie das Nest des Alkyon auf dem glatten Meere ruhen ließ; Aeolus fesselte die Winde zu Gunsten seiner En-

kel; klagend und einsam schien seine Tochter Alkyone ihren unglücklichen Ceix, welchen Neptun umkommen ließ, von den Wellen noch zurückzufordern ꝛc.

Diese mythologische Geschichte des Vogels Alkyon ist, wie jede andere Mythe, nur das Sinnbild seiner Naturgeschichte, und es kann befremden, daß Aldrovande seine lange Untersuchung über den Alkyon mit der Angabe schließt, dieser Vogel sey nicht mehr bekannt. Schon nach der Beschreibung des Aristoteles konnte er ihn wieder erkennen, und entnehmen, daß es unser Eisvogel ist. „Der Alkyon, sagt dieser Philosoph, ist nicht viel größer als ein Sperling, sein blaues und grünes Gefieder wird noch durch Purpurroth gehoben. Diese glänzenden Farben sind in ihren Widerscheinen auf dem ganzen Körper, auf den Flügeln und dem Halse vereint und verschmelzt; sein gelblicher [1]) Schnabel ist lang und spitzig."

Ebenso wird er durch die Vergleichung der natürlichen Gewohnheiten erkannt werden können. Der Alkyon war einsam und traurig, was auf den Eisvogel paßt, den man immer allein sieht, und dessen Paarungszeit sehr kurz ist. Aristoteles, welcher berichtet, der Alkyon halte sich an den Seeküsten auf, fügt hinzu, er gehe an den Flüssen weit hinauf, bleibe aber an deren Ufern; es ist nun aber keinem Zweifel unterworfen, daß der Flußeisvogel sich ebenfalls gern an den Meeresküsten hält, wo er alle zu seiner Lebensweise nöthigen Bequemlichkeiten findet, und wir sind dessen durch Augenzeugen versichert. Klein läugnet es zwar, jedoch nur in Beziehung auf die Ostsee, und er hat, wie wir Gelegenheit finden werden es darzulegen, den Vogel sehr schlecht gekannt. Uebrigens war der Alkyon in Griechenland und in Italien nicht sehr häufig; Cherephon, bei Lucian, bewundert seinen Gesang, als etwas ihm ganz Neues. Aristoteles und Plinius sagen, der Alkyon erscheine nur selten und flüchtig, man sehe ihn mit reißender Schnelligkeit um die Schiffe fliegen, und nach seiner kleinen Höhle am Ufer zurückfliegen; alles dieses entspricht vollkommen dem Eisvogel, der nirgendwo sehr häufig ist, und sich nur selten zeigt.

---

[1]) Ich habe das Wort ypokloron nach Scaliger mit gelblich, und nicht, wie Gaza es wieder gegeben, mit grünlich übersetzt, und man kann mit Recht annehmen, daß dieses die richtige Interpretation ist.

Man erkennt ferner unsern Eisvogel in der Art und Weise, wie der Alkyon Fische fängt. Lycophron nennt ihn den Taucher und Oppian sagt, er tauche, und werfe sich hinabstürzend in das Meer. Nach dieser Gewohnheit, senkrecht in das Meer zu stürzen, haben ihn die Italiener **Piombino** (kleines Senkblei) genannt. Es entsprechen also alle äußern Kennzeichen und alle natürlichen Gewohnheiten unsers Eisvogels dem von Aristoteles beschriebenen Alkyon. Die Dichter ließen das Nest des Alkyon auf dem Meere schwimmen; die Naturforscher haben gefunden, daß er kein Nest baut, und seine Eier in horizontale Löcher am Ufer der Flüsse oder an der Meeresküste legt.

Die Zeit des Geschlechtstriebes des Alkyon und die in der Zeit der Sonnenwende verlebten alkyonischen Tage sind der einzige Punkt, der sich nicht genau auf dasjenige zurückführen läßt, was wir vom Eisvogel kennen, obgleich man ihn sehr früh im Jahre und vor dem Aequinoctio sich paaren sieht; aber abgesehen davon, daß die Mythologie einiges zu der Naturgeschichte des Alkyons hinzugefügt haben kann, um sie zu verschönern, ist es möglich, daß in einem wärmern Klima der Geschlechtstrieb der Eisvögel noch früher beginnt; auch gab es verschiedene Meinungen über die eigentliche Zeit der alkyonischen Tage. Aristoteles sagt, in den griechischen Meeren fielen die alkyonischen Tage nicht immer in die Zeit der Sonnenwende, in Beziehung auf das sicilische Meer sey dieses aber beständiger. Die Alten waren eben so wenig über die Zahl dieser Tage einig, und Columella setzt sie auf die Kalenden des März; die Zeit, in welcher unser Eisvogel sein Nest zu bauen beginnt.

Aristoteles erwähnt nur bestimmt einer einzigen Alkyonart, noch dazu in einer zweideutigen und wahrscheinlich verderbten Stelle, in welcher, nach Gesners Berichtigung, von zwei Schwalbenarten die Rede ist, aus denen die Naturforscher zwei Alkyonarten gemacht hatten; eine kleine, die eine Stimme hat, und eine große, die stumm ist, worauf Belon, um diese zwei Arten aufzufinden, aus der Rohrdrossel seinen lauten Alkyon gemacht hat, während er zugleich den Eisvogel den stummen Alkyon nennt, obgleich er keineswegs stumm ist.

Diese kritischen Erörterungen scheinen uns nothwendig bei einem Gegenstande zu seyn, den die meisten Naturforscher im größten Dunkel gelassen haben. Klein, der es bemerkt, vermehrt noch die Verwirrung, indem er dem Eisvogel zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten beilegt; er beruft sich auf die Autorität Schwenkfelds, der in denselben Irrthum verfiel, und auf eine fehlerhafte Abbildung bei Belon, welche indessen dieser Naturforscher selbst berichtigt hat, indem er die seltsame Gestalt des Fußes dieses Vogels sehr gut beschreibt. Von den drei Vorderzehen ist die äußere mit der mittleren bis zum dritten Gelenk eng verbunden, so daß sie nur eine einzige Zehe auszumachen scheinen, wodurch unten eine breite und flache Fußsohle gebildet wird; die innere Zehe ist sehr kurz, und kürzer als die hintere; die Füße sind ebenfalls sehr kurz; der Kopf ist dick; der Schnabel lang, an seiner Basis dick, und in eine dünne Spitze gerade auslaufend, welche bei den Arten dieser Gattung im Allgemeinen kurz ist. Es ist der schönste Vogel in unsern Gegenden, und es gibt keinen in Europa, den man, was den Reichthum, den Glanz und die Sauberkeit der Farben betrifft, mit dem Eisvogel vergleichen kann. Sie haben die Nuancen des Regenbogens, den Schimmer des Schmelzes, den Abglanz der Seide. Der ganze mittlere Rücken mit der obern Seite des Schwanzes hat eine helle und glänzende blaue Farbe, die in den Sonnenstrahlen das Spiel des Saphirs und das Auge des Türkis darstellt; das Grün vermischt sich auf den Flügeln mit Blau; und die meisten Federn der letztern sind an der Spitze grün und auf ihrem übrigen Theil mit Aquamarinfarbe getüpfelt. Der Kopf und der Oberhals sind auf einem himmelblauen Grunde mit hellern Flecken punktirt. Gesner vergleicht die glühend rothgelbe Farbe der Brust mit dem flammenden Roth einer brennenden Kohle.

Es scheint, als sey der Eisvogel jenem Klima entronnen, wo die Sonne mit den Gluthen eines reinern Lichtes alle Schätze der reichsten Farben verbreitet. [1]) Wenn die Art unserer Eisvögel nicht genau den östlichen und südlichen Klimaten angehört, so ist doch allerdings die ganze Gattung dieser

[1]) In der Sprache auf den Gesellschaftsinseln heißt der Eisvogel Eroore.

schönen Vögel dort einheimisch; denn gegen eine einzige Art, die wir in Europa haben, finden sich deren in Afrika und Asien mehr als 20, und wir kennen noch 8 andere Arten in den heißen Klimaten Amerikas. Die europäische ist selbst in Asien und Afrika verbreitet; mehre aus China und Egypten geschickte Eisvögel waren den unsern ganz ähnlich, und Belon sagt, er habe ihn in Griechenland und Thrazien wiedergefunden.

Obwohl ursprünglich aus den heißeren Klimaten, hat sich dieser Vogel an die Kälte der unsern gewöhnt; man sieht ihn im Winter längs der Bäche unter das Eis tauchen, und dort seine Beute hervorholen; aus diesem Grunde haben ihn die Deutschen Eisvogel genannt, und Belon irrt sich, wenn er berichtet, er sey in unsern Gegenden nur Zugvogel, da er zur Zeit des Frostes bei uns bleibt. Sein Flug ist schnell und reißend; er folgt gewöhnlich den Windungen der Bäche, indem er über die Oberfläche des Wassers streift. Im Fluge schreit er ki, ki, ki, ki, mit einer durchdringenden Stimme, von der die Ufer wiederhallen. Im Frühling hat er einen andern Gesang, den man trotz des Murmelns der Wellen und des Geräusches der Wasserfälle hört. [1]) Er ist sehr wild, und fliegt auf, wenn er jemand von weitem erblickt; er hält sich auf einem hervorstehenden Zweige über dem Wasser, um Fische zu fangen; er bleibt unbeweglich, und späht oft zwei Stunden lang auf den Augenblick, wenn ein kleiner Fisch vorüberschwimmt; er stürzt auf die Beute ins Wasser hinab, worin er mehre Sekunden bleibt; er kommt mit dem Fisch im Schnabel heraus, den er hierauf an das Land trägt, und ihn am Boden todt schlägt, bevor er ihn verschlingt.

Sind keine über das Wasser hervorstehende Zweige vorhanden, so setzt sich der Eisvogel auf irgend einen Stein in der Nähe des Ufers, oder auch auf den Kies; sobald er aber einen kleinen Fisch erblickt, schwingt er sich plötzlich 12 bis 15 Fuß hoch, und stürzt senkrecht hinab. Oft sieht man ihn auch in seinem schnellen Fluge inne halten, unbeweglich bleiben, und

---

[1]) Der Name Ispida wurde, dem Verfasser de natura rerum bei Gesner zufolge, dem Geschrei des Vogels nachgebildet; wahrscheinlich wollte man auch in dem Namen Tartarieu, den man ebenfalls dem Eisvogel beilegt, von dem erstern das zweite nachahmen.

Es ist auffallend, daß ein Vogel, der so schnell und anhaltend fliegt, keine große Flugweite hat; die Flügel sind im Gegentheil im Verhältniß zu seiner Größe klein, woraus man auf die Kraft der sie bewegenden Muskeln schließen kann; denn es gibt vielleicht keinen Vogel, der so schnelle Bewegungen und einen so raschen Flug hat; er fliegt mit der Geschwindigkeit eines Pfeils, und wenn er einen Fisch von dem Zweige, auf dem er sitzt, fallen läßt, so fängt er seine Beute oft wieder, bevor sie den Boden berührt hat. Da er sich fast nur auf trockene Zweige setzt, so hat man behauptet, das Holz, auf das er sich setze, verdorre.

Man legt dem getrockneten Vogel die Eigenschaft bei, daß er Tuch und andere Wollenstoffe erhalte, und die Motten entferne. Zu diesem Zweck hängen ihn die Kaufleute in ihren Magazinen auf. [1]) Vielleicht mag sein Geruch nach falschem Bisam diese Insekten entfernen, aber nicht mehr, als jeder andere scharfe Geruch. Da sein Körper leicht trocknet, so hat man gesagt, sein Fleisch gehe nie in Verwesung über; und diese, obwohl nur eingebildeten Kräfte, werden noch durch die Wunder überboten, die einige Schriftsteller, welche die abergläubischen Vorstellungen der Alten über den Alkyon gesammelt haben, von ihm erzählen. Er hat, sagen sie, die Eigenschaft, den Blitzstrahl abzuhalten, einen vergrabenen Schatz zu vergrößern, und selbst nach seinem Tode in jeder Mauserzeit sein Gefieder zu erneuern. Er theilt, sagt Kirannides, jedem, der ihn bei sich trägt, Anmuth und Schönheit mit; er verleiht Frieden im Hause, Ruhe zur See, lockt Fische an, und macht

---

per hin, und zieht sich bis zum Ende der Schwanzbedeckungen, wo das Blau lebhafter wird. Die 12 Steuerfedern waren gebräunt Blau; die 22 Schwungfedern, jede der Länge nach halb braun und halb gebräunt blau; die Flügelbedeckungen braun mit blauen Punkten, die Kehle weißlich, die Brust fuchsroth mit braunen Schatten, der Bauch weißlich; die untere Seite des Schwanzes fast aurorafuchsroth; der Schnabel 17 Linien lang, die Zunge sehr kurz, breit und spitz, der Magen sehr weit. (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Montbeliard.)

[1]) Daher sein alter Name Artre oder Atre, den man ihm nach Belon gibt, und der Motte bezeichnet, gleichsam zum Gegensatz Mottenvogel, und die Namen Tuchhändler (drapier), und Tuchhüter (garde-boutique).

1. DER GROSSE EISVOGEL.

Ordnung: Sperling. *Familie:* Dünnschnäbler. *Gattung:* Eisvogel. *(Cuvier.)*

Pl. 140

1. DER JACAMAR.

Ordnung: Sperling. *Gattung:* Jacamar. *(Cuvier.)*

auf jedem Gewässer den Fischfang ergiebig. Diese Fabeln schmeicheln der Leichtgläubigkeit, aber unglücklicher Weise sind es nur Fabeln. [1])

Die ausländischen Eisvögel.

Da die Zahl der ausländischen Arten hier sehr bedeutend ist, und sich alle in den heißen Klimaten finden, so muß man die Art unseres Eisvogels gleichsam als eine aus dieser großen Familie entflohene betrachten, da sie in unsern Gegenden die einzige, und selbst ohne Varietät ist. Um Ordnung in die Aufzählung dieser vielen ausländischen Arten zu bringen, wollen wir zuvörderst alle Eisvögel des alten Kontinents von den amerikanischen trennen, und sie hierauf beide nach der Ordnung der Größe angeben, indem wir mit jenen beginnen, die größer, wie unser europäischer Eisvogel, und mit denen fortfahren, die ihm an Größe gleich, oder die kleiner sind.

Die großen Eisvögel vom alten Kontinent.

Der größte Eisvogel.

(Daulo gigantea. L. Le plus grand martin-pêcheur. B.)

Erste Art.

Dieser Vogel, Nr. 663, der größte seiner Gattung, findet sich in Neuguinea; er ist 16 Zoll lang, und von der Größe einer Dohle. Sein ganzes Gefieder, mit Ausnahme des Schwanzes, sieht verwaschen rußbraun aus, und ist auf dem Rücken und den Flügeln gebräunt; an dem ganzen Vorderkörper und um den Hals auf weißerem Grunde heller und mit kleinen schwärzlichen Wellenlinien querüber leicht durchzogen; die Federn auf dem Scheitel und ein breiter Strich unter dem Auge von demselben Rußbraun wie der Rücken; der Schwanz ist fuchsroth, halb mit schwarzen wellenförmigen Querlinien, und an der Spitze weiß; der untere Halbschnabel orangegelb, der obere schwarz und an der Spitze leicht gebogen, ein Zug, wo-

[1]) Seltsam ist es, daß man sie selbst bei den Tartaren und in Sibirien wiederfindet.

durch dieser Vogel aus der Gattung der Eisvögel, zu der er sonst nach allen andern Merkmalen gehört, sich etwas zu entfernen scheint.

Der blau und fuchsrothe Eisvogel.
(Le martin-pêcheur bleu et roux. B.)

Zweite Art.

Dieser Vogel ist etwas über 9 Zoll und sein rother Schnabel $2^1/_2$ Zoll lang. Der ganze Kopf, der Hals und der Unterleib sind schön fuchsbraun; der Schwanz, der Rücken und die Hälfte der Flügel von blauer Farbe, welche, je nach den Gesichtspunkten, in himmelblau und in aquamarinblau schillert; die Spitzen der Flügel und die Schultern sind schwarz. Diese Art findet sich auf Madagaskar; auch sieht man sie, Edwards zufolge, am Ufer des Gambia in Afrika. Der Eisvogel von der Küste von Malabar, der auf den illuminirten Tafeln, Nr. 894, dargestellt ist, und Brissons 14. Art bildet, gleicht in allem diesem hier Nr. 232, nur daß seine Kehle weiß ist, vielleicht nur ein Unterschied zwischen Männchen und Weibchen in derselben Art, wonach sich diese dem Aequator entlang in der ganzen Ausdehnung des Kontinents finden würde; sie fand sich hier selbst in einer großen Breite, wenn, wie es uns scheint, Albins Eisvogel von Smyrna, aus welchem Brisson seine dritte Art macht, derselbe wie dieser hier wäre.

Der krabbenfressende Eisvogel.
(Le martin-pêcheur crabier. B.)

Dritte Art.

Diesen Eisvogel erhielten wir unter dem Namen Krabbenfresser vom Senegal. Wahrscheinlich findet er sich ebenfalls auf den Inseln des grünen Vorgebirges, und muß man auf ihn die folgende durch Hrn. Forster in der zweiten Reise des Kapitän Cook mitgetheilte Nachricht beziehen. „Der merkwürdigste Vogel, den wir auf den Inseln des grünen Vorgebirges sahen, ist eine Art Eisvogel, der sich von großen, roth und blauen Landkrabben ernährt, mit denen die Löcher dieses trockenen und verbrannten Bodens angefüllt sind.“ Dieser Eisvogel, Nro. 334, ist auf dem Schwanz und dem ganzen

Rücken aquamarinblau, welche Farbe sich auch auf dem äußern Rand der großen und mittleren Schwungfedern findet; ihre Spitzen aber sind schwarz, und ein breites Schild von dieser Farbe bedeckt den ganzen Theil zunächst am Körper, und zeichnet auf dem Flügel gleichsam den Umriß eines zweiten Flügels; der ganze Unterkörper ist hellfalb; ein schwarzer Strich zieht sich hinter das Auge; der Schnabel und die Füße sind dunkelrostfarbig. Die Länge dieses Vogels beträgt 1 Fuß.

Der dickschnabelige Eisvogel.

(Le martin-pêcheur à gros bec. B.)

Vierte Art.

Der Schnabel der Eisvögel ist im Allgemeinen groß und stark; dieser hier, Nr. 590, hat verhältnißmäßig noch einen dickern und stärkern, als irgend ein anderer. Der ganze Vogel ist 14 Zoll, der Schnabel allein mehr als 3 Zoll lang, und an seiner Wurzel mehr als 11 Linien dick. Der Kopf ist mit einem hellgrauen Schmuck versehen; der Rücken wassergrün, die Flügel aquamarinblau; der Schwanz grün wie der Rücken, an der untern Seite grau; der ganze Unterleib von mattem und schwachem Falb; der dicke Theil des Schnabels siegellackroth.

Der Elster-Eisvogel.

(Le martin-pêcheur pie. B.)

Fünfte Art.

Die auf dem ganzen Gefieder dieses Vogels vermischten und durchschnittenen Farben: weiß und schwarz, werden durch den Namen Elster-Eisvogel, den wir ihm beilegen, bezeichnet. Der Rücken ist weiß gewölkt, auf schwarzem Grunde; auf der Brust ist ein schwarzer Gürtel; der ganze Vorderhals bis unter dem Schnabel ist weiß; die Schwungfedern, an der äußern Seite schwarz, sind im innern Theil weiß und schwarz durchzogen, mit weißer Franze; der obere Theil des Kopfes und die Haube sind schwarz, so wie auch der Schnabel und die Füße. Die Gesammtlänge des Vogels beträgt beinahe 8 Zoll.

Dieser Eisvogel, Nro. 716, ist vom Vorgebirge der guten Hoffnung geschickt worden. Indem wir mit ihm einen andern vom Senegal übersendeten, und auf der illuminirten Tafel, Nro. 62, abgebildeten Vogel verglichen, konnten wir nicht umhin, sie für Vögel derselben Art zu halten, da die Unterschiede, die sich in den beiden Abbildungen finden können, zwischen den beiden Vögeln selbst nicht so groß sind. Das Schwarz zum Beispiel auf der Tafel 62 ist nicht stark, noch dunkel genug; die Federn auf dem Kopfe, die liegend dargestellt sind, können sich eben so gut haubenartig aufrichten; der merklichste Unterschied, der nichts weniger als ein Art-Unterschied ist, liegt darin, daß der senegalische in seinem Gefieder mehr weiß, und der cap'sche etwas mehr schwarz hat. Hr. Edwards hat einen dieser Vögel angegeben, der aus Persien kam; seine Abbildung aber ist ziemlich fehlerhaft, und die Vertheilung der Farben gar nicht treu wiedergegeben. Er bemerkt, dieser Vogel sey in Weingeist überschickt worden, und sagt selbst, wie sehr die Farben an den Vögeln, die in dieser Flüssigkeit gelegen haben, geschwächt und verdorben werden.

Es ist aber keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der weiß und schwarze Eisvogel von Jamaika, dessen Sloane erwähnt, und von dem er eine Abbildung gibt, auf deren Genauigkeit man wohl kaum rechnen kann, zu derselben Art gehört, wie der senegalische oder jener vom Vorgebirge der guten Hoffnung, obgleich Hr. Brisson nicht Anstand nimmt, sie zusammen zu stellen. Ein Vogel, der einen kurzen Flug hat, und an den Ufern hinstreicht, kann nicht über das atlantische Meer geflogen seyn, und die Natur, so mannigfaltig in ihren Werken, scheint keine ihrer Formen auf dem andern Kontinent wiederholt, sondern sie nach ganz neuen Modellen geschaffen zu haben, wenn sie ihn nicht mit dem Vorrath ihrer frühern Erzeugnisse zu bevölkern vermochte. Es ist offenbar auch eine einheimische, und in Ländern, wo sie gefunden wurde; ganz eigenthümliche Art, wie jene der Eisvögel, die man in den mitten im Südmeer verloren liegenden, und bei Gelegenheit der letzten Seefahrten entdeckten Inseln gesehen hat. Hr. Forster fand sie auf der zweiten Reise des Kapitän Cook auf Taiti, Huaheine und Ulietea, Inseln, die 1500 Lieues von allen Kontinenten entfernt liegen. Diese Eisvögel sind düster grün, mit einem Halsband von derselben Farbe auf einem weißen

Halse. Es scheint, daß einige jener Insulaner abergläubische Vorstellungen mit ihnen verknüpfen, und man sollte sagen, man sey sich von einem Ende der Welt bis zum andern begegnet, um den Vögeln aus der Familie der Alkyone wunderbare Eigenschaften anzudichten.

Der gehaubte Eisvogel.

(Alcedo maxima. L. Le martin-pêcheur huppé. B.)

Sechste Art.

Dieser Eisvogel, Nr. 679, ist 16 Zoll lang, und einer der größten. Sein Gefieder hat einen reichen Schmelz, obwohl keine glänzenden Farben. Es ist ganz übersäet mit weißen Tropfen, die vom Rücken bis zum Schwanze auf einem schwärzlich-grauen Grunde in Querlinien darauf gestreut sind. Die Kehle ist weiß mit schwärzlichen Streifen auf den Seiten; die Brust hat einen Schmelz von denselben beiden Farben, und von fuchsroth; der Bauch ist weiß; die Seiten und die untern Schwanzbedeckungen sind fuchsroth. Der Maaßstab wurde auf der illuminirten Abbildung dieses Vogels ausgelassen, und man muß sich ihn um $\frac{1}{3}$ dicker und größer denken, als er darauf dargestellt ist.

Hr. Sonnerat gibt eine Art Eisvogel aus Neu-Guinea an, Seite 171, die in dem Wuchs und einem Theil der Farben viel Aehnlichkeit mit dieser hier hat. Wir wollen jedoch über die Identität ihrer Arten nicht entscheiden, und diese letztere nur andeuten, da uns die Abbildung, welche der Nachricht darüber hinzugefügt ist, nicht deutlich genug zu seyn scheint.

Der Eisvogel mit schwarzem Kopfschmuck.

(Le martin-pêcheur à coiffe noire. B.)

Siebente Art.

Dieser Eisvogel, Nro. 673, ist einer der schönsten; marmiges und seidenhaftes Veilchenblau bedeckt den Rücken, den Schwanz und die Hälfte der Flügel, deren Spitzen, so wie auch die Schultern, schwarz sind; der Bauch ist hellfuchsroth; ein weißes Schild bedeckt die Brust und die Kehle, und zieht sich am Rücken um den Hals; der Kopf trägt einen großen

schwarzen Schmuck; ein großer glänzend-rother Schnabel hebt vollends die schönen Farben, womit der Vogel geziert ist. Seine Länge beträgt 10 Zoll. Er findet sich in China, und wir halten für eine sehr verwandte Art oder für eine einfache Varietät den großen Eisvogel von der Insel Lucon, dessen Herr Sonnerat in seiner Reise nach Neu-Guinea, Seite 65, erwähnt.

Der Eisvogel mit grünem Kopf.

(Le martin-pêcheur à tête verte. B.)

Achte Art.

Eine grüne Kappe, mit einer schwarzen Einfassung umzogen, bedeckt den Kopf dieses Eisvogels, Nro. 783. Sein Rücken ist von demselben Grün, welches auf den Flügeln und dem Schwanz in Aquamarinblau übergeht; der Hals, die Kehle und der ganze Vorderleib sind weiß; der Schnabel, die Füße und die untere Seite des Schwanzes schwärzlich. Er ist 9 Zoll lang. Dieser Vogel, dessen Art neu scheint, wird auf der illuminirten Tafel als vom Vorgebirge der guten Hoffnung angegeben; wir finden aber eine Nachricht über ihn in den Papieren des Herrn Commerson, der ihn auf der Insel Buro in der Nähe von Amboina, einer der Molukken, gesehen und beschrieben hat.

Der Eisvogel mit strohfarbigem Kopf und Halse.

(Le martin-pêcheur à tête et cou couleur de paille. B.)

Neunte Art.

Dieser Eisvogel, Nro. 757, dessen Art neu ist, hat auf den Flügeln und dem Schwanz eine dunkle türkisblaue Farbe; die großen Schwung- und Steuerfedern sind braun mit blauer Franze; der Rücken ist aquamarinblau; der Hals, der Vorder- und Unterleib weiß, mit strohgelber oder Rehbauchfarbe; auf dem weißen Grunde des Scheitels sind kleine schwarze Striche; der Schnabel ist roth und fast 3 Zoll lang; die Gesammtlänge des Vogels beträgt 1 Fuß. Die Nachricht von einem Eisvogel von Celebes, welche Reisende mittheilten, aber die wahrscheinlich durch ihre Einbildungskraft etwas ausgeschmückt wurde, scheint sich auf eine ähnliche, obwohl etwas

kleinere Art zu beziehen. „Dieser Vogel, sagen sie, ernährt sich von einem kleinen Fisch, dem er am Ufer auflauert. Er flattert über der Wasserfläche umher, bis der Fisch, der sehr leicht ist, in die Luft springt, und sich über seinen Feind zu erheben scheint, um über ihn herzustürzen; der Vogel aber ist immer gewandt genug, ihm zuvor zu kommen; er fängt ihn mit seinem Schnabel auf, und trägt ihn nach seinem Neste fort, wo er sich einen bis zwei Tage damit ernährt, während deren seine ganze Beschäftigung im Singen besteht.... Er ist kaum von der Größe einer Lerche; sein Schnabel roth, das Gefieder auf dem Kopf und dem Rücken ganz grün; das auf dem Bauche spielt ins Gelbe, und sein Schwanz ist vom schönsten Blau der Welt.... Diesen bewundernswerthen Vogel nennt man Tenruiulon.“ [1])

Der Eisvogel mit weißem Halsbande.

(Le martin-pêcheur à collier blanc. B.)

Zehnte Art.

Herr Sonnerat hat uns mit dieser Art von Eisvogel bekannt gemacht; er ist etwas kleiner als eine Amsel; sein Kopf, sein Rücken, die Flügel und der Schwanz sind blau mit grüner Schattirung; der ganze Unterleib ist weiß, und ein weißes Bändchen zieht sich um den Hals. Er fand diese Art auf den Philippinen, und wir dürfen glauben, daß man sie auch in China sieht.

Der Vogel, den Herr Brisson unter dem Namen des indischen Eisvogels mit dem Halsband nur nach einer Zeichnung angibt, und von dem er sagt, er sey viel größer als unser europäischer Eisvogel, dürfte wohl nur eine Varietät in dieser zehnten Art seyn.

---

[1]) Allgemeine Geschichte der Reisen. Th. 10. S. 459.

Die Eisvögel mittlerer Größe von dem alten Kontinent.

Der Babukard.

(Le baboucard. B.)

Erste Art mittlerer Größe.

Der Name des Eisvogels vom Senegal ist in jalofischer Sprache Babukard. Die Arten desselben sind an dem großen Strom dieses Landes zahlreich, und alle mit den lebhaftesten und mannigfaltigsten Farben geschmückt. Wir beziehen den Gattungsnamen Babukard auf jenen, aus welchem Hr. Brisson seine siebente Art gemacht hat, und der dem europäischen Eisvogel so ähnlich ist, daß man ihre Arten für sehr verwandt oder vielleicht nur für eine einzige halten kann, da wir bereits bemerkt haben, daß dieser Vogel, als ein in unserm Klima verirrter Fremdling, eigentlich in den wärmern Klimaten einheimisch ist, denen seine ganze Gattung angehört.

Der blaue und schwarze Eisvogel vom Senegal.

(Le martin-pêcheur bleu et noir du Sénégal. B.)

Zweite Art mittlerer Größe.

Dieser hier, Nro. 356, scheint etwas dicker zu seyn, als unser Eisvogel, obwohl seine Länge kaum 7 Zoll beträgt. Der Schwanz, der Rücken und die mittlern Schwungfedern sind dunkelblau; der übrige Theil des Flügels, die Bedeckungen und großen Schwungfedern sind schwarz; der Unterleib ist fuchsfalb bis gegen die Kehle, welche weiß, mit bläulichen Schattirungen ist; etwas stärker bedeckt dieser Anstrich den Obertheil des Kopfes und des Halses; der Schnabel ist fuchsroth und die Füße sind röthlich.

Der grauköpfige Eisvogel.

(Daulo senegalensis. L. Le martin-pêcheur à tête grise. B.)

Dritte Art mittlerer Größe.

Dieser Eisvogel, Nro. 594, hält die Mitte zwischen dem großen und dem mittlern Wuchs; er ist fast von der Größe unserer kleinen Drossel und 8½ Zoll lang. Den Kopf und

den Hals umgibt eine braun-graue Farbe, die auf der Kehle und dem Vorderhals heller und weißer wird; der Unterleib ist weiß; der ganze Mantel aquamarinblau, mit Ausnahme einer großen schwarzen Binde auf den Flügelbedeckungen, und einer andern auf den großen Schwungfedern. Der obere Kiefer des Schnabels ist roth, der untere schwarz.

Der Eisvogel mit gelber Stirn.

(Le martin-pêcheur à front jaune. B.)

Vierte Art mittlerer Größe.

Albin hat diesen Vogel angegeben. Er ist, sagt er, von der Größe des englischen Eisvogels. Wenn man sich auf die Beschreibungen dieses Schriftstellers mehr als auf seine Abbildungen verlassen kann, so zeichnet sich diese Art von den andern durch das schöne Gelb auf dem ganzen Unterleib und der Stirn aus; vom Schnabel zieht sich ein schwarzer Flecken um die Augen; am Hinterkopf sieht man eine dunkelblaue Binde, und dann einen weißen Strich; die Kehle ist ebenfalls weiß; der Rücken dunkelblau; der Bürzel und der Schwanz sind matt roth; die Flügel dunkel eisengrau.

Der Eisvogel mit langen Fäden.

(Le martin-pêcheur à longs brins. B.)

Fünfte Art mittlerer Größe.

Diese Art, Nro. 116, ist in ihrer Gattung sehr merkwürdig durch ein ihr allein eigenthümliches Merkmal; die beiden mittelsten Schwanzfedern verlängern und verdünnen sich in 2 lange Fäden, die auf einer Länge von 3 Zoll nur einen nackten Schaft haben, an der Spitze dagegen einen kleinen Federbart; markiges und tiefes Türkischblau, und schwarzes, sammetartiges Braun bedecken und durchschneiden den Mantel in 4 großen Flecken. Das Schwarz nimmt den obern Rücken und die Spitze der Flügel ein; das markige Blau ihre Mitte, den obern Theil des Halses und des Kopfes; der ganze Unterleib und der Schwanz sind weiß, mit einer schwachen rothen Schattirung; der Schnabel und die Füße orangegelb; auf jeder der beiden Federn in der Mitte des Schwanzes ist ein blauer Flecken, und die langen Fäden haben dieselbe Farbe. Seba nennt die-

sen Vogel seiner Schönheit wegen die Nymphe von Ternate; er fügt hinzu, die Schwanzfedern seyen bei dem Männchen um $^1/_3$ länger als bei dem Weibchen.

Die kleinen Eisvögel vom alten Kontinent.

Der blauköpfige Eisvogel.

(Le martin-pêcheur à tête bleue. B.)

Erste kleine Art.

Es gibt Eisvögel, die so klein sind, wie der Zaunkönig, oder, um sie mit einer, ihnen näher stehenden kleinen Gattung zu vergleichen, die sich nur durch den abgeflachten Schnabel von ihnen unterscheiden, so klein wie die Plattschnäbel. Der auf der illuminirten Tafel, Nro. 356, ohne Nro. der Abbildung, und als ein senegalscher Vogel angegebene, gehört hieher. Er ist kaum 4 Zoll lang, auf dem ganzen Körper unten her und bis unter das Auge schön fuchsroth; die Kehle ist weiß; der Rücken schön ultramarinblau; die Flügel von derselben Farbe, mit Ausnahme der großen Schwungfedern, die schwärzlich sind; der Scheitel ist von lebhaftem Blau, mit kleinen Wellenlinien von hellerem und grünlicherem Blau; sein im Verhältniß zu dem kleinen Körper sehr langer Schnabel mißt 13 Linien; dieser Vogel wurde uns aus Madagaskar geschickt.

Der fuchsrothe Eisvogel.

(Le martin-pêcheur roux. B.)

Zweite kleine Art.

Dieser kleine Eisvogel, Nro. 776, Fig. 1, der kaum 5 Zoll lang ist, hat auf dem ganzen Oberkörper vom Schnabel bis zum Schwanz eine lebhafte, glänzende, fuchsrothe Farbe, außer daß die Schwungfedern schwarz, und die mittlern mit demselben Fuchsroth gefranzt auf schwärzlichem Grunde sind; der ganze Unterleib ist weiß mit fuchsrother Schattirung; der Schnabel und die Füße sind roth. Herr Commerson hat ihn auf Madagaskar gesehen und beschrieben.

Der purpurfarbige Eisvogel.

(Le martin-pêcheur pourpré. B.)

Dritte kleine Art.

Er ist von derselben Größe wie der vorige, und unter allen diesen Vögeln der niedlichste und vielleicht der reichste an Farben. Ein schönes Aurorafuchsroth mit einem blau untermischten Purpurgewölke bedeckt seinen Kopf, den Bürzel und den Schwanz; der ganze Unterleib ist goldfuchsig auf weißem Grunde; der Mantel himmelblau auf sammetschwarz, reich ausgeschmückt; von dem Augenwinkel zieht sich ein Flecken von hellem Purpurroth, der hinten in einen Strich vom lebhaftesten Blau ausläuft; die Kehle ist weiß und der Schnabel roth. Dieser schöne kleine Vogel, auf der illuminirten Tafel, Nro. 778, Fig. 2, Eisvogel von Pondichery genannt, wurde uns aus dieser Gegend geschickt.

Der weißschnabelige Eisvogel.

(Le martin-pêcheur à bec blanc. B.)

Vierte kleine Art.

Seba, nach welchem wir diesen kleinen Eisvogel beschreiben, sagt, sein Schnabel sey weiß, der Hals und der Kopf braunroth, mit einer Purpurschattirung; die Seiten eben so; die Schwungfedern aschgrau; ihre Bedeckungen und die Rückenfedern von sehr schönem Blau; die Brust und der Bauch hellgelb. Seine Länge beträgt ungefähr 4½ Zoll. Wenn übrigens Seba sagt, die Vögel aus der Familie der Alkyone ernährten sich von Bienen, so verwechselt er sie mit den Bienenfressern, und Klein macht bei dieser Gelegenheit einen Hauptirrthum Linnes bemerklich, der nämlich den Ispida für den Merops, oder den Eisvogel für den Bienenfresser gehalten hat; da dieser letztere sich in der Nähe der Waldungen und nicht am Ufer der Gewässer aufhält, wo er keine Bienen finden würde; aber derselbe Klein irrt sich ebenfalls, wenn er sagt, der sebaische Alkyon scheine ihm unserm Eisvogel ähnlich zu seyn, indem, außer dem Unterschied in der Größe, die Farben des Kopfes und des Schnabels völlig verschieden sind.

Herr Vosmaer hat zwei kleine Eisvögel angegeben, die er auf diesen Seba'schen Alkyon bezieht, indem er jedoch versichert, sie hätten nur 3 Zehen, 2 nach vorne und 1 nach hinten. Diese Angabe bedurfte der Bestätigung, und sie wurde durch einen guten Beobachter, wie wir später mittheilen werden, als richtig befunden.

Der bengalische Eisvogel.

(Alcedo bengalensis. L. Le martin-pêcheur du Bengale. B.)

Fünfte kleine Art.

Edwards läßt auf derselben Tafel zwei kleine Eisvögel darstellen, die sehr benachbarte Arten, oder vielleicht Männchen und Weibchen derselben Art, zu seyn scheinen, obwohl Herr Brisson zwei getrennte Arten daraus gemacht hat; sie sind nicht größer als die Plattschnäbel. Einer hat einen himmelblauen und der andere einen aquamarinblauen Mantel. Die Schwung- und Steuerfedern des ersten sind braungrau; bei dem zweiten sind diese Federn von demselben Grün wie der Rücken; der Unterleib beider ist orangefalb. Indem Klein dieser Art erwähnt, sagt er, sie sey, was die Farben betrifft, der europäischen ähnlich. Er hätte bemerken können, daß sie der Größe nach sehr verschieden von ihr ist, aber stets von seiner falschen Vorstellung der paarweise stehenden Zehen in der Gattung der Eisvögel ausgehend, beklagt er sich, daß Edwards nicht deutlicher darüber gewesen sey, obgleich die Edwards'schen Abbildungen in diesem Theil, wie gewöhnlich in allem Uebrigen, sehr gut und sehr genau sind.

Der Eisvogel mit drei Zehen.

(Le martin-pêcheur à trois doigts. B.)

Sechste kleine Art.

Schon in der Gattung der Spechte hat man in Betreff der Anzahl der Zehen eine Eigenthümlichkeit dieser Art gefunden; nicht so überraschend ist sie in der Familie der Eisvögel, wo die schon so kurze und fast unnütze innere kleine Zehe leichter von der Natur fortgelassen werden konnte. Herr Sonnerat hat uns mit diesem kleinen dreizehigen Eisvogel bekannt gemacht, der übrigens einer der glänzendsten in dieser

so schönen und so farbenreichen Gattung ist. Der ganze obere Theil des Kopfes und des Rückens sind dunkel lilafarbig; die Flügelfedern düster indigoblau, welche Farbe jedoch durch einen lebhaft und glänzend blauen Saum, der jede Feder umgibt, gehoben wird; der ganze Unterleib ist weiß; der Schnabel und die Füße sind röthlich. Herr Sonnerat hat diesen Vogel auf der Insel Lucon gefunden. Herr Vosmaer sagt nur, die von ihm angegebenen kämen aus Ostindien.

Diese Art, die vorhergehende Seba'sche, und die unseres purpurrothen Eisvogels halten wir für drei einander benachbarte Arten, die sich vielleicht auf zwei oder eine einzige zurückführen ließen, wenn man die willkührlichen Verschiedenheiten der Beschreibungen leichter würdigen, oder an den Gegenständen selbst berichtigen könnte. Herr Vosmaer gibt übrigens unter dem Namen Alkyon zwei andere Vögel an, die keine Eisvögel sind; der erste, den er den langschwänzigen amerikanischen Alkyon nennt, hat außerdem, daß sein Schwanz verhältnißmäßig länger als bei irgend einem Vogel dieser Familie ist, einen gebogenen Schnabel, ein bei der Gattung der Eisvögel nicht vorkommendes Kennzeichen; der zweite mit dünnem, langgestrecktem, eckigem Schnabel und paarweise gestellten Zehen, ist kein Eisvogel, sondern ein Jakamar.

Der Vintsi.

(Le vintsi. B.)

Siebente kleine Art.

Vintsi ist der Name, den die Bewohner der Philippinen diesem kleinen Eisvogel geben, den man auf Amboina, Seba zufolge, Toharkey und Hito nennt. Er ist oben auf den Flügeln und dem Schwanze himmelblau; auf dem Kopf hat er kleine lange Federn, mit schwarzen und grünlichen Punkten hübsch getüpfelt, und haubenförmig aufgerichtet; die Kehle ist weiß; an der Seite des Halses ein falber fuchsrother Flecken; der ganze Unterleib von derselben Farbe, und die Gesammtlänge des Vogels beträgt nicht über 5 Zoll.

Die siebenzehnte Art des Hrn. Brisson scheint uns dieser, Nro. 756, Fig. 1, sehr verwandt zu seyn, wenn sie nicht etwa gar ein und dieselbe ist; der geringe Unterschied deutet wenigstens nur auf eine Varietät hin. Man kann nicht sicher wis-

sen, auf welche Art sich der kleine Vogel von den Philippinen bezieht, den Camelli Salaczac nennt, und der ein Eisvogel zu seyn scheint, dessen Namen er aber nur ohne alle Beschreibung in seiner Nachricht über die Vögel von den Philippinen in den philosophischen Abhandlungen angibt. Herr Brisson beschreibt ferner noch eine Art kleinen Eisvogel nach einer Zeichnung, die ihm aus Indien mitgebracht wurde; da wir aber den Vogel eben so wenig wie dieser Naturforscher gesehen haben, so können wir zu der, von ihm mitgetheilten Notiz nichts hinzufügen.

Die Eisvögel, große Art vom neuen Kontinent.

Der Taparara.

(Le taparara: B.)

Erste große Art.

Taparara ist der Gattungsname des Eisvogels in garipanischer Sprache; wir behalten ihn für diese Art bei, einer von denen, die sich auf Cayenne finden; sie ist von der Größe des Staars. Der Obertheil des Kopfes, der Rücken und die Schultern sind schön blau; der Rücken ist aquamarinblau; der ganze Unterleib weiß; die Schwungfedern auswärts blau, nach innen und unten schwarz; die Steuerfedern ebenso; nur sind die beiden mittlern ganz blau; unter dem Hinterhaupt ist ein großer Querstreifen. Die große Wassermasse, welche die guianischen Länder bespült, ist der Vermehrung der Eisvögel günstig; auch sind ihre Arten dort zahlreich. Diese Vögel zeigen die fischreichen Flüsse an; man findet sie sehr häufig an deren Ufern. Herr de la Borde berichtet, an dem Flusse Uassa gebe es viele große Eisvögel, aber sie flögen nie truppweise zusammen, sondern immer einzeln. Sie nisten in jenen Gegenden, wie in Europa, in Löchern, die im senkrechten Abfall der Ufer ausgehöhlt sind; es finden sich immer mehre dieser Löcher nahe beisammen, obgleich jeder ihrer Gäste nichts desto weniger einsam lebt. Herr de la Borde hat im September Junge von ihnen gesehen; wahrscheinlich haben sie in diesem Klima mehr als eine Brut. Das Geschrei dieser Vögel ist karak, karak.

Der Alatli.

(Alcedo torquata. L. L'alatli. B.)

Zweite große Art.

Diesen Namen bilden wir durch Zusammenziehung aus jenem achalalactli oder michalalactli, den dieser Vogel, Nro. 284, Fernandes zufolge, in Mexiko führt. Es ist eine der größten Arten der Eisvögel; seine Länge beträgt beinahe 16 Zoll; aber er hat nicht so glänzende Farben wie die andern; die bläulich-graue herrscht auf dem Oberleibe vor; auf den Flügeln wechseln mit ihr weiße, bogenförmige Franzen an der Spitze der Schwungfedern, von denen die größten schwärzlich sind, und nach innen breite weiße Auszahnungen haben; die Steuerfedern sind mit breiten weißen Streifen geziert; der Unterleib ist kastanienbraun fuchsroth, welche Farbe an der Brust hinauf heller wird, und hier auf grauem Grunde Schuppen oder Maschen bildet. Die Kehle ist weiß und dieses Weiß zieht sich rund um den Hals, nach welchem Merkmal Nieremberg ihn den Halsbandvogel genannt hat. Der ganze Kopf und der Nacken haben dieselbe bläulich-graue Farbe, wie der Rücken. Es ist ein Zugvogel, der zu gewissen Zeiten des Jahres in die nördlichen Provinzen Mexikos, wahrscheinlich aus den heißesten Gegenden kommt, denn man sieht ihn auf den Antillen; er wurde uns von Martinique geschickt. Hr. Adanson sagt, „er finde sich auch, obwohl ziemlich selten, am Senegal, in der Nähe der Mündung des Nigers;" aber es ist ihm selbst aufgefallen, daß ein Vogel von Martinique zugleich am Senegal gefunden werden soll, und er wurde dadurch veranlaßt, zwischen dem Achalalactli von Fernandes und Nieremberg, und diesem afrikanischen Eisvogel Unterschiede aufzufinden, aus denen hervorgehen würde, daß der durch Herrn Brisson und auf unsern illuminirten Tafeln angegebene Vogel nicht der wahre mexikanische Achalalactli sey, sondern der vom Senegal, und wir zweifeln in der That nicht, daß bei dieser Entfernung der Klimate Vögel, die einer weiten Reise unfähig sind, verschiedenen Arten angehören.

Der Jaguakati.

(Le Jaguacati. B.)

Dritte große Art.

Wir haben gesehen, daß die Art des europäischen Eisvogels sich in Asien findet, und den ganzen Umfang des alten Kontinents einzunehmen scheint; hier ist einer, der auf dem neuen Festlande von einem Ende bis zum andern, von der Hudsonsbai bis nach Brasilien, gefunden wird. Maregrave hat ihn unter dem brasilischen Namen Jaguakatiguacu und Papapeixe, den ihm die Portugiesen beilegen, beschrieben. Catesby hat ihn in Karolina gesehen, wo, wie er sagt, dieser Vogel, Nro. 595 und 715, von Eidechsen, so wie von Fischen lebt. Edwards erhielt ihn von der Hudsonsbai, wo er sich im Frühling und Sommer zeigt. Herr Brisson hat ihn dreimal nach diesen drei Schriftstellern aufgeführt, ohne sie zu vergleichen, da die Aehnlichkeit nicht zu verkennen ist, was selbst Edwards bemerkt hat. Wir erhielten diesen Eisvogel aus St. Domingo und Luisiana, und auf den illuminirten Tafeln ist er unter dem Namen dieser beiden Länder gezeichnet. Man sieht nur einige kleine Unterschiede darauf, die uns bei Vergleichung der beiden Vögel in der Natur noch geringer erschienen. So müßte zum Beispiel der Schnabel auf der Tafel, Nro. 593, schwarz, und die Seiten, wie bei dem andern, fuchsroth gezeichnet seyn; auch die kleine weiße Franze mitten auf dem Flügel müßte angegeben seyn. Diese Einzelnheiten sind an und für sich geringfügig, aber sie werden wichtig, damit man nicht die Arten nach vermeintlichen Unterschieden vervielfache. Die einzigen wirklichen Unterschiede, die wir aus der Vergleichung der beiden Vögel entnehmen konnten, sind die Schärpe auf der Kehle, die bei dem von St. Domingo gekommenen Eisvogel etwas fuchsrothe Schweifungen hat, und bei dem andern einfach grau ist, und in dem Schwanze, der bei dem erstern etwas mehr getüpfelt, und auf allen Steuerfedern regelmäßig mit Tropfen bestreut ist, wogegen diese Tropfen auf denen des zweiten weniger sichtbar sind, und nur deutlich zum Vorschein kommen, wenn der Vogel die Federn ausbreitet. Uebrigens hat der ganze Oberkörper gleichmäßig eine schöne eisen- oder schiefergraue Farbe, ebenso wie die in

Form einer Haube aufgerichteten Kopffedern. Der Hals ist rundum weiß, so wie auch die Kehle; auf der Brust und den Seiten sieht man fuchsroth; die Schwungfedern sind schwarz, an der Spitze weiß gezeichnet, und in ihrer Mitte von einer kleinen weißen Franze durchschnitten, die nur den Rand großer weißer Ausschweifungen bilden, welche sich auf den innern Bärten befinden, und die erscheinen, wenn der Flügel entfaltet wird. Marcgrave bezeichnet die Größe dieses Vogels, indem er ihn mit dem Krametsvogel vergleicht (magnitudo ut turdelae). Klein, der die großen neuguineischen Eisvögel nicht kannte, hält diesen für die größte Art in dieser Gattung.

Der Matuitui.

(Le matuitui. B.)

Vierte große Art.

Marcgrave beschreibt auch diesen brasilischen Eisvogel, und gibt ihm seine ächten Kennzeichen: kurzen Hals und kurze Füße, einen graden und starken Schnabel, sein oberer Theil ist zinnoberroth; er reicht über den untern hinaus, und ist an seiner Spitze etwas gebogen, eine Eigenthümlichkeit, die schon beim neuguineischen Eisvogel angegeben wurde. Dieser hier ist von der Größe des Staars, alle Federn auf dem Kopfe, oben auf dem Halse, auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanz sind falb oder braun mit gelblich-weißen Flecken, wie beim Sperber; die Kehle ist gelb; die Brust und der Bauch sind weiß mit braunen Punkten. Marcgrave erwähnt nichts Besonderes von seinen natürlichen Gewohnheiten.

Bei Fernandes und Nieremberg findet man einige Vögel, denen man mit Unrecht den Namen Eisvögel gegeben hat, und die zu dieser Gattung nicht gehören. Diese Vögel sind: 1) der Hoaktli, dessen Beine 1 Fuß lang sind, und der folglich kein Eisvogel ist; 2) der Axoquen, dessen Hals und Füße ebenfalls lang sind; 3) der Akakahoactli oder Nierembergs Wasservogel mit heiserer Stimme, der einen langen Hals ausstreckt und zurückbiegt, und eine Art Storch oder Jabiru zu seyn scheint, welcher sich ziemlich dem Hoakton nähert, den Hr. Brisson den mexikanischen Haubenreiher nennt. Ein Gleiches wollen wir von Fernandes Tolkomoktli und von Fernandes Hoxpocanauhtli sagen, die sich mehr auf diese

Gattung zurückführen ließen, aber einige Gewohnheiten zu haben scheinen, welche mit denen der Eisvögel im Widerspruch stehen, obgleich die Spanier sie, wie die vorhergehenden, martinetes pescadors nennen. Fernandes bemerkt jedoch, daß sie diesen Namen Vögeln von sehr verschiedenen Arten nur aus dem Grunde gegeben haben, weil sie dieselben gleicher Weise von dem Fang der Fische leben sehen.

Die Eisvögel mittlerer Größe vom neuen Kontinent.

Der grün und fuchsrothe Eisvogel.

(Le martinet-pêcheur vert et roux. B.)

Erste Art mittlerer Größe.

Dieser Eisvogel, Nro. 592, Fig. 1, das Männchen, und Fig. 2, das Weibchen, findet sich auf Cayenne. Sein ganzer Unterleib ist von einem dunkeln und goldfarbigen Fuchsroth, mit Ausnahme eines wellenförmigen weiß und schwarzen Gürtels auf der Brust, der das Männchen unterscheidet; ein kleiner fuchsrother Strich geht von den Nasslöchern zu den Au[illegible] der ganze Oberkörper ist düster grün, mit einigen kleinen w[illegible]lichen Flecken, die dünn darauf gestreut sind; der 2 Zoll lange Schnabel ist schwarz; der Schwanz $2^1/_2$ Zoll lang, wodurch dieser Vogel einen gestrecktern Wuchs, und eine Gesammtlänge von 8 Zoll erhält; indessen ist sein Körper nicht dicker, als der unseres Eisvogels.

Der grün und weiße Eisvogel.

(Le martin-pêcheur vert et blanc. B.)

Zweite Art mittlerer Größe.

Diese Art findet sich ebenfalls in Cayenne; sie ist nicht so groß wie die vorige und mißt nur 7 Zoll, gleichwohl ist der Schwanz noch ziemlich lang. Der ganze Oberkörper hat auf schwärzlichem Grunde einen grünen Glanz, der nur von einem weißen Hufeisen, das unter dem Auge beginnend, sich hinten auf den Hals zieht, und durch einige weiße Striche auf dem Flügel durchschnitten wird. Der Bauch und die Magengegend sind weiß, mit einigen Flecken von der Farbe

des Rückens; Brust und der Vorderhals sind bei dem Männchen schön fuchsroth; dieses Merkmal unterscheidet es, denn das auf Nro. 591, Fig. 2, derselben Tafel dargestellte Weibchen hat eine weiße Kehle.

Der Gip-gip.

(Le gip-gip. B.)

Dritte Art mittlerer Größe.

Marcgrave erwähnt dieses Vogels, ohne ihm einen Namen zu geben. Er hätte ihn Gip-gip nennen können, da er sagt, dieses sey sein Geschrei. Er ist von der Größe der Lerche, und von der Gestalt des Matuitui, der vierten großen Art der amerikanischen Eisvögel. Sein Schnabel ist gerade und schwarz; der ganze Obertheil des Kopfes, des Halses, der Flügel und des Schwanzes sind röthlich, oder vielmehr schattig braunroth mit Weiß untermischt; die Kehle und der Unterleib sind weiß, und man sieht einen braunen Strich, der vom Schnabel nach dem Auge geht. Sein Geschrei gip gip ist dem des jungen Truthahns ähnlich.

Die kleinen Eisvögel vom neuen Kontinent.

Der grün und orangefarbige Eisvogel.

(Le martin-pêcheur vert et orangé. B.)

In Amerika findet sich nur eine einzige Art Eisvogel, die man klein nennen kann, nämlich die des Vogels, den wir hier angeben, (Nro. 756, Fig. 2, das Männchen, und Fig. 3, das Weibchen,) der keine 5 Zoll Länge hat. Der ganze Unterleib ist glänzend orangegelb mit Ausnahme eines weißen Flekkens auf der Kehle, eines andern auf dem Magen und eines dunkelgrünen Gürtels unten am Halse des Männchens. Das Weibchen hat dieses Merkmal nicht. Beide haben hinter dem Halse ein orangegelbes Halbhalsband; der Kopf und der ganze Mantel sind grüngrau, und die Flügel gegen die Schultern zu und an den großen Schwungfedern, welche braun sind, mit kleinen fuchsröthlichen Tropfen gefleckt. Edwards, der diesen Eisvogel abbilden ließ, sagt, er habe nicht entdecken können, aus welchem Lande man ihn georacht; wir erhielten ihn aus Cayenne.

Die Jakamare.

(Les jacamars. L.)

Wir lassen diesen Vögeln den, aus der Zusammenziehung ihres brasilianischen Namens Jakamaziri gebildeten Namen Jakamar. Diese Gattung unterscheidet sich von jener des Eisvogels nur dadurch, daß die Jakamars zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten, die Eisvögel dagegen drei nach vorne und nur eine nach hinten haben; übrigens aber sind ihnen die Jakamare in der Gestalt des Körpers und des Schnabels ähnlich, auch von derselben Größe, wie die mittlern Arten der Eisvögel, und vermuthlich haben aus diesem Grunde einige Schriftsteller diese beiden Vogelgattungen zusammengestellt. Andere zogen die Jakamare zu den Spechten, denen sie wirklich durch die Stellung von zwei Zehen nach vorn und von zwei nach hinten ähnlich sind; der Schnabel hat ebenfalls eine ziemlich ähnliche Gestalt, ist aber bei den Jakamaren viel länger und dünner, und außerdem unterscheiden sie sich von den Spechten noch dadurch, daß ihre Zunge nicht länger ist als der Schnabel; die Form der Schwanzfedern ist eben[falls] verschieden, denn sie sind weder steif noch keilförmig. [Aus] diesen Vergleichungen ergibt sich, daß die Jakamare eine besondere, den Spechten vielleicht eben so verwandte Gattung bilden, als den Eisvögeln; und diese kleine Gattung besteht nur aus zwei Arten, die beide den heißen Klimaten Amerikas angehören.

Der eigentlich sogenannte Jakamar.

(Galbula viridis L. Le jacamar proprement dit. B.)

Erste Art.

Die Gesammtlänge dieses Vogels, Nro. 235, beträgt 6½ Zoll, und er ist fast von der Größe einer Lerche. Der Schnabel ist 1 Zoll 5 Linien lang, der Schwanz nur 2 Zoll, und er reicht dennoch 1 Zoll über die zusammengelegten Flügel hinaus; die Steuerfedern sind sehr regelmäßig abgestuft, dieselben sehr kurz und gelblich; der Schnabel ist schwarz und die Augen sind von sehr schönem Dunkelblau; die Kehle ist weiß und der Bauch fuchsroth; das ganze übrige Gefieder von sehr glänzendem Goldgrün mit kupferrothem Widerschein.

Bei einigen einzelnen Vögeln sind die Kehle und der Bauch fuchsroth; bei andern ist die Kehle nur etwas gelblich. Die Farbe auf dem Oberkörper ist eben so bei verschiedenen einzelnen Vögeln mehr oder weniger glänzend, was man Geschlechts- oder Altersvarietäten zuschreiben kann.

Man findet diesen Vogel in Guiana, wie in Brasilien. Er hält sich in den Wäldern auf, wo er die feuchten Stellen vorzieht, weil er sich von Insekten ernährt, die er dort in größerer Menge als auf trockenem Erdreich findet. Er besucht die offenen Gegenden nicht, und fliegt nicht truppweise, sondern verweilt beständig in den einsamsten und düstersten Waldungen. Sein ziemlich schneller Flug ist doch sehr kurz. Er setzt sich auf die Zweige in mäßiger Höhe und bleibt dort, ohne seine Stelle zu verändern, die ganze Nacht und den größten Theil des Tages hindurch. Er ist fast immer in Ruhe; doch findet man gewöhnlich mehre dieser Vögel in demselben Waldbezirk, und man hört sie mit einem kleinen kurzen und ziemlich angenehmen Schlag einander locken. Brisson berichtet, in Brasilien esse man sie, obwohl ihr Fleisch ziemlich hart sey.

Der langschwänzige Jakamar.

(Alcedo paradisea. L. Le jacamar à longue queue. B.)

Zweite Art.

Dieser Vogel ist etwas größer als der vorige, von welchem er sich durch den Schwanz unterscheidet, der 12 Steuerfedern hat, jener des andern dagegen nur 10. Ueberdem sind die beiden mittlern Steuerfedern viel länger; sie reichen 2 Zoll 3 Linien über die andern hinaus, und sind im Ganzen 6 Zoll lang. Dieser Jakamar, Nr. 271, ist der Gestalt des Körpers, des Schnabels und der Stellung der Zehen nach dem erstern ähnlich; gleichwohl sagt Edwards, er habe 3 Zehen nach vorn und nur eine nach hinten, und offenbar hat er in Folge dieses Versehens ihn zu den Eisvögeln gezogen. Er unterscheidet sich auch von unserm ersten Jakamar durch die Schattirung und die Vertheilung der Farben, die nichts gemein haben als das Weiß auf der Kehle; das ganze übrige Gefieder ist von düsterem und dunklerem Grün, in welchem man nur einige orangegelbe und veilchenblaue Widerscheine unterscheidet.

Wir kennen in der vorigen Art das Weibchen nicht; in dieser aber unterscheidet es sich vom Männchen durch die beiden großen Steuerfedern, die bei weitem nicht so lang sind, und außerdem bemerkt man nicht auf seinem Gefieder die orangegelben und veilchenblauen Widerscheine des Männchens.

Diese langschwänzigen Jakamare ernähren sich, wie die andern, von Insekten; aber dies ist vielleicht ihre einzige gemeinschaftliche Gewohnheit, denn die letztern halten sich bisweilen in den offenen Gegenden auf. Sie fliegen weit, und setzen sich auf die Wipfel der Bäume, auch fliegen sie paarweise und scheinen nicht die Einsamkeit so sehr zu lieben, noch so lange an derselben Stelle zu sitzen, als die andern. Sie haben nicht denselben Schlag, sondern ein sanftes Geschrei oder Pfeifen, das man nur in der Nähe hört, und das sie nicht oft wiederholen.

Die Todiers oder Plattschnäbel.

(Les todiers. B.)

Die Herren Sloane und Browne erwähnten zuerst eines dieser Vögel, und gaben ihm den lateinischen Namen todus, den die französischen Naturforscher mit todier übersetzt haben. Sie erwähnen nur einer einzigen Art, die sie auf Jamaika fanden; wir kennen aber noch 2 bis 3 andere Arten, und alle gehören den heißen Klimaten Amerikas an. Das unterscheidende Kennzeichen dieser Gattung ist, daß bei den Eisvögeln und Manakinen die mittlere Zehe mit der äußern bis zum dritten Gelenk eng verbunden und wie zusammengeleimt, und mit der innern Zehe ebenso, aber nur bis zum ersten Gelenk vereint ist. Berücksichtigte man nur dieses Kennzeichen, so würden die Plattschnäbel zur Gattung der Eisvögel oder zu jener der Manakine gehören; sie unterscheiden sich aber von diesen beiden Gattungen und selbst von allen andern Vögeln durch die Gestalt des Schnabels, der bei den Plattvögeln lang, grade, an seiner Spitze stumpf und oben wie unten abgeflacht ist, weshalb die Kreolen in Guiana sie kleine Brettet genannt haben. Diese merkwürdige Bildung des Schnabels genügt, um eine besondere Gattung aus diesen Vögeln zu machen.

Der nordamerikanische Plattschnabel.

(Le todier de l'Amérique septentrionale. B.)

Erste Art.

Dieser Plattschnabel ist nicht größer als der Zaunkönig, und höchstens 4 Zoll lang. Wir wollen hier die langen Beschreibungen, von Browne Sloane und Brisson nicht wiederholen, weil es immer sehr leicht seyn wird, diesen Vogel zu erkennen, wenn man weiß, daß außer einem so seltsamen Schnabel das Männchen auf dem Oberkörper durchaus leichtes und schwaches Blau hat, auf der Kehle und den Seiten rosenroth, unter dem Bauch weiß, und das Weibchen auf dem Rücken nicht blau wie das Männchen, sondern schön grün, und sein übriges Gefieder jenem des Männchens ähnlich, d. h. an derselben Stelle weiß und rosenroth ist. Der Schnabel beider ist röthlich, unten heller roth und oben mehr braun. Die Füße sind grau und die Flügel lang und gekrümmt. Dieser Vogel ernährt sich von Insekten und kleinen Würmern, und hält sich in einsamen und feuchten Orten auf. Die beiden Vögel, die auf der illuminirten Tafel, Nro. 585, Fig. 1 und 2, abgebildet sind, wurden uns von Herrn Chervain unter dem Namen Landpapagei aus St. Domingo geschickt, aber er hat nur die Beschreibung des Weibchens hinzugefügt. Er bemerkt, das Männchen habe zur Zeit des Geschlechtstriebes einen kleinen ziemlich angenehmen Schlag, und das Weibchen mache sein Nest in trockener Erde, und vorzugsweise in zarter Tuferde. Er sagt, die Vögel wählten zu diesem Zweck die Bergschluchten und kleine Erdspalten, auch sehe man sie ziemlich häufig in den niedrigen Gallerien der Wohnungen, und immer an der Erde nisten. Sie höhlen dieselben mit dem Schnabel und den Füßen aus, bilden ein rundes, am Boden erweitertes Loch darin, und legen geschmeidiges Stroh, trockenes Moos, Baumwolle und Federn hinein, die sie künstlich anordnen. Das Weibchen legt 4 bis 5 graue und dunkelgelb gefleckte Eier. Sie erhaschen mit großer Geschicklichkeit die Fliegen und andere fliegende Insekten. Sie sind sehr schwer zu erziehen; doch würde es vielleicht gelingen, wenn man sie jung ausnähme, und von den Eltern in einem Käfig auffüttern ließe, bis sie

im Stande wären, allein zu fressen. Sie sind ihren Jungen sehr zugethan, verfolgen deren Räuber, und verlassen ihn nicht, so lange sie jene schreien hören.

Wir haben so eben gesehen, daß die Herren Sloane und Browne diesen Vogel auf Jamaika wieder erkannt haben; er findet sich aber auch auf Martinique, von wo ihn Herr Chanvalon dem Herrn von Reaumur geschickt hatte. Diese Art scheint daher den heißesten Klimaten Nordamerikas anzugehören, wir haben aber keine Nachrichten darüber, ob sie sich eben so in den heißen Gegenden Südamerikas finden, wenigstens erwähnt Marcgrave ihrer nicht.

Der Tik-Tik oder der südamerikanische Plattschnabel.

(Le tic-tic, ou todier de l'Amérique méridionale. B.)

Zweite Art.

Die Eingebornen von Cayenne haben diesen Vogel, sein Geschrei nachahmend, Tik-Tik genannt. Er ist so klein, wie der vorige, und ihm in dem Schnabel und der Gestaltung der Zehen vollkommen ähnlich; nur in den Farben unterscheidet er sich von ihm, indem der Tik-Tik auf dem Oberkörper aschgrau, mit Dunkelblau untermischt, der andere dagegen auf denselben Theilen leicht himmelblau ist. Dieser Unterschied in den Farben würde nur eine Varietät und keine getrennte Art anzeigen; aber der Tik-Tik ist auf dem ganzen Unterleib gelb, und hat weder auf der Kehle, noch auf den Seiten eine Rosenfarbe; da er überdem einem andern Klima angehört, so glaubten wir, daß er auch zu einer andern Art gehöre. Er unterscheidet sich ferner von dem nordamerikanischen Plattschnabel dadurch, daß das Ende der beiden seitlichen Steuerfedern auf eine Länge von 5 bis 6 Linien weiß ist; jedoch kommt dieses Merkmal nur dem Männchen zu, denn die seitlichen Steuerfedern des Weibchens haben eine gleichförmige, und zwar jener des Oberkörpers ähnliche aschgraue Farbe. Ferner unterscheidet sich das Männchen von dem Weibchen dadurch, daß alle seine Farben nicht so lebhaft und nicht so dunkel sind.

Dieser Vogel, Nr. 585, Fig. 3, lebt wie der vorige von Insekten. Er bewohnt vorzugsweise die offenen Gegenden; in den großen Wäldern findet man ihn nicht leicht, aber ziemlich öft in dem Dickicht auf dem Buschwerk.

Der blaue Plattschnabel mit orangefarbigem Bauch. [1])

(Le todier bleu à ventre orangé. B.)

Dritte Art.

Wir ließen diesen Plattschnabel nach einem gut erhaltenen Vogel in dem Kabinet des Hrn. Aubry, Pfarrer von St. Louis, zeichnen. Er ist 3 Zoll 6 Linien lang; der Obertheil des Kopfes, des Halses und der ganze Rücken sind schön dunkelblau, der Schwanz und die Spitze der Flügelbedeckungen von derselben Farbe; der ganze Unterleib, so wie die Seiten des Kopfes und des Halses sind schön orangegelb; der untere Theil der Kehle ist weißlich; an den Augen sind kleine purpurveilchenblaue Striche. Diese Beschreibung genügt, um diesen Plattschnabel von den andern seiner Gattung zu unterscheiden.

Einen vierten Vogel hat Hr. Brisson nach Aldrovande unter dem Namen bunter Plattschnabel angegeben, dessen Beschreibung wir hier so folgen lassen, wie diese beiden Schriftsteller sie mitgetheilt haben. Er ist von der Größe des Zaunkönigs; der Kopf, die Kehle und der Hals sind schwärzlichblau, die Flügel grün; die Steuerfedern schwarz mit grüner Einfassung, das übrige Gefieder bunt von Blau, Schwarz und Grün. Da aber Herr Brisson nichts von der Gestalt des Schnabels sagt, und Aldrovande, der einzige, der diesen Vogel gesehen, ihrer nicht erwähnt, so können wir nicht entscheiden, ob er wirklich zur Gattung des Plattschnabels gehört.

---

[1]) Nro. 783, Fig. 1, unter der Benennung Plattschnabel von Juida. Wir wollen bemerken, daß sich die Plattschnäbel nur auf dem neuen Kontinent finden, und es ein Irrthum seyn muß, wenn man dem Hrn. Pfarrer von St. Louis gesagt hat, dieser hier käme aus Juida in Afrika.

Die Wasservögel.

Die Wasservögel sind die einzigen, die mit dem Genuß der Luft und der Erde den Besitz des Meeres vereinigen; zahlreiche Arten, alle sehr vervielfältigt, bevölkern dessen Küsten und Oberflächen; sie schwimmen auf den Wellen eben so leicht und noch sicherer, als sie in ihrem natürlichen Element fliegen; überall finden sie einen reichlichen Unterhalt, eine Beute, die ihnen nicht entrinnen kann; und um sich ihrer zu bemächtigen, theilen einige die Wogen, und tauchen hinein; andere streifen nur leicht im schnellen, oder nach der Entfernung und Anzahl der Schlachtopfer, abgemessenen Fluge darüber hin. Alle sind auf diesem beweglichen Elemente einheimisch, wie in einer festen Behausung; sie versammeln sich dort in großer Gesellschaft, und leben ruhig mitten in den Stürmen; sie scheinen selbst mit den Wogen zu spielen, gegen die Winde anzukämpfen, und sich den Stürmen auszusetzen, ohne sie zu fürchten, und ohne Schiffbruch zu leiden.

Sie verlassen nur ungern diese Wohnstätte ihrer Wahl, und bloß in der Zeit, wenn die Sorge für ihre Nachkommenschaft, sie an das Ufer fesselnd, ihnen nur auf Augenblicke gestattet, das Meer zu besuchen; denn sobald ihre Jungen ausgeschlüpft sind, führen sie dieselben nach diesem geliebten Aufenthalt, den diese bald selbst lieb gewinnen werden, indem er ihrer Natur mehr zusagt, als der auf dem Lande. Sie können wirklich dort bleiben, so lange sie wollen, ohne von der Feuchtigkeit durchdrungen zu werden, und ohne etwas von ihrer Behendigkeit zu verlieren, da ihr Körper, sanft getragen, selbst während des Schwimmens, ausruht, und die durch den Flug erschöpften Kräfte bald wieder gewinnt. Die lange Dunkelheit der Nächte, und die anhaltende Dauer der Seestürme sind die einzigen Widerwärtigkeiten, die ihnen bevorstehen, und welche sie nöthigen, von Zeit zu Zeit das Meer zu verlassen. Sie dienen den Reisenden zu Vorläufern, oder vielmehr zu Signalen, die ihnen die Nähe des Landes verkünden. Dieses ist jedoch unsicher; mehre von diesen Vögeln fliegen bisweilen so weit in das Meer hinaus, daß Hr. Cook anräth, ihr Erscheinen nicht für eine sichere Anzeige der Nähe des Landes zu

halten, und alles, was man aus der Beobachtung der Seefahrer schließen kann, ist, daß die meisten dieser Vögel nicht jede Nacht ans Ufer zurückkehren, und wenn sie zurückkehren oder zu ihrer Reise einige Ruhepunkte bedürfen, sie dieselben auf den Klippen oder im Nothfall auf den Wogen selbst finden.

Die Form des Körpers und die Glieder dieser Vögel deuten so ziemlich an, daß sie geborne Schiffer und natürliche Bewohner des flüssigen Elementes sind; ihr Körper ist gebogen und gewölbt wie der Kiel eines Schiffes, und vielleicht hat der Mensch nach dieser Gestalt die seiner ersten Schiffe gebildet; ihr Hals, auf einer hervorspringenden Brust hinaufgebogen, stellt ziemlich gut den Vordertheil des Schiffes dar; ihr kurzer und ganz zu einem einzigen Bündel gesammelter Schwanz dient als Steuerruder; ihre breiten und platten Füße versehen den Dienst wahrer Ruder; der dichte, und von Oel glänzende Flaum, der den ganzen Körper bekleidet, ist ein natürlicher Theer, der ihn gegen die Feuchtigkeit undurchdringlich macht, und ihn zugleich leichter sich auf der Oberfläche des Wassers erhalten läßt. Dies ist erst ein Ueberblick der Fähigkeiten, welche die Natur diesen Vögeln zur Seefahrt verliehen hat; ihre natürlichen Gewohnheiten entsprechen denselben, ihre Sitten sind ihnen angepaßt; sie gefallen sich nirgens so sehr, als auf dem Wasser; es ist, als scheuten sie es, sich auf dem Lande niederzusetzen; die geringste Unebenheit des Bodens verletzt ihre Füße, welche durch die Gewohnheit, nur gegen eine feuchte Fläche zu drücken, weichlich geworden sind; das Wasser ist endlich für sie ein Ort der Ruhe und des Vergnügens, wo sie alle ihre Bewegungen mit Leichtigkeit vollziehen, wo alle ihre Verrichtungen mit Sicherheit von statten gehen.

Man sehe jene Schwäne sanft hingleiten oder majestätisch auf dem Wasser dahinschweben; sie spielen auf ihm, erlustigen sich, tauchen unter und erscheinen wieder mit den anmuthigen Bewegungen, dem sanften Auf- und Niederwallen und der zarten Kraft, welche die Empfindungen, auf denen jede Liebe beruht, verkünden und aussprechen; auch ist der Schwan das Sinnbild der Anmuth, der ersten Eigenschaft, die selbst vor der Schönheit unsere Bewunderung erregt.

Das Leben der Wasservögel ist also ruhiger und nicht so

mühselig, als das der meisten andern Vögel; sie bedürfen viel weniger Kräfte zum Schwimmen, als die andern zum Fluge verwenden. Das Element, das der Wasservogel bewohnt, bietet ihm in jedem Augenblick seinen Unterhalt dar; er begegnet diesem häufiger, als er ihn sucht, und oft führt die Bewegung der Welle ihm seine Beute entgegen; er ergreift sie ohne Mühe, wie er sie ohne Arbeit fand, und dieses sanftere Leben verleiht ihm zugleich harmlose Sitten und friedliche Gewohnheiten. Jede Art versammelt sich in Folge des Gefühls gegenseitiger Liebe; kein Vogel greift seines Gleichen an, keiner macht einen andern zu seinem Schlachtopfer, und in diesem großen und friedlichen Verein sieht man den Stärkeren nicht den Schwächeren beunruhigen, sehr verschieden von jenen Tyrannen der Luft und der Erde, die ihr Reich nur durchziehen, um es zu verwüsten, und die, immer im Kriege mit ihres Gleichen begriffen, sie nur zu vertilgen suchen; wogegen das geflügelte Volk der Gewässer überall mit sich selbst im Frieden, sich nie mit dem Blute seiner Art befleckt hat. Selbst die ganze Gattung der Vögel achtend, begnügt es sich mit einem minder edlen Unterhalt, und bedient sich seiner Kraft und seiner Waffen nur gegen die verworfene Gattung der Reptilien und gegen die stumme der Fische. Neben einem heftigen Hunger haben gleichwohl die meisten dieser Vögel die Mittel, ihn zu befriedigen. Mehre Arten, wie die des Tauchers, der Brentgans und der Fuchsgans u. s. w. haben an den innern Rändern des Schnabels so scharfe Auszahnungen, daß die ergriffene Beute ihnen nicht entschlüpfen kann. Fast alle sind gefräßiger als die Landvögel; und man muß gestehen, daß einige, wie die Enten, Möven ꝛc., einen so wenig zarten Geschmack haben, daß sie todtes Fleisch und die Eingeweide aller Thiere gierig verschlingen.

Wir müssen das zahlreiche Geschlecht der Wasservögel in zwei große Familien theilen; denn neben diejenigen, die Seefahrer sind und Ruderfüße haben, hat die Natur Strandvögel mit gespaltenen Füßen gestellt, welche, wenn auch den Formen nach verschieden, dennoch mit den erstern mehre Aehnlichkeiten und einige natürliche Gewohnheiten gemein haben; sie sind nach einem andern Muster geformt; ihr schmächtiger und schlank gestalteter Körper und ihre Füße ohne Schwimmhäute gestatten ihnen weder unterzutauchen, noch sich über dem Wasser zu erhalten; sie können nur dessen Ufer folgen; mit

ihren sehr langen Beinen und einem eben so langen Halse treten sie nur in niedriges Gewässer, wo sie gehen können; sie suchen im Schlamm die Nahrung, die ihnen zusagt, und sind sozusagen Amphibien, an die Grenzen der Erde und des Wassers gewiesen, wie um in dieser Gattung die Uebergänge der verschiedenen Gewohnheiten darzustellen, die aus der Mannigfaltigkeit der Formen in jeder organisirten Natur sich ergeben.

Es gibt also unter der zahlreichen Bevölkerung der Luftbewohner drei Zustände oder vielmehr drei Heimathen, drei verschiedene Aufenthaltsorte. Einigen hat die Natur die Erde zur Wohnstatt angewiesen, andere hat sie auf das Wasser geschickt, während sie Zwischenarten an die Gränzen dieser beiden Elemente stellte, damit das Leben, überall erzeugt, und unter allen möglichen Formen abwechselnd, dem Reichthum der Schöpfung nichts hinzuzufügen, unserer Bewunderung über die Meisterwerke des Vorhandenen nichts zu wünschen übrig lasse.

Wir haben oft Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß keine Art der vierfüßigen Thiere aus dem Süden oder von einem der Kontinente sich in dem andern gefunden, und daß die meisten Vögel, trotz des Vorzugs der Flügel, sich dem gemeinsamen Gesetz nicht entziehen konnten; hier aber besteht dieses Gesetz nicht mehr; so viele Beispiele wir gehabt, so viele Beweise wir angeführt haben, daß keine der Arten, die nicht durch den Norden hätten ziehen können, sich in beiden Kontinenten gemeinsam vorfindet, eben so viele Wasservögel werden wir jetzt kennen lernen, die sich gleicher Weise in beiden und selbst auf den von jedem bewohnten Lande am meisten entfernten Inseln finden werden.

Südamerika, durch weite Meere von den afrikanischen und asiatischen Ländern getrennt, und aus diesem Grunde allen vierfüßigen Thieren dieses Kontinents unzugänglich, war es auch für die größere Zahl jener Arten, welche diese weiten Strecken nicht in einem Fluge und ohne Ruhepunkte zurücklegen konnten. Die Arten der Landvögel und jene der vierfüßigen Thiere in diesem Theile Amerikas sind gleich unbekannt gewesen; aber über jene großen Meere, welche für die vierfüßigen Thiere und Landvögel eine unübersteigliche Schranke stellen, sind die Wasservögel hinübergeflogen und geschwommen; sie hatten dieselben Vortheile wie die schiffahrenden Völ-

ker, die sich überall ansiedelten; denn in Südamerika fand man nicht allein die einheimischen und diesem Lande eigenthümlichen Vögel, sondern auch den größten Theil der Arten von Wasservögeln aus den entsprechenden Gegenden vom alten Kontinent. [1])

Dieses Vorrecht, in die südlichen Gegenden von einem Welttheil nach dem andern hinübergezogen zu seyn, scheint sich bis auf die Strandvögel ausgedehnt zu haben, nicht als hätten ihnen die Gewässer eine Straße darbieten können, da sie sich nicht hineinbegeben, und nur deren Ufer bewohnen, sondern weil sie, den Küsten folgend, und immer weiter wandernd, bis zu den äußersten Enden aller Kontinente gelangt sind, und diese langen Reisen mußten noch dadurch erleichtert werden, daß die Nähe des Meeres das Klima gleichförmiger macht; die Seeluft, immer frisch, selbst während der Hitze, und gemäßigt während der Kälte, veranlaßt für die Bewohner des Strandes eine Gleichmäßigkeit der Temperatur, welche sie den zu starken Eindruck der Witterungsveränderung nicht empfinden läßt, und ihnen sozusagen unter allen Breitengraden ein bewohnbares Klima gewährt; auch scheinen mehre Arten, die im Sommer nach den nördlichen Gegenden unseres Kontinents ziehen, und dadurch mit den nördlichen Ländern Amerikas in Verbindung treten, nach und nach, indem sie der Küste folgten, bis zum äußersten Ende dieses neuen Kontinents gelangt zu seyn, denn man erkennt in den südlichen Gegenden Amerikas mehre Arten von Strandvögeln wieder, die sich ebenfalls in den nördlichen Gegenden beider Kontinente finden. [2])

Die meisten dieser Strandvögel scheinen halb Nachtvögel zu seyn; die Reiher streifen des Nachts umher, die Schnepfe fängt erst am Abend an zu fliegen; die Rohrdommel schreit noch bei Anbruch der Nacht; man hört die Kraniche in der Stille und dem Dunkel der Nächte sich hoch aus den Lüften zurückrufen, und die Möven sich in derselben Zeit ergehen; die Flüge wilder Enten und Gänse, die sich auf unsern Flüssen niederlassen, verweilen dort mehr bei Nacht, als bei Tage. Diese Gewohnheiten stehen mit mehren, auf ihren Unterhalt und

[1]) Vergleiche später die Naturgeschichte des Flamingos, des Pelikans, der Fregatte, des tropischen Vogels ꝛc.

[2]) Siehe unten die Naturgeschichte der Regenreiher, der Reiher, des Löffelreiher ꝛc.

ihre Sicherheit Bezug habenden Umständen in Verbindung. Die Würmer kriechen, wenn es kühl wird, aus der Erde; die Fische sind während der Nacht in Bewegung, deren Dunkelheit zugleich diese Vögel dem Auge des Menschen und ihrer Feinde entzieht. Der sich von Fischen nährende Vogel scheint jedoch selbst denjenigen gegenüber, die er angreift, nicht mißtrauisch genug zu seyn; nicht immer macht er die Fische ungestraft zu seiner Beute; bisweilen ergreift und verschlingt ihn der Fisch. Wir haben einen Eisvögel in dem Bauch eines Hals gefunden; der Karpfen verschlingt ziemlich oft die Vögel, die in das Wasser tauchen, oder darüber hinstreifen, und selbst diejenigen, die nur zum Trinken und Baden kommen; und in den kalten Meeren öffnen die Wallfische und Pottfische ihren ungeheuren Rachen, nicht allein, um Schaaren von Häringen und andern Fischen, sondern auch, um die Vögel zu verschlingen, die in deren Verfolgung begriffen sind, wie die Albatros, die Pinguine, die schwarzen wilden Enten ꝛc., deren Gerippe oder noch frische Leichen man in dem geräumigen Magen dieser großen Wallfischarten findet.

So hat die Natur die Wasservögel, indem sie ihnen große Vorrechte gewährte, einigen Unbequemlichkeiten unterworfen; sie hat ihnen selbst eine ihrer edelsten Fähigkeiten verweigert; keiner von ihnen kann singen, und was man von dem Gesang des Schwanes gesagt hat, ist nur eine Fabel; denn nichts dringt sich mehr auf, als der unverkennbare Unterschied zwischen der Stimme der Landvögel und jener der Wasservögel. Die letztern haben eine starke und umfassende, rauhe und lärmende, die sich weit hin vernehmen läßt, und auf dem weiten Umfang der Seestriche laut wiederhallt. Diese ganz aus heiseren Tönen und lärmendem Geschrei bestehende Stimme hat nichts von jenen geschmeidigen und weichen Lauten, noch von jener sanften Melodie, womit unsere Vögel auf dem Lande zur Feier des Frühlings und der Liebe unsere Haine beleben, als hätte das furchtbare Element, auf welchem die Stürme herrschen, diese reizenden Vögel, deren friedlicher Gesang sich nur an schönen Tagen und in stillen Nächten hören läßt, auf immer entfernt, und das Meer seinen beflügelten Bewohnern nur die rauhen und wilden Töne gelassen, die durch das Getöse der Stürme hindurchdringen, und durch welche sie sich während des Tobens der Winde und der Wogen zurufen.

Uebrigens ist die Menge der Wasservögel, wenn wir die Strandvögel mitrechnen, und sie nach der Anzahl der einzelnen Vögel zählen, vielleicht eben so groß wie die der Landvögel. Wenn die letztern, um sich auszubreiten, Berge und Ebenen Felder und Waldungen haben, so steht den andern, längs den Ufern der Gewässer, oder weit hin auf den Fluthen, ein zweites eben so weit ausgedehntes, eben so freies Element, wie die Luft selbst, zu Gebot; und berücksichtigen wir die Vermehrung durch den Vorrath von Lebensmitteln, so wird uns dieser eben so reichlich, und vielleicht gesicherter erscheinen, als jener der Landvögel, deren Nahrung zum Theil durch den Einfluß der Jahreszeiten, und zum andern sehr großen Theil durch das Ergebniß der menschlichen Arbeiten bedingt wird. Da ein genügender Unterhalt die Grundlage jeder Gesellschaft ist, so zeigen sich die Wasservögel gewöhnlicher als die Landvögel in Schaaren, und in mehren Familien sind diese Schwärme sehr zahlreich oder vielmehr unzählbar. Es gibt zum Beispiel sehr wenige Landarten, wenigstens von gleicher Größe, die im Naturzustande sich stärker vermehrten, als die Arten der Enten und Gänse; und im Allgemeinen leben die Thiere um so mehr unter sich vereinigt, jemehr sie von uns entfernt sind.

Die Landvögel sind um so zahlreicher an Arten und einzelnen Thieren, je wärmer die Klimate sind; die Wasservögel dagegen scheinen dem kalten Klima nachzugehen, denn die Reisenden berichten uns, daß an den Eisküsten des Nordens die Seemöven, die Pinguine und die schwarzen oder braunen Enten ꝛc. sich zu tausenden finden, und in eben so großer Menge, als die Albatros, die Sturmvögel ꝛc., auf den eisbedeckten Inseln der Südpolgegenden.

Die Fruchtbarkeit der Landvögel scheint jedoch jene der Wasservögel zu übertreffen; unter den letztern bringt in der That keine Art so viele Jungen, wie die unserer Hühnervögel, wenn wir die von derselben Größe mit einander vergleichen. Diese Fruchtbarkeit der kornfressenden Vögel könnte allerdings durch die Vermehrung der Nahrungsmittel, welche der Mensch ihnen durch den Anbau der Erde verschafft, zugenommen haben; gleichwohl hat bei den Wasserarten, die er in Hausgesellschaft zu bringen wußte, die Fruchtbarkeit nicht dieselben Fortschritte gemacht, wie bei den Landarten; die zahme Ente

und die zahme Gans legen nicht so viel Eier, wie das Huhn; von ihrem Element entfernt und ihrer Freiheit beraubt, verlieren diese Vögel ohne Zweifel mehr, als unsere Pflege ihnen nützen oder zurückerstatten kann.

Auch sind diese Wasserarten mehr unsere Gefangenen als Hausgenossen; sie bewahren die Keime ihrer ersten Freiheit, die sich in einer Unabhängigkeit darthut, welche die Landarten gänzlich eingebüßt zu haben scheinen; sie verkümmern, sobald man sie eingeschlossen hält; sie bedürfen des freien Raums der Felder und der Kühle der Gewässer, wo sie einen Theil ihrer natürlichen Freiheit wiederfinden, und daß sie ihr nicht entsagen, geht daraus hervor, daß sie sich gern ihren wilden Brüdern anschließen, und mit ihnen entfliehen würden, wenn man nicht Sorge trüge, ihnen die Flügel zu beschneiden. [1]) Der Schwan, die Zierde der Gewässer unserer Lustgärten, hat mehr das Ansehen, als vergnüge er sich als Herr darin, und nicht, als sey er als Sklave an sie gebunden.

Der geringe Zwang, dem die Wasservögel in ihrer Gefangenschaft unterworfen sind, veranlaßt, daß sie nur leichte Spuren derselben an sich tragen; ihre Arten verändern sich nicht so sehr darin, wie jene der Landvögel; es finden sich bei ihnen weniger Varietäten in den Farben und Formen; sie verlieren nicht so viel von ihren natürlichen Zügen und ihrem ursprünglichen Gepräge; man kann dies aus der Vergleichung der Ente entnehmen, deren Art auf unsern Geflügelhöfen nur wenig Varietäten zuläßt, während uns jene des Huhns eine Menge neuer und künstlicher Rassen zeigt, die den ursprünglichen Schlag zu verwischen und zu verschmelzen scheinen.

---

[1]) Obgleich es Beispiele von zahmen Enten und Gänsen gibt, die mit den wilden entfliehen, so ist doch zu vermuthen, daß sie sich übel dabei befinden, und, weil sie die schwächsten an der Zahl sind, bald für ihre Untreue bestraft werden; denn die Abneigung zwischen den wilden und zahmen Gänsen findet sich in diesen Arten wie in allen andern, und ein glaubwürdiger Zeuge, (Herr Trecourt, auf den ich mich bereits an mehren Stellen berief) versichert uns, daß, als er junge wilde Enten, die in einem Sumpf aus dem Nest genommen waren, mit andern zahmen Enten von fast gleichem Alter in einen Weiher gesetzt habe, letztere die wilden angegriffen hätten, und es ihnen gelungen sey, sie in weniger als 2 bis 3 Tagen zu tödten.

Uebrigens kennen uns die Wasservögel, da sie weit vom Lande entfernt sind, nur wenig; es ist, als hätte die Natur, indem sie ihnen die Meere anwies, sie der Herrschaft des Menschen entzogen, welcher, schwächer als sie auf diesem Element, oft nur dessen Spielball oder Opfer ist.

Die fischreichsten Meere locken unzählige Ansiedlungen dieser fischenden Vögel an, und fesseln sie sozusagen an ihre Ufer; man sieht ihrer eine unendliche Menge um die Sambalesinseln und auf der Küste der Meerenge von Panama, besonders an den Nordküsten; nicht weniger gibt es im Westen auf der Südküste, aber weniger auf der Nordküste. Wafer gibt als Grund hierfür an, daß die Bai von Panama bei weitem nicht so fischreich sey als die sambalischen. Die großen Ströme Nordamerikas sind mit Wasservögeln ganz bedeckt. Die Einwohner von Neu-Orleans, die ihnen auf dem Mississippi nachstellen, hatten aus ihrem Fett und dem Oel, das sie daraus gewonnen, einen kleinen Handelszweig gemacht. Mehre Inseln erhielten den Namen Vogelinseln, weil die Vögel, als man sie entdeckte, ihre einzigen Bewohner und in erstaunlicher Menge vorhanden waren. Die Insel Aves unter andern, die 50 Lieues unter dem Winde von Dominique liegt, ist so bedeckt mit Strandvögeln, daß man ihrer nirgend in so großer Menge sieht. Man findet auf ihr Regenreiher, mehre Arten Wasserhühner, Flamingos, Pelikane, Möven, Fregatten ꝛc. Labat, der uns diese Thatsachen mittheilt, bemerkt, die Küste sey ungemein fischreich, und ihre Untiefen würden immer von einer unzähligen Menge von Muschelthieren bedeckt. Der Fischlaich, der oft wie eine große Brücke auf der Oberfläche des Meeres schwimmt, lockt nicht weniger Vögel an; auch gibt es gewisse Stellen an den Küsten und Inseln, deren ganzer Boden bis zu einer ziemlich großen Tiefe nur aus dem Koth der Wasservögel besteht; so an der Küste von Peru die Insel Iquique, von wo die Spanier diesen Mist hinüberholen, um mit ihm die Aecker auf dem festen Lande zu düngen. Die Felsen Grönlands sind auf ihren Spitzen mit einer Art Torf bedeckt, der durch dieselben Stoffe und die Ueberbleibsel der Nester dieser Vögel gebildet wird. Sie sind auch zahlreich auf den norwegischen Inseln, auf Island und Feroe, wo ihre Eier einen großen Theil des Unterhalts der Einwohner ausmachen, die sie in den Abgründen und auf den unzugänglichsten Felsen

aufsuchen. So auch jene Burrainseln an der schottischen Küste, die unbewohnt sind, und wo man fast nicht landen kann. Hier nehmen die Bewohner der kleinen Insel Hirta die Eier zu Tausenden weg und tödten die Vögel. Endlich bedecken sie das grönländische Meer so sehr, daß die grönländische Sprache ein eigenes Wort hat, um die Art und Weise zu bezeichnen, wie man sie heerdweise nach der Küste in kleine Buchten treibt, wo sie sich einschließen und zu Tausenden fangen lassen.

Diese Vögel sind auch die Bewohner, welche die Natur nach den vereinzelten und gleichsam verlornen Punkten im unermeßlichen Weltmeer geschickt, wohin sie die andern Arten, mit denen sie die Oberfläche der Erde bevölkerte, nicht gelangen lassen konnte. Die Seefahrer haben diese Vögel im Besitz der wüsten Inseln und jener Theile der Erde gefunden, die sich der Niederlassung der lebenden Natur zu entziehen schienen; sie haben sich von Norden nach Süden verbreitet, und nirgend sind sie zahlreicher, als unter den kalten Zonen, weil in diesen Gegenden, wo die nackte, abgestorbene und unter ewigem Frost begrabene Erde ihren eisigen Schooß jeder Befruchtung versagt, das Meer noch bewohnt, belebt und selbst sehr bevölkert ist. Die Reisenden und Naturforscher haben auch bemerkt, daß es in den nördlichen Gegenden wenige Landvögel im Verhältniß zu der Menge von Wasservögeln gibt. Die erstern bedürfen Vegetabilien, Saamen, Früchte, wovon die erstarrte Natur in diesen Klimaten kaum einige schwache und seltene Arten hervorbringt; die letztern verlangen von der Erde nur eine Freistätte, einen Zufluchtsort in den Stürmen, ein Nachtlager, eine Wiege für ihre Nachkommenschaft; auch bietet ihnen das Eis, das in jenem kalten Klima der Erde den Raum streitig macht, fast alles an, was für so einfache Bedürfnisse erforderlich ist. Die Herren Cook und Forster sahen auf ihren Fahrten nach der Südsee mehre dieser Vögel auf schwimmendem Eise, wie auf dem festen Lande sitzen, reisen und schlafen; einige nisten sogar mit Erfolg darauf. Was könnte ihnen in der That eine immer gefrorne Erde, die weder fester, noch kälter, als jene Eisberge ist, auch mehr bieten?

Diese letztere Thatsache beweist, daß die Wasservögel die im äußersten und entferntesten Bewohner der Erdkugel sind, denn zu Polargegenden sie besser kennen als wir; sie dringen selbst zu den Ländern vor, wo der weiße Bär sich nicht mehr

zeigt, und auf die Meere, wohin die Robben, die Wallrosse und die andern Amphibien nicht mehr gelangen; mit Vergnügen verweilen sie hier in der Jahreszeit der in diesem Klima sehr langen Tage, und entfernen sich erst nach der Herbstgleiche, wenn die Nacht allmälig das Licht des Tages verdrängt, und bald einen Schleier der Finsterniß verbreitet, der diese Vögel veranlaßt, in Gegenden zu flüchten, die einige Stunden Tageslicht haben; während des Winters kommen sie auf diese Weise zu uns, und kehren später nach ihrem Eise vor der Frühlingsnachtgleiche, dem Gang der Sonne folgend, zurück.

Der Storch (weiße Storch).

(Ciconia vulgaris. L. La cigogne. B.)

Man hat eben gesehen, daß man zwischen den Landvögeln, welche die Felder bewohnen, und den mit Ruderfüßen versehenen Schwimmvögeln, die sich auf dem Wasser bewegen, die große Familie der Strandvögel findet, deren Füße, ohne Schwimmhäute, sich nicht gegen das Wasser stemmen können, die daher noch auf dem Lande bleiben muß, deren langer Schnabel jedoch, wie eingeimpft auf einen langen Hals, sich vorne ausdehnt, um unter dem flüssigen Element die Nahrung zu suchen. Unter den zahlreichen Gattungen dieser amphibischen Familien der Seeküste und der Flüsse, bietet sie uns zuerst, berühmter als irgend eine andere, jene des Storches (Nr. 866) dar. Sie besteht aus 2 Arten, die sich nur in den Farben unterscheiden, denn übrigens ist es, als habe die Natur unter derselben Form und nach derselben Zeichnung zweimal denselben Vogel, einmal weiß und einmal schwarz, hervorgebracht. Dieser Unterschied könnte, wenn alles übrige gleich wäre, für nichts gerechnet werden, fände nicht zwischen denselben beiden Vögeln ein Unterschied des Instinktes und des Naturells statt. Der schwarze Storch sucht die öden Orte auf, läßt sich in den Wäldern nieder, besucht die entlegenen Sumpfgegenden, und nistet in dem Dickicht der Wälder. Der weiße Storch dagegen baut sein Nest auf unsern Wohnungen; er läßt sich auf den Thürmen, den Schornsteinen und den Giebeln nieder, ist Freund des Menschen, theilt seinen Aufenthalt und seine Herrschaft; er fischt in unsern Flüssen, jagt bis in unsere Gärten hinein, erscheint mitten in den Städten, ohne vor

1. DER WEISSE STORCH.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Schwertschnäbler. *Gattung:* Storch. (Cuvier.)

Pl. 241.

2. DER SCHWARZE STORCH.

Ordnung: Stelzenläufer..... *id.* *id.*

ihrem Getümmel zu erschrecken, [1]) und überall ein willkommener und geachteter Gast, entrichtet er den Zoll, den er der Gesellschaft schuldet, durch Dienste; zahmer und geselliger, ist er zugleich fruchtbarer, zahlreicher und allgemeiner verbreitet, als der schwarze Storch, der auf gewisse Länder, und immer auf Einöden, eingeschränkt zu seyn scheint.

Dieser weiße Storch ist nicht so groß wie der Kranich, aber größer als der Reiher; seine Länge von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende beträgt $3\frac{1}{2}$ Fuß, und bis zur Spitze der Nägel 4 Fuß; der Schnabel bis zu den Winkeln ist fast 7 Zoll lang; der Fuß 8 Zoll, der nackte Theil der Beine 5 Zoll, und die Flugweite seiner Flügel über 6 Fuß. Es ist leicht, seine Farben zu beschreiben: der Körper ist von glänzendem Weiß, und die Flügel sind schwarz, ein Merkmal, wonach die Griechen seinen Namen gebildet haben; [2]) die Füße und der Schnabel sind roth, und sein langer Hals ist gebogen; dies sind seine Hauptzüge; betrachtet man ihn aber mehr in der Nähe, so bemerkt man auf den Flügeln veilchenblaue Widerscheine, und einige braune Schattirungen. Breitet man den Flügel aus, so zählt man 30 Schwungfedern, die eine doppelte Schweifung bilden, indem die dem Körper zunächst stehenden fast so lang sind wie die äußern, und ihnen gleich kommen, wenn der Flügel zusammengelegt ist. In diesem Zustand bedecken die Flügel den Schwanz, und wenn sie offen oder zum Fluge ausgebreitet sind, zeigen die größten Schwungfedern eine seltsame Anordnung: die acht bis neun ersten trennen sich von einander, und scheinen auseinander zu gehen, so daß zwischen jeder ein leerer Raum bleibt, was man bei keinem andern Vogel sieht. Die Federn unten am Halse sind weiß, etwas lang und herabhangend, und hierdurch nähern sich die Störche den Reihern; aber ihr Hals ist kürzer und dicker. Der Augenumring ist nackt, und mit einer gerunzelten, röthlich-schwarzen Haut bedeckt; die Füße sind mit Schuppen in sechsseitigen Täfelchen bekleidet, die um so breiter sind, je höher sie stehen; es zeigen sich Spuren einer Schwimmhaut

---

[1]) Ein Zeugniß dafür ist das Storchnest auf dem Tempel der Eintracht auf dem Kapitol, dessen Juvenal erwähnt (erste Satyre, Vers 116) und das man auf Münzen des Hadrian abgebildet sieht.

[2]) Pelon argon.

zwischen der großen und der innern Zehe bis zum ersten Gelenk, und indem sie sich auf der äußern Zehe weiter nach vorn ausdehnen, scheinen sie die Stufe zu bilden, durch welche die Natur von den Vögeln mit getheilten Füßen zu den mit Schwimmhäuten versehenen und ruderfüßigen Thieren übergeht; die Nägel sind stumpf, breit, platt, und nähern sich so ziemlich der Form der menschlichen Nägel.

Der Storch hat einen kräftigen und anhaltenden Flug, wie alle Vögel mit sehr weiten Flügeln und kurzem Schwanze; beim Fluge hält er den Kopf steif nach vorn, und die Füße nach hinten ausgestreckt, als dienten sie ihm zum Steuerruder; er fliegt sehr hoch, und macht lange Reisen, selbst in den stürmischen Jahreszeiten. Man sieht die Störche in Deutschland gegen den 8. bis 10. Mai ankommen, und in den französischen Provinzen schon vor dieser Zeit. Gesner sagt, sie zögen den Schwalben voraus, und kämen im April, und bisweilen früher, in der Schweiz an; im Elsaß zeigen sie sich im Monat März, und selbst schon zu Ende Februar. Ihre Rückkehr ist überall von angenehmer Vorbedeutung, und ihr Erscheinen verkündet den Frühling; auch scheinen sie nur anzukommen, um sich den zarten Regungen, welche diese Jahreszeit einflößt, hinzugeben. Aldrovande schildert mit Wärme die Zeichen der Freude und Liebe, den Eifer und die Liebkosungen des Männchens und des Weibchens, wenn sie nach einer langen Reise auf ihrem Nest angekommen sind; denn die Störche kehren immer nach denselben Orten zurück, und wenn ihr Nest zerstört ist, so bauen sie es von neuem aus Holzsplittern und Sumpfgräsern, welche sie in großer Menge aufschichten. Gewöhnlich legen sie es auf hohen Giebeln, auf Thurmzinnen, und bisweilen auf den großen Bäumen am Ufer des Wassers, oder auf der Spitze eines steilen Felsens an. [1] In Frankreich stellte man zu Belons Zeiten Räder oben auf die Dächer, um diese Vögel zu veranlassen, auf ihnen ihr Nest zu bauen; in Deutschland und im Elsaß besteht dieser

[1] In diesem Sinn ist zu nehmen, was Varro sagt, er niste auf dem Felde, in tecto ut hirundines, in agro ut ciconia; (unter den Dächern, wie Schwalben, auf dem Felde, wie der Storch); er an einer andern Stelle in Bezug auf die Ankunft des Storch, in Italien selbst bemerkt, er lege sein Nest vorzugsweise auf Gebäuden an.

Gebrauch noch, und in Holland setzt man zu diesem Zwecke viereckige Kasten auf die Giebel der Gebäude. [1])

In ruhiger Stellung steht der Storch auf einem Fuß, mit rückgebogenem Hals, den Kopf nach hinten und auf der Schulter ruhend. Er lauert auf die Bewegung irgend eines Reptils, auf das er einen durchbohrenden Blick heftet; die Frösche, Eidexen, Blindschleichen und kleinen Fische sind die Beute, die er in den Sümpfen oder an dem Ufer der Gewässer oder in den feuchten Thälern aufsucht.

Er geht wie der Kranich, mit dem Fuß in großen gemessenen Schritten voranschreitend; wird er aber gereizt oder beunruhigt, oder erregt ihn die Liebe, so macht er mit seinem Schnabel ein trockenes und wiederholtes Geklapper, das die Alten durch die nachahmenden Worte crepitat, glotterat wiedergegeben haben, und das Petronius sehr gut ausdrückt, indem er es ein Schellengeklapper nennt; [2]) dann dreht er den Kopf so herum, daß der untere Kiefer oben ist, und der Schnabel fast parallel auf dem Rücken liegt. In dieser Stellung schlagen die beiden Kiefer lebhaft aneinander; je mehr er aber den Hals in die Höhe richtet, läßt das Geklapper nach, und hört auf, wenn er seine natürliche Stellung wieder angenommen hat. Uebrigens ist dieses Geräusch das einzige, das der Storch hören läßt, und die Alten haben wahrscheinlich, weil er stumm zu seyn scheint, geglaubt, er habe keine Zunge. Diese ist allerdings kurz, und liegt am Eingange des Schlundes verborgen, wie bei allen langschnäbeligen Vögeln, die auch auf eigenthümliche Weise durch eine gewisse Schnabelwendung ihre Nahrung in die Kehle bringen. Aristoteles theilt noch eine andere Bemerkung über diese langhalsigen und langschnäbeligen Vögel mit, daß sie nämlich einen flüssigern Koth von sich geben, als die andern Vögel.

Der Storch legt nicht über 4 Eier, und oft nicht mehr

---

[1]) Lady Montague sagt in ihren Briefen, Nr. 32, in Konstantinopel nisteten die Störche auf den Straßen am Boden. Wenn sie sich nicht in der Art dieser Vögel geirrt hat, so muß der Schutz, den man dem Storche in der Türkei gewährt, ihn sehr kühn gemacht haben, denn in unsern Gegenden sind die Stellen, die er vorzieht, immer die unzugänglichsten, welche die ganze Umgegend beherrschen, und nicht in sein Nest sehen gestatten.

[2]) Crotalistria, ein Beiwort, das schon bei Publius Sirus dem Storch gegeben wird.

als 2; sie sind schmutzig-weiß und gelblich, und nicht ganz so groß, aber etwas länglicher, als die Gänseeier; das Männchen bebrütet sie während der Zeit, worin das Weibchen sich sein Futter holt. Die Eier brechen nach einem Monat auf; die Eltern verdoppeln dann ihre Thätigkeit, um ihren Jungen die Nahrung zu bringen, welche sie unter einer Art Pfeifen und indem sie sich aufrichten, zu sich nehmen. [1]) Uebrigens entfernen sich die Eltern nie beide zugleich vom Nest; und während einer auf der Jagd ist, sieht man den andern in der Umgegend auf einem Bein stehen, das Auge immer auf seine Jungen gerichtet. Im ersten Alter sind sie mit einem braunen Flaum bedeckt, und da sie noch nicht Kraft genug haben, um sich auf ihren dünnen und langen Beinen zu halten, schleppen sie sich im Nest auf den Knien fort. Wenn ihre Flügel zu wachsen beginnen, üben sie sich im Flattern über dem Nest; oft aber geschieht es, daß bei dieser Uebung einige hinabfallen, und sich nicht wieder erheben können. Später, wenn sie anfangen, sich in die Luft zu wagen, führt sie die Mutter, und übt sie in kleinen Kreisflügen um das Nest; endlich nehmen die schon starken jungen Störche in den letzten Tagen des August, der Zeit ihrer Abreise, mit den Aeltesten ihren Aufflug. Die Griechen hatten in einer Ebene Asiens, da Schlangenufer genannt, ihren Sammelplatz bemerkt; dort kommen sie zusammen, wie noch jetzt in einigen Gegenden der Levante, und selbst in unsern europäischen Wäldern, wie in Brandenburg und sonst.

Wenn sie zur Abreise versammelt sind, hört man sie häufig klappern, und es herrscht eine große Bewegung in dem Trupp; alle scheinen sich zu suchen, sich wieder zu erkennen, und sich Nachricht von dem allgemeinen Abflug zu geben, dessen Signal in unsern Gegenden der Nordwind ist. Sie erheben sich alle zugleich, und verlieren sich in einigen Augenblicken hoch in den Lüften. Klein berichtet, man habe ihn gerufen, um dieses Schauspiel mit anzusehen, er sey aber einen Augenblick

---

[1]) Aelian hat berichtet, der Storch schnäbele seinen Jungen ihre Nahrung ein, was aber nicht von theilweise schon verdauten Speisen zu verstehen ist, sondern von der frischen Beute, die er aus dem Schlund würgt, und selbst aus dem Magen hinaufwürgen kann, dessen Oeffnung breit genug ist, um ihren Ausgang zu gestatten.

zu spät gekommen, als sie schon alle verschwunden waren. Diese Abreise ist allerdings um so schwerer zu beobachten, als sie in der Stille, und oft in der Nacht vor sich geht.[1]) Man will bemerkt haben, daß die Störche auf ihrem Zuge, bevor sie den Flug über das mittelländische Meer beginnen, sich in der Gegend von Aix in der Provence in großer Menge niederlassen. Uebrigens scheint diese Abreise in den warmen Ländern später zu erfolgen, indem Plinius sagt, nach der Abreise des Storches sey keine Zeit mehr zum Säen.

Obgleich die Alten die Wanderungen der Störche bemerkt haben, wußten sie nicht, nach welchen Gegenden sie zögen; einige neuere Reisenden theilten uns aber gute Beobachtungen hierüber mit; sie sahen im Herbst die egyptischen Ebenen ganz von diesen Vögeln bedeckt. „Es ist bestimmt, sagt Belon, daß die Störche sich im Winter in Egypten und Afrika aufhalten; denn wir haben Augenzeugen, daß die egyptischen Ebenen weiß von ihnen waren, so viele gab es ihrer vom September und October an, weil es ihnen dort, während der Ueberschwemmung und nach derselben, nicht am Futter fehlt; da sie aber den Sommer dort wegen seiner heftigen Hitze unerträglich finden, so kommen sie in unsere Gegenden, wo das Klima dann gemäßigt ist, und kehren im Winter wieder zurück, um der allzu übermäßigen Kälte auszuweichen; im Gegensatz zu den Kranichen, denn diese und die Gänse besuchen uns im Winter, wenn die Störche abwesend sind.“ Dieser sehr bedeutende Unterschied wird durch jenen der Gegenden, wo sich diese Vögel aufhalten, bedingt: die Kraniche und Gänse kommen aus dem Norden, dessen große Kälte sie fliehen; die Störche kommen aus dem Süden, um dessen Hitze zu vermeiden.[2])

---

[1]) Belon sagt, sie werde nicht bemerkt, weil sie ohne Geräusch und ohne Geschrei abfliegen, wohingegen die Kraniche und die wilden Gänse während des Fluges heftig schreien.

[2]) Mehre Schriftsteller haben behauptet, die Störche entfernten sich im Winter nicht, und brächten ihn in Höhlen oder gar auf dem Grunde der Meere zu. Es war dieses die allgemeine Ansicht zur Zeit Alberts des Großen. Klein berichtet von zwei Störchen, die aus den Teichen bei Elving gezogen worden seyen. Gervais von Tilbury erzählt von andern Störchen, die man in einem See bei Arles wie in einen Knäuel zusammengerollt fand; Merula

Belon sagt auch, er habe sie in der Gegend des Berges Amanus, nach Antiochien hin, überwintern, und gegen Ende August in Schaaren von 3 bis 4000 von Rußland und der Tartarei her nach Abydus zu ziehen sehen. Sie fliegen über den Hellespont; dann theilen sie sich auf der Höhe von Tenedos, und setzen ihren Zug in kleinen Trupps nach dem Süden fort. Der Doctor Shaw hat vom Fuße des Berges Karmel, um die Mitte April 1722, den Zug der Störche von Egypten nach Asien gesehen. „Unser Schiff, sagt dieser Reisende, lag unter dem Karmel vor Anker, als ich drei Flüge Störche bemerkte, deren jeder mehr als drei Stunden nöthig hatte, um vorüber zu fliegen, und mehr als eine halbe Stunde in der Breite einnahm." Maillet berichtet, er habe die Störche gegen Ende Aprils aus Oberegypten kommen, und auf dem Delta verweilen sehen, welches jedoch die Ueberschwemmung des Nils sie bald zu verlassen nöthigt. [1])

Diese Vögel, die so von Klima zu Klima ziehen, kennen die Strenge des Winters nicht; ihr Jahr besteht aus zwei Sommern, und sie genießen auch zweimal die Freuden der Jahreszeit des Geschlechtstriebes; es ist eine sehr interessante Eigenthümlichkeit in ihrer Naturgeschichte, und Belon versichert es ausdrücklich vom Storch, welcher, wie er sagt, in Egypten zum zweitenmale brütet.

---

bei Aldrovande von denen, welche Fischer aus dem Comersee gezogen hätten, und Fulgose von andern, die bei Metz aufgefischt worden seyen. Martin Schoockius, der ein zu Gröningen im Jahre 1648 gedrucktes Werkchen über den Storch geschrieben, unterstützt diese Zeugnisse; aber die Geschichte der Wanderungen des Storches ist zu gut bekannt, als daß man nicht die oben erwähnten Vorfälle, wenn man sie anders für gewiß halten kann, nur Zufälligkeiten zuschreiben müßte. Diese Frage, und die Untersuchung alles dessen, was man über die Vögel gesagt hat, von denen man behauptet, sie brächten den Winter auf dem Grunde der Gewässer zu, wurde bereits ausführlicher in dem Aufsatz über die Schwalbe erörtert.

[1]) Bisweilen findet man unter den Störchen auf ihrem Zuge Krähen, was die Meinung veranlaßt hat, die man bei dem heiligen Basilius und bei Isidor findet, daß die Krähen die Störche auf ihrer Wanderung begleiten, und ihnen zu Wegweisern dienen. Die Alten haben auch der Kämpfe der Störche mit den Raben, den Habichten, und andern Arten von Vögeln häufig und viel erwähnt. Wenn ihre Schwärme aus Libyen und Egypten zurückkommen, begegnen sie sich nach Lycien zu und am Flusse Xanthus,

Man behauptet, in England sehe man keine Störche, wenn sie nicht etwa durch einen Sturm dorthin verschlagen würden. Albin erwähnt als Seltenheit zweier Störche, die er zu Edger in Midlessex gesehen. Willughby sagt, jener, dessen Abbildung er mittheilt, sey ihm von der Küste von Norfolk, wo er zufällig hinabgefallen, geschickt worden. Auch in Schottland zeigt er sich nicht, wenn man nach dem Schweigen Sibbalds es schließen darf. Indessen begibt sich der Storch ziemlich weit in die nördlichen Länder Europas; er findet sich nach Linne in Schweden, und besonders in Dänemark, in Sibirien, in Mangasea am Jenisei, und bis zum Lande der Jakuten. Man sieht auch Störche in großer Menge in Ungarn, Polen und Litthauen; man findet sie in der Türkei und in Persien, wo Bruyn ihr Nest in den Ruinen von Persepolis unter den Bildwerken dargestellt sah, und nach diesem Schriftsteller ist der Storch selbst in ganz Asien verbreitet, mit Ausnahme der Wüsten, die er zu vermeiden scheint, und des dürren Bodens, wo er nicht leben kann, weil er dort keinen Unterhalt findet.

Aldrovande versichert, in dem Gebiet von Bologna finde man keine Störche; auch in dem übrigen Italien sind sie selten, indem Willughby während eines Aufenthalts von 28 Jahren ihrer nur ein einziges Mal, und Aldrovande gar keine gesehen hat. Nach den Zeugnissen von Plinius und Varro scheint es jedoch, daß sie früher dort sehr häufig waren, und es läßt sich wohl kaum daran zweifeln, daß sie auf ihrem Zug aus Deutschland nach Afrika, oder auf ihrem Rückwege, über die Länder Italiens und die Inseln des mittelländischen Meeres ziehen. Kämpfer sagt, in Japan bleibe der Storch das ganze Jahr hindurch, dieses wäre das einzige Land, wo er seinen Aufenthalt nicht veränderte; in allen andern, wie in unsern Gegenden, kommt er, und entfernt sich einige Monate darauf wieder. Lothringen und Elsaß sind die französischen Provinzen, wo die Störche am zahlreichsten durchziehen; sie bauen dort selbst ihre Nester, und im untern Elsaß gibt es wenige Dörfer oder Flecken, wo man nicht einige Storchnester auf den Kirchthürmen sieht.

Der Storch hat ein ziemlich sanftes Naturell; er ist weder mißtrauisch, noch wild, und läßt sich leicht zähmen, so daß er in unsern Gärten bleibt, die er von Insekten und Ungeziefer reinigt. Es scheint, daß er eine Vorstellung von Reinlichkeit

hat, denn um seine Auswürfe von sich zu geben, sucht er entlegene Orte auf. Er hat fast immer ein trauriges Ansehen und eine düstere Mine; indessen gibt er sich doch einer gewissen Munterkeit hin, wenn er durch das Beispiel dazu angetrieben wird; denn er geht auf die Kurzweil der Kinder ein, indem er mit ihnen spielt und hüpft. In der Hausgenossenschaft lebt er lange, und erträgt die Kälte unserer Winter.

Diesem Vogel legt man mehre sittliche Tugenden bei, deren Bild stets achtungswerth ist: Mäßigkeit, eheliche Treue, kindliche und elterliche Liebe. [1]) Der Storch ernährt allerdings seine Jungen sehr lange, und verläßt sie nicht, bevor er sie nicht stark genug sieht, um sich selbst vertheidigen und versorgen zu können. Wenn sie aus dem Nest zu flattern, und ihre Flugkraft in den Lüften zu versuchen beginnen, trägt er sie auf seinen Flügeln; in allen Gefahren vertheidigt er sie, und man hat gesehen, daß, wenn er sie nicht retten konnte, er es lieber vorzog, mit ihnen umzukommen, als sie preis zu geben. [2]) Man hat ihn selbst Zeichen der Anhänglichkeit und selbst Dankbarkeit für die Orte und Personen, die ihn gastlich aufnahmen, darlegen sehen. Man versichert, man habe ihn beim Vorüberfliegen vor der Thüre klappern hören, gleichsam um seine Rückkehr zu melden, und beim Wegziehen sey ein ähnliches Zeichen des Abschiedes erfolgt. Alle diese moralischen Eigenschaften sind jedoch nichts im Vergleich zu der Liebe und zarten Sorgfalt, welche diese Vögel ihren zu schwachen oder zu alten Eltern widmen. Man sah oft junge und kräftige Störche andern Nahrung zubringen, welche, auf dem Rande des Nestes sitzend, kränklich und geschwächt aussahen, mochten sie es nun durch irgend einen vorübergehenden Zufall seyn, oder mag wirklich der Storch, wie die Alten behaupteten, den rührenden Trieb besitzen, das Alter zu erleichtern, und die Natur dadurch, daß sie diese edelmüthigen Gefühle, denen die menschlichen Herzen nur zu oft untreu werden, selbst in das Herz der Thiere pflanzte, uns ein Beispiel aufstellen wollen. Das Ge-

---

[1]) Daher nennt ihn Petronius. pietaticultrix.

[2]) Man lese bei Hadrian Junius die in Holland berühmte Geschichte des Storches, in Delft, der bei der Feuersbrunst in dieser Stadt nachdem er sich vergebens bemüht hatte, seine Jungen fortzubringen, sich mit ihnen verbrennen ließ.

ſetz, ſeine Eltern zu ernähren, wurde ihnen zur Ehre von den Griechen gegeben, und nach ihrem Namen benannt, welches Ariſtophanes zu einer bittern Ironie gegen den Menſchen benützt.

Aelian verſichert, die moraliſchen Eigenſchaften des Storches ſeyen die erſte Urſache der Achtung und des Kultus, den die Egyptier ihm widmeten, [1]) und das jetzt herrſchende Vorurtheil des Volkes, welches ſich überzeugt hält, daß er dem Hauſe, auf welchem er ſich niederläßt, Glück bringe, iſt vielleicht ein Ueberbleibſel jener alten Meinung.

Es war bei den Alten ein Verbrechen, einen Storch, den Feind ſchädlichen Ungeziefers, zu tödten. In Theſſalien ſtand die Todesſtrafe auf der Tödtung eines dieſer Vögel; ſo geachtet waren ſie in dieſem Lande, das ſie von den Schlangen reinigten. In der Levante hegt man zum Theil noch dieſe Verehrung für den Storch. Bei den Römern aß man ihn nicht; ein Mann, der ſich aus einer widerlichen Ueppigkeit einen auftragen ließ, wurde durch die Neckereien des Volkes dafür beſtraft. Uebrigens iſt ſein Fleiſch nicht gut genug, um geſucht zu ſeyn, und dieſer Vogel, zu unſerm Freunde, und faſt zu unſerm Hausgenoſſen geboren, iſt nicht dazu beſtimmt, unſer Schlachtopfer zu ſeyn.

---

[1]) Alexander von Myndes bei Aelian ſagt, die alterſchwachen Störche begäben ſich nach gewiſſen Inſeln im Weltmeer, und würden dort zum Lohn für ihre kindliche und elterliche Liebe in Menſchen verwandelt. Bei den Auguren bedeutete das Erſcheinen des Storches Einigkeit und Eintracht; ſeine Abreiſe während eines Unglücks war von der unheilvollſten Vorbedeutung. Paul Diakonus ſagt, Attila habe die Eroberung von Aquileja, deſſen Belagerung er eben aufheben wollte, von neuem verſucht, weil er Störche mit ihren Jungen aus der Stadt entfliehen ſah. In den Hieroglyphen bedeutet er Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, Tugenden, die ſein Name in einer der älteſten Sprachen ausdrückt (Chaſida, im Hebräiſchen, pia, benefica, nach Bochart; Chazir, pius, beneficus) und als deren Sinnbild man ihn oft ſieht, wie auf jenen beiden ſchönen Münzen des Lucius Antonius, die ſich beim Fulvius Urſinus finden, und auf zwei andern des Quintus Metellus, der nach Paterculus den Beinamen der Fromme führte.

hat, denn um seine Auswürfe von sich zu geben, sucht er entlegene Orte auf. Er hat fast immer ein trauriges Ansehen und eine düstere Mine; indessen gibt er sich doch einer gewissen Munterkeit hin, wenn er durch das Beispiel dazu angetrieben wird; denn er geht auf die Kurzweil der Kinder ein, indem er mit ihnen spielt und hüpft. In der Hausgenossenschaft lebt er lange, und erträgt die Kälte unserer Winter.

Diesem Vogel legt man mehre sittliche Tugenden bei, deren Bild stets achtungswerth ist: Mäßigkeit, eheliche Treue, kindliche und elterliche Liebe. [1]) Der Storch ernährt allerdings seine Jungen sehr lange, und verläßt sie nicht, bevor er sie nicht stark genug sieht, um sich selbst vertheidigen und versorgen zu können. Wenn sie aus dem Nest zu flattern, und ihre Flugkraft in den Lüften zu versuchen beginnen, trägt er sie auf seinen Flügeln; in allen Gefahren vertheidigt er sie, und man hat gesehen, daß, wenn er sie nicht retten konnte, er es lieber vorzog, mit ihnen umzukommen, als sie preis zu geben. [2]) Man hat ihn selbst Zeichen der Anhänglichkeit und selbst Dankbarkeit für die Orte und Personen, die ihn gastlich aufnahmen, darlegen sehen. Man versichert, man habe ihn beim Vorüberfliegen vor der Thüre klappern hören, gleichsam um seine Rückkehr zu melden, und beim Wegziehen sey ein ähnliches Zeichen des Abschiedes erfolgt. Alle diese moralischen Eigenschaften sind jedoch nichts im Vergleich zu der Liebe und zarten Sorgfalt, welche diese Vögel ihren zu schwachen oder zu alten Eltern widmen. Man sah oft junge und kräftige Störche andern Nahrung zubringen, welche, auf dem Rande des Nestes sitzend, kränklich und geschwächt aussahen, mochten sie es nun durch irgend einen vorübergehenden Zufall seyn, oder mag wirklich der Storch, wie die Alten behaupteten, den rührenden Trieb besitzen, das Alter zu erleichtern, und die Natur dadurch, daß sie diese edelmüthigen Gefühle, denen die menschlichen Herzen nur zu oft untreu werden, selbst in das Herz der Thiere pflanzte, uns ein Beispiel aufstellen wollen. Das Ge-

---

[1]) Daher nennt ihn Petronius pietaticultrix.

[2]) Man lese bei Hadrian Junius die in Holland berühmte Geschichte des Storches in Delft, der bei der Feuersbrunst in dieser Stadt nachdem er sich vergebens bemüht hatte, seine Jungen fortzubringen, sich mit ihnen verbrennen ließ.

setz, seine Eltern zu ernähren, wurde ihnen zur Ehre von den Griechen gegeben, und nach ihrem Namen benannt, welches Aristophanes zu einer bittern Ironie gegen den Menschen benützt.

Aelian versichert, die moralischen Eigenschaften des Storches seyen die erste Ursache der Achtung und des Kultus, den die Egyptier ihm widmeten, [1]) und das jetzt herrschende Vorurtheil des Volkes, welches sich überzeugt hält, daß er dem Hause, auf welchem er sich niederläßt, Glück bringe, ist vielleicht ein Ueberbleibsel jener alten Meinung.

Es war bei den Alten ein Verbrechen, einen Storch, den Feind schädlichen Ungeziefers, zu tödten. In Thessalien stand die Todesstrafe auf der Tödtung eines dieser Vögel; so geachtet waren sie in diesem Lande, das sie von den Schlangen reinigten. In der Levante hegt man zum Theil noch diese Verehrung für den Storch. Bei den Römern aß man ihn nicht; ein Mann, der sich aus einer widerlichen Ueppigkeit einen auftragen ließ, wurde durch die Neckereien des Volkes dafür bestraft. Uebrigens ist sein Fleisch nicht gut genug, um gesucht zu seyn, und dieser Vogel, zu unserm Freunde, und fast zu unserm Hausgenossen geboren, ist nicht dazu bestimmt, unsre Schlachtopfer zu seyn.

---

[1]) Alexander von Myndes bei Aelian sagt, die alterschwachen Störche begäben sich nach gewissen Inseln im Weltmeer, und würden dort zum Lohn für ihre kindliche und elterliche Liebe in Menschen verwandelt. Bei den Auguren bedeutete das Erscheinen des Storches Einigkeit und Eintracht; seine Abreise während eines Unglücks war von der unheilvollsten Vorbedeutung. Paul Diakonus sagt, Attila habe die Eroberung von Aquileja, dessen Belagerung er eben aufheben wollte, von neuem versucht, weil er Störche mit ihren Jungen aus der Stadt entfliehen sah. In den Hieroglyphen bedeutet er Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, Tugenden, die sein Name in einer der ältesten Sprachen ausdrückt (Chasida, im Hebräischen, pia, benefica, nach Bochart; Chazir, pius, beneficus) und als deren Sinnbild man ihn oft sieht, wie auf jenen beiden schönen Münzen des Lucius Antonius, die sich beim Fulvius Ursinus finden, und auf zwei andern des Quintus Metellus, der nach Paterculus den Beinamen der Fromme führte.

Der schwarze Storch.

(Ciconia nigra. L. La cigogne noire. B.)

Obgleich dieser Vogel in allen Sprachen mit der Benennung schwarzer Storch bezeichnet wird, so geschieht dieses dennoch mehr zum Gegensatze gegen das glänzende Weiß des weißen Storches, da der wahre Anstrich seines Gefieders im Allgemeinen ein mit schönen schillernden Farben untermischtes Braun ist, welches aber von weitem schwarz erscheint.

Auf dem Rücken, dem Bürzel, den Schultern und den Flügelbedeckungen hat er jene ins Goldgrüne und Veilchenblaue schillernde Farbe; die Brust, der Bauch und der Schnabel sind weiß, so wie die Bedeckungen des untern Schwanzes, der aus 12 Steuerfedern mit veilchenblauen und grünen Widerscheinen besteht, so wie die Flügel aus 30 Schwungfedern von schillerndem Braun mit Widerscheinen, auf deren 10 ersten das Grün und auf den 20 andern das Veilchenblau stärker ist; die Federn sind, wo der Hals anfängt, braun mit veilchenblauem Schimmer, und an der Spitze verwaschen gräulich; die Kehle und der Hals sind mit kleinen braunen Federn bedeckt, die an der Spitze einen weißlichen Punkt haben; dieses Merkmal fehlt jedoch bei mehren einzelnen Vögeln; der obere Theil des Kopfes ist braun mit einem veilchenblauen und goldgrünen Schimmer; eine sehr rothe Haut umgibt das Auge; der Schnabel ist ebenfalls roth, so wie auch der unbefiederte Theil der Beine. Die Füße und die Nägel sind von derselben Farbe, worin jedoch einige Abweichung statt zu finden scheint, indem mehre Naturforscher, wie Willughby, den Schnabel und die Füße als von grünlicher Farbe angeben. Er ist um ein weniges kleiner als der weiße Storch; die ausgespannten Flügel messen 5 Fuß 6 Zoll.

Wild und einsiedlerisch flieht der schwarze Storch, Nro. 399, die menschlichen Wohnungen, und hält sich nur in den abgelegenen Sümpfen auf. Er nistet in dem Dickicht der Wälder auf alten Bäumen, und besonders auf den höchsten Tannen. Er ist sehr gemein auf den Schweizeralpen; man sieht ihn am Ufer der Seen auf seine Beute lauern, über dem Wasser fliegen, und bisweilen schnell hineintauchen, um sich eines Fisches zu bemächtigen. Er begnügt sich jedoch zu seinem Unterhalte nicht allein mit den Fischen, sondern sucht auch auf den Bergen,

Weiden und Wiesen Insekten auf; man findet in seinen Eingeweiden Ueberbleibsel von Käfern, und wenn Plinius berichtet, auf den Alpen habe man den Ibis gesehen, so hat er den schwarzen Storch für diesen egyptischen Vogel gehalten.

Man findet ihn in Polen, Preußen, Lithauen, Schlesien und mehren andern Gegenden Deutschlands; er dringt selbst bis nach Schweden vor, überall die sumpfigen und öden Gegenden aufsuchend. So wild er auch scheinen mag, fängt und zähmt man ihn doch bis zu einem gewissen Grade. Klein versichert, er habe einen mehre Jahre lang in einem Garten gehalten. Wir sind nicht durch Augenzeugen versichert, daß er wie der weiße Storch reiset, und wissen nicht, ob die Zeiten seiner Wanderungen dieselben sind; indessen hat man allen Grund, es zu glauben; denn während des Winters könnte er, selbst in unsern Gegenden, seine Nahrung nicht finden.

Die Art ist nicht so zahlreich und weniger verbreitet, wie die des weißen Storches; er siedelt sich nicht an denselben Orten an, scheint ihn aber in den Ländern zu ersetzen, die jener meidet. Indem Wormius bemerkt, der schwarze Storch sey in der Schweiz sehr häufig, fügt er hinzu, man finde ihn fast gar nicht in Holland, wo, wie man weiß, die weißen Störche sehr zahlreich sind. Der schwarze Storch indessen ist in Italien nicht so selten, wie der weiße, und man sieht ihn, wie Willughby berichtet, ziemlich oft mit andern Strandvögeln auf den Märkten von Rom, obgleich sein Fleisch einen schlechten Saft, einen starken Fischgeschmack und einen Wildgeruch hat.

Ausländische Vögel,

die mit dem Storch verwandt sind.

Der Maguari.

(Le maguari. B.)

Der Maguari ist ein großer Vogel aus dem heißen Klima Amerikas, dessen Maregrave zuerst erwähnt hat. Er ist von der Größe des Storches, und klappert, wie dieser, mit seinem graden und spitzen, an der Wurzel gräulichen und an der Spitze bläulichen, 9 Zoll langen Schnabel. Der ganze Körper, der Kopf, der Hals und der Schwanz haben weiße, etwas lange und unten am Hals herabhangende Federn; die Schwungfedern und die großen Flügelbedeckungen sind schwarz mit grü-

nem Schimmer, und wenn der Flügel zusammengelegt ist, sind die dem Körper zunächst stehenden Schwungfedern den äußersten gleich, was bei allen Strandvögeln gewöhnlich der Fall ist. Der Augenumring des Maguari ist unbefiedert, und mit einer lebhaft rothen Haut bedeckt; seine Kehle ebenso mit einer Haut versehen, die er zu einer Tasche anschwellen kann; das Auge ist klein und glänzend; die Iris silberweiß; der nackte Theil des Beines und die Füße sind roth; die ebenso gefärbten Nägel breit und platt. Wir wissen nicht, ob dieser Vogel wandert, wie der Storch, dessen Vertreter er in der neuen Welt zu seyn scheint. Das Gesetz des Klimas scheint ihn davon zu entbinden, so wie alle andern Vögel dieser Gegenden, wo immer gleiche Jahreszeiten, und die unausgesetzt fruchtbare Erde, sie zurückhalten, ohne daß sie das Bedürfniß oder Verlangen fühlen, ihren Aufenthalt zu verändern. Eben so sind uns die andern natürlichen Gewohnheiten dieses Vogels und fast alle Thatsachen unbekannt, die sich auf die Naturgeschichte der ausgedehnten Landstriche der neuen Welt beziehen; darf man sich aber darüber beklagen, oder selbst wundern, wenn man weiß, daß Europa während so langer Zeit dorthin nur für die Schönheiten der Natur verschlossene Augen und für die Gefühle, welche sie einflößt, noch minder geöffnete Herzen schickte?

Der Kurikaka.

(Tantalus coculator. L. Le couricaca. B.)

Dieser, in Guiana, Brasilien und in einigen Gegenden Nordamerikas, wo er ein Zugvogel ist, einheimische Vogel, Nro. 868, ist so groß, wie der Storch, hat aber einen dünnern gestrecktern Körper und kommt nur durch die Länge seines Halses und seiner Beine, die verhältnißmäßig größer sind, der Höhe des Storches gleich. Er unterscheidet sich auch von ihm durch den Schnabel, der auf $^3/_4$ seiner Länge grade, aber an seiner Spitze gebogen, sehr stark und dick, ohne Falzen, regelmäßig abgerundet ist, nach dem Kopfe hin immer dicker wird, wo er 6 bis 7 Zoll im Umfang auf beinahe 8 Zoll Höhe hat, von sehr harter Substanz, und an den Rändern scharf ist. Der Hinterkopf und der Obertheil des Halses sind mit kleinen braunen, steifen, obgleich dünnen Federn besetzt; die Schwung- und Steuerfedern sind schwarz, mit einigen bläulichen und

röthlichen Widerscheinen; das ganze übrige Gefieder ist weiß. Die Stirne ist kahl und, wie der Augenumring, nur mit einer dunkeln blauen Haut bedeckt; die ebenso befiederte Kehle ist mit einer Haut bekleidet, die sich aufschwellen und aufspannen läßt, weshalb Catesby diesem Vogel den Namen Waldpelikan (wood-pelican) beigelegt hat, eine schlecht gewählte Benennung; denn die kleine Tasche des Kurikaka ist von jener des Storches verschieden, der die Haut seiner Kehle ebenfalls erweitern kann, wogegen der Pelikan einen großen Beutel unter dem Schnabel und über dem Ruderfuße hat. Hr. Brisson irrt sich, wenn er den Kurikaka zu den Kurlis zieht, mit denen er weder Verwandtschaft noch Aehnlichkeit hat. Die Veranlassung zu diesem Irrthum, scheint Pison durch seinen Vergleich mit Clusius indischem Kurli, welches der rothe Kurli ist, gegeben zu haben; und dieses Versehen ist um so weniger zu entschuldigen, als ihn Pison in der folgenden Zeile von der Größe des Schwanes angibt. Weniger irrt er sich darin, daß er in seinem Schnabel eine Aehnlichkeit mit jenem des Ibis findet, der wirklich von dem der Kurlis verschieden ist.

Wie dem auch seyn möge, dieser große Vogel ist nach Maregrave am Seregippe- oder St. Franziskusflusse sehr häufig; er wurde uns aus Guiana geschickt, und ist derselbe, den Barrere unter dem Namen krummschnabeliger Kranich, und großer amerikanischer Kurli bezeichnet; eine Benennung, worin sich diejenigen könnten geirrt haben, welche diesen Vogel für einen Kurli hielten, den aber Herr Brisson durch ein anderes Versehen auf den Jabiru bezogen hat.

Uebrigens berichtet uns Catesby, daß jährlich gegen Ende des Sommers, die Zeit, in welcher in Karolina das Regenwetter eintritt, zahlreiche Schaaren von Kurikakas nach dieser Lande kommen. Sie besuchen die durch den Regen überschwemmten Savannen, setzen sich in großer Menge auf die höchsten Cypressen; [1]) halten sich hier in einer graden Stellung, und um ihren schweren Schnabel zu unterstützen, lassen sie ihn auf den zurückgebogenen Halse ruhen; sie ziehen vor dem Monat November wieder ab; Catesby fügt hinzu, es seyen einfältige

[1]) Eine Art nordamerikanischer, von unsern Cypressen verschiedener Bäume.

Vögel, die sich durch nichts verscheuchen ließen, und die man nach Bequemlichkeit schießen könne; ihr Fleisch sey sehr gut zu genießen, obgleich sie sich nur von Fischen und Wasserthieren ernährten.

Der Jabiru.

(Mycteria americana. L. Le Jabiru. B.)

Indem die Natur die Reptilien auf den überschwemmten Niederungen des Amazonen- und Orenocostromes vervielfältigt hat, scheint sie zu gleicher Zeit die Vögel, welche diese schädlichen Thiere vernichten, erzeugt, und selbst ihre Stärke mit jener der gewaltigen Schlangen, die sie ihnen zu bekämpfen gab, und ihren Wuchs mit der Tiefe des Schlammes, worin sie ihnen umherzuirren gebot, in ein entsprechendes Verhältniß gestellt zu haben. Einer dieser Vögel, der Jabiru, Nr. 817, ist um vieles größer als der Storch, höher als der Kranich, mit einem noch einmal so dicken Körper, und der erste der Strandvögel, wenn man der Größe und der Kraft den Vorrang gibt.

Der Schnabel des Jabiru ist eine mächtige Waffe; er hat 13 Zoll Länge auf 3 Zoll Breite an der Basis; er ist spitz, scharf, an den Seiten abgeflacht wie eine Axt, und steht in einem breiten Kopf, der auf einem dicken und kräftigen Halse ruht. Dieser aus hartem Horn gebildete Schnabel ist oben leicht bogenförmig gekrümmt, ein Merkmal, dessen erste Spur man im Schnabel des schwarzen Storches findet. Der Kopf und $^2/_3$ des Halses des Jabiru sind mit einer schwarzen und nackten Haut, am Hinterkopf mit einigen grauen Haaren versehen, bedeckt. Die Haut unten am Halse ist, auf 4 bis 5 Zoll hoch, lebhaft roth und bildet ein schönes und breites Halsband, dessen Gefieder ganz weiß ist; der Schnabel dagegen schwarz; die Beine sind kräftig, wie der Schnabel mit großen schwarzen Schuppen bedeckt, 5 Zoll hoch und unbefiedert; der Fuß ist 13 Zoll lang; an den Zehen zeigt sich die Schwimmhaut, welche über $1^1/_2$ Zoll weit die äußere Zehe mit der mittlern verbindet.

Willughby sagt, der Jabiru komme dem Schwan an Größe wenigstens gleich, was allerdings der Fall ist, wenn man sich den Körper des Schwans nicht so dick und mehr gestreckt, und den des Jabiru auf sehr hohen Beinen denkt. Er fügt hinzu, sein Hals sey von der Dicke eines Mannesarmes,

DER JABIRU.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Schwertschnäbler. *Gattung:* Jabiru. *(Cuv.)*

Pl. 142.

DER KRANICH.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Schwertschnäbler. *Gattung:* Kranich. *(Cuvier.)*

was wiederum richtig ist. Uebrigens sagt er, die Haut am Halse sey weiß und nicht roth, was durch die Verschiedenheit des todten und lebenden Vogels veranlaßt worden seyn kann, indem die rothe Farbe an dem im königlichen Kabinet befindlichen Vogel nachgefärbt worden ist. Der breite Schwanz reicht nicht über die zusammengelegten Flügel hinaus. Der Vogel hat, wenn er steht, wenigstens 4½ Fuß senkrechter Höhe, welches, wenn man ihn ausgespannt denkt, bei der Länge seines Schnabels beinahe 6 Fuß betragen würde. Er ist der größte Vogel in Guiana.

Jonston und Willughby haben in Betreff des Jabiru Maregrave nur abgeschrieben, und eben so seine Abbildungen, mit allen Fehlern, die sich darauf finden, wieder gegeben. Bei Maregrave selbst ist eine Verwirrung oder vielmehr ein Versehen des Herausgebers, das unsere Nomenklatoren, statt es zu berichtigen, nur noch vermehrt haben, und das wir hier versuchen wollen, aufzuhellen:

„Der Jabiru der Brasilianer, den die Holländer negro genannt haben, sagt Maregrave, hat einen dickern und eben so langen Körper wie der Schwan; der Hals ist von der Dicke eines Mannesarmes; der Kopf verhältnißmäßig, das Auge schwarz, der Schnabel schwarz, grade, 12 Zoll lang, 2½ Zoll breit, an den Rändern scharf, der obere Theil etwas erhöht, und stärker als der untere, und der ganze Schnabel leicht nach oben gebogen." Ohne weiter zu gehen, kann man an diesen auffallenden und ausschließlichen Merkmalen den guianischen Jabiru, d. h. den großen Jabiru, den wir eben nach dem Vogel selbst beschrieben haben, nicht verkennen; indessen sieht man mit Befremden bei Maregrave unter diesem dicken Körper, den er geschildert, und diesem seltsamen, aufwärts gebogenen Schnabel, einen stark nach unten gebogenen Schnabel, einen dünnen und magern Körper, mit einem Wort, einen Vogel, der bis auf die Dicke des Halses von dem eben durch ihn beschriebenen durchaus verschieden ist; wirft man aber einen Blick auf die andere Seite, so sieht man unter seinem petivarischen Jabiru oder tupinambischen Nhandu-Apoa, von welchem er sagt, er sey von der Größe des Storchs, und habe einen nach unten gebogenen Schnabel, einen großen Vogel von grader Haltung, dickem Körper, nach oben gebogenem Schnabel, in welchem man bis auf die Dicke des Schnabels, die auf der Ab-

bildung nicht angegeben ist, den großen Jabiru, den wirklichen Gegenstand seiner vorhergehenden Beschreibung, ganz deutlich erkennt. Wir müssen also hier einen doppelten Irrthum annehmen, einen in der Zeichnung, und einen in der Versetzung, wodurch der Nhandu-Apoa den dicken Hals des Jabiru erhalten hat, und dieser letztere unter die Beschreibung des erstern gekommen ist, während man dessen Abbildung unter der Beschreibung des Jabiru sieht.

Alles, was Maregrave hinzufügt, dient zur Aufklärung dieses Irrthums und zum Beweise der eben aufgestellten Behauptung. Er gibt dem brasilianischen Jabiru starke, schwarze schuppige und 2 Fuß hohe Beine; einen ganz mit weißen Federn bedeckten Körper, einen nackten Hals, welcher vom Kopfe an auf $^2/_3$ mit einer schwarzen Haut bedeckt ist, und darunter einen, wie er sagt, weißen, wir aber glauben an dem lebenden Thiere, einen rothen Kreis hat; dies ist im Ganzen, und in allen seinen Zügen unser großer guianischer Jabiru. Uebrigens hat sich Pison nicht wie Maregrave geirrt; er gibt die wahre Abbildung des großen Jabiru unter seinem ächten Namen Jabiru-Guaku, und er sagt, man finde ihn am Ufer der Seen und der Flüsse an abgelegenen Stellen, und sein Fleisch sey, wenn auch gewöhnlich sehr trocken, doch nicht schlecht. Dieser Vogel wird in der Regenzeit fett, und dann essen ihn die Indier am liebsten; sie tödten ihn leicht mit Flintenschüssen, und selbst mit Pfeilen. Uebrigens findet Pison auf den Schwungfedern einen rothen Widerschein, den wir bei dem Vogel, welcher uns aus Cayenne geschickt wurde, nicht bemerken konnten, der sich aber bei den Jabirus aus Brasilien wohl finden mag.

Der Nandapoa.

(Le nandapoa. B.)

Dieser Vogel, der viel kleiner ist, als der Jabiru, wurde dennoch in einigen Gegenden, wo der ächte Jabiru wahrscheinlich noch unbekannt war, der große Jabiru (Jabiru-Guaku) genannt; sein wahrer brasilischer Name ist Nandapoa; er gleicht dem Jabiru darin, daß er ebenfalls auf dem Kopf und oben am Halse unbefiedert ist, und nur eine schuppige Haut hat, unterscheidet sich aber von ihm durch den abwärts gebogenen und nur 7 Zoll langen Schnabel. Dieser Vogel ist fast

von der Größe des Storches; sein Scheitel ist mit einem gräulich-weißen, knochigen Wulst bedeckt; die Augen sind schwarz; die Ohren breit und weit geöffnet; der Hals ist 10 Zoll lang; die Beine 8; die aschfarbigen Füße 6 Zoll; die Schwung- und Steuerfedern sind schwarz; die erstern mit einem schönen rothen Widerschein; der Schwanz reicht nicht über die zusammengelegten Flügel hinaus; das übrige Gefieder ist weiß; die Federn unten am Halse sind etwas lang und herabhangend. Das Fleisch dieses Vogels hat einen guten Geschmack, und man ißt es, nachdem ihm die Haut abgezogen worden. Es läßt sich wieder nicht verkennen, daß diese zweite Beschreibung Maregraves ebenso auf seine erste Abbildung paßt, wie die zweite auf die Beschreibung des brasilischen Jabiru oder unseres großen guianischen Jabiru, welcher sicher derselbe Vogel ist. Eine solche Verwirrung kann in der Naturgeschichte aus einem kleinen Versehen entstehen, das immer größer wird, wenn die Nomenklatoren ohne Untersuchung und Erforschung der Natur einander abschreiben, und die Bücher nur zum Nachtheil der Wissenschaft vermehren.

Der Kranich.

(Grus vulgaris. L. La grue. B.)

Unter allen Zugvögeln unternimmt und vollbringt der Kranich, Nro. 769, die weitesten und kühnsten Reisen. Im Norden einheimisch, besucht er die gemäßigten Länder, und dringt bis nach den südlichen vor. Man sieht ihn in Schweden, in Schottland, auf den orkadischen Inseln, in Podolien, Volhynien, Lithauen und dem ganzen nördlichen Europa. Im Herbst läßt er sich auch auf unsere sumpfigen Ebenen und auf unsere Saatfelder nieder, dann eilt er nach den südlichern Gegenden, von wo man ihn mit dem Frühling zurückkehren, sich von neuem tief in den Norden begeben, und so mit dem Kreislauf der Jahreszeiten einen Kreis der Wanderungen durchlaufen sieht.

Die Alten, denen diese fortwährenden Reisen auffielen, nannten ihn eben so wohl lybischen Vogel als scythischen Vogel, indem sie ihn abwechselnd von einem dieser beiden äußersten Enden der damals bekannten Welt ankommen sahen. Herodot setzt eben so wie Aristoteles den Sommer der

Kraniche nach Scythien, und aus diesen Gegenden kamen wirklich jene, die sich in Griechenland aufhielten. Thessalien heißt bei Plato die Weide der Kraniche; sie ließen sich dort, so wie auch auf den cykladischen Inseln schaarenweise nieder. Hesiod sagt, um die Zeit ihres Durchzuges anzudeuten, „ihre Stimme verkünde hoch aus den Lüften dem Landmanne die Zeit, die Erde zu eröffnen." Indien und Aethiopien wurden als südliche Punkte auf ihrem Wege bezeichnet.

Strabo sagt, die Indier äßen die Eier der Kraniche; Herodot, die Egyptier bedeckten Schilder mit ihren Häuten, und an den Quellen des Nils ließen die Alten sie die Pygmäen bekämpfen, „eine Art kleiner Menschen, sagt Aristoteles, die auf kleinen Pferden reiten und in Höhlen wohnen." Plinius bewaffnet diese kleinen Menschen mit Pfeilen; er läßt sie von Widdern tragen, und im Frühling von den indischen Bergen kommen, wo sie unter einem reinen Himmel wohnen, und gegen das östliche Meer hinziehen, um drei Monate lang mit den Kranichen Krieg zu führen, ihre Eier zu zerbrechen, und ihre Jungen fortzunehmen, da sie sonst, sagt er, den immer zahlreicheren Schaaren dieser Vögel nicht zu widerstehen vermöchten, welche sie zuletzt überwältigen würden, wie Plinius selbst meint, da er bei Aufzählung der jetzt verlassenen oder zerstörten und einst von den alten Völkern bewohnten Städte, auch Gerania nennt, „wo früher der Stamm der Pygmäen wohnte, der von den Kranichen daraus vertrieben worden seyn soll."

Diese alten Fabeln [1]) sind ungereimt, wird man sagen, und ich gebe es zu, aber da wir gewohnt sind, in diesen Fabeln versteckte Wahrheiten und Thatsachen, die man nicht genauer aufklären konnte, zu finden, so müssen wir vorsichtig mit diesem, für die Eitelkeit so leichten, und für die Unwissenheit so natürlichen Urtheil seyn; wir wollen lieber glauben, daß irgend merkwürdige Eigenthümlichkeiten in der Naturgeschichte dieser Vögel eine Meinung hervorriefen, die in einem Alterthum so verbreitet war, welches, nachdem wir es so oft der Lügen geziehen, unsere neuen Entdeckungen uns gezwungen haben, als schon vor uns unterrichtet, anzuerkennen. Bekannt-

[1]) Sie gehen noch der Zeit Homers vorher, der die Trojaner mit Kranichen vergleicht, welche unter großem Getäusch die Pygmeen bekämpfen. (Ilias, drittes Buch.)

lich führen die Affen, die in den meisten Gegenden Afrikas und Indiens sich zahlreich zusammen halten, einen fortwährenden Krieg mit den Vögeln; sie suchen ihre Brut zu überraschen, und stellen ihnen unaufhörlich nach. Die Kraniche finden bei ihrer Ankunft ihre Feinde vielleicht in großer Menge versammelt, um diese neue und reiche Beute mit desto mehr Vortheil anzugreifen. Die Kraniche, ihrer eigenen, selbst im Kampfe unter sich geübten Kräfte ziemlich sicher, und von Natur zum Kampf geneigt, wie aus den Stellungen hervorgeht, in denen sie sich gefallen, den Bewegungen, die sie lieben, und der Schlachtordnung, in welcher sie fliegen und abreisen, vertheidigen sich lebhaft; die Affen aber, begierig nach ihren Eiern und Jungen, kehren unaufhörlich und schaarenweise zum Kampf zurück, und da sie durch ihre Kriegslisten, ihre Mienen und Stellungen menschliche Handlungen nachzuahmen scheinen, so konnten wenig unterrichtete oder nur von weitem beobachtende, oder von Vorliebe zum Abenteuerlichen hingerissene Personen es vorgezogen haben, dieses Wunderbare in ihre Erzählungen aufzunehmen, und die Affen wie eine Schaar kleiner Menschen anzugeben. [1]) Dies ist der Ursprung und die Geschichte dieser Fabeln.

Die Kraniche fliegen sehr hoch, und behaupten auf ihrer Reise eine gewisse Ordnung; sie bilden ein fast gleichschenkliges Dreieck, wie um die Luft leichter zu durchschneiden. Wenn der Wind stärker wird, und es zu durchbrechen droht, drängen sie sich in einem Kreise zusammen, was auch geschieht, sobald der Adler sie angreift. Sie reisen meist in der Nacht, aber ihre schallende Stimme verräth ihren Zug. Auf diesem nächt-

---

[1]) Es wäre nicht das erstemal, daß Schaaren von Affen für Horden wilder Stämme gehalten wurden, ohne des Kampfes der Karthagenenser gegen die Orang-Utangs auf einer afrikanischen Küste zu gedenken, und der Häute jener drei Orang-Utangs-Weibchen, die in dem Tempel der Juno in Karthago als Häute wilder Frauen hingen. Als Alexander in Indien eindrang, wäre er fast in denselben Irrthum gerathen, und würde seine Phalanx gegen eine Armee von Pongos geschickt haben, wenn nicht der König Taxilus ihn enttäuscht, und aufmerksam gemacht hätte, daß diese Menge, die man den Höhen nachziehen sah, von dem Schauspiel herbeigezogene friedliche Thiere seyen, die allerdings bei weitem nicht so unvernünftig und blutdürstig waren, als die Plünderer und Verheerer Asiens.

lichen Zuge läßt der Führer oft einen Lockruf hören, um den Weg, den er nimmt, anzudeuten; der ganze Schwarm wiederholt ihn, indem jeder antwortet, wie zum Zeichen, daß er folge und seine Linie inne halte.

Der Flug des Kranichs ist immer gleichmäßig, obwohl nicht ohne mannigfaltige Schwingungen; seine verschiedenen Flüge sind als Vorzeichen von Witterungs- und Temperatur-Veränderungen beobachtet worden; ein Vorgefühl, das man einem Vogel wohl zugestehen kann, der durch die Höhe, wohin er in den Luftraum dringt, dessen Bewegungen und Wechsel aus weiterer Entfernung, als wir, zu entdecken und zu empfinden im Stande ist. Das Geschrei der Kraniche am Tage zeigt Regen an; ein lärmendes und durcheinander schallendes Rufen verkündet Sturm; wenn man sie Morgens oder Abends in Schaaren aufsteigen und friedlich fliegen sieht, so ist es ein Anzeichen heitern Wetters; haben sie dagegen schon ein Vorgefühl des bevorstehenden Gewitters, so senken sie ihren Flug, und lassen sich zur Erde nieder. Der Kranich hat, wie alle große Vögel, außer den Raubvögeln, einige Mühe beim Aufliegen; er läuft einige Schritte, öffnet die Flügel, erhebt sich anfangs wenig, bis er einen kräftigern und schnellern Flug annimmt.

Auf der Erde stellen die versammelten Kraniche während der Nacht eine Wache aus, und die Vorsicht dieser Vögel wurde in den Hieroglyphen zum Sinnbilde der Wachsamkeit gewählt. Der Schwarm schläft mit dem Kopfe unter den Flügeln; der Führer des Zuges dagegen wacht mit erhobenem Kopf, und wenn ihm etwas Beunruhigendes auffällt, so warnt er den Schwarm durch ein Geschrei. Plinius sagt, sie wählten diesen Anführer zur Abreise. Nimmt man aber auch nicht eine übertragene oder angemaßte Macht an, wie im menschlichen Gesellschaftsverein, so kann man doch diesen Thieren die sociellę Einsicht, sich zu versammeln, Demjenigen zu folgen, der ihre Bewegungen lenkt, um Abgang, Reise und Rückkehr ganz in der Ordnung auszuführen, die ein bewundernswerther Instinkt sie befolgen läßt, nicht absprechen; auch stellt Aristoteles den Kranich an die Spitze der Vögel, die sich zusammenhalten und gern in großen Schaaren vereinigt sind.

Die erste Herbstkälte erinnert die Kraniche an den Wechsel der Jahreszeit; sie ziehen dann nach einem andern Klima. Die von der Donau und aus Deutschland fliegen über Ita-

lien. In unsern französischen Provinzen erscheinen sie im September und Oktober und bis in den November, wenn im Spätherbst das Wetter milde ist. Die meisten aber eilen hindurch, ohne sich aufzuhalten; sie kehren mit dem Anfang des Frühlings, im März und April zurück. Einige verirren sich oder beschleunigen ihre Rückkehr; denn Redi hat ihrer am 20. Februar in der Gegend von Pisa gesehen. Es scheint, daß sie sonst den ganzen Sommer in England verweilten, da man sie zur Zeit Ray's, d. h. im Anfang dieses Jahrhunderts, in den sumpfigen Gegenden der Provinzen Lincoln und Cambridge in großen Schaaren fand; jetzt aber besuchen diese Vögel, den Verfassern der brittischen Zoologie zufolge, Großbrittanien nur wenig, wo man sich jedoch erinnert, sie nisten gesehen zu haben, so daß eine Geldstrafe auf das Zerstören ihrer Eier gesetzt war, und man, nach Turner, häufig junge Kraniche auf den Märkten zum Verkaufe bringen sah; auch ist ihr Fleisch allerdings ein Leckerbissen, den die Römer sehr schätzten. Ich weiß jedoch nicht, ob jene Behauptung der Verfasser der brittischen Zoologie ganz unverdächtig ist, denn man sieht nicht ein, welche Ursache die Kraniche aus England entfernt haben sollte; sie hätten wenigstens berichten sollen, wodurch dieses veranlaßt worden seyn könnte; man hätte wenigstens es andeuten und uns mittheilen können, ob die Sümpfe in der Gegend von Cambridge und Lincoln ausgetrocknet wurden; denn es rührt nicht von einer Verminderung der Art her, da die Kraniche noch immer sehr zahlreich in Schweden erscheinen und Linne sagt, man sehe sie dort überall in den feuchten Gegenden. Die meisten legen wirklich in den nördlichen Ländern, um die Sümpfe her, ihre Nester an; andererseits versichert Strabo, die Kraniche nisteten nur in Indien, was beweisen würde, daß sie, wie der Storch, zweimal in den zwei verschiedenen Klimaten brüten. Die Kraniche legen nur 2 Eier; die Jungen sind kaum aufgezogen, wenn die Zeit der Abreise naht, und ihre ersten Kräfte werden in Anspruch genommen, ihren Eltern auf ihren Zügen zu folgen und sie zu begleiten.

Man fängt den Kranich in der Schlinge und auf dem Strich; auch läßt man den Adler und den Falken auf ihn Jagd machen. In gewissen Gegenden Polens sind die Kraniche so zahlreich, daß die Landleute sich genöthigt sehen, auf

ihren Feldern Hütten zu bauen, um sie abzuhalten. In Persien, wo sie ebenfalls sehr zahlreich sind, ist die Jagd auf sie den Vergnügungen der Fürsten vorbehalten. Eben so verhält es sich in Japan, wo dieses Vorrecht, verbunden mit abergläubischen Gründen, die Ursache ist, daß das Volk die größte Verehrung gegen die Kraniche hegt. Man hat zahme gesehen, die als Hausvögel ernährt, einige Erziehung angenommen, und da sie von Natur die Neigung haben, sich unter mehren Sprüngen zu belustigen und dann mit affektirter Gravität umherzuschreiten, so kann man sie zu allerhand Stellungen und Tänzen abrichten.

Wir haben gesagt, daß die Vögel, deren Knochengewebe nicht so fest wie jenes der vierfüßigen Thiere ist, verhältnißmäßig länger leben. Ein Beispiel hiefür ist der Kranich; mehre Schriftsteller haben seines langen Lebens erwähnt; berühmt ist der Kranich des Philosophen Leonicus Thomaeus bei Paul Jove. Er hat ihn 40 Jahre lang gefüttert, und beide sollen zusammen gestorben seyn.

Obgleich der Kranich Körner frißt, wie es auch der Bau seines Magens andeutet, und er die Felder gewöhnlich erst, nachdem sie besäet sind, besucht, um die Körner aufzupicken, welche die Egge nicht bedeckt hat, zieht er dennoch Insekten, Würmer und kleine Reptilien vor, und aus diesem Grunde besucht er die sumpfigen Orte, wo er den größten Theil seines Unterhaltes findet. Das Häutchen, welches beim Storch die drei Zehen verbindet, vereinigt beim Kranich deren nur zwei, nämlich die mittlere mit der äußern. Die Luftröhre ist merkwürdig gebildet, denn sie dringt tief in das Brustbein ein, bildet mehre Knoten, und tritt aus derselben Oeffnung wieder hinaus nach den Lungen. Den Windungen dieses Organs, und dem dort entstehenden Wiederhall muß man die starke Stimme dieses Vogels beilegen. Sein Magen ist muskelig; er hat einen doppelten Blinddarm, und hierdurch unterscheidet sich der Kranich in Beziehung auf die Gedärme von den Reihern, die nur einen Blinddarm haben, wie er im Aeußern von jenem Vogel durch seine Größe, den kürzern Schnabel, den vollern Wuchs und die ganze Haltung des Körpers und die Farbe des Gefieders sehr verschieden ist. Seine Flügel sind groß, mit starken Muskeln versehen, und haben 24 Schwungfedern.

Die Haltung des Kranichs ist grade, und seine Gestalt schlank. Die Grundfarbe seines Gefieders ist von schönem wellenförmigen hellen Aschgrau, außer auf den Flügelspitzen und dem Kopfschmuck; die großen Schwungfedern sind schwarz; die dem Körper zunächst stehenden reichen bei eingezogenen Flügeln bis über den Schwanz hinaus; die mittleren und äußeren Bedeckungen sind an der äußern Seite ziemlich hell aschgrau, und an der innern, so wie an der Spitze, schwarz; unter diesen letztern und den zunächst am Körper stehenden kommen breite Faserfedern hervor, die sich wie ein Federbüschel erheben, nach hinten zurückfallen, und durch ihre Biegsamkeit, ihre Stellung und ihr Gewebe denselben Federn beim Strauß gleichen. Der Schnabel ist von der Spitze bis zu den Winkeln 4 Zoll lang; er ist grade, spitz, an den Seiten zusammengedrückt; seine Farbe von grünlichem Schwarz, an der Spitze weißlich; die Zunge breit und kurz, und an ihrer Spitze hart und hornig; den Theil vor den Augen, die Stirn und den Schädel bedeckt eine Haut mit schwarzen Haaren, welche aber so dünn stehen, daß sie wie nackt aussieht. Diese Haut ist bei den lebenden Thieren roth, eine Verschiedenheit, welche Belon zwischen dem Männchen und Weibchen aufstellt, bei welchem letztern sie nicht roth ist. Ein Theil Federn von sehr dunklem Aschgrau bedeckt den Hinterkopf, und zieht sich ein wenig über den Hals. Die Schläfe ist weiß, welche Farbe sich oben über den Hals und 3 bis 4 Zoll hinabzieht. Die Backen sind vom Schnabel an und unterhalb der Augen schwärzlich-aschgrau, so wie auch die Kehle und ein Theil des Vorderhalses.

Es gibt auch weiße Kraniche; Longolius und Andere wollen ihrer gesehen haben. Es sind nur Varietäten in der Art, die auch in Beziehung auf die Größe sehr bedeutende Verschiedenheiten zuläßt. Hr. Brisson gibt die Länge seines Kranichs von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze nur 3 Fuß 1 Zoll an, und 3 Fuß 9 Zoll bis zur Spitze der Nägel; er hat daher nur einen sehr kleinen Kranich beschrieben. Willughby zählt 5 englische Fuß, was etwa 4 Fuß 8 Zoll beträgt, und sagt, er wiege bis an 10 Pfund, worin die Ornithologen mit ihm übereinstimmen. Im königlichen Kabinet befindet sich einer, der allerdings unter den größten gewählt wurde, welcher, wenn er steht, 4 Fuß 2 Zoll in senkrechter Höhe hat, wonach der ausgespannte Körper von der Spitze des Schno-

bels bis zu jener der Zehen über 5 Fuß haben würde. Der nackte Theil der Beine beträgt 4 Zoll; die Füße sind schwarz und $10\frac{1}{2}$ Zoll lang.

Es kann nicht befremden, daß der Kranich bei diesen großen Anlagen zum Fluge und seinem Trieb zum Reisen sich in allen Gegenden zeigt, und alle Klimate besucht; indessen zweifeln wir, ob er nach Süden zu über den Wendekreis hinausgeht; auch liegen alle Gegenden, wo die Alten ihn überwintern lassen, Lybien, der Ober-Nil und Indien an den Ufern des Ganges jenseits dieser Grenzlinie, die auch jene der alten Geographie nach Süden hin war, und abgesehen von der so weiten Entfernung glauben wir dieses auch deshalb, weil in der Natur nichts die äußersten Gegensätze erreicht; die den Norden bewohnenden Kraniche suchen des Winters im Süden eine gemäßigte Wärme, und nicht den glühenden Sommer der heißen Zone. Die Sümpfe und die feuchten Gegenden, wo sie leben, und die sie anziehen, finden sich nicht mitten in den dürren Ländern und brennenden Sandwüsten, und wenn einzelne Schwärme dieser Vögel, allmälig den Bergketten folgend, wo die Temperatur kühler ist, tief in den Süden gezogen, und hier sich niedergelassen, so nehmen sie, vereinzelt und von der großen Masse der Art getrennt, an dem System ihrer Wanderungen keinen Antheil mehr, und gehören gewiß nicht zu der Zahl derer, die wir nach Norden ziehen sehen; so insbesondere jene Kraniche, von denen Kolbe berichtet, man finde sie in großer Menge am Vorgebirge der guten Hoffnung, und sie seyen den europäischen ganz ähnlich; eine Angabe, die wir auf das Zeugniß dieses einzigen Reisenden nicht als gewiß anzusehen brauchten, wenn nicht auch Andere in fast eben so hoher südlicher Breite, wie in Neuholland und auf den Philippinen, Kraniche gefunden hätten, wo man, wie es scheint, zwei Arten derselben unterscheidet.

Der ostindische Kranich, wie die Neuern ihn beobachtet haben, scheint der Art nach von dem europäischen nicht verschieden zu seyn; er ist kleiner, der Schnabel etwas länger, die Haut auf dem Scheitel roth und rauh, und bis auf den Schnabel hinabreichend; übrigens dem unsrigen ganz ähnlich, und von demselben aschgrauen Gefieder. Diese Beschreibung theilt Willughby von ihm mit, der ihn in dem St. James Park lebend gesehen hatte. Hr. Edwards beschreibt einen andern,

ebenfalls aus Indien geschickten Kranich. Es war nach seiner Angabe ein großer und kräftiger Vogel, stärker als unser Kranich, und seine Höhe betrug bei ausgespanntem Hals beinahe 6 Fuß (englisch). Man fütterte ihn mit Gerste und mit andern Körnern; er nahm sein Futter mit der Spitze des Schnabels, und warf es mit einer sehr lebhaften Bewegung des Kopfes nach hinten in seinen Schlund hinab. Eine rothe und nackte Haut mit einigen schwarzen Haaren bedeckte den Kopf und den Oberhals; das ganze Gefieder war schwärzlich-aschgrau und nur auf dem Halse etwas hell; die Beine und die Füße waren röthlich. In allen diesen Zügen sieht man keinen deutlich ausgesprochenen Art-Unterschied, und nichts, was nicht durch die Einflüsse des Klimas veranlaßt seyn könnte; indessen will Hr. Edwards, daß sein großer indischer Kranich ein ganz anderer Vogel sey, als jener Willughbys, und was ihn besonders davon überzeugt, ist, wie er sagt, der bedeutende Unterschied in der Größe, worin wir seiner Meinung seyn könnten, hätten wir nicht schon bemerkt, daß man unter den europäischen Kranichen sehr beträchtliche Abweichungen in der Größe findet. Uebrigens ist dieser Kranich vermuthlich jener der östlichen asiatischen Länder, in der Höhe von Japan, der auf seinen Wanderungen nach Indien kommt, um dort einen gemäßigten Winter aufzusuchen, und ebenso nach China sich begibt, wo man eine große Anzahl dieser Vögel sieht.

Auf dieselbe Art scheint man den in Rom gesehenen japanischen Kranich beziehen zu müssen, dessen Beschreibung und Abbildung Aldrovande gibt. „Außer dem ganzen Wuchs unseres Kranichs, sagt er, war der obere Theil seines Kopfes lebhaft roth, mit schwarzen Flecken übersäet. Die Farbe seines ganzen Gefieders spielte ins Weiße.“ Kämpfer erwähnt auch eines weißen Kranichs in Japan; da er ihn aber in nichts von dem grauen unterscheidet, den er an einer andern Stelle beschreibt, so ist es allem Anschein nach nur die in Europa beobachtete Varietät.

Der Halsbandkranich.

(La grue à collier. B)

Dieser Kranich, Nr. 865, scheint uns von der gemeinen Art zu verschieden zu seyn, als daß wir ihn nach denselben

Analogien zu ihm ziehen könnten, wie die vorhergehenden Varietäten. Außer daß er von viel kleinerem Wuchs ist, als der gewöhnliche Kranich, einen verhältnißmäßig dickern Kopf und einen größern und stärkern Schnabel hat, ist er oben auf dem Halse mit einem schönen rothen Halsband geziert, das auf einem breiten weißen Halsumringe ruht, und der ganze Kopf nackt von röthlich-grauer Farbe, und ohne jene weißen und schwarzen Züge, die den Kopf unsers Kranichs schmücken; überdem ist das Federbüschel im Schwanze dieses Halsbandkranichs von derselben bläulich-grauen Farbe, wie der Körper. Dieser Vogel wurde im Hause der Frau von Bauderville, die ihn aus Ostindien erhielt, nach dem Leben gezeichnet.

Kraniche vom neuen Kontinent.

Der weiße Kranich.

(Ardea americana. L. La grue blanche. B.)

Sehr wahrscheinlich ist der Kranich von einem Kontinent nach dem andern gezogen, indem er vorzugsweise die nördlichen Gegenden Europas und Asiens besucht, und der Norden die große Straße ist, welche die den beiden Welttheilen gemeinsamen Arten eingeschlagen haben; auch findet man in der That in Amerika einen weißen Kranich, Nr. 889, und eine oder zwei Arten grauer und brauner Kraniche; der weiße Kranich aber, der auf unserm Kontinent nur eine zufällige Varietät ist, scheint in dem andern eine beständige, auf so deutlichen und bestimmten Merkmalen begründete Rasse gebildet zu haben, daß man ihn als in sehr früher Zeit von der gemeinsamen Art getrennt, und seit lange durch den Einfluß des Klima modifizirt, ansehen kann. Er ist so hoch, wie unsere größten Kraniche, aber stärker und dicker, mit längerem Schnabel, größerem Kopf, und nicht so dünnem Halse und Beinen. Sein ganzes Gefieder ist weiß, außer den großen Schwungfedern, die schwarz sind, und dem Kopfe, der braun ist. Die Krone am Scheitel ist schwielig, und mit schwarzen, dünnstehenden und feinen Haaren bedeckt, unter denen die röthliche Haut nackt erscheint; eine ähnliche Haut bedeckt die Backe; das Büschel wallender Federn am Bürzel hängt beinahe bis zur Ferse herab; der Schnabel ist oben gefurcht, und an den Rändern gegen die Spitze ausgezahnt; er ist braun und ungefähr

6 Zoll lang. Catesby beschrieb diesen Kranich nach einer gut erhaltenen Haut, die ihm ein Indier gab, der ihm sagte, diese Vögel besuchten im Anfang des Frühlings die Mündungen der Flüsse in großer Menge, und kehrten im Sommer in die Gebirge zurück. „Diese Angabe, sagt Catesby, wurde mir seitdem durch einen Weißen bestätigt, der mich versichert hat, diese Vögel machten vielen Lärm durch ihr Geschrei, und man sehe sie auf den Savannen an der Mündung des Aratamaha und anderer Flüsse, in der Nähe von St. Augustin in Florida und auch in Karolina, weiter gegen Norden aber habe er ihrer nie gesehen."

Es ist jedoch sehr gewiß, daß sie sich sehr weit nach dem Norden begeben; man findet dieselben weißen Kraniche in Virginien, in Kanada bis zur Hudsonsbay, denn der weiße Kranich dieser Gegend, dessen Edwards erwähnt, ist, wie er hinzufügt, derselbe, den Catesby beschrieben hat.

Der braune Kranich.

(Ardea canadensis. L. -La grue brune. B.)

Edwards beschreibt diesen Kranich unter der Benennung braunen und grauen Kranich. Er ist um ein Drittel kleiner als der vorige, welcher eine weiße Farbe hat; seine großen Schwungfedern sind schwarz; die Flügelbedeckungen und Schulterbedeckungen und Schulterfedern bis auf den Hals sind rostbraun, ebenso die großen am Körper anliegenden wallenden Federn. Das übrige Gefieder ist aschgrau, die rothe Haut des Kopfes bedeckt nur die Stirn und den Scheitel. Diese Verschiedenheiten und jene des Wuchses, der bei dieser Vogelgattung sehr ungleich ist, genügen vielleicht nicht, um diese Art von jener unseres Kranichs zu trennen; es sind wenigstens zwei benachbarte Arten, um so mehr, als die Beziehungen des Klimas und der Gewohnheiten diese amerikanischen Kraniche unsern europäischen annähern; denn sie haben die gemeinsame Gewohnheit, in dem Norden ihres Kontinents und West in die Länder der Hudsonsbay zu ziehen, wo sie nisten, von dort bei der Annäherung des Winters wieder abzie-, indem sie ihren Weg, wie es scheint, durch die Länder der Illinois und der Huronen nehmen, und sich von dort nach Mexiko, vielleicht noch viel weiter begeben. Die ameri-

kanischen Kraniche haben also denselben Instinkt, wie die europäischen; sie ziehen ebenso von Norden nach Süden, und offenbar wollte der Indianer Hrn. Catesby dieses damit bezeichnen, indem er des Zuges dieser Vögel vom Meere nach dem Gebirge erwähnt.

Ausländische Vögel,

die mit dem Kranich verwandt sind.

Die numidische Jungfrau oder der Kranich von Numidien.

(Grus virgo. L. La demoiselle de Numidie. B.)

Dieser Vogel, Nr. 241, hat bei einer geringen Größe alle Verhältnisse, und den Wuchs des Kranichs, seine Haltung, dasselbe Gefieder, und dieselbe Farbenvertheilung, nur ist sein Grau reiner und geperlter. Zwei weiße Büschel feiner und haariger, auf jeder Seite des Kopfs hinabfallender Federn, bilden eine Art Kopfputz; lange, weiche und seidenartige Federn vom schönsten Schwarz liegen auf dem Scheitel; ähnliche Federn ziehen sich vorn auf dem Halse hinab, und hangen zierlich darunter; zwischen den schwarzen Schwungfedern dringen biegsame, längliche und herabhangende Büschel hervor. Den Namen Jungfrau gab man diesem Vogel wegen der Eleganz seines Schmuckes und wegen seiner Bewegungen; er neigt sich oft, wie in Verbeugungen, wirft sich einherstolzirend in die Brust, und springt und hüpft oft aus Munterkeit, als ob er tanzen wollte.

Diese Neigung, wovon wir schon etwas bei dem Kranich bemerkt haben, zeigt sich hier so auffallend, daß seit mehr als 2000 Jahren die Schriftsteller, welche dieses numidischen Vogels erwähnten, ihn immer durch diese seltsamen Gesten bezeichnet, oder daran erkannt haben. Aristoteles nennt ihn den Schauspieler oder Komödianten; Plinius den Tänzer und Possenreißer, und Plutarch gedenkt seiner Spiele und seiner Gewandtheit. Es scheint selbst, daß dieser Bühnentrieb die Nachahmung menschlicher Handlungen zum Gegenstand nimmt. Xenophon in seinem Athenaeus scheint davon überzeugt zu seyn, wenn er die Art und Weise berichtet, wie Nilt diese Vögel fängt. „Die Jäger, sagt er, reiben sich in ihrer Gegenwart die Augen mit Wasser, das in Gefäßen vor ihnen steht; dann füllen sie es mit Leim an, und entfernen sich; der

DER KRANICH VON NUMIDIEN.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Schwertschnäbler. *Gattung:* Kranich. *(Grus)*

Pl. 143.

DER PFAUEN-KRANICH.

Ordnung: Stelzenläufer..... *id.* *id.*

Vogel kommt und reibt sich, die Jäger nachahmend, ebenfalls die Augen....“ Auch nennt ihn Athenaeus an dieser Stelle den Nachahmer des Menschen; und wenn der Vogel von diesem Vorbilde irgend ein schwaches Talent annahm, so scheint er sich auch dessen Mängel angeeignet zu haben; denn er ist eitel, prunkt gern, sucht sich zur Schau zu stellen, und begiant seine Gesten, sobald man ihn betrachtet; er scheint das Vergnügen, sich zu zeigen, selbst demjenigen, zu essen, vorzuziehen, und wenn man sich von ihm entfernt, nachzufolgen, als ob er noch einen Blick begehre.

Dieses sind die Bemerkungen der Mitglieder der Akademie der Wissenschaften über die numidische Jungfer; man hatte ihrer mehre in der Menagerie zu Versailles. Sie vergleichen ihren Gang, ihre Stellung und ihre Gesten mit den Tänzen der Zigeuner, und Aristoteles scheint dieses auch haben ausdrücken, und ihre Weise zu springen und zu hüpfen schildern zu wollen, wenn er sagt, „man fange sie, während sie einander gegenüber tanzen.“

Obgleich dieser Vogel bei den Alten berühmt war, so kannten sie ihn doch wenig, und man hatte ihn nur selten in Griechenland und Italien gesehen. Auf sein Klima beschränkt, hatte er sozusagen nur eine fabelhafte Berühmtheit. Plinius rechnet ihn, nachdem er ihn an einer Stelle den Pantomimen genannt, an einer andern zu den nur in der Einbildung bestehenden Thieren, den Sirenen, den Greifen, dem Pegasus. Die Neueren lernten ihn erst spät kennen, und verwechseln ihn mit dem Skops und dem Otus der Griechen und dem Asio der Lateiner, indem sie durch die Gesten verleitet wurden, welche die Ohreule (Otus) mit dem Kopf macht, und durch die unrichtige Vergleichung ihrer beiden Ohren mit den langen und feinen Federn, die den Kopf dieses schönen Vogels an jeder Seite zieren.

Sechs Vögel dieser Art, die man einige Zeit in der Menagerie hatte, kamen aus Numidien. Wir finden weiter nichts bei den Naturforschern über die Heimath dieses Vogels, und die Gegenden, die er bewohnt. Die Reisenden haben ihn in Guinea gefunden, und er scheint den in der Nähe des Wendekreises liegenden Theilen Afrikas anzugehören. Es dürfte jedoch nicht unmöglich seyn, ihn an unser Klima zu gewöhnen, ihn in unsern Geflügelhöfen zu naturalisiren, und selbst

dessen Rasse für immer darin einzuführen. Die numidischen Jungfern in der königlichen Menagerie haben Junge gebracht, und die letzte, die in einem Alter von ungefähr 24 Jahren starb, war eine von den dort ausgebrüteten.

Die Mitglieder der Akademie geben über die innern Theile dieser sechs Vögel, welche sie zergliederten, sehr umständliche Nachrichten. Die Luftröhre war von harter und knochenartiger Substanz, und hing durch eine doppelte Windung in einer tiefen Falze im obern Brustbein; unten an der Luftröhre bemerkte man einen knochigen Knoten, der die Form eines im Innern durch eine kleine Zunge getrennten Schlundes hatte, wie man es bei der Gans und einigen andern Vögeln findet. Das große und kleine Gehirn wogen zusammen nur 1½ Drachme; die Zunge war oben fleischig und unten knorpelig; der Magen dem eines Huhns ähnlich, und wie bei allen kornfressenden Vögeln fand man Sandkörner darin.

Der Pfauen-Kranich oder Königsvogel.

(Grus pavonia. L. L'oiseau royal. B.)

Der Königsvogel verdankt seinen Namen einer Art Krone, welche ein Strauß Federn oder vielmehr ausgebreiteter Borsten auf seinem Kopf bildet; überdies hat er eine edle Haltung, und einen, wenn er sich aufrichtet, 4 Fuß hohen Wuchs. Schöne Federn von bleifarbigem Schwarz mit bläulichen Widerscheinen hängen längst seinem Halse hinab, breiten sich über die Schultern und den Rücken ausbreitend; die ersten Schwungfedern sind schwarz, die andern fuchsbraun, und ihre franzenartigen Bedeckungen durchschneiden und heben durch zwei große Flecken den düstern Grund seines Mantels; ein breites Ohrgehänge von einer auf den Schläfen schön weißen, auf der Backe lebhaft fleischrothen Farbe verhüllt sein Gesicht, und zieht sich bis auf den Schnabel hinab; eine Falkenmütze von schwarzem feinen und sammtdichtem Flaum schmückt die Stirn, und sein schöner Federbusch ist ein dichter stark entwickelter Schopf, der aus isabellenfarbigen, flachen und spiralförmig gewundenen buschigen Federn besteht, deren jede in ihrer Länge sehr kleine Fasern mit schwarzen Spitzen und am Ende mit einem kleinen Pinselstrich von derselben Farbe hat. Die Iris ist von reinem Weiß, der Schnabel schwarz, ebenso die

Füße und Beine, welche noch höher als die des Kranichs sind, mit welchem unser Vogel viele Aehnlichkeit im Körperbau hat; er unterscheidet sich aber von ihm durch bedeutende Merkmale, so wie auch seine Heimath eine andere ist. Er gehört den heißen Klimaten an, und die Kraniche kommen aus den kalten Ländern; das Gefieder der letztern ist düster, der Königsvogel dagegen ist mit jenem des Südens geschmückt, der brennenden Zone, wo alles glänzt, aber auch bizarrer ist, wo die Formen sich oft auf Kosten der Verhältnisse entwickelt haben, wo Alles, wenn auch belebter, doch weniger anmuthig ist, als in den gemäßigten Zonen.

Afrika, und besonders die Länder am Gambia, an der Goldküste, Juida, Whida und am grünen Vorgebirge sind die Gegenden, die er bewohnt. Die Reisenden berichten, daß man ihrer häufig an den großen Flüssen sieht. Diese Vögel fangen in ihm die kleinen Fische; auch weiden sie auf dem Lande die Kräuter ab, und suchen sich Sämereien. Sie laufen sehr schnell, indem sie die Flügel ausspannen, und dabei den Wind zu Hülfe nehmen; sonst ist ihr Gang langsam und in abgemessenen Schritten.

Dieser Kranichsvogel, Nr. 265, ist sanft und friedlich; er hat keine Waffen zum Angriff, und findet nur abwehrend Schutz in seinem hohen Wuchse, seinem schnellen Lauf und Fluge, welcher letztere hoch, kräftig und anhaltend ist. Er fürchtet weniger den Menschen als seine andern Feinde; er scheint sich sogar mit Vergnügen und Zutrauen uns zu nähern. Man versichert, am grünen Vorgebirge seyen sie halbe Hausthiere, und kämen dort in die Geflügelhöfe, wo sie mit den Perlhühnern und dem andern Geflügel Korn fräßen. Zum Schlafen setzen sie sich, wie die Pfauen, in freier Luft auf; auch sollen sie deren Geschrei nachahmen, was vereint mit der Aehnlichkeit des Federbusches auf dem Kopf, einige Naturforscher veranlaßt hat, ihnen den Namen Seepfauen zu geben; andere haben sie kurzgeschwänzte Pfauen genannt; andere behaupten, dieser Vogel sey derselbe wie der balearische Kranich der Alten, was keineswegs erwiesen ist; denn Plinius, der einzige unter den Alten, der des balearischen Kranichs erwähnt, bezeichnet ihn nicht so, daß man unsern Königsvogel deutlich daran erkennen könnte. „Der Specht, sagt er, und der bengalische Kranich tragen gleicherweise ein Federbüschel;“

nun aber gleicht sich nichts weniger, als die kleine Haube des Spechts, und die Krone des Königsvogels, der überdies andere merkwürdige Züge darbietet, durch welche Plinius ihn bezeichnen konnte. Ist es jedoch wahr, daß dieser Vogel einst von den baleariſchen Inſeln, wo man ihn jetzt nicht mehr findet, nach Rom gebracht wurde, ſo dürfte dieſe Thatſache andeuten, daß unter den Vögeln wie unter den Vierfüßern diejenigen, die einſt nördlichere Gegenden der damals weniger kalten Erdkugel beſuchten, ſich jetzt nach den ſüdlicheren Ländern zurückgezogen haben.

Wir erhielten dieſen Vogel aus Guinea, und haben ihn eine Zeitlang in einem Garten gehalten und ernährt. Er pickte die Gräſer darin ab, beſonders aber das Herz des Lattichs und der Wegwarte. Seine Hauptnahrung, diejenige wenigſtens, die ihm hier am beſten zuſagen kann, iſt Reis, entweder trocken oder leicht gekocht, und was man im Waſſer gequellt nennt, oder wenigſtens gewaſchen und gut ausgeleſen; denn er verſchmäht jenen, der nicht von guter Qualität oder nicht ganz vom Staube gereinigt iſt; gleichwohl ſcheint es, daß er auch Inſekten und beſonders Erdwürmer frißt, denn wir ſahen ihn in friſch bearbeiteten Boden picken, und dort Würmer ſo wie andere kleine Inſekten von den Blättern fortnehmen. Er badet ſich gerne, und man muß ihm ein kleines Becken oder einen Napf geben, der nicht zu tief iſt, und deſſen Waſſer man von Zeit zu Zeit erneuert. Man kann ihm auch einige kleine lebende Fiſche in ſein Becken werfen; er frißt ſie ſehr gern, rührt aber die todten Fiſche nicht an. Sein Geſchrei gleicht ſehr der Stimme des Kranichs; es iſt ein heller Klang (clangor), den ſchallenden Tönen einer Trompete oder eines Waldhorns ziemlich ähnlich. Dieſes Geſchrei ſtößt er in kurzen Wiederholungen aus, wenn er Futter bedarf, und des Abends, wenn er ſich zur Ruhe begeben will. [1]) Es iſt auch der Ausdruck der Unruhe und der langen Weile, die ihn plagt, ſobald man ihn zu lange allein läßt; er hat es gern, daß man ihn beſucht, und wenn man, nachdem man ihn betrachtet hat, gleichgültig, ohne auf ihn zu achten, wieder wan-

[1]) Dieſer Vogel hat noch eine Art Stimme, wie ein inneres Grunzen oder Kluckſen, klock, klock, ähnlich jenem einer brütenden Henne, aber viel rauher.

delt, so folgt er den Personen, oder geht ihnen zur Seite, und wenn etwas seine Aufmerksamkeit erregt, so daß er zurückbleibt, so eilt er der Gesellschaft bald wieder nach. In ruhiger Stellung hält er sich auf einem Fuß; sein großer Hals ist dann in Schlangenwindung gebogen, und sein gesenkter und auf dem hohen Beine gleichsam zitternder Körper liegt in fast horizontaler Richtung; wenn ihn aber etwas in Erstaunen und Unruhe versetzt, so streckt er den Hals aus, richtet den Kopf in die Höhe, und nimmt eine stolze Miene an, als wolle er wirklich durch seine Haltung imponiren; sein ganzer Körper erscheint dann in einer fast senkrechten Stellung; er schreitet ernst und gemessen vor, und in diesen Augenblicken ist er wahrhaft schön, und seine Mine, verbunden mit seiner Krone, rechtfertigt in der That den Namen Königsvogel. Seine langen Beine, die ihm beim Hinaufsteigen gute Dienste leisten, hindern ihn beim Abwärtssteigen; er breitet dann seine Flügel aus, um sich fort zu schwingen, wir wurden aber genöthigt, einen derselben kurz zu halten, und seine Flügel von Zeit zu Zeit zu beschneiden, damit er nicht fortflog, wie er oft zu thun versuchte. Uebrigens brachte er diesen Winter (1778) in Paris zu, ohne daß er die Strenge eines von dem seinigen so verschiedenen Klima unangenehm zu empfinden schien; er hatte sich zum Obdach ein geheiztes Zimmer gewählt, wo er übernachtete; alle Abende verfehlte er nicht, zu der bestimmten Zeit vor die Thüre dieses Zimmers zu kommen, und zu trompeten, damit man sie ihm öffnen möge.

Die ersten Vögel dieser Art wurden durch die Portugiesen, als sie die afrikanische Küste entdeckten, von dem 15ten Jahrhundert ab nach Europa gebracht. Aldrovande rühmt ihre Schönheit, Belon scheint sie aber nicht gekannt zu haben, und er irrt sich, wenn er sagt, der balearische Kranich der Alten sey der Schildreiher. Einige Schriftsteller haben sie japanische Kraniche genannt, was anzudeuten scheint, daß sie sich auf dieser Insel finden, und daß ihre Art sich über die ganze Zone durch Afrika und Asien verbreitet hat. Uebrigens ist der berühmte Königsvogel oder Fum-Hoam der Chinesen, von dem sie wundersame, durch den leichtgläubigen Kircher gesammelte Mährchen erzählen, nur ein eingebildetes, eben so fabelhaftes Wesen wie der Drache, den sie mit ihm auf ihre Stoffe und Porzellangefäße malen.

Der Kariama.

(Dicholophus cristatus. L. Le cariama. B.)

Wir haben gesehen, daß die Natur, in gleichem Schritt fortwandelnd, alle ihre Werke in Uebergängen erschafft, daß ihre Gesammtheit durch eine Reihefolge fortwährender Beziehungen und allmäliger Abstufungen verbunden ist; sie hat also die Zwischenräume, wo wir durch Scheidungen und Abschnitte ihre Grenzen zu stellen beabsichtigen, durch Uebergänge ausgefüllt, und an die Ruhepunkte, welche nur die Ermüdung unseres Geistes in der Betrachtung ihrer Werke uns genöthigt hat, anzunehmen, Zwischen-Erzeugnisse aufgestellt. Auch finden wir selbst in den entferntesten Formen Beziehungen, die sie einander annähern, so daß nichts leer ist, Alles in der Natur sich berührt, sich gegenseitig ergänzt, und nur unsere Systeme und Methoden ohne Zusammenhang sind, wenn wir in ihr Abschnitte oder Grenzlinien, welche sie nicht anerkannt, zu bezeichnen uns anmaßen; aus diesem Grunde sind die in unsern Methoden am meisten vereinzelten Wesen oft in der Wirklichkeit diejenigen, die durch die größten Aehnlichkeiten mit andern in Beziehung stehen; so die Arten des Kariama, des Sekretärs und des Kamichi, die in der ganzen Eintheilung der Ornithologie nur eine Gruppe für sich bilden können, während diese Arten im System der Natur mehr als irgend eine andere mit verschiedenen Familien in Beziehung stehen, deren Verwandtschaftsgrade sie zu bestimmen scheinen. Die beiden ersten haben Merkmale, welche sie den Raubvögeln annähern, die letztere dagegen gehört dem Hühnergeschlecht an, und noch näher sind alle drei mit der großen Gattung der Strandvögel verwandt, deren Naturell und Sitten sie haben. Der Kariama ist ein schöner Vogel, der die Sumpfgegenden besucht, und sich dort wie der Reiher ernährt, den er an Größe übertrifft. Er hat lange Füße und nackte Unterbeine, wie die Strandvögel, aber einen kurzen und gebogenen Schnabel, wie die Raubvögel.

Er trägt den Kopf erhaben auf einem hohen Halse. Man sieht auf der Wurzel des gelblichen Schnabels eine Feder in Form einer Aigrette. Sein ganzes Gefieder, dem des Falken ziemlich ähnlich, ist grau mit braunen Wellenlinien; seine Augen sind glänzend und goldfarbig, und die Augenlieder mit langen schwarzen Wimpern besetzt. Die Füße sind gelblich,

DER CARIAMA.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Flachschnäbler. *Gattung:* Cariama. *(Cuvier.)*

PI. 144.

DER SECRETAIR.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Hakenschnäbler. *Gattung:* Secretair. *(Cuvier.)*

und die Zehen alle gegen die Wurzel hin durch ein kleines Häutchen verbunden; die Mittelzehe ist viel länger, als die beiden seitlichen, von denen die innere die kürzeste ist. Die Nägel sind kurz und gerundet; die kleine Hinterzehe steht so hoch, daß sie nicht auf der Erde ruhen kann, und die Ferse ist dick und rund wie jene des Straußes. Die Stimme dieses Vogels gleicht der des Truthahns, sie ist stark und benachrichtigt vom weitem die Jäger, die ihn aufsuchen, denn sein Fleisch ist fein und zart, und wenn man Pison glauben darf, so stehen die meisten Vögel, die in jenen heißen Gegenden Amerikas den Strand bewohnen, den Bergvögeln, was die Güte des Fleisches betrifft, nicht nach. Er sagt auch, man habe begonnen, den Kariama zum Hausthier zu erziehen, und nach dieser Aehnlichkeit des Naturells, so wie nach der des Körperbaues scheint der Kariama, der sich nur in Amerika findet, der Repräsentant des Sekretärs zu seyn, eines Vogels vom alten Kontinent, dessen Beschreibung wir in dem folgenden Aufsatz mittheilen wollen.

Der Sekretär oder der Bote.

(Serpentarius africanus. L. Le secrétaire ou le messager. B.)

Dieser, durch seine Größe eben so sehr, als durch seine Gestalt ausgezeichnete Vogel, gehört nicht allein einer neuen Art, sondern auch einer alleinstehenden und seltsamen Gattung an, so daß er sich nicht füglich in einer methodischen Anordnung aufstellen läßt, und selbst sie verwirrt. Während seine langen Füße einen Strandvogel bezeichnen, könnte sein gekrümmter Schnabel zugleich einen Raubvogel andeuten. Er hat sozusagen einen Adlerkopf auf dem Körper eines Storchs oder eines Kranichs; zu welcher Klasse kann nun ein Wesen gehören, worin sich so entgegengesetzte Merkmale vereinigen? Ein neuer Beweis, daß die Natur mitten unter den Grenzen, die wir ihr vorzuziehen vermeinen, freier und reicher als unsere Vorstellungen, und umfassender ist, als unsere Systeme.

Der Sekretär, Nr. 721, ist von der Höhe eines großen Kranichs, und von der Dicke eines Truthahns. Seine Farben auf dem Kopf, dem Halse, dem Rücken und den Flügelbedekkungen sind von etwas braunerem Grau, als beim Kranich; sie werden heller auf dem Vorderkörper; es findet sich Schwarz

auf den Schwung- und Steuerfedern, und an den Beinen Schwarz mit grauen Wellenlinien. Ein Bündel langer steifer und schwarzer Federn hängt hinter seinem Halse hinab; die meisten seiner Federn sind bis an 6 Zoll lang; es gibt jedoch kürzere, und einige sind grau, alle aber an der Wurzel ziemlich schmal und gegen die Spitze hin mit breiteren Bärten versehen; sie stehen oben auf dem Halse. Der Vogel, den wir beschreiben, ist 3 Fuß 6 Zoll hoch, die Fußwurzel allein fast einen Fuß. Das Bein ist etwas oberhalb des Knies unbefiedert; die Zehen sind dick und kurz und mit gekrümmten Nägeln bewaffnet; die mittlern fast doppelt so lang als die seitlichen, die bis gegen die Hälfte ihrer Länge durch ein Häutchen mit ihr verbunden sind, und die Hinterzehe ist sehr stark. Diese Eigenthümlichkeiten hat der Zeichner der illuminirten Tafel nicht aufgefaßt. Der Hals ist groß und dick, der Kopf groß, der Schnabel stark und bis über die Augen hinaus gespalten, der obere Theil des Schnabels gleichmäßig und stark gebogen, fast wie beim Adler; er ist spitz und scharf. Die Augen stehen in einer orangegelben nackten Haut, die an der Schnabelwurzel beginnt, und sich bis über den äußern Augenwinkel hinaus fortsetzt. Er hat ferner ein eigenthümliches Merkmal, das zu allen hinzutritt, welche aus diesem Vogel eine Zusammensetzung entfernt stehender Arten machen; es ist eine ächte Augenbraune, gebildet aus einer einzigen Reihe 6 bis 7 Linien langer schwarzer Wimpern, [1]) ein seltsamer Zug, welcher, mit dem Federbüschel oben am Halse verbunden, so wie mit seinem Raubvogelkopf und seinen Strandvögelfüßen, aus ihm ein gemischtes wunderliches Wesen macht, dessen Vorbild bisher unbekannt war.

In den Gewohnheiten dieses Vogels findet sich eine eben so große Zusammenstellung, als in der Ungleichheit seines Körperbaues. Er hat die Waffen der fleischfressenden Vögel, aber nichts von ihrer Wildheit; er bedient sich seines Schnabels weder zum Angriff noch zur Vertheidigung, und sucht sein Heil in der Flucht. Er sucht jeden Kampf zu vermeiden, und oft sieht man ihn, um der Verfolgung selbst eines schwachen

---

[1]) Diese Augbraune ist 15 bis 16 Linien lang; die Wimpern stehen sehr nahe zusammen, sind breit an der Wurzel, unten rinnenförmig, concav, ausgehöhlt, oben conver.

Feindes zu entgehen, 8 bis 9 Fuß hohe Sprünge machen. Sanft und munter, wird er leicht zutraulich; am Vorgebirge der guten Hoffnung hat man selbst angefangen, ihn zu zähmen; man sieht ihn ziemlich häufig auf den Höfen dieser Kolonie, und findet ihn im Innern des Landes einige Stunden von den Küsten. Man fängt die Jungen im Nest, um sie sowohl zum Vergnügen, als zum Nutzen aufzuerziehen, denn sie stellen den Ratten, Eidechsen, Kröten und Schlangen nach.

Der Hr. Vicomte v. Querhoent hat uns über diesen Vogel folgende Bemerkungen mitgetheilt:

„Wenn der Sekretär, sagt dieser aufmerksame Beobachter, eine Schlange entdeckt, so greift er sie zuerst mit Flügelschlägen an, um sie zu ermüden; faßt sie dann beim Schwanz, nimmt sie mit sich hoch in die Luft, und läßt sie herabfallen; dieses wiederholt er, bis die Schlange todt ist. Er beschleunigt seinen Lauf dadurch, daß er die Flügel ausbreitet, und man sieht ihn oft auf diese Weise zugleich laufen und fliegen. Er nistet in den Gebüschen einige Fuß hoch vom Boden, und legt zwei weiße Eier mit fuchsrothen Flecken. Wenn man ihn beunruhigt, stößt er ein dumpfes Gekrächz aus. Er ist weder gefährlich noch boshaft, und hat ein sanftes Naturell. Ich sah ihrer zwei auf einem Hühnerhofe mitten unter dem Geflügel friedlich leben; man ernährte sie mit Fleisch, und sie waren begierig nach Eingeweiden und Gedärmen, die sie beim Fressen unter den Füßen fest hielten, wie sie es mit einer Schlange gethan haben würden. Alle Abend begaben sie sich neben einander zur Ruhe, jeder mit dem Kopf nach dem Schwanz seines Gefährten hingewendet."

Uebrigens scheint dieser afrikanische Vogel das europäische Klima ziemlich gut vertragen zu können; man sieht ihn in einigen englischen und holländischen Menagerien. Hr Vosmaer, welcher ihn in jener des Prinzen von Oranien ernährt hat, theilt einige Bemerkungen über seine Lebensweise mit. „Er zerreißt und verschlingt gefräßig das Fleisch, das man ihm vorwirft, und verschmäht auch Fische nicht. Um auszuruhen und zu schlafen, legt er sich mit dem Bauch und der Brust auf den Boden. Ein Geschrei, das er jedoch selten hören läßt, hat mit dem des Adlers Aehnlichkeit. Seine gewöhnlichste Bewegung besteht darin, daß er mit großen Schritten lange hin und hergeht, immer gleich schnell und ohne an-

zuhalten, weßhalb er wahrscheinlich den Namen Bote erhielt;" so wie er ohne Zweifel den Namen Sekretär jenem Bündel Federn verdankt, das er oben am Halse trägt, obgleich Herr Vosmaer diesen letztern Namen von sagittaire ableiten will, den er auf ein Spiel bezieht, mit welchem man ihn oft sich belustigen sieht; es besteht darin, daß er mit dem Schnabel oder dem Fuße einen Strohhalm oder etwas Aehnliches ergreift, und zu wiederholten Malen in die Luft wirft; „denn er scheint, sagt Hr. Vosmaer, ein munteres, friedliches und selbst furchtsames Naturell zu haben. Nähert man sich ihm, wenn er mit einer wahrhaft stolzen Haltung hin und herläuft, so stößt er ein beständiges Gekrächze kra, kra aus; sobald er sich aber von dem Schrecken erholt hat, den man ihm dadurch einflößte, daß man ihn verfolgte, zeigt er sich zutraulich und selbst neugierig. Während der Zeichner beschäftigt war, ihn zu zeichnen, fährt Hr. Vosmaer fort, kam der Vogel ganz nahe zu ihm, und schaute in aufmerksamer Stellung mit ausgestrecktem Halse, und die Federn auf seinem Kopf emporrichtend, aufs Papier, als ob er seine Abbildung bewundere." Oft kommt er mit erhobenen Flügeln und vorgestrecktem Kopf, um neugierig zu sehen, was man beginnt. Auf diese Weise näherte er sich wohl zwei bis dreimal, als ich an einem Tisch in seinem Behälter saß, um ihn zu beschreiben. In diesem Augenblicke, oder wenn er gierig einige Bissen aufliest, und überhaupt, wenn ihn Neugierde oder Verlangen erregt, richtet er die langen Federn auf dem hintern Theil seines Kopfes, die gewöhnlich nachlässig auf den Hals hinabfallen, hoch empor. Man hat bemerkt, daß seine Mause in die Monate Juni und Februar fällt; und Hr. Vosmaer sagt, so aufmerksam man ihn auch beobachtet, habe man ihn doch nie trinken sehen; gleichwohl sind seine Exkremente flüssig und weiß, wie jene des Reihers. Um nach Bequemlichkeit zu fressen, hockt er sich auf seine Fersen, und nimmt so, halb liegend, die Nahrung zu sich. Seine größte Kraft scheint er im Fuß zu haben. Hält man ihm ein lebendes Huhn hin, so gibt er ihm einen heftigen Schlag mit dem Fuß, und streckt es mit einem zweiten Schlage hin; auch tödtet er auf diese Weise die Ratten, denen er fleißig vor ihren Löchern auflauert. Ueberhaupt zieht er die lebenden Thiere den todten, und das Fleisch den Fischen vor.

Dieser merkwürdige Vogel ist noch nicht lange bekannt,

selbst am Vorgebirge der guten Hoffnung nicht, da weder Kolbe noch die andern Berichterstatter aus dieser Gegend seiner erwähnt haben. Hr. Sonnerat fand ihn auf den philippinischen Inseln, nachdem er ihn am Vorgebirge der guten Hoffnung gesehen hatte. Wir finden einige Verschiedenheit zwischen seiner Angabe und den vorhergehenden, die eine Berücksichtigung zu verdienen scheinen. Hr. Sonnerat z. B. läßt die Federn der Haube auf dem Halse in ungleichen Abständen hervorkommen, und die längsten am tiefsten stehen; aber wir finden bei dem Vogel, den wir vor Augen haben, weder diese Ordnung noch dieses Verhältniß, denn die Federn stehen bündelweise und ordnungslos. Er fügt hinzu, sie seyen in der Mitte nach dem Körper hin gebogen, und ihre Bärte gekräuselt. Herr Vosmaer stellt sie eben so dar, aber bei dem eben beschriebenen sehen wir, daß sie glatt sind. Liegen die Verschiedenheiten in den Gegenständen oder in den Beschreibungen? Eine noch bedeutendere erscheint in der Farbe des Gefieders. Hr. Vosmaer sagt, es sey bläulich bleigrau; wir finden es aber grau, ins Braune spielend; er nennt den Schnabel bläulich, wir sehen ihn oben schwarz und unten weiß. Der Vogel, den wir beschreiben, und der im Kabinet des Hrn. Doktor Mauduit aufbewahrt wird, hat auch keine zwei hervorstehende Federn im Schwanze, nur reichen sie 5 Zoll über die eingezogenen Flügel hinaus; aber ein anderer dieser Vögel, nach welchem die illuminirte Tafel gezeichnet wurde, hat diese beiden langen Federn, so wie sie von den Hrn. Vosmaer und Sonnerat beschrieben wurden. Es scheint uns, daß dieses das Merkmal des Männchens ist. Uebrigens drückt sich dieser letztere Naturforscher nicht gut aus, wenn er dem Sekretär einen Hühnerschnabel beilegt; es ist wirklich der Schnabel eines Raubvogels, und überdem bemerkt Hr. Sonnerat selbst, daß dieser Vogel ein fleischfressender ist. [1])

Wenn man sein geselliges und zutrauliches Naturell und die Leichtigkeit erwägt, womit man ihn als Hausthier auferziehen kann, so möchte man glauben, es sey vortheilhaft, ihn zu vervielfältigen, besonders in unsern Kolonien, wo er zur Ausrottung der schädlichen Reptilien und der Ratten sehr nützlich seyn könnte.

---

[1]) Reisen nach Neuguinea, Seite 88.

Der Kamichi.

(Palamedea cornuta. L. Le kamichi. B.)

Die großen Wirkungen der Abwechselungen in der Natur kann man nicht kennen-lernen, indem man durch unsere angebauten Gegenden wandelt, noch auch, indem man alle Länder besucht, worin der Mensch gebietet, sondern man muß sich aus den brennenden Sandwüsten der heißen Zone nach den Eisfeldern der Pole begeben, von den Höhen der Gebirge den Boden des Meeres untersuchen, und Wüsten mit Wüsten vergleichen, um die Natur besser beurtheilen und mehr bewundern zu können. Unter dem Gesichtspunkt ihrer erhabenen Kontraste erscheint sie in der That größer, und wie sie wirklich ist. Wir haben früher [1]) die dürren Wüsten des steinigen Arabiens geschildert, jene nackten Einöden, wo der Mensch nie im Schatten geathmet, wo die Erde ohne Grün den Thieren, Vögeln und Insekten keinen Unterhalt darbietet, wo alles todt erscheint, weil nichts erzeugt werden kann, und das Element, welches zur Entwickelung der Keime jedes lebenden oder vegetirenden Wesens unumgänglich nöthig ist, weit entfernt, die Erde durch Bäche rauschenden Wassers zu benetzen, oder mit befruchtendem Segen zu durchdringen, sie nicht einmal durch Thau befeuchten kann. Stellen wir dieses Gemälde einer völligen Dürre in einer zu alten Erde jenem der weit ausgedehnten Schlammerde der überschwemmten Savannen des neuen Kontinents entgegen, und wir werden dort im Uebermaß sehen, woran der andere so sehr Mangel litt: Ströme von unermeßlicher Breite, wie der Amazonenstrom, der La Plata, der Orenoko, die ihre schäumenden Wogen mächtig dahinwälzen, und ungehemmt über ihre Ufer tretend, die Erde mit einer Ueberschwemmung zu bedrohen, und ganz überziehen zu wollen scheinen. Stehende Gewässer, nahe und fern von ihrem Lauf verbreitet, bedecken den Schlamm, den sie abgesetzt haben, und diese großen Sümpfe, die in verpesteten Nebeln ihre Dünste aushauchen, würden die Krankheitsstoffe der Erde der Luft mittheilen, wenn sie nicht bald als Regen von den Gewittern niedergeschlagen, oder von den Winden zerstreut, wieder herabfielen, und diese abwechselnd trockenen und überschwemmten

[1]) Siehe Band 6 dieser Naturgeschichte im Aufsatz über das Kameel.

DER KAMICHI.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langzeher *Gattung:* Kamichi. *(Cuvier.)*

Pl. 145.

DER GEMEINE REIHER.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Schwertschnäbler. *Gattung:* Reiher. *(Cuv.)*

Landstriche, wo die Erde und das Wasser sich einen unbegränzten Besitz streitig zu machen scheinen, und jene Gehölze von Wurzelbäumen, die auf den unentschiedenen Grenzmarken dieser beiden Elemente wie hingeworfen sind, werden nur von schädlichen Thieren und Ungeziefer bewohnt, welche in diesen Schlupfwinkeln, der Kloake der Natur, wuchern, wo alles an die ungeheuren Ausleerungen des alten Schlamms erinnert. Große Schlangen ziehen breite Furchen auf diesem kothigen Boden; die Krokodille, Kröten, Eidechsen und tausend andere breitfüßige Reptilien kneten diesen Schmutz. Millionen Insekten, von der feuchten Gluth aufgeschwellt, schwärmen hier umher, und dieses ganze, den Schlamm durchkriechende oder die Luft, die es fast verdunkelt, durchsummende unreine Volk, all dieses Ungeziefer, wovon die Erde wimmelt, zieht zahlreiche Schaaren von Raubvögeln herbei, deren verworrenes, durcheinanderschallendes und mit dem Gequak der Reptilien vermischtes Geschrei, die Stille dieser scheußlichen Einöden störend, zum Abscheu die Furcht zu fügen scheint, um den Menschen von ihnen zu entfernen, und den andern empfindenden Geschöpfen den Zutritt zu untersagen; überdies unzugängliche noch unförmliche Länder, die zu nichts dienen würden, als die Vorstellung jener Zeiten zu erwecken, die dem ersten Chaos folgten, wo die Elemente nicht getrennt waren, wo Erde und Wasser nur eine gemeinsame Masse bildeten, und die lebenden Arten in den verschiedenen Wirkungskreisen der Natur ihre Stelle noch nicht gefunden hatten.

Mitten unter diesen Mißtönen kreischender Vögel und quakender Reptilien erhebt sich von Zeit zu Zeit eine kräftige Stimme, die Allen Ehrfurcht gebietet, und von der die Gewässer weithin widerhallen; es ist die Stimme des Kamichi, eines großen schwarzen Vogels, der durch die Stärke seines Geschreis und seiner Waffen sehr bemerkenswerth ist. An jedem Flügel trägt er zwei mächtige Sporen, und auf dem Kopf ein spitziges Horn, [1]) das 3 bis 4 Zoll Länge auf 2 bis 3 Linien Durchmesser an seiner Basis hat. Dieses Horn, das

[1]) Die Wilden in Guiana haben ihn Kamichi genannt; die brasilischen nennen ihn Anhima; und am Amazonenstrom Kahuitahu, eine Nachahmung seines lauten Geschreies, welches Marcgrave durch Wihu, Wihu wiedergibt, und von dem er sagt, es habe etwas Schreckliches an sich.

oben in der Stirn eingefügt ist, erhebt sich in grader Richtung, läuft in eine scharfe, etwas nach vorn gekrümmte Spitze aus, und ist an seiner Wurzel mit einer dem Kiel einer Feder ähnlichen Scheide bekleidet. Wir werden von den Sporen oder Afterklauen, welche gewisse Vögel, wie die Jakanas, mehre Arten Regenpfeifer, Wannenreiher ꝛc. an den Schultern tragen, später berichten, der Kamichi ist aber unter allen am besten bewaffnet, denn außer seinem Horn auf dem Kopf hat er an jeder Flügelspitze zwei Sporen, die bei zusammengelegten Flügeln nach vorn gerichtet sind. Sie bestehen aus Fortsätzen des mittlern Flügelknochens, und kommen aus dem vordern Theil der beiden Enden desselben hervor. Der obere Sporn ist der größte; er ist dreieckig, 2 Zoll lang, an seiner Wurzel 9 Linien breit und an der Spitze, in die er ausläuft, etwas gebogen; er ist ebenfalls mit einer Scheide von derselben Substanz, wie jene an der Basis des Horns, bekleidet. Der untere Fortsatz des Mittelknochens, der den zweiten Sporn bildet, ist nur 4 Linien lang, an der Wurzel eben so breit, und mit einer Scheide bedeckt, wie die andern.

Dieser Ausrüstung mit so kräftigen Angriffswaffen unerachtet, und die ihn im Kampf furchtbar machen würden, greift der Kamichi, Nr. 451, die andern Vögel nicht an, und kämpft nur gegen die Reptilien; sein Naturell ist sogar sanft, denn Männchen und Weibchen halten sich stets zusammen, treu bis zum Tode. Die Liebe, die sie vereint scheint den Verlust, den eins oder das andere an seiner Hälfte erleidet, zu überleben; das zurückbleibende irrt traurig umher, und härmt sich in der Nähe der Orte ab, wo es verloren hat, was es liebte.

Diese so rührenden Gefühle bilden bei diesem Vogel denselben Gegensatz in sittlichen Eigenschaften mit seinem Raubleben, wie er sich in seinem körperlichen Bau findet. Er lebt vom Raube, und doch ist sein Schnabel der eines kornfressenden Vogels; er hat Sporen und ein Horn, und dennoch gleicht sein Kopf dem eines Vogels vom Hühnergeschlecht; er hat kurze Beine, aber die Flügel und der Schwanz sind sehr lang. Der obere Theil des Schnabels tritt über den untern vor und krümmt sich etwas an seiner Spitze; der Kopf ist mit kleinen aufgerichteten und wie halb gelockten, schwarz und weiß gemischten Flaumenfedern versehen; dasselbe krause Gefieder bedeckt den obern Theil des Halses; der untere ist breiter, von

dichten, am Rande schwarzen und einwärts grauen Federn bekleidet; der ganze Mantel ist braun-schwarz, mit grünlichem Widerschein, und bisweilen mit weißen Flecken gemischt; die Schultern sind fuchsroth gezeichnet, und diese Farbe verbreitet sich über den Rand der sehr breiten Flügel; sie reichen fast bis zur Spitze des Schwanzes, der 9 Zoll Länge hat; der 2 Zoll-lange Schnabel ist 8 Linien breit und 10 Linien dick an seiner Wurzel; der Fuß, verbunden mit einem kleinen nackten Theil des Beines, ist $7^1/_2$ Zoll hoch und mit einer rauhen, schwarzen Haut bedeckt, deren Schuppen auf den sehr langen Zehen stark bezeichnet sind; die Mittelzehe ist mit Inbegriff des Nagels 5 Zoll lang; diese Nägel sind halb gebogen, und unten rinnenförmig ausgehöhlt; der hintere hat eine eigenthümliche Gestalt, indem er dünn, fast grade, und sehr lang, wie jener der Lerche ist. Die Gesammtlänge des Vogels beträgt 3 Fuß. Wir haben uns nicht von dem überzeugen können, was Marcgrave von der bedeutenden Verschiedenheit in der Größe zwischen dem Männchen und Weibchen angibt; mehre dieser Vögel, die wir gesehen haben, schienen uns ungefähr die Größe und den Wuchs des Truthahns zu haben.

Willughby bemerkt mit Recht, die Art des Kamichi sey die einzige in ihrer Gattung. Seine Gestalt ist wirklich aus ungleichartigen Theilen zusammengestellt, und die Natur scheint ihm außergewöhnliche Attribute gewährt zu haben; schon das Horn auf dem Kopfe genügt, um eine abgeschlossene Art, und selbst ein Phenomen in dem ganzen Geschlecht der Vögel aus ihm zu machen. Barrere hat ihn ohne Grund unter die Adler gestellt, da weder sein Kopf, noch sein Schnabel, noch seine Füße denen des Adlers ähnlich sind. Pison sagt mit Recht, der Kamichi sey ein halber Wasservogel; er fügt hinzu, er baue sein Nest in Form eines Ofens am Fuße eines Baumes; er gehe mit gestrecktem Halse und erhobenem Kopf umher, und besuche die Wälder; indessen haben uns mehre Reisende versichert, man finde ihn noch häufiger in den Savannen.

Der gemeine Reiher.

(Ardea major. L. Le héron commun. B.)

Erste Art mittlerer Größe.

Das Glück ist nicht an alle empfindende Wesen gleichmäßig vertheilt; das des Menschen entspringt aus der Bildung seines Geistes, und der guten Anwendung seiner moralischen Eigenschaften; das Wohlseyn der Thiere wird dagegen nur durch physische Fähigkeiten und die Ausübung ihrer Kräfte bedingt. Wenn aber die Natur über die ungerechte Vertheilung des Glücks unter den Menschen sich entrüstet, die der gesellige Verein bewirkt, so scheint sie selbst in ihrem schnellen Fortschreiten gewisse Thiere vernachläßigt zu haben, die in Folge der Unvollkommenheit ihrer Organe zum Dulden verdammt, und zum Mangel bestimmt sind. Stiefmütterlich behandelte Kinder, im Elend geboren, um in der Entbehrung zu leben, bringen sie ihr mühseliges Daseyn in den Unruhen und Sorgen eines immer neu erwachenden Bedürfnisses hin; Geduld und Unterwerfung sind oft ihre einzigen Hülfsquellen, und dieser innere Kummer zeichnet sein trauriges Gepräge selbst auf ihre äußere Gestalt, und läßt ihnen nichts von der Schönheit, womit die Natur alle glücklichen Wesen begabt. Der Reiher bietet uns das Bild dieses kümmerlichen, sorgenvollen, dürftigen Lebens dar; seine ganze Thätigkeit auf den Unterhalt verwendend, verbringt er Stunden, ganze Tage regungslos an derselben Stelle, so daß man zweifeln möchte, ob es ein belebtes Wesen sey. Wenn man ihn mit einem Fernrohr beobachtet, (denn er läßt sich selten nahe kommen), so sieht er wie eingeschlafen aus, auf einem Steine ruhend, mit fast gradem Körper auf einem Fuße stehend; den Hals längs der Brust und dem Bauche herabgebogen, den Kopf und den Schnabel zwischen die Schultern gesteckt, die sich weit über die Brust erheben, und verändert er seine Stellung, so geschieht es, um, wenn er sich in Bewegung setzt, noch eine gezwungenere anzunehmen. Er geht bis über das Knie mit dem Kopf zwischen den Beinen ins Wasser, um einem Frosch oder Fisch aufzulauern; aber da er darauf beschränkt ist, zu warten, bis seine Beute kommt, und sich ihm darbietet, er überdem den Augenblick benutzen muß, um sie zu ergreifen, so steht ihm oft ein

langes Fasten bevor, und er kommt bisweilen vor Mangel um; denn er hat nicht den Instinkt, wenn das Wasser mit Eis bedeckt ist, seinen Lebensunterhalt in gemäßigtern Klimaten zu suchen, und einige Naturforscher haben ihn mit Unrecht unter die Zugvögel gestellt, die im Frühling nach den Gegenden zurückkehren, welche sie im Winter verließen; da wir bei uns in allen Jahreszeiten, und selbst während der strengsten und anhaltendsten Kälte Reiher sehen. Sie sind dann genöthigt, die mit Eis belegten Sümpfe und Flüsse zu verlassen, und halten sich dann an den Bächen, und in der Nähe warmer Quellen; auch ist dies die Zeit, in welcher sie am meisten in Bewegung sind, und ziemlich große Flüge machen, um ihren Aufenthalt zu verändern, aber immer in derselben Gegend. Sie scheinen daher, jemehr die Kälte zunimmt, sich an Zahl zu vermehren, und Hunger und Kälte gleich gut zu ertragen; sie widerstehen nur durch viele Geduld und Nüchternheit, aber diese kalten Tugenden sind gewöhnlich von Ueberdruß am Leben begleitet. Hat man einen Reiher gefangen, so kann man ihn 14 Tage lang besitzen, ohne daß man ihn Nahrung suchen oder zu sich nehmen sieht; er wirft selbst diejenige wieder aus, die man ihn zu verschlingen zwingt. Sein natürlicher Trübsinn, ohne Zweifel durch die Gefangenschaft vermehrt, trägt den Sieg über den Selbsterhaltungstrieb davon, ein Gefühl, welches die Natur zuerst in das Herz aller beseelten Wesen einprägt. Der Reiher scheint abzuzehren, ohne zu kränkeln; er siecht dahin, ohne zu klagen, und ohne ein äußeres Zeichen seines Kummers. [1])

Die Unempfindlichkeit, die Verwahrlosung seiner selbst und einige andere, eben so negative Eigenschaften bezeichnen ihn besser, als seine positiven Fähigkeiten. Traurig und einsiedlerisch, außer in der Brütezeit, scheint er weder ein Vergnügen zu kennen, noch selbst die Mittel, dem Schmerz und Kummer auszuweichen. Beim schlechtesten Wetter hält er sich allein, ohne Schutz zu suchen, auf einem Pfahle oder Steine am Ufer eines Baches, auf einem Erdhaufen, oder mitten in einer überschwemmten Wiese. Während die andern Vögel sich

[1]) Eine Erfahrung, die Hr. Herbert gemacht hat, dessen trefflichen Beobachtungen wir die Hauptsachen in der Naturgeschichte des Reihers verdanken.

unter dem Laube verbergen, die Ralle sich in das dicke Gras versteckt, die Rohrdommel mitten in dem Schilf, bleibt unser unglücklicher Reiher allem Ungemach der Luft und der größten Strenge des Frostes ausgesetzt. Herr Hebert theilt uns mit, er habe einen gefangen, der halb erfroren und ganz mit Reif bedeckt war; eben so versichert er, er habe den Eindruck der Füße dieser Vögel auf dem Schnee oder im Schlamm gefunden, aber nie ihre Spur mehr als 12 bis 15 Schritte weit verfolgen können; ein Beweis, mit wie wenig Ausdauer sie ihrer Beute nachgehen, und ihrer Unthätigkeit selbst in der Zeit der Noth. Ihre langen Beine sind nur zum Laufen unnütze Stelzen; sie halten sich aufrecht und in vollkommener Ruhe während des größten Theils des Tages, und diese Ruhe dient ihnen anstatt des Schlafes, denn während der Nacht fliegen sie ein wenig aus; [1]) man hört sie alsdann zu jeder Stunde und in allen Jahreszeiten in der Luft schreien. Ihre Stimme ist ein eigenthümlicher, trockener und harter Ton, den man mit dem Geschrei der Gans vergleichen könnte, wenn er nicht etwas kürzer und etwas klagend wäre. [2]) Dieses Geschrei wird von einem Augenblick zum andern wiederholt, und verlängert sich in einen durchdringenden und unangenehmen Ton, wenn der Vogel Schmerz empfindet.

Der Reiher, Nro. 287, verbindet mit den Leiden seines mühseligen Lebens auch noch das Uebel der Furcht und des Mißtrauens. Alles scheint ihn zu beunruhigen, und in Angst zu setzen; die Menschen flieht er von weitem; oft durch den Adler und den Falken verfolgt, entgeht er ihrem Angriff nur dadurch, daß er sich hoch in die Lüfte erhebt, und über ihnen zu fliegen sucht; man sieht ihn mit ihnen sich in die Wolken verlieren. [3]) Es würde schon genügen, daß die Natur diese

---

[1]) Die Alten hatten dieses beobachtet. Eustach bemerkt zum zehnten Gesang der Ilias, der Reiher fische des Nachts.

[2]) Kleixein, clangere, war das Wort, womit die Griechen seit der Zeit Homers das Geschrei des Reihers ausdrückten. S. Il. Gesang 10.

[3]) Man behauptet, als letztes Vertheidigungsmittel stecke er den unter die Flügel, und halte dem Raubvogel seinen spitzen Schnabel vor, so daß dieser, wenn er ungestüm auf ihn stürzt, sich selbst darin durchbohre.

Feinde zu furchtbar für den unglücklichen Reiher gemacht; [1]) aber man fügte noch die Kunst hinzu, deren Instinkt zu schärfen und ihre Abneigung zu erhöhen. Die Reiherjagd gehörte früher bei uns zu den Hauptvergnügungen der Falknerei; es war eine Belustigung der Fürsten, die sich das schlechte Fleisch dieses Vogels, das man ein königliches Fleisch nannte, als ein Ehrengericht vorbehielten, und auf den Festgelagen als Prunkgericht auftragen ließen. Ohne Zweifel kam man durch diese dem Reiher erwiesene Auszeichnung auf den Gedanken, diese Vögel zu sammeln, und ihnen das Dickicht großer Wälder in der Nähe der Gewässer oder auch Thürme zur festen Wohnung anzuweisen, wo man ihnen bequeme Nester anlegte. Man zog jedoch einigen Nutzen aus diesen Reiherständen durch den Verkauf der jungen Reiher, die man zu mästen wußte. Belon schildert mit einer Art Begeisterung die Reiherstände, die Franz I. in Fontainebleau hatte anlegen lassen, und bewundert die Wirkung der Kunst, welche so wilde Vögel der Herrschaft des Menschen unterworfen hatte; aber die Kunst beruht auf deren Naturell, indem die Reiher gerne in Gesellschaft nisten, zu welchem Zweck sich mehre in demselben Waldbezirk [2]) vereinigen, und oft auf demselben Baum. Es läßt sich vermuthen, daß die Furcht sie dazu veranlaßt, und sie sich nur vereinigen, um durch ihre Anzahl die Weihe und den Geier gemeinschaftlich abzuwehren oder wenigstens betroffen zu machen. Die Reiher legen ihre Nester auf den höchsten Wipfeln der großen Bäume, oft neben denen der Krähe an, was die Alten zu der Vorstellung über die Freundschaft dieser beiden Arten veranlaßt haben mag, welche übrigens so wenig geeignet sind, zusammen zu leben. Die Nester des Reihers sind groß und bestehen aus Reisern, vielem trockenen Gros,

---

[1]) Die Alten gaben ihm noch andere, dem Anschein nach schwache, aber dennoch furchtbare Feinde, indem sie ihn in dem Liebsten, was er hatte, angriffen: die Lerche, die seine Eier aufbrach, der Specht, (pipo, pipra) der seine Jungen tödtete. Gegen alle diese Feinde hatte er nur die nutzlose Freundschaft der Krähe.

[2]) Es gibt kein Land, wo man nicht jene Gehölze kennte, welche Reiher besonders wählen, wo sie sich versammeln und welche natürliche Reihergehege sind; nicht allein auf den großen Eichen, sondern auch in Tannenwäldern vereinigen sie sich, wie Schwenkfeld von gewissen Wäldern in Schlesien angibt.

unter dem Laube verbergen, die Ralle sich in das dicke Gras versteckt, die Rohrdommel mitten in dem Schilf, bleibt unser unglücklicher Reiher allem Ungemach der Luft und der größten Strenge des Frostes ausgesetzt. Herr Hebert theilt uns mit, er habe einen gefangen, der halb erfroren und ganz mit Reif bedeckt war; eben so versichert er, er habe den Eindruck der Füße dieser Vögel auf dem Schnee oder im Schlamm gefunden, aber nie ihre Spur mehr als 12 bis 15 Schritte weit verfolgen können; ein Beweis, mit wie wenig Ausdauer sie ihrer Beute nachgehen, und ihrer Unthätigkeit selbst in der Zeit der Noth. Ihre langen Beine sind nur zum Laufen unnütze Stelzen; sie halten sich aufrecht und in vollkommener Ruhe während des größten Theils des Tages, und diese Ruhe dient ihnen anstatt des Schlafes, denn während der Nacht fliegen sie ein wenig aus; [1]) man hört sie alsdann zu jeder Stunde und in allen Jahreszeiten in der Luft schreien. Ihre Stimme ist ein eigenthümlicher, trockener und harter Ton, den man mit dem Geschrei der Gans vergleichen könnte, wenn er nicht etwas kürzer und etwas klagend wäre. [2]) Dieses Geschrei wird von einem Augenblick zum andern wiederholt, und verlängert sich in einen durchdringenden und unangenehmen Ton, wenn der Vogel Schmerz empfindet.

Der Reiher, Nro. 287, verbindet mit den Leiden seines mühseligen Lebens auch noch das Uebel der Furcht und des Mißtrauens. Alles scheint ihn zu beunruhigen, und in Angst zu setzen; die Menschen flieht er von weitem; oft durch den Adler und den Falken verfolgt, entgeht er ihrem Angriff nur dadurch, daß er sich hoch in die Lüfte erhebt, und über ihnen zu fliegen sucht; man sieht ihn mit ihnen sich in die Wolken verlieren. [3]) Es würde schon genügen, daß die Natur diese

---

[1]) Die Alten hatten dieses beobachtet. Eustach bemerkt zum zehnten Gesang der Ilias, der Reiher fische des Nachts.

[2]) Kleixein, clangere, war das Wort, womit die Griechen seit der Zeit Homers das Geschrei des Reihers ausdrückten. S. Il. Gesang 10.

[3]) Man behauptet, als letztes Vertheidigungsmittel stecke er den Kopf unter die Flügel, und halte dem Raubvogel seinen spitzen Schnabel vor, so daß dieser, wenn er ungestüm auf ihn stürzt, sich selbst darin durchbohre.

Feinde zu furchtbar für den unglücklichen Reiher gemacht; [1]) aber man fügte noch die Kunst hinzu, deren Instinkt zu schärfen und ihre Abneigung zu erhöhen. Die Reiherjagd gehörte früher bei uns zu den Hauptvergnügungen der Falknerei; es war eine Belustigung der Fürsten, die sich das schlechte Fleisch dieses Vogels, das man ein königliches Fleisch nannte, als ein Ehrengericht vorbehielten, und auf den Festgelagen als Prunkgericht auftragen ließen. Ohne Zweifel kam man durch diese dem Reiher erwiesene Auszeichnung auf den Gedanken, diese Vögel zu sammeln, und ihnen das Dickicht großer Wälder in der Nähe der Gewässer oder auch Thürme zur festen Wohnung anzuweisen, wo man ihnen bequeme Nester anlegte. Man zog jedoch einigen Nutzen aus diesen Reiherständen durch den Verkauf der jungen Reiher, die man zu mästen wußte. Belon schildert mit einer Art Begeisterung die Reiherstände, die Franz I. in Fontainebleau hatte anlegen lassen, und bewundert die Wirkung der Kunst, welche so wilde Vögel der Herrschaft des Menschen unterworfen hatte; aber die Kunst beruht auf deren Naturell, indem die Reiher gerne in Gesellschaft nisten, zu welchem Zweck sich mehre in demselben Waldbezirk [2]) vereinigen, und oft auf demselben Baum. Es läßt sich vermuthen, daß die Furcht sie dazu veranlaßt, und sie sich nur vereinigen, um durch ihre Anzahl die Weihe und den Geier gemeinschaftlich abzuwehren oder wenigstens betroffen zu machen. Die Reiher legen ihre Nester auf den höchsten Wipfeln der großen Bäume, oft neben denen der Krähe an, was die Alten zu der Vorstellung über die Freundschaft dieser beiden Arten veranlaßt haben mag, welche übrigens so wenig geeignet sind, zusammen zu leben. Die Nester des Reihers sind groß und bestehen aus Reisern, vielem trockenen Gras,

---

[1]) Die Alten gaben ihm noch andere, dem Anschein nach schwache, aber dennoch furchtbare Feinde, indem sie ihn in dem Liebsten, was er hatte, angriffen: die Lerche, die seine Eier aufbrach, der Specht, (pipo, pipra) der seine Jungen tödtete. Gegen alle diese Feinde hatte er nur die nutzlose Freundschaft der Krähe.

[2]) Es gibt kein Land, wo man nicht jene Gehölze kennte, welche Reiher besonders wählen, wo sie sich versammeln und welche natürliche Reihergehege sind; nicht allein auf den großen Eichen, sondern auch in Tannenwäldern vereinigen sie sich, wie Schwenkfeld von gewissen Wäldern in Schlesien angibt.

Binsen und Federn. Die Eier sind von blasser und gleichförmig grünlich-blauer Farbe, fast von derselben Größe wie die Eier des Storches, aber etwas länglicher, und an beiden Enden fast gleich spitz. Die Brut besteht, wie man uns versichert, aus 4 bis 5 Eiern, was die Art zahlreicher machen müßte, als sie überall zu seyn scheint. Es kommen also in den Wintern sehr viele dieser Vögel um, vielleicht verlieren sie auch früh die Zeugungskraft, weil sie von trübseligem Naturell und schlecht genährt sind.

Die Alten, wahrscheinlich durch das kummervolle Leben des Reihers dazu veranlaßt, glaubten, er empfinde selbst bei der Begattung Schmerz; das Männchen blute in diesen Augenblicken aus den Augen, und stoße ein Angstgeschrei aus. Plinius scheint diese irrthümliche Annahme, von welcher Theophrast sich ebenfalls eingenommen zeigt, aus Aristoteles geschöpft zu haben; aber man widerlegte ihn schon zur Zeit Alberts, welcher versichert, er sey mehremal Zeuge der Begattung der Reiher gewesen, und habe nur die Zärtlichkeit der Liebe und die Aeußerungen des Vergnügens bemerkt. Das Männchen setzt zuerst einen Fuß auf den Rücken des Weibchens, als wolle es dasselbe sanft zum Nachgeben zwingen; hierauf rückt es beide Füße vor, neigt sich auf das Weibchen, und erhält sich in dieser Stellung unter schwachem Flügelschlage. Wenn die Brutzeit eintritt, geht das Männchen auf den Fischfang, und trägt seine Beute in das Nest, aus welchem man häufig Fische fallen sieht. Uebrigens scheint es nicht, daß die Reiher sich von Schlangen und andern Reptilien ernähren, und man sieht nicht ein, worauf sich in England das Verbot, sie zu tödten, gründen konnte.

Wir haben gesehen, daß der erwachsene Reiher in der Gefangenschaft nicht fressen will und sich umkommen läßt; wird er aber jung gefangen, so kann man ihn zähmen, füttern und mästen. Wir haben ihrer aus dem Nest nach dem Geflügelhof bringen lassen, wo sie von Eingeweiden, von Fischen und rohem Fleisch lebten und sich zu dem Geflügel gewöhnten. Sie sind selbst, zwar nicht einer Erziehung, aber doch einiger mitgetheilter Bewegungen fähig; man hat ihrer gesehen, die gelernt hatten, auf verschiedene Weisen den Hals zu wenden, und ihn um den Arm ihres Herrn zu schlingen; sobald man aber aufhörte, sich mit ihnen zu beschäftigen, verfielen sie

wieder in ihren natürlichen Trübsinn, und blieben unbeweglich. Uebrigens sind die jungen Reiher im ersten Alter ziemlich lange mit dichtem, hagrigem Flaum bedeckt, besonders auf dem Kopf und dem Halse.

Der Reiher fängt viele Frösche, und verschlingt sie ganz. Man sieht es an ihren Exkrementen, worin man die Knochen der Frösche unversehrt und mit einer Art zähen Schleimes von grüner Farbe überzogen, der wahrscheinlich aus der in Leim verwandelten Haut der Frösche gebildet ist, bemerkt. Seine Exkremente haben, wie die der Wasservögel im Allgemeinen, eine für das Gras ätzende Beschaffenheit. In der Noth verschlingt er einige kleine Pflanzen, wie die Wasserlinsen; seine gewöhnliche Nahrung aber sind Fische. Er fängt deren ziemlich viele kleine, und man muß annehmen, daß er schnell mit dem Schnabel um sich schlägt, um eine Beute, die pfeilschnell vorüberflieht, zu treffen; was aber die großen Fische betrifft, so sagt Willughby mit voller Wahrscheinlichkeit, daß er ihrer viel mehr picke und verwunde, als aus dem Wasser ziehe. Im Winter, wenn alles gefroren und er auf die warmen Quellen beschränkt ist, tastet er mit seinem Fuß in den Schlamm nach seiner Beute, und fängt so Frösche und Fische.

Vermittelst seiner langen Beine kann der Reiher über einen Fuß tief ins Wasser gehen, ohne am Leibe naß zu werden. Seine Zehen sind fast übermäßig lang; die mittlere ist so lang wie die Fußwurzel; ihr Nagel inwendig wie ein Kamm ausgezahnt; [1]) er dient ihm zur Stütze und um sich an den dünnen Würzeln in dem Schlamm, auf welchen er sich mit seinen langen ausgebreiteten Zehen hält, anzuklammern. Sein Schnabel ist mit Zahnausschnitten bewaffnet, die nach hinten zu gerichtet sind, und womit er den schlüpfrigen Fisch festhält. Sein Hals biegt sich oft in zwei Theile, und es sieht aus, als ob diese Bewegung durch ein Gewinde ausgeführt würde, denn man kann den Hals noch mehre Tage nach dem Tode des Vogels sich auf diese Weise bewegen lassen. Willughby hat in dieser Beziehung mit Unrecht behauptet, der fünfte Halswirbel stehe umgekehrt, und seine Lage sey jener der andern

---

1) Dieser kammförmige Zahneinschnitt befindet sich auf der erweiterten und vorspringenden Schneide der innern Seite des Nagels, ohne die scharfe und glatte Spitze zu erreichen.

entgegengesetzt, denn bei der Untersuchung eines Reiherskeletts haben wir 18 Halswirbel gezählt, und nur gefunden, daß die fünf ersten vom Kopf an gleichsam zusammengedrückt an den Seiten und durch einen Vorsprung des vorhergehenden auf den darunter liegenden, ohne Knochenfortsätze miteinander verbunden sind, und erst auf dem sechsten Halswirbel beginnen die Knochenfortsetzungen. In Folge dieses merkwürdigen Baues ist jener Theil des Halses, der an der Brust steht, steif, während der nach den Kopf zu auf dem andern in einem Halbkreise spielt, der sich so an ihn legt, daß der Hals, der Kopf und der Schnabel als 3 Stücke auf einander gebogen liegen. Der Vogel schnellt diese zurückgebogene Hälfte wie durch eine Feder in die Höhe, und wirft seinen Schnabel wie einen Wurfspieß vor. Wenn er den Hals seiner ganzen Länge nach ausstreckt, kann er wenigstens auf 3 Fuß in der Runde reichen, aber bei vollkommener Ruhe ist dieser so übermäßig lange Hals wie verschwunden und in den Schultern verloren, in die der Kopf eingefügt zu seyn scheint. Seine zusammengelegten Flügel reichen nicht über den sehr kurzen Schwanz hinaus.

Zum Fliegen streckt er seine Beine steif nach hinten aus, wendet den Hals auf den Rücken, und biegt ihn in drei Theile, den Kopf und den Schnabel mit einbegriffen, so daß man von unten keinen Kopf sieht, sondern nur einen Schnabel, der aus seiner Brust hervorzukommen scheint. Seine Flügel breitet er verhältnißmäßig weiter aus, als irgend ein Raubvogel; sie sind sehr concav, und schlagen die Luft mit einer gleichmäßigen und geregelten Bewegung, wodurch der Reiher sich so hoch erheben kann, daß man ihn in den Wolken aus dem Gesicht verliert. Wenn es regnen will, fliegt er meist auf, und die Alten entnahmen aus seinen Bewegungen und Stellungen mehre Vermuthungen über den Zustand der Luft und die Veränderungen der Temperatur. Saß er traurig und bewegungslos auf dem Sande des Ufers, so verkündete er Frost; lebhafter und lauter als gewöhnlich Regen; hielt er den Kopf auf der Brust, so zeigte er durch die Seite, nach welcher sein Schnabel hingerichtet war, den Wind an. Aratus und Virgil, Theophrast und Plinius theilen diese Vorzeichen mit, die wir weniger beachten, seitdem uns die Mittel der Kunst, als zuverlässiger, die Beobachtungen der Natur in dieser Beziehung vernahrlosen ließen. Wie dem auch seyn möge, es gibt wenige

Vögel, die sich so hoch in die Lüfte erheben, und in demselben Klima so weite Ausflüge machen, wie die Reiher, und oft, sagt uns Herr Lottinger, fängt man ihrer, welche Zeichen der Orte, wo sie verweilt haben, an sich tragen. Es ist in der That wenig Kraft nöthig, einen Körper weit zu tragen, der so dünn und mager ist, daß, wenn man einen Reiher etwas hoch in der Luft sieht, man nur zwei große Flügel erblickt, als hätten sie keine Last zu tragen. Sein Körper ist schmächtig, an den Seiten abgeflacht, und viel mehr mit Federn als mit Fleisch bedeckt. Willughby schreibt die Magerkeit des Reihers eben so sehr der fortwährenden Furcht und Angst zu, worin er lebt, als der Noth und seiner geringen Thätigkeit. Die meisten, die man tödtet, sind wirklich außerordentlich mager. [1])

Alle Vögel aus der Familie der Reiher haben nur einen Blinddarm, wie die vierfüßigen Thiere, statt daß alle andere Vögel, bei denen sich dieses Eingeweide findet, es doppelt haben; der Speiseschlund ist sehr breit, und einer großen Erweiterung fähig; die Luftröhre 16 Zoll lang und hat ungefähr 14 Ringe auf jeden Zoll; sie ist fast cylindrisch bis zu ihrer Gabeltheilung, an der sich eine beträchtliche Anschwellung bildet, von wo sie beide in Aeste ausgehen, die an der innern Seite nur aus einem Häutchen bestehen. Das Auge liegt in einer nackten grünlichen Haut, die sich bis zu den Schnabelwinkeln zieht. Die Zunge ist ziemlich lang, weich und spitz; der bis an die Augen gespaltene Schnabel hat eine lange und breite Oeffnung; er ist stark, nahe am Kopfe dick, 6 Zoll lang, und in eine scharfe Spitze auslaufend. Der untere Kiefer ist an den Seiten scharf, der obere gegen die Spitze hin auf beinahe 3 Zoll seiner Länge ausgezahnt; er hat eine doppelte Rinne, in welcher die Nasslöcher liegen; seine Farbe ist gelblich, an der Spitze gebräunt. Der untere Kiefer ist gelber, und die beiden Theile, woraus er besteht, vereinigen sich erst 2 Zoll weit von der Spitze; das Zwischenstück ist mit einem von weißen Federn bedeckten Häutchen versehen. Die Kehle ist

[1]) Aristoteles kannte den Reiher schlecht, wenn er sagt, er sey thätig und schlau in der Aufsuchung seiner Beute (sagax et coenae gerula et operosa). Mit mehr Wahrheit hätte er ihn unruhig und sorgenvoll nennen können.

ebenfalls weiß, und schöne schwarze Sprenkel bezeichnen die langen herabhängenden Federn des Vorderhalses. Der ganze Oberkörper ist schön perlgrau, bei dem Weibchen aber, welches kleiner als das Männchen ist, sind die Farben blasser, und nicht so dunkel und glänzend; es hat keine schwarze Querbinde auf der Brust, und keinen Federbüschel auf dem Kopf, der beim Männchen aus 2 bis 3 langen Fäden dünner, feiner, biegsamer Federn von dem schönsten Schwarz besteht, die besonders im Orient sehr gesucht und von hohem Werth sind. Der Schwanz des Reihers hat 12, nur wenig abgestufte Steuerfedern; der nackte Theil seines Beines ist 3 Zoll lang, die Fußwurzel 6, die große Zehe über 5; sie ist durch ein kleines Häutchen mit der innern verbunden; die Hinterzehe ist ebenfalls sehr lang, und in Folge einer bei allen Vögeln dieser Familie bemerkten Eigenthümlichkeit mit der äußern gleichsam zusammen gegliedert, neben der Ferse stehend. Die Zehen, die Füße und die Beine des gemeinen Reihers sind grünlich gelb; er hat 5 Fuß Flugweite, beinahe 4 Fuß von der Schnabelspitze bis zu den Nägeln, und etwas über 3 Zoll bis zur Schwanzspitze. Der Hals ist 16 bis 17 Zoll lang. Wenn er geht, hat er mehr als 3 Fuß Höhe, ist also fast so groß, wie der Storch, aber sein Körper dicker, und es wird vielleicht befremden, daß bei so großen Dimensionen das Gewicht dieses Vogels nicht über 4 Pfund beträgt. [1]) Aristoteles und Plinius scheinen nur drei Arten in dieser Gattung gekannt zu haben: den gemeinen Reiher, oder den großen grauen, den wir so eben beschrieben, und den sie mit dem Namen aschgrauer oder brauner Reiher, pellos, bezeichnen; den weißen Reiher, leukos, und den gesternten Reiher oder die Rohrdommel, asterias; indessen bemerkt Oppian, die Reiherarten seyen zahlreich und mannigfaltig. Jedes Klima hat in der That die seinigen, wie wir aus ihrer Aufzählung entnehmen werden; und die gemeine Art, die unseres grauen Reihers, scheint sich fast in alle Länder verbreitet zu haben, und sie, vereint mit den einheimischen, zu bewohnen. Keine Art ist in den bewohnten Ländern einsiedlerischer und weniger

[1]) Ein am 10. Januar gefangener männlicher Reiher wog 3 Pfund 10 Unzen, ein Weibchen 3 Pfund 5 Unzen. (Bemerkung, mitgetheilt von Hrn. Gueneau von Montbeliard.)

zahlreich, und in jeder Gegend so isolirt, zugleich aber ist auch keine verbreiteter und findet sich mehr in entgegengesetzten Klimaten. Ein düsteres, trübsinniges Naturell, ein kümmerliches Leben haben offenbar den Reiher abgehärtet und ihn fähig gemacht, alle Beschwerden der verschiedenen Klimate zu ertragen. Du Tertre versichert uns, man finde auf den Antillen mit unter der Menge der dort einheimischen Vögel auch den europäischen grauen Reiher; eben so hat man ihn auf Otahaiti gesehen, wo er in der Sprache des Landes einen eigenen Namen hat, [1]) und die Einwohner ihn mit dem Eisvogel abergläubisch verehren. Auf der Insel Japan zeichnet man, Kämpfer zufolge, unter mehren Saggis- oder Reiherarten den Goisaggi oder grauen Reihkr aus. Man findet ihn in Egypten, Persien und in Sibirien bei den Jakuten. Dasselbe wird sich bei den Reihern von der Insel St. Jago am grünen Vorgebirge ergeben, so wie bei dem von der Bai von Saldana, von dem Bosmanischen guineischen Reiher, von den grauen Reihern der Insel Mai oder den Nabekes des Reisenden Roberts; von dem durch Lopez beobachteten Reiher aus Congo; von jenem aus Guzarate, dessen Mandeslo erwähnt; von den malabarischen, junkianischen, javaischen und timorschen, indem die verschiedenen Reisenden diese Reiher nur unter dem Namen der gemeinen Art, und ohne sie von ihr zu unterscheiden, angeben. Der Reiher, den man auf der Insel Lucon Dangkanghak nennt, und den die Spanier auf den Philippinen in ihrer Sprache wie den europäischen benennen (garza), scheint uns ebenfalls derselbe zu seyn. Dampier sagt ausdrücklich, der Reiher von der Kampesche-Bai sey dem englischen ganz ähnlich, was, vereint mit dem Zeugniß von du Tertre und mit jenem von Le Page du Pratz, der in Luisiana denselben Reiher wie in Europa gesehen hat, uns nicht zweifeln läßt, daß seine Art beiden Kontinenten gemein sey, obwohl Catesby versichert, in dem neuen finde man nur ganz verschiedene Arten.

Die Reiher, in den bevölkerten Gegenden zerstreut und einsiedlerisch lebend, haben sich auf einigen Inseln zu zahlreicher Gesellschaft vereinigt, wie auf denen der Arguimbucht am weißen Vorgebirge, welche von den Portugiesen den Namen

[1]) Otoo ist der Name, welchen man dem grauen Reiher auf Otahaiti gibt.

Isola das Garzas oder Reiherinsel erhielt, die dort so viele Eier dieser Vögel fanden, daß man zwei Boote damit anfüllte. Aldrovande erwähnt zweier Inseln an der afrikanischen Küste, die eben so und aus demselben Grunde von den Spaniern Reiherinseln genannt wurden. Die am Niger, wo Herr Adanson landete, hätte ebenfalls wegen der großen Menge dieser Vögel, die sich dort niedergelassen hatten, jenen Beinamen verdient. In Europa hat sich die Art des grauen Reihers bis nach Schweden, Dänemark und Norwegen verbreitet. Man sieht ihrer in Polen, in England, und in den meisten Provinzen Frankreichs, besonders aber in den von Bächen oder Sümpfen durchschnittenen Ländern, wie in der Schweiz und in Holland in noch größerer Menge. Wir werden die zahlreiche Gattung der Reiher in Familien theilen: die des eigentlich sogenannten Reihers, deren erste Art wir so eben beschrieben haben, die der Rohrdommel, die der Schildreißer, und die der Krabbenfresser. Die gemeinsamen Merkmale, welche diese vier Familien vereinigen und zusammenstellen, sind: die Länge des Halses, die Richtung des Schnabels, welcher grade, spitz und an den Rändern seines Obertheils gegen die Spitze hin ausgezahnt ist; die Länge der Flügel, welche, wenn sie zusammengelegt sind, den Schwanz bedecken; die Höhe der Ferse und des nackten Theiles des Beines; die bedeutende Länge der Zehen, deren mittlere einen ausgezahnten Nagel hat, und die merkwürdige Stellung der Hinterzehe, die neben der Ferse an der innern Zehe eingegliedert ist; endlich die nackte grünliche Haut, die sich bei allen diesen Vögeln vom Schnabel nach den Augen zieht. Zu diesen physischen Aehnlichkeiten füge man noch jene der natürlichen Gewohnheiten hinzu, welche fast dieselben sind; denn alle diese Vögel halten sich an den Sümpfen und den Ufern der Gewässer; alle sind von Natur geduldig, in ihren Bewegungen ziemlich schwerfällig, und von trübsinnigem Ansehen.

Die besondern Züge der Familie der Reiher, zu der wir auch die Aigretten zählen, sind: der überaus lange, sehr dünne und unten mit feinen hangenden Federn versehene Hals, der schmale, schmächtige und bei den meisten Arten auf hohen Beinen ruhende Körper.

Die Rohrdommeln sind dicker von Körper, und nicht so hochbeinig wie die Reiher; sie haben einen kürzern und so be-

fiederten Hals, daß er gegen den des Reihers sehr dick erscheint. Die Schildreiher sind nicht so groß wie die Rohrdommeln; ihr Hals ist kürzer; die 2 bis 3 langen Fäden, die im Genick stehen, unterscheiden sie von den 3 andern Familien; der obere Theil ihres Schnabels ist leicht gebogen.

Die Krabbenfresser, die man kleine Reiher nennen könnte, bilden eine untergeordnete Familie, welche so zu sagen nur eine Wiederholung der Reiherfamilie im Kleinen ist; keiner von den Krabbenfressern erreicht die Größe des Aigretten-Reihers, der um $^3/_4$ kleiner als der gemeine Reiher ist; und der Blongios, der nicht größer als eine Ralle ist, beschließt die zahlreiche Reihefolge von Arten in dieser Gattung, welche, was die Verhältnisse der Größe und der Formen betrifft, mehr Varietäten als irgend eine andere hat.

Der weiße Reiher.

(Ardea candida. L. Le héron blanc. B.)

Zweite Art.

Da die Arten der Reiher zahlreich sind, so wollen wir die des alten Kontinents, 7 an der Zahl, von jenen der neuen Welt trennen, deren uns schon 10 bekannt sind. Die erste dieser Arten von unserm Kontinent ist der so eben beschriebene gemeine Reiher, und die zweite die des weißen Reihers, Nro. 886, den Aristoteles durch den Beinamen leukos, welcher wirklich seine Farbe bezeichnet, angegeben hat. Er ist von der Größe des grauen Reihers und hat selbst noch höhere Beine, aber keine Federbüschel, und einige Nomenklatoren haben ihn irrthümlich mit dem Aigretten-Reiher verwechselt; sein ganzes Gefieder ist weiß; der Schnabel gelb und die Füße schwarz. Turner scheint sagen zu wollen, man habe den weißen Reiher sich mit dem grauen begatten sehen; aber Belon bemerkt nur, was wahrscheinlicher ist, die beiden Arten lebten in gutem Einverständniß, so daß sie bisweilen dasselbe Nest theilten, um ihre Jungen gemeinschaftlich darin aufzuziehen. Es scheint daher, daß Aristoteles nicht gut unterrichtet war, als er behauptete, der weiße Reiher baue sein Nest mit größerer Kunst als der graue.

Herr Brisson theilt eine Beschreibung des weißen Reihers mit, zu der man hinzufügen muß, daß die nackte Haut um

die Augen nicht ganz grün, sondern auf den Rändern mit gelb untermischt, daß ferner die Iris zitronengelb ist, und die Schenkel an ihrem nackten Theil grünlich sind.

Man sieht viele weiße Reiher an den Küsten der Bretagne, und dennoch ist ihre Art in England sehr selten, obwohl im Norden bis nach Scanien ziemlich gemein; nur scheint sie weniger zahlreich als die des grauen Reihers, ohne jedoch minder verbreitet zu seyn, da man sie in Neuseeland, in Japan, auf den Philippinen, auf Madagaskar, in Brasilien, wo dieser Vogel Guira-Tinga genannt wird, und in Mexiko unter dem Namen Aztatl findet.

Der schwarze Reiher.

(Ardea nigra. L. Le héron noir. B.)

Dritte Art.

Schwenkfeld würde der einzige Naturforscher seyn, der dieses Reihers erwähnte, wenn nicht auch die Verfasser der italienischen Ornithologie einen Seereiher aufführten, der nach ihrer Angabe schwarz ist; derjenige, den Schwenkfeld in Schlesien, d. h. weit vom Meere gesehen hat, könnte folglich nicht derselbe, wie jener der italienischen Ornithologen seyn. Uebrigens ist er von der Größe unsers grauen Reihers; sein ganzes Gefieder ist schwärzlich, mit einem blauen Widerschein auf den Flügeln. Es scheint, daß die Art in Schlesien selten ist; doch muß man vermuthen, daß sie anderswo zahlreicher, und daß dieser Vogel die Meere besucht; denn er scheint sich auf Madagaskar zu finden, wo er einen eigenen Namen hat; man darf aber nicht auf diese Art, wie Hr. Klein gethan, Sloanes ardea caeruleo nigra beziehen, welches Labats Krabbenfresser ist, der jenem an Größe nachsteht, und folglich zu den kleinsten Reihern, die wir Krabbenfresser nennen werden, gezogen werden muß.

Der Purpurreiher.

(Ardea purpurata. L. Le héron pourpré. B.)

Vierte Art.

Der von Marsigli angegebene Purpurreiher von der Donau und der gehaubte Purpurreiher auf der illu-

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Schwertschnäbler. *Gattung:* Reiher. *(Cuv.)*

Pl. 146.

DIE AIGRETTE ODER DER WEISSE REIHER.

Ordnung: Stelzenläufer. . . . . *vid. . . id.*

minirten Tafel, Nr. 788, scheinen uns zu einer und derselben Art zu gehören; die Haube ist bekanntlich das Merkmal des Männchens, und die kleinen Verschiedenheiten, die sich in den Farben dieser beiden Reiher finden, lassen sich eben so auf das Alter oder das Geschlecht beziehen. Die Größe ist dieselbe, denn obwohl Hr. Brisson seinen gehaubten Purpurreiher viel kleiner angibt, als Marsiglis Purpurreiher, so sind doch die Dimensionen im Einzelnen fast gleich, und beide von der Größe des grauen Reihers. Der Hals, die Magengegend und ein Theil des Rückens sind von schönem purpurrothem Fuchsroth; von den Seiten des Rückens gehen lange feine Federn derselben schönen Farben aus, und reichen bis an das Ende der Flügel, wo sie auf den Schwanz herabfallen.

Der veilchenblaue Reiher.

(Ardea violacea. L. Le héron violet. B.)

Fünfte Art.

Dieser Reiher, Nr. 906, wurde uns von den Küsten von Coromandel geschickt; er ist auf dem ganzen Körper von sehr dunkelbläulicher Farbe mit veilchenblauer Schattirung; der Kopf oben ebenso, wie auch der untere Theil des Halses, dessen übriger Theil weiß ist. Seine Größe ist geringer, als die des grauen Reihers, und seine Länge beträgt höchstens 30 Zoll.

Die weiße Garzette.

(Ardea garzetta. L. La garzette blanche. B.)

Sechste Art.

Aldrovande bezeichnet diesen weißen Reiher, der kleiner als der erstere ist, mit dem Namen Garzette und garza bianca, indem er ihn genau von der Aigrette unterscheidet, die er zuvor sehr gut gekennzeichnet hat; doch verwechselte sie Hr. Brisson, und bezieht in seiner Nomenklatur Aldrovandes garza bianca auf die Aigrette, an deren Stelle er unter dem Namen kleiner weißer Reiher nur eine kleine Art mit weißem, auf dem Kopf und der Brust gelblich schattirtem Gefieder angibt, die nur eine Varietät in der Art der Garzette oder vielmehr die Garzette selbst, aber jung und mit einem Ueberbleibsel ihres ersten Gefieders zu seyn scheint, wie Al-

drovande durch die Merkmale andeutet, die er ihr beilegt. Uebrigens ist dieser erwachsene Vogel ganz weiß, außer dem Schnabel und den Füßen, die schwarz sind; er ist viel kleiner als der große weiße Reiher, indem seine Länge nicht völlig 2 Fuß beträgt. Oppian scheint diese Art gekannt zu haben; Klein und Linne erwähnen sie nicht, und vermuthlich ist sie im Norden nicht häufig; doch scheint der weiße Reiher, dessen Rzaczynski erwähnt, den man in Preußen sieht, und dessen Schnabel und Füße gelblich sind, eine Varietät dieser Art zu seyn; denn bei dem großen weißen Reiher sind der Schnabel und die Füße beständig schwarz, um so mehr, als selbst in Frankreich diese kleine Garzetten-Art noch andern Varietäten unterworfen ist. Hr. Hebert versichert uns, er habe in Brie im Monat April einen dieser kleinen weißen Reiher getödtet, der nicht größer als eine Haustaube war, und grüne Füße mit glatten und feinen Schuppen hatte, wogegen bei den andern Reihern diese Schuppe gewöhnlich grobkörnig und mehlig ist.

Der Aigrettenreiher. (Die Aigrette.)

(Ardea egretta. L. L'aigrette. B.)

Siebente Art.

Belon hat zuerst dieser kleinen Art des weißen Reihers den Namen Aigrette gegeben, wahrscheinlich wegen der langen seidenartigen Federn, die der Vogel auf dem Rücken trägt, weil diese schönen Federn als Aigretten dienen, um den Kopfputz der Frauen, den Helm der Krieger und den Turban der Sultane zu verschönern und hervorzuheben. Diese Federn sind im Orient von größtem Werth; in Frankreich wurden sie zur Zeit jener edlen Ritter, die sie zu Helmbüschen brauchten, sehr gesucht; jetzt aber dienen sie nach einer mildern Sitte dazu, den Kopf unserer Schönen zu zieren, und ihren Wuchs zu heben; die Biegsamkeit, Weichheit und Leichtigkeit dieser wallenden Federn vermehrt die Anmuth der Bewegungen, und der reizendste Kopfschmuck ist eine einfache Aigrette in schönen Haaren.

Diese Federn bestehen aus einer sehr zarten Rippe, aus welcher paarweise in kleinen Zwischenräumen sehr feine und wie Seide sanfte Fäden ausgehen; auf jeder Schulter des Vo-

gels erhebt sich ein Büschel derselben, die über den Rücken und bis über den Schwanz hinausreichen; sie sind schneeweiß, so wie alle andern, aber weniger zarten und festen Federn; doch scheint es, daß der junge Vogel vor seiner ersten Mause und vielleicht später auch Grau und Braun und selbst Schwarz in seinem Gefieder hat. Einer dieser, durch Hrn. Hebert in Burgund getödteten Vögel hatte alle Kennzeichen der Jugend, und besonders jene braunen Farben von dem Gefieder des ersten Alters.

Diese Art, der man den Namen Aigrette gegeben, ist demungeachtet ein Reiher, aber einer der kleinsten, und gewöhnlich keine 2 Fuß lang. Erwachsen sind die Füße und der Schnabel schwarz. Er hält sich vorzugsweise an der Küste des Meeres auf dem Sande und Schlamm; doch sitzt und nistet er auf Bäumen, wie die andern Reiher.

Es scheint, daß die Art unserer europäischen Aigrette, Nr. 901, sich auch in Amerika mit einer andern größern Art wiederfindet, die wir in dem folgenden Aufsatz beschreiben werden; auch scheint es, daß dieselbe europäische Art sich in alle Klimate und bis nach den fernen einzelliegenden Inseln, wie den Malvinen und Isle de Bourbon verbreitet hat; man findet sie in Asien, in den Ebenen des Araxes, an den Ufern des kaspischen Meeres und in Siam, am Senegal und auf Madagaskar, wo man sie Langhuron nennt; was aber die schwarzen, grauen und purpurrothen Aigretten betrifft, welche die Reisenden Flaccourt und Cauche auf dieselbe Insel versetzen, so kann man sie mit vieler Wahrscheinlichkeit auf irgend eine der vorhergehenden Reiherarten zurückführen, denen man wegen des Federbüschels, womit ihr Kopf geziert ist, uneigentlich den Namen Aigrette gegeben haben mag.

Reiher vom neuen Kontinent.

Die große Aigrette.

(La grande aigrette. B.)

Erste Art.

Alle vorhergehenden Reiherarten sind vom alten Kontinent; alle, die jetzt folgen, gehören dem neuen an; sie sind sehr zahlreich an einzelnen Vögeln in jenen Gegenden, wo die un-

eingedämmten Gewässer sich über weite Räume ergießen, und alle Niederungen überschwemmen. Die große Aigrette, Nro. 925, ist ohne Widerspruch die schönste dieser Arten, und findet sich nicht in Europa. Sie gleicht unserer Aigrette durch die schöne weiße Farbe ihres Gefieders, ohne Vermischung mit irgend einer andern; sie ist doppelt so groß, und folglich ihr prachtvoller Schmuck seidenartiger Federn um so hervorstechender, und mehr Umfang einnehmend; sie hat wie die europäische Aigrette einen schwarzen Schnabel und schwarze Füße. Zu Cayenne nistet sie auf den kleinen Inseln in den großen überschwemmten Savannen; sie besucht weder die Küsten des Meeres noch die Salzgewässer, sondern hält sich gewöhnlich an den stehenden Gewässern und an den Flüssen auf, wo sie sich in den Binsen verbirgt. In Guiana ist ihre Art ziemlich gemein, aber diese großen und schönen Vögel halten sich nicht truppweise, wie die kleinen Aigretten; auch sind sie scheuer, lassen sich nicht nahe kommen, und setzen sich selten. Auf St. Domingo besuchen sie in der trockenen Jahreszeit die Sümpfe und Teiche. Endlich scheint diese Art nicht auf die heißesten Klimate Amerikas eingeschränkt zu seyn, denn wir erhielten einige dieser Vögel aus Luisiana.

Die fuchsrothe Aigrette.
(L'aigrette rousse. B.)

Zweite Art.

Die Federbüschel dieser Aigrette (Nr. 902) auf dem Rükken, und die feinen Federn am Halse sind rostroth; übrigens ist ihr Körper schwärzlich-grau; sie findet sich in Luisiana, und ist nicht ganz zwei Fuß lang.

Die Halbaigrette.
(La demi-aigrette. B.)

Dritte Art.

Wir geben diesen Namen dem cayenner bläulichen Reiher mit weißem Bauch der illuminirten Tafeln, um ein Merkmal zu bezeichnen, das den Uebergang von den Aigretten zu den Reihern anzudeuten scheint. In der That hat dieser, Nr. 350, nicht wie die Aigretten auf dem Rücken einen

so ausgebreiteten und dichten Federbusch, sondern nur ein Bündel feiner Fäden, das über seinen Schwanz hinreicht, und im Kleinen die Büschel der Aigrette darstellt. Diese Fäden, die den andern Reihern fehlen, sind von fuchsrother Farbe. Der Vogel ist nicht völlig 2 Fuß lang; der Obertheil des Körpers, der Hals und der Kopf sind dunkel-bläulich, und der Unterleib ist weiß.

Der Soko.

(Le soco. B.)

Vierte Art.

Soko ist, nach Pison, der Gattungsname der Reiher in Brasilien; wir geben ihn dieser großen und schönen Art, aus welcher Marcgrave seinen zweiten Reiher macht, und die sich außer Brasilien auch in Guiana und auf den Antillen findet. An Größe kommt er unserm grauen Reiher gleich. Er hat eine Haube, die von feinen und herabhängenden Haaren gebildet wird, welche von hübschem Aschgrau und deren einige 6 Zoll lang sind. Nach du Tertre tragen nur die alten Männchen diesen Federstrauß. Diejenigen, die unten am Halse hängen, sind weiß und ebenfalls zart, sanft und biegsam; auch aus ihnen macht man Federbüsche; die auf den Schultern und dem Mantel sind schiefergrau. Indem Pison sagt, dieser Vogel sey gewöhnlich ziemlich mager, versichert er zugleich, er werde in der Regenzeit fett. Du Tertre, der ihn Krabbenfresser nennt, nach dem auf den Inseln, wo man den Reihern diesen Namen gibt, herrschenden Gebrauch, sagt, er sey nicht so gemein wie die andern Reiher, sein Fleisch aber eben so gut, d. h. nicht schlechter.

Der weiße Reiher mit schwarzer Kappe.

(Le héron blanc à calotte noire. B.)

Fünfte Art.

Dieser Reiher, Nr. 907, der sich in Cayenne findet, hat ein ganz weißes Gefieder, mit Ausnahme einer schwarzen Kappe auf dem Scheitel, der einen Busch von fünf bis sechs weißen Federhalmen trägt. Dieser Vogel ist kaum 2 Fuß lang; er bewohnt die obern Gegenden der guianischen Flüsse, und ist

ziemlich selten. Zu ihm wollen wir den brasilischen weißen Reiher ziehen, da der Unterschied der Größe wohl nur ein zwischen einzelnen Vögeln vorkommender seyn kann, und das schwarze Schild wie die Haube vielleicht nur dem Männchen angehören, und sein unterscheidendes Merkmal bilden, wie wir schon hinsichtlich der Haube bei den meisten andern Reiherarten bemerkt haben.

Der braune Reiher. (Nro. 858.)
(Le héron brun. B.)

Sechste Art.

Er ist größer als der vorige, and wie er in Guiana einheimisch. Sein ganzer Oberleib ist von schwärzlich-brauner Farbe, deren Anstrich auf dem Kopf dunkler wird, und auf den Flügeln eine bläuliche Schattirung hat; der Vorderhals ist weiß mit kleinen bläulichen Flecken; der Unterleib rein weiß.

Der Agami-Reiher.
(Le héron-agami. B.)

Siebente Art.

Wir wissen nicht, auf welcher Analogie die Benennung Agami-Reiher, unter der uns diese Art, Nr. 859, aus Cayenne zugeschickt wurde, beruhen kann; wenn nicht etwa auf der Aehnlichkeit in den langen Federn, welche über die Steuerfedern des Agami hinausreichend, seinen Schwanz bedecken, mit den langen herabfallenden Federn, die ebenfalls über den Schwanz dieses Reihers hinausreichen, worin er Aehnlichkeit mit den Aigretten hat. Diese Federn sind hellblau; die auf den Flügeln und dem Rücken dunkelblau; der Unterleib fuchsroth; der Hals von derselben Farbe, aber unten bläulich und oben stark blau; der Kopf schwarz, mit einem bläulichen Hinterhaupt, von welchem lange schwarze Federn hinabhängen.

Der Hokki.
(L'hocti. B.)

Achte Art.

Nieremberg übersetzt den mexikanischen Namen dieses Vogels Hoaktli oder Toloaktli mit avis sicca, dürrer oder magerer Vogel, was sehr gut auf einen Reiher paßt. Dieser

ist nur halb so groß als der gemeine Reiher. Auf dem Kopf hat er schwarze Federn, die sich auf dem Nacken zu einem Büschel verlängern; die obere Seite der Flügel und der Schwanz sind grau; er hat auf dem Rücken einige schwarze, grünglänzende Federn; das ganze übrige Gefieder ist weiß. Das Weibchen führt einen andern Namen als das Männchen (Ibocton foemina); es unterscheidet sich in der That von ihm durch einige Farben im Gefieder; es ist braun auf dem Körper, mit einigen weißen Federn, und am Halse weiß mit einigen braunen Federn.

Dieser Vogel findet sich auf mexikanischen See; er nistet im Schilfrohr und hat eine starke und schwere Stimme, was ihn der Rohrdommel zu nähern scheint. Die Spanier geben ihm mit Unrecht den Namen martinete-pescador, denn er ist vom Eisvogel sehr verschieden.

Der Hohu.

(Le hohou. B.)

Neunte Art.

Auch den Namen dieses Vogels haben wir durch Zusammenziehung aus dem Wort Xoxuquihoactli welches Hohuquihoactli ausgesprochen wird, gebildet, und mit um so größerem Recht, als hohu sein Geschrei ist. Fernandes, dem wir diese Anzeige verdanken, fügt hinzu, es sey ein Reiher von ziemlich kleiner Art; seine Länge beträgt jedoch 2 Ellen. Der Bauch und der Hals sind äschgrau; die Stirn ist weiß und schwarz. Der Scheitel und das Federbüschel am Hinterhaupt sind purpurroth, und die Flügel bunt von Grau und Bläulich. Dieser Reiher ist ziemlich selten; man sieht ihn von Zeit zu Zeit am mexikanischen See, wohin er aus nördlichern Gegenden zu kommen scheint.

Der große amerikanische Reiher.

(Le grand héron d'Amerique. B.)

Zehnte Art.

Die größten und zahlreichsten Arten in der Gattung der Sumpfvögel gehören der neuen Welt an. Catesby fand in Virginien die des großen Reihers, den diese Benennung hin-

länglich bezeichnet, da er der größte aller bekannten Reiher ist. Seine Höhe beträgt, wenn er aufrecht steht, beinahe 4½ Fuß, und seine Länge vom Schnabel bis zu den Nägeln fast 5 Fuß; sein Schnabel ist 7 bis 8 Zoll lang. Das ganze Gefieder ist braun, außer die großen Schwungfedern, die schwarz sind; er hat eine Haube von feinen braunen Federn. Er nährt sich nicht allein von Fischen und Fröschen, sondern auch von großen und kleinen Eidechsen.

Der Reiher von der Hudsonsbai.

(Le héron de la baie d'Hudson. B.)

Eilfte Art.

Dieser Reiher ist ebenfalls sehr groß, indem er vom Schnabel bis zu den Nägeln fast 4 Fuß Länge hat. Eine schöne schwarzbraune Haube zieht sich nach hinten über seinen Kopf; sein Gefieder ist auf dem Halse hellbraun, dunkler auf dem Rücken, und noch brauner auf den Flügeln; die Schultern und Schenkel sind röthlich-braun; die Magengegend ist weiß, so wie auch die großen Federn, die vorn am Halse herabhängen, und mit braunen Strichen bezeichnet sind.

Dies sind alle uns bekannte Reiherarten; denn wir nehmen in die Zahl die durch Brisson nach Aldrovande beschriebene achte Art nicht auf, weil sie nach einem Vogel angegeben ist, der, wie Aldrovande selbst bemerkt, noch das Gefieder seines ersten Alters trug. Wir schließen ferner von der Gattung der Reiher die 4te und die 22ste Art Brissons aus, welche, wie es uns scheint, durch sehr merkliche Kennzeichen von ihr getrennt werden müssen, indem die erstern einen gekrümmten Schnabel und bis auf das Knie befiederte Beine, und die zweite einen kurzen Schnabel hat, welche sie mehr der Gattung der Kraniche annähert. Endlich nehmen wir die neunte Spechtart desselben Verfassers nicht auf, weil wir gefunden, daß sie das Weibchen des Schildreihers ist.

Die Krabbenfresser.

(Les crabiers. B.)

Diese Vögel sind noch kleinere Reiher als die europäische Aigrette. Man hat ihnen den Namen Krabbenfresser gegeben, weil einige Arten derselben sich von Meerkrabben ernähren und in den Flüssen Krebse fangen. Dampier und Wafer fanden ihrer in Brasilien, auf Timor und in Neuholland; sie sind also über beide Hemisphären verbreitet. Barrere berichtet, die Krabbenfresser auf den amerikanischen Inseln stellten zwar den Krabben nach, aber auch den Fischen, und wie die Reiher an den Ufern der süßen Gewässer. Wir kennen neun Arten derselben auf dem alten Kontinent, und zehn auf dem neuen.

Krabbenfresser vom alten Kontinent.

Der Kaiot-Krabbenfresser.

(Le crabier-caiot. B.)

Erste Art.

Aldrovande berichtet, man nenne diesen Vogel im Bolognesischen quaiot, quaiotta, vermuthlich nach einer Aehnlichkeit dieses Worts mit seinem Geschrei. Er hat einen gelben Schnabel und grüne Füße, und trägt auf dem Kopfe ein schönes Büschel feiner Federn, die in der Mitte weiß, an den beiden Rändern aber schwarz sind; den Obertheil des Körpers bedekken jene langen dünnen und herabfallenden Federn, die gleichsam einen zweiten Mantel auf dem Rücken der meisten dieser Krabbenfresser bilden; in dieser Art sind sie von schöner fuchsrother Farbe.

Der fuchsrothe Krabbenfresser.

(Le crabier roux. B.)

Zweite Art.

Schwenkfeld zufolge ist dieser Krabbenfresser roth, (ardea rubra), was lebhaft fuchsroth bedeutet, und nicht kastanienbraun, wie Hr. Brisson es übersetzt. Er ist von der Größe einer Krähe; sein Rücken fuchsroth (dorso rubicundo);

sein Bauch weißlich; die Flügel haben eine weißliche Schattirung und ihre großen Schwungfedern sind schwarz. Dieser Krabbenfresser ist in Schlesien bekannt, wo man ihn den rothen Reiher nennt; er nistet auf großen Bäumen.

Der kastanienbraune Krabbenfresser.

(Le crabier-marron. B.)

Dritte Art.

Nachdem wir diesen Namen der vorigen Art, welcher ihn Hr. Brisson unrichtig beilegte, entzogen haben, geben wir ihn derjenigen, die derselbe Naturforscher fuchsroth nennt, obwohl Aldrovande sagt, sie habe eine gleichförmige Farbe, die vom Gelblichen in Kastanienbraun übergehe (ex croceo ad colorem castaneae vergens.) Wenn aber in den Ausdrükken kein Irrthum obwaltet, so sind diese Farben ungewöhnlich vertheilt, nämlich unter dem Körper dunkler, und auf dem Rücken und den Flügeln heller. Die langen und schmalen Federn, die den Kopf bedecken, und über den Hals hinabwallen, sind bunt von Gelb und Schwarz; ein rother Kreis umgibt das Auge, welches gelb ist; der Schnabel ist an der Spitze schwarz, und nach dem Kopf zu bläulich-grün; die Füße sind dunkelroth. Dieser Krabbenfresser ist sehr klein, denn Aldrovande, der alle Krabbenfresser zu den Reihern zieht, sagt: caeteris ardeis fere omnibus minor est. (Dieser Reiher ist fast kleiner als alle andern.) Derselbe Naturforscher scheint den Krabbenfresser, aus welchem Hr. Brisson seine 36ste Art aufstellte, nur als eine einfache Varietät anzugeben. Dieser Krabbenfresser hat gelbe Füße, und an den Seiten des Halses einige Flecken mehr als der andere; übrigens ist er ihm ganz ähnlich (per omnia similis); wir werden daher nicht Anstand nehmen, sie auf eine und dieselbe Art zu beziehen. Aldrovande scheint aber wenig Grund dafür zu haben, daß er dieser Art ins Besondere den Namen ciris beilegte. Scaliger beweist zwar ziemlich genügend, daß der ciris Virgils nicht, wie man gewöhnlich übersetzt, die Lerche (galerita), sondern irgend eine Art Strandvogel mit rothen Füßen und gesträubtem Kopf ist, die dem Seeadler (haljaetus) zur Beute dient; hieraus ergibt sich aber nicht, daß die ciris eine Reiherart, und noch weniger, daß es diese besondere Art Krabbenfresser

sey, die eben so wenig als die andern eine Haube hat, und Scaliger selbst bezieht alles, was er vom ciris sagt, auf den Aigrettenreiher, obwohl freilich mit eben so wenig Sicherheit. So haben diese ohne Studium der Natur angestellten gelehrten Erörterungen sie nicht etwa aufgehellt, sondern nur verdunkelt.

Der Guacco.

(Le guacco. B.)

Vierte Art.

Auch dieser Vogel ist ein kleiner, in Italien in den bolognischen Thälern unter dem Namen Sguacco bekannter Krabbenfresser. Sein Rücken ist von gebräuntem Gelb (ex luteo ferrugineus); die Federn an den Beinen sind gelb, die auf dem Bauch weißlich; die dünnen und herabfallenden Federn auf dem Kopf und dem Halse sind bunt von Gelb, Weiß und Schwarz. Dieser Krabbenfresser ist kühner und muthiger als die andern Reiher; er hat grünliche Füße, und eine gelbe mit einem schwarzen Kreise umgebene Iris.

Der Krabbenfresser von Mahon.

(Le crabier de Mahon. B.)

Fünfte Art.

Dieser auf den illuminirten Tafeln, Nr. 348, gehaubter Reiher von Mahon genannte Vogel ist ein Krabbenfresser von kleinem Wuchs, der nicht ganz 28 Zoll Länge hat. Die Flügel sind weiß, der Rücken ist fuchsröthlich, der obere Theil des Halses von gelblichem Fuchsroth, und der Vorderhals weißgrau. Er trägt eine schöne und lange Haube von weißgrauen und fuchsröthlichen Federhalmen auf dem Kopf.

Der koromandelsche Krabbenfresser.

(Le crabier de Coromandel. B.)

Sechste Art.

Dieser Krabbenfresser, Nr. 910, ist mit dem vorigen verwandt; er hat ebenfalls Fuchsroth auf dem Rücken, gelbes und goldfarbiges Fuchsroth auf dem Kopf und unten am Vor-

derhals. Das übrige Gefieder ist weiß, aber er trägt keine Haube. Dieser Unterschied, der sich auf das Geschlecht beziehen könnte, würde uns nicht verhindern, ihn auf die vorige Art zu beziehen, wenn diese hier nicht fast um 3 Zoll größer wäre.

Der weiß und braune Krabbenfresser.
(Le crabier blanc et brun. B.)

Siebente Art.

Der Rücken ist braun oder umbra-erdfarbig, der ganze Hals und der Kopf mit langen Zügen derselben Farbe auf gelbem Grunde bezeichnet; die Flügel und der Oberkörper weiß; dies ist das Gefieder dieses Krabbenfressers, Nr. 911, den wir aus Malacca erhielten, und der 19 Zoll lang ist.

Der schwarze Krabbenfresser.
(Le crabier noir. B.)

Achte Art.

Hr. Sonnerat hat diesen Krabbenfresser, Nr. 926, in Neu-Guinea gefunden; er ist ganz schwarz und 10 Zoll lang. Dampier gibt kleine Krebsfänger mit milchweißem Gefieder aus Neu-Guinea an; es könnte dieses irgend ein Krabbenfresser seyn, der uns aber bis jetzt nicht zugekommen ist, und uns nur durch diese Nachricht angezeigt wird.

Der kleine Krabbenfresser.
(Le petit crabier. B.)

Neunte Art.

Man bezeichnet diesen Vogel, Nr. 898, hinreichend, wenn man ihm den Namen kleiner Krabbenfresser gibt. Er ist wirklich kleiner als alle Krabbenfresser, kleiner selbst als der Blongios, und seine Länge beträgt nicht ganz 11 Zoll. Er ist auf den Philippinen einheimisch; der obere Theil des Kopfs, des Halses und des Rückens sind fuchsbraun; das Fuchsrothe zeichnet sich auf dem Rücken in kleinen wellenförmigen Querlinien auf braunem Grunde; die obere Seite des Flügels ist schwärzlich mit kleinen ungleichen, fuchsröthlich-weißen Franzen; die Schwung- und Steuerfedern sind schwarz.

Der Blongios.

(Le blongios. B.)

Zehnte Art.

Der Blongios ist nach der Ordnung der Größe die letzte dieser zahlreichen Arten, welche die Natur vervielfacht hat, indem sie dieselbe Form nach allen Modellen, von dem Wuchs des großen Reihers, der jenem des Storchs gleich kommt, bis zu dem des kleinen Krabbenfressers und des Blongios, der nicht größer als eine Ralle ist, wiederholte; denn der Blongios unterscheidet sich nur von dem Krabbenfresser durch die etwas niedrigen Beine, und den verhältnißmäßig noch längern Hals; auch geben ihm die Araber in der Barbarei dem Doctor Shaw zufolge den Namen Boo-onk, Langhals oder, wörtlich übersetzt, Halsvater. Wenn er geht oder sein Futter sucht, verlängert er den Hals und schnellt ihn vor. Der Obertheil des Kopfs und des Rückens ist schwarz mit grünlichen Widerscheinen; ebenso die Schwung- und Steuerfedern; der Hals, der Bauch und die Oberseite der Flügel sind bunt von Kastanienroth, Weiß und Gelblich; der Schnabel und die Füße sind grünlich.

Der Blongios, Nr. 323, findet sich, wie es scheint, häufig in der Schweiz; in den französischen Provinzen kennt man ihn kaum, und wenn man ihn dort gesehen, war er dahin verirrt, oder durch einen Windstoß mit fortgerissen, oder vor einem Raubvogel geflüchtet. Der Blongios findet sich auf den Küsten der Levante und der Barbarei; ein durch Hrn. Edwards abgebildeter war ihm aus Aleppo geschickt worden; er unterschied sich von demjenigen, den wir eben beschrieben haben, dadurch, daß die Farben weniger dunkel, die Federn auf dem Rücken fuchsröthlich gefranst, und die vorn auf dem Halse und Körper mit kleinen braunen Streifen gezeichnet waren; Unterschiede, welche nur die des Alters oder Geschlechts zu seyn scheinen; dieser levantische Blongois, aus dem Hr. Brisson seine zweite Art macht, und der Blongios der Barbarei oder der Boo-onk des Doctor Shaw sind daher unseres Erachtens mit dem Blongios aus der Schweiz dieselben Vögel.

Alle vorhergehenden Arten der Krabbenfresser gehören dem alten Kontinent an; wir wollen jetzt diejenigen folgen lassen,

die sich in dem neuen finden, und dabei hinsichtlich der Krabbenfresser dieselbe Eintheilung beobachten, wie in Betreff der Reiher.

Krabbenfresser vom neuen Kontinent.

Der blaue Krabbenfresser.

(Le crabier bleu. B.)

Erste Art.

Dieser Krabbenfresser ist dadurch merkwürdig, daß sein Schnabel wie sein Gefieder blau ist, so daß er ohne seine grünen Füße ganz blau seyn würde. Die Federn am Halse und auf dem Kopfe haben einen schönen violetten Widerschein auf dem Blau; die unten am Halse, die am Hinterkopf und die unten auf dem Rücken sind dünn und hangend; diese letztern haben bis zu einem Fuß Länge; sie bedecken den Schwanz, und reichen 4 Zoll über ihn hinaus. Der Vogel ist nicht ganz so groß wie eine Krähe, und wiegt 15 Unzen. Man sieht ihrer einige in Karolina, und nur im Frühling; Catesby scheint jedoch nicht zu glauben, daß sie dort brüten, und sagt, man wisse nicht, woher sie kämen. Dieselbe schöne Art findet sich auf Jamaika, und scheint sich selbst auf dieser Insel in zwei Rassen oder Varietäten getrennt zu haben.

Der blaue Krabbenfresser mit braunem Halse.

(Le crabier bleu à cou brun. B.)

Zweite Art.

Der ganze Körper dieses Krabbenfressers, Nro. 349, ist dunkelblau, und ungeachtet dieser sehr dunklen Färbung würden wir aus ihm und der vorigen Art nur eine gemacht haben, wenn der Kopf und der Hals von diesem hier nicht fuchsbraun, und der Schnabel dunkelgelb wäre, wogegen der erstere einen blauen Kopf und Schnabel hat. Dieser Vogel findet sich auf Cayenne und kann 19 Zoll lang seyn.

Der eisengraue Krabbenfresser.

(Le crabier gris de fer. B.)

Dritte Art.

Dieser Vogel, den Catesby als eine Rohrdommel angibt, ist sicher ein kleiner Reiher oder Krabbenfresser. Sein ganzes Gefieder ist von dunklem und schwärzlichem Blau, mit Ausnahme des obern Theils des Kopfes, der sich in einer blaßgelben Haube erhebt, von welcher am Hinterkopf drei bis vier weiße Federhalme ausgehen; auch läuft ein breiter weißer Streifen über die Backe bis zu den Schnabelwinkeln; das Auge ist hervorstehend, die Iris und das Augenlied grün; an den Seiten des Rückens stehen lange dünne Federn, die über dem Schwanz hinabhangen; die Beine sind gelb; der Schnabel ist schwarz und stark, und der Vogel wiegt $1^1/_2$ Pfund. Catesby zufolge sieht man von diesen Krabbenfressern in der Regenzeit in Karolina; aber auf den Bahamainseln sind sie viel zahlreicher, und brüten in Gebüschen, die in Felsenspalten wachsen; sie finden sich in so großer Menge auf einigen dieser Inseln, daß in einigen Stunden zwei Männer einen Kahn voll von ihren Jungen fangen können; denn diese Vögel bewegen sich schwerfällig, auch wenn sie schon groß sind und fliegen können, und lassen sich aus Sorglosigkeit fangen. Sie ernähren sich mehr von Krabben als von Fischen, und die Einwohner dieser Inseln nennen sie Krabbenfresser. Catesby zufolge hat ihr Fleisch einen guten Geschmack und keinen Sumpfgeruch.

Der weiße Krabbenfresser mit rothem Schnabel.

(Le crabier blanc à bec rouge. B.)

Vierte Art.

Ein rother Schnabel und grüne Füße mit einer gelben Iris, und die Haut, die das Auge umgibt, wie der Schnabel roth, dies sind die einzigen Farben, die auf dem schönen Weiß des Gefieders dieses Vogel abstechen. Er ist kleiner als eine Krähe, und findet sich in Karolina im Frühling, aber nie im Winter. Sein Schnabel ist etwas gebogen, und Klein bemerkt

in dieser Beziehung, daß bei mehren ausländischen Arten aus der Gattung der Reiher, der Schnabel nicht so grade ist, wie bei unsern Reihern und Rohrdommeln.

Der aschgraue Krabbenfresser.

(Le crabier cendré. B.)

Fünfte Art.

Dieser Krabbenfresser aus Neuspanien ist nicht größer als eine Taube; sein Oberleib ist hell aschgrau; der Unterleib ist weiß, der Schnabel und die Füße sind bläulich; aus diesen Farben ist zu entnehmen, daß der Pater Feuillee sich eben so sehr irrt, wenn er diese Art auf die Familie der Rohrdommel zurückführt, als wenn er ihr den Namen Kalidris beilegt, der den Vögeln zukommt, die man Reiter nennt, aber keiner Art von Krabbenfressern oder Reihern.

Der purpurfarbige Krabbenfresser.

(Le crabier pourpré. B.)

Sechste Art.

Seba sagt, dieser Vogel sey ihm aus Mexiko geschickt worden; er bezieht aber den Namen Xoquihoactli auf ihn, den Fernandes einer Art beilegt, die doppelt so groß als unser Hohn oder unsere neunte amerikanische Reiherart ist. Dieser purpurfarbige Krabbenfresser hat nur 1 Fuß Länge. Der obere Theil des Halses, des Rückens und der Schultern ist purpur-kastanienbraun; dieselbe Farbe, aber etwas heller, bedeckt den ganzen Unterleib; die Schwungfedern sind dunkelbraunroth; der Kopf ist hellbraunroth mit schwarzem Scheitel.

Der Krakra.

(Le cracra. B.)

Siebente Art.

Krakra ist das Geschrei, das dieser Krabbenfresser im Fluge ausstößt, und der Name, den die Franzosen auf Martinique ihm geben; die Eingebornen in Amerika nennen ihn Jabutra. Der Pater Feuillee, der ihn in Chili fand, beschreibt ihn wie folgt: „Er hat den Wuchs eines großen Huhns, und

sein Gefieder ist sehr bunt; der Scheitel aschblau; der obere Theil des Rückens lohfarbig, mit braungelb untermischt; der übrige Mantel eine angenehme Mischung von Aschblau, Braun-Grün und Gelb; die Flügelbedeckungen theils dunkelgrün mit gelblicher Einfassung, theils schwarz; die Schwungfedern haben diese letztere Farbe mit weißer Franse; die Kehle und Brust sind auf weißem Grunde braungelb gefleckt; die Füße schön gelb."

Der stahlfarbige Krabbenfresser.

(Le crabier chalybé. B.)

Achte Art.

Der Rücken und der Kopf dieses Krabbenfressers sind von glänzender Stahlfarbe; die langen Schwungfedern grünlich, und an der Spitze mit einem weißen Flecken bedeckt; die obere Seite des Flügels bunt von Braun, Gelblich und Stahlblau; die Brust und der Bauch weiß mit Aschgrau und Gelblich untermischt; dieser kleine Krabbenfresser ist kaum von der Größe einer Taube; er findet sich in Brasilien; dies ist alles, was Maregrave über ihn berichtet.

Der grüne Krabbenfresser.

(Le crabier vert. B.)

Neunte Art.

Dieser an Federn sehr reiche Vogel ist einer der schönsten in seiner Gattung; lange goldgrüne Federn bedecken den Obertheil des Kopfs, und richten sich zu einer Haube auf; schmale und wallende Federn von derselben Farbe bedecken den Rücken; die des Halses und der Brust sind von dunkelfuchsrother oder röthlicher Farbe. Die großen Schwungfedern sind sehr düster grün; die Bedeckungen lebhaft goldgrün; die meisten falb oder kastanienbraun eingefaßt. Dieser Krabbenfresser ist 17 bis 18 Zoll lang; er ernährt sich von Fröschen und kleinen Fischen, so wie auch von Krabben. In Karolina und Virginien sieht man ihn nur des Sommers, und wahrscheinlich kehrt er im Herbst nach wärmern Klimaten zurück, um dort den Winter zuzubringen.

Der gefleckte grüne Krabbenfresser.

(Le crabier vert tacheté. B.)

Zehnte Art.

Dieser Vogel, Nr. 912, ist etwas kleiner als der vorige, in den Farben aber nicht sehr verschieden von ihm; nur sind die Federn auf dem Kopf und im Nacken düster goldgrün, mit bronzefarbigem Widerschein, und die langen feinen Federn im Mantel von demselben Goldgrün, aber etwas heller; die dunkelbraunen Schwungfedern haben auf ihrer äußern Seite eine goldgrüne Schattirung, und die dem Körper zunächst stehenden einen weißen Flecken an der Spitze; die Oberseite des Flügels ist auf einem braunen goldgrün schattirten Grunde mit weißen Punkten besprenkelt; die Kehle auf weißem Grunde braun gefleckt, der Hals kastanienbraun und unten mit hinabfallenden grauen Federn besetzt. Diese Art der Krabbenfresser findet sich auf Martinique.

Der Zilatat.

(Le Zilatat. B.)

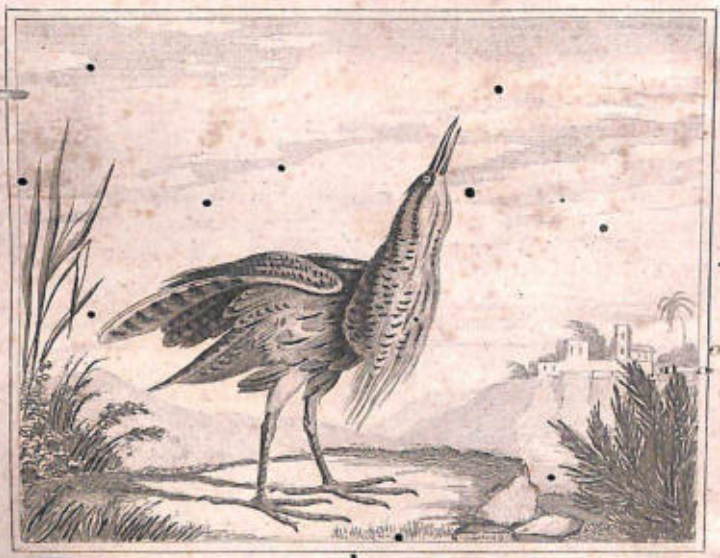
Eilfte Art.

Wir kürzen so den mexikanischen Namen Hoitzilaztatl ab, um in dem Namen dieses Krabbenfressers seine Heimath anzudeuten; er ist ganz weiß, mit einem gegen die Spitze zu röthlichen Schnabel, und Beinen von derselben Farbe. Er ist einer der kleinsten von allen Krabbenfressern, und kaum von der Größe einer Taube. Herr Brisson gibt ihn gleichwohl als seinen 19ten Reiher an; doch dieser Ornithologe scheint zwischen seinen Reihern und seinen Krabbenfressern keinen Unterschied in der Größe angenommen zu haben, welches jedoch der einzige ist, wonach man Arten, die sonst dieselben Merkmale gemein haben, klassifiziren, oder vielmehr nüanciren kann.

DER REIHER VON PONDICHERY.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Schwertschnäbler. *Gattung:* Offenschnäbler.
(Cuvier.)

Pl. 147.



DIE ROHRDOMMEL.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Schwertschnäbler. *Gattung:* Reiher. *(C.)*

Der fuchsrothe Krabbenfresser mit grünem Kopf und grünem Schwanz.

(Le crabier roux à tête et queue vertes. B.)

Zwölfte Art.

Dieser Krabbenfresser, Nr. 909, ist kaum 16 Zoll lang. Der obere Theil des Schwanzes sind düstergrün, so wie auch ein Theil der halb gefranzten Flügelbedeckungen. Die langen dünnen Federn auf dem Rücken haben eine schwache Purpurfärbung; der Hals ist fuchsroth, ebenso der Bauch, dessen Farbe ins Braune spielt. Diese Art wurde uns aus Luisiana geschickt.

Der graue Krabbenfresser mit grünem Kopf und grünem Schwanz.

(Le crabier gris à tête et queue vertes. B.)

Dreizehnte Art.

Dieser Krabbenfresser, Nr. 908, der uns aus Cayenne geschickt wurde, hat mit dem vorigen viel Aehnlichkeit, und beide mit dem grünen Krabbenfresser der zehnten Art, ohnjedoch ihm so sehr zu gleichen, daß man sie als eine und dieselbe Art aufstellen könnte. Der Kopf und Schwanz sind düstergrün, so wie auch ein Theil der Flügelbedeckungen; auf dem übrigen Gefieder herrscht ein helles Schiefergrau vor.

Der Klaffschnabel oder Reiher von Pondichery.

(Anastomus pondicerianus. L. Le bec-ouvert. B.)

Nach der Aufzählung aller großen Reiher und der kleinen unter dem Namen Krabbenfresser, müssen wir eines Vogels erwähnen, welcher, ohne zu ihrer Familie zu gehören, dennoch keiner andern so nahe steht, als ihr. Alle Bemühungen der Nomenklatur beabsichtigen, die Arten in den Plan, den sie ihnen vorzeichnen, hinein zu zwingen, und sie in die eingebildeten Grenzen zu sperren, die sie mitten unter den gesammten Erzeugnissen der Natur aufstellen will; aber die ganze Aufmerksamkeit des Naturforschers muß im Gegentheil darauf gerichtet seyn, den Uebergängen und Abstufungen der Wesen zu

folgen, und ihre Bezeichnungen zu einander, ohne die Vorurtheile systematischer Eintheilung, aufzusuchen; diejenigen, die an den Grenzen der Gattungen stehen, und jenen fehlerhaften Regeln, die man scholastische nennen könnte, sich entziehen, finden sich unter dem Namen Thiere von ihnen ausgeschlossen, während es in den Augen des Philosophen die interessantesten und seiner Aufmerksamkeit würdigsten sind; sie bilden, indem sie sich von den gewöhnlichen Formen entfernen, die Verbindungen und Grade, durch welche die Natur zu verschiedenartigeren Gestaltungen übergeht. Zu diesen gehört die Art, der wir hier den Namen Offen- oder Klaffschnabel geben, Nr. 932; sie hat Züge, welche sie der Gattung der Reiher nähern, und zugleich andere, die sie davon entfernen; sie hat ferner eine jener Seltsamkeiten oder Mängel, die wir schon an einer kleinen Anzahl von Wesen bemerkten, Ueberbleibsel der unvollkommenen Versuche, welche die organische Kraft der Natur in den ersten Zeiten erzeugen und zerstören mußte. Der Name Offenschnabel deutet diese Abnormität an; der Schnabel des Vogels steht in der That auf $^2/_3$ seiner Länge offen und aufgesperrt; der untere Theil und der obere wenden sich gleichmäßig nach außen, lassen dadurch einen breiten Zwischenraum und verbinden sich erst an der Spitze wieder. Man findet diesen Vogel in Ostindien und wir erhielten ihn von Pondichery. Er hat die Füße und die Beine des Reihers, aber nur zur Hälfte dessen Merkmal am Nagel der Mittelzehe, der sich inwendig in vorspringende Blättchen erweitert, aber an der Schärfe nicht ausgezahnt ist. Die Schwungfedern sind schwarz; das ganze übrige Gefieder ist hellaschgrau; sein Schnabel an der Wurzel schwärzlich, an seiner übrigen Länge gelblich, und dicker und breiter, als jener des Reihers. Die Gesammtlänge des Vogels beträgt 13 bis 14 Zoll. Von seinen natürlichen Gewohnheiten hat man uns nichts mitgetheilt.

Die Rohrdommel.

(Ardea stellaris. L. Le Butor. B.)

Welche Aehnlichkeit auch zwischen den Reihern und Rohrdommeln statt finden möge, so sind doch ihre Unterschiede so deutlich, daß man sie nicht verkennen kann; es sind wirklich zwei besondere, und so weit von einander entfernte Familien,

daß sie sich weder vereinigen noch paaren. Die Rohrdommeln haben viel kürzere Beine als die Reiher, einen etwas fleischigern Körper und einen stark befiederten Hals, wodurch derselbe viel dicker erscheint, als jener der Reiher. Ungeachtet eines gewissen Schimpfes, der ihrem Namen im Französischen anklebt, ist die Rohrdommel, Nr. 789, nicht so dumm, wie der Reiher, aber noch wilder; man sieht sie fast nie; sie hält sich nur in den Sümpfen von gewissem Umfang, in denen viel Rohr wächst, vorzugsweise aber an den großen von Waldungen umgebenen Teichen, wo sie ein einsames und friedsames Leben führt, vom Schilf bedeckt, und durch ihn gegen Wind und Regen geschützt; eben sowohl verborgen vor dem Jäger, den sie fürchtet, als vor der Beute, auf welche sie lauert. Ganze Tage lang bleibt sie an derselben Stelle, und scheint ihre ganze Sicherheit in der Zurückgezogenheit und Unthätigkeit zu suchen, wogegen der Reiher, unruhiger und rühriger, mehr zum Vorschein kommt, indem er sich alle Tage gegen Abend in Bewegung setzt; alsdann erwarten ihn die Jäger am Ufer der schilfbedeckten Sümpfe, auf denen er sich niederläßt; die Rohrdommel dagegen nimmt ihren Flug nur zu derselben Stunde, um sich in die Luft zu erheben und ohne Wiederkehr zu entfernen. Diese beiden Vögel werden sich daher, obwohl Bewohner derselben Orte, nicht leicht begegnen, und sie vereinigen sich nie zu einer gemeinschaftlichen Familie.

Willughby zu Folge nimmt die Rohrdommel erst im Herbst und bei Sonnenuntergang ihren Aufflug zur Reise, oder wenigstens zur Veränderung ihres Aufenthalts. Man sollte sie nach ihrem Fluge für einen Reiher halten, wenn sie nicht bisweilen eine ganz andere, schallendere und schwerere Stimme kob, kob hören ließe, und dieses Geschrei ist, wenn auch unangenehm, es doch nicht so sehr, als die entsetzliche Stimme, die ihr den französischen Namen Butor (botaurus, quasi boatus tauri, gleichsam das Brüllen eines Ochsen) zugezogen hat; es ist eine Art Gebrüll, welches wie hirhond klingt, das sie im Frühling fünf bis sechsmal nach einander wiederholt, so daß man es eine halbe Stunde weit hört. Die stärkste Baßgeige gibt keinen so schnarrenden Ton unter dem Bogen von sich; sollte man glauben, daß diese schreckliche Stimme der Ton zarter Liebe wäre? Es ist aber wirklich nur das Geschrei des physischen und dringenden Bedürfnisses einer rohen und selbst im

Ausdruck der Geschlechtsbegierde wilden Natur, und hat das Männchen dieses Vogels sie einmal befriedigt, so flieht es sein Weibchen, und stößt es zurück; selbst dann, wenn es ihn eifrig aufsucht, [1]) und ohne daß seine Zuvorkommenheit nach einer ersten fast augenblicklichen Verbindung einigen Erfolg hätte; auch leben sie jedes für sich allein. „Es ist mir oft begegnet, sagt Herr Hebert, daß ich zwei dieser Vögel zugleich auftrieb; und ich habe immer bemerkt, daß sie mehr als 200 Schritt weit von einander aufflogen, und sich in derselben Entfernung niedersetzten." Es läßt sich jedoch vermuthen, daß die Anfälle des Bedürfnisses und der flüchtigen Annäherungen sich vielleicht in ziemlich großen Zwischenzeiten wiederholen, wenn es wahr ist, daß die Rohrdommel so lange brüllt, als ihr Geschlechtstrieb währt; denn dieses Brüllen beginnt im Monat Februar, [2]) und man hört es noch in der Erntezeit. Die Landleute sagen, der Vogel stecke, um dieses Gebrüll hervorzubringen, den Schnabel in den Schlamm. Der erste Ton dieses gewaltigen Lärms gleicht wirklich einem starken Einziehen der Luft, und der zweite einem schallenden Aushauchen in einen hohlen Raum. [3]) Die Wahrheit dieser Vermuthung

---

[1]) Hrn. Salerne zufolge liegt alle Mühe der Liebe, der Erziehung, und der Haushaltung dem Weibchen allein ob, so faul ist das Männchen. „Das Weibchen reizt das Männchen, und ladet es durch die häufigen Besuche, die es ihm macht, und durch den Vorrath an Lebensmitteln, den es ihm zubringt, zur Liebe ein." Aber alle diese, einer alten moralischen Abhandlung (Rede des Hrn. de la Chambre, über die Freundschaft) entnommenen Nachrichten, bilden wahrscheinlich nur den Roman eines Vogels.

[2]) Unstreitig ist von diesem Geschrei der Rohrdommel in der Stelle der Probleme des Aristoteles die Rede, wo er des dem Gebrüll eines Stiers ähnlichen Geräusches erwähnt, das man im Frühling tief aus den Sümpfen vernimmt, und welches er durch die Winde zu erklären sucht, die unter dem Wasser gebunden seyen, und aus den Höhlen hervordrängen. Das Volk gab abergläubische Gründe dafür an, und es war wirklich nur das Geschrei eines Vogels.

[3]) Aldrovande hat den Bau der Luftröhre in Bezug auf die Hervorbringung dieses merkwürdigen Tones untersucht. Mehre Wasservögel mit schallender Stimme, wie der Schwan, haben einen doppelten Kehlkopf, die Rohrdommel dagegen hat keinen, sondern die Luftröhre bildet an ihrer Gabeltheilung zwei angeschwollene Taschen, wovon die Ringe der Luftröhre nur eine Seite einnehmen, die andere ist mit einer dünnen, dehnbaren und elastischen

ist jedoch schwer zu ermitteln; denn der Vogel hält sich stets so verborgen, daß man ihn nicht finden, noch in der Nähe sehen kann; die Jäger gelangen nur zu den Stellen, von wo er auffliegt, indem sie durch das Schilf dringen, und oft bis über die Knie im Wasser waten.

Zu allen diesen Vorsichtsmaßregeln, welche die Rohrdommel beobachtet, um sich unsichtbar und unzugänglich zu machen, scheint sie noch eine vom Mißtrauen eingegebene List zu fügen; sie hält ihren Kopf in die Höhe, und da sie über 2½ Fuß hoch ist, so sieht sie über das Rohr hinweg, ohne vom Jäger bemerkt zu werden. In der Herbstzeit verläßt sie erst mit Anbruch der Nacht ihren Zufluchtsort, und bringt ihr übriges Leben in einer Unthätigkeit zu, welche Aristoteles veranlaßte, ihr den Beinamen Faullenzer zu geben. Ihre ganze Bewegung beschränkt sich in der That darauf, über einen Frosch oder einen kleinen Fisch herzufallen, der sich von selbst diesem trägen Fischer als Beute darbietet.

Den von den Alten der Rohrdommel gegebenen Namen asterias oder stellaris leitet Scaliger von diesem Abendfluge ab, während dessen sie sich gerade empor gegen Himmel schwingt, und unter dem Sternengewölbe zu verlieren scheint; Andere wollen den Ursprung dieses Namens in den Flecken finden, womit ihr Gefieder besät ist; diese sind jedoch mehr in kleinen Strichen als sternenförmig vertheilt; sie bedecken den ganzen Körper mit schwärzlichem Gesprenkel, das auf dem Rücken einen halb braunen Farbengrund hat, über den es sich der Quere nach zieht, und vorne am Halse, auf der Brust und dem Bauch auf weißlichem Grunde in die Länge gezeichnet ist. Der Schnabel der Rohrdommel ist von derselben Gestalt wie der des Reihers; seine Farbe, wie die der Füße, grünlich, seine Oeffnung sehr weit; er ist bis hinter die Augen gespalten, so daß es fast aussieht, als lägen sie auf dem obern Kiefer. Die Oeffnung der Ohren ist groß. Die kurze und spitze Zunge reicht nicht bis zur Hälfte des Schnabels; aber die Kehle läßt sich so weit öffnen, daß man eine Faust hineinstecken kann. Die langen Zehen umklammern das Rohr, und

---

bedeckt. Aus diesen angeschwellten Taschen dringt die zurückgehaltene Luft hervor, und verursacht wahrscheinlich den einem Brüllen ähnlichen Ton.

dienen dem Vogel, sich auf den schwimmenden Halmen fest zu halten. [1]) Er fängt viele Frösche; im Herbst geht er in die Wälder, um den Ratten nachzustellen, die er sehr geschickt fängt, und ganz verschlingt; in dieser Jahreszeit wird er sehr fett. Wenn man ihn fängt, geräth er in heftigen Zorn, vertheidigt sich, und richtet besonders seine Angriffe auf die Augen. Sein Fleisch muß von schlechtem Geschmack seyn, obwohl man es sonst aß, zu derselben Zeit, als das des Reihers für ein ausgezeichnetes Gericht galt.

Die Eier der Rohrdommel sind grünlich-weißgrau; sie legt ihrer 4 bis 5, und baut ihr Nest mitten im Rohr auf einem Büschel Binsen. Belon irrt sicher und verwechselt wahrscheinlich den Reiher mit der Rohrdommel, wenn er sagt, sie lege ihr Nest in den Baumwipfeln an. [2]) Dieser Naturforscher scheint sich ferner zu irren, indem er die Rohrdommel für den onocrotalus des Plinius hält, obgleich dieser Vogel bei Plinius selbst durch ziemlich leicht erkennbare Züge unterschieden wird. Uebrigens konnte Plinius die Rohrdommel nur in Beziehung auf ihr Gebrüll, welches, nach Belons Ausdruck, der Art ist, daß kein Ochse so laut schreien könnte, einen kleinen Vogel nennen; wenn man überhaupt mit Belon die Stelle vom Plinius, worin er von dem Vogel taurus redet, der sich, wie er sagt, in dem Gebiet von Arles findet, und wie ein Ochse brüllt, auf die Rohrdommel beziehen muß.

Die Rohrdommel findet sich überall, wo es Sümpfe gibt, die groß genug sind, um ihr Zuflucht gewähren zu können; man kennt sie in den meisten französischen Provinzen, in England ist sie nicht selten; in der Schweiz und in Oestreich ziemlich häufig; auch sieht man sie in Schlesien, in Dänemark und in Schweden. Die nördlichsten Gegenden Amerikas haben ebenfalls ihre Rohrdommelart, und man findet andere Arten derselben Vögel in den südlichen Gegenden. Es scheint, daß unsere Rohrdommel, weniger abgehärtet als der Reiher, unsern Winter nicht ertragen kann, und das Land verläßt, wenn

---

[1]) Merkwürdig ist die große Länge der Nägel, und besonders des Hinternagels. Aldrovande sagt, zu seiner Zeit habe man sich ihrer als Zahnstöcher bedient.

[2]) Gesner kennt ihre Brut nicht besser, wenn er sagt, man finde 12 Eier in ihrem Nest.

die Kälte zu strenge wird. Geschickte Jäger versichern uns, daß sie dieselbe nie an den Ufern der Bäche oder Quellen zur Zeit der großen Kälte gefunden hätten, und wenn sie ruhiges Wasser und Sümpfe bedarf, so muß unser langes Frostwetter allerdings eine Zeit der Verbannung für sie seyn. Willughby scheint dieses anzudeuten und ihren schnellen Flug nach Sonnenuntergang im Herbste für eine Abreise nach wärmeren Klimaten zu halten. Kein Beobachter hat uns bessere Aufschlüsse über die natürlichen Gewohnheiten der Rohrdommel gegeben, als Herr Baillon. Folgendes ist ein Auszug dessen, was er mir darüber mitzutheilen die Güte hatte.

„Die Rohrdommeln finden sich fast in allen Jahreszeiten in Montreuil-sur-Meer und an den Küsten der Picardie, obgleich sie Zugvögel sind; man sieht sie im Monat Dezember in großer Menge; bisweilen verbirgt ein einziges Röhricht Dutzende von ihnen. Es gibt wenige Vögel, die sich mit so viel Kaltblütigkeit vertheidigen, nie greift er an; wird er aber angegriffen, so kämpft er muthig, doch ohne dabei viele Bewegungen zu machen. Stürzt ein Raubvogel auf ihn zu, so entflieht er nicht; er erwartet ihn stehend, und fängt ihn mit der Spitze seines Schnabels auf, die sehr scharf ist, und der verwundete Feind entfernt sich unter lautem Geschrei. Die alten Sumpfweihen greifen die Rohrdommel nie an, und die gemeinen Falken stoßen nur von hinten auf sie, und wenn sie fliegt. Sie vertheidigt sich selbst gegen den Jäger, der sie verwundet hat; statt zu entfliehen, erwartet sie ihn, und setzt ihm mit so heftigen Schnabelhieben in die Beine zu, daß sie durch die Stiefel hindurch tief in das Fleisch dringen; mehrere Jäger sind von ihr schwer verwundet worden; man ist genöthigt, diese Vögel zu erschlagen, denn sie vertheidigen sich bis zum Tode. Bisweilen, aber selten, legt sich die Rohrdommel, wie die Raubvögel, auf den Rücken, und vertheidigt sich sowohl mit ihren sehr langen Krallen, als mit dem Schnabel; diese Stellung nimmt sie an, wenn sie von einem Hunde überrascht wird.

„Die Geduld dieses Vogels kommt seinem Muthe gleich; er bleibt ganze Stunden lang unbeweglich, mit den Füßen im Wasser und im Rohr verborgen, den Aalen und Fröschen auflauernd. Er ist so träge und so trübsinnig wie der Storch; [illegible] der Zeit des Geschlechtstriebes, wo er sich Bewegung

macht und seinen Aufenthalt verändert, kann man ihn in den andern Jahreszeiten nur mit Hunden finden. In den Monaten Februar und März stoßen die Männchen Morgens und Abends ein Geschrei aus, das man mit der Explosion eines Gewehrs von schwerem Kaliber vergleichen könnte. Die Weibchen eilen von fern auf dieses Geschrei herbei; bisweilen umringt ihrer ein Dutzend ein einziges Männchen, denn in dieser Art gibt es, wie in jener der Enten, mehr Weibchen als Männchen; sie stolziren vor den Weibchen einher, und kämpfen mit den Männchen, welche hinzukommen. Ihr Nest legen sie im April mitten unter Rohr fast auf dem Wasser an; sie brüten 24 bis 25 Tage. Die Jungen kommen fast nackt zur Welt, und haben eine häßliche Gestalt; sie scheinen nur Hals und Beine zu seyn; ihr Nest verlassen sie erst mehr als 20 Tage nach ihrer Geburt; die Eltern füttern sie in der ersten Zeit mit Blutigeln, Eidechsen und Froschlaich, und später mit kleinen Aalen. Die ersten Federn, die sie bekommen, sind fuchsroth, wie die der Alten, ihre Füße und ihr Schnabel sind mehr weiß als grün. Die Sumpfweihen, welche die Nester aller andern Sumpfvögel zerstören, lassen das der Rohrdommel meist unangetastet; die Eltern bewachen es fortwährend, und vertheidigen es; die Kinder wagen nicht, sich ihm zu nähern, indem sie fürchten, daß diese Vögel ihnen die Augen aushacken. Die männlichen Rohrdommeln lassen sich leicht durch Farbe und Wuchs unterscheiden, da sie schöner, mehr fuchsröth, und größer als die Weibchen sind; überdies haben sie auf der Brust und dem Halse längere Federn.

„Das Fleisch dieses Vogels, besonders das der Flügel und der Brust ist ein ziemlich-gutes Essen, nur muß man die Haut abziehen, deren Gefäße mit einem scharfen und übelschmeckenden Oel angefüllt sind, welches sich beim Kochen durch das Fleisch verbreitet, und ihm dann einen starken Sumpfgeschmack gibt.“

Vögel vom alten Kontinent,

die mit der Rohrdommel verwandt sind.

Die große Rohrdommel.

(Le grand butor. B.)

Erste Art.

Gesner hat zuerst dieses Vogels erwähnt, dessen Art uns den Uebergang zwischen der Familie der Reiher und jener der Rohrdommeln anzudeuten scheint. Die Bewohner der Ufer am Lago maggiore, in Italien, nennen ihn, Aldrovande zufolge, Ruffey. Er hat einen fuchsrothen Hals mit schwarzen und weißen Flecken; der Rücken und die Flügel sind braun, und der Bauch ist fuchsroth. Seine Länge, von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende, beträgt mindestens 3½ Fuß, und bis zu den Nägeln über 4 Fuß; der Schnabel ist 8 Zoll lang, und gelb, ebenso die Füße. Die Abbildung bei Aldrovande zeigt eine Haube, deren Gesner nicht erwähnt; er sagt aber, der Hals sey schmächtig, was anzudeuten scheint, daß dieser Vogel keine rechte Rohrdommel ist; auch bemerkt Aldrovande, diese Art scheine zwischen der des grauen Reihers und der Rohrdommel zu stehen, und man könne sie fast für einen Bastard halten, so ähnlich ist sie durch den Kopf, die Flecken auf der Brust, die Farbe des Rückens und der Flügel, und die Größe dem großen Reiher, während sie zugleich, was die Beine und das übrige Gefieder betrifft, der Rohrdommel gleicht, nur daß sie keine Flecken hat.

Die kleine Rohrdommel.

(Ardea minuta. L. Le petit butor. B.)

Zweite Art.

Diese kleine Rohrdommelart, die der Graf Marsigli an der Donau fand, hat ein fuchsröthliches, mit kleinen braunen Linien gestreiftes Gefieder, einen weißen Vorderhals, und einen weißlichen Schwanz, der Schnabel ist kaum 3 Zoll lang. Beurtheilt man nach dieser Länge des Schnabels die andern Dimensionen, deren Marsigli nicht erwähnt, und nimmt

man sie verhältnißmäßig an, so muß diese Rohrdommel die kleinste von allen auf unserm Kontinent seyn.

Uebrigens müssen wir bemerken, daß sich Marsigli, was die Farben dieses Vogels betrifft, zu widersprechen scheint, indem er ihn ardea viridi-flavescens nennt.

Die gestreifte braune Rohrdommel.

(Le butor brun rayé. B.)

Dritte Art.

Auch dieses ist ein Vogel von der Donau. Marsigli bezeichnet ihn mit dem Namen braune Rohrdommel, und hält ihn für eine besondere Art. Er ist so, wie der vorige; sein ganzes Gefieder mit braunen, schwarzen und fuchsröthlichen Linien gestreift, die verwirrt durcheinander gemischt sind, so daß daraus im Ganzen sich eine braune Farbe ergibt.

Die fuchsrothe Rohrdommel.

(Ardea rufa. L. Le butor roux. B.)

Vierte Art.

Das ganze Gefieder dieser Rohrdommel ist von gleichmäßiger Farbe, unter dem Körper hellfuchsröthlich, und auf dem Rücken dunkler; die Füße sind braun und der Schnabel ist gelblich; Aldrovande sagt, diese Art sey ihm aus Epidaurus geschickt worden; und er stellt mit ihr jene einer in den Sümpfen bei Bologna gefangenen jungen Rohrdommel zusammen, die noch nicht einmal die Farben des erwachsenen Alters hatte. Er fügt hinzu, es habe ihm geschienen, als stehe dieser Vogel den Rohrdommeln näher, wie den Reihern. Uebrigens wäre es, nach der Vermuthung des Hrn. Salerne, möglich, daß es dieselbe kleine Rohrdommelart ist, die man bisweilen in Sologne sieht, und dort unter dem Namen quoimeau kennt. Marsigli berichtet, auch diese Art, welche die dritte von Aldrovande ist, finde sich an der Donau; und die Verfasser der italienischen Ornithologie sagen, sie sey den Bolognesischen einheimisch.

Auch im Elsaß scheint sie sich zu finden, denn der Doctor Hermann hat uns geschrieben, er habe eine dieser fuchsrothen Rohrdommeln gehabt, die hartnäckig alle Nahrung ver-

und sich vor Entkräftung sterben ließ. Er fügt hinzu, ungeachtet ihrer langen Beine sey diese Rohrdommel auf einen Baum gestiegen, dessen Stamm sie umfassen konnte, und wobei sie den Schnabel und den Hals senkrecht und in derselben Linie hielt.

Die kleine Rohrdommel vom Senegal.

(Ardea senegalensis. L. Le petit butor du Sénégal. B.)

Fünfte Art.

Wir wollen zu den Rohrdommeln den auf den illuminirten Tafeln, Nr. 315, unter dem Namen kleiner senegalischer Reiher angegebenen Vogel ziehen, der in der That durch seinen kurzen und rauh befiederten Hals mehr der Rohrdommel als dem Reiher gleicht. Auch gehört er zu einer sehr kleinen Art, da er nicht mehr als einen Fuß Länge hat.

Er ist auf der Tafel ziemlich genau dargestellt, so daß es keiner fernern Beschreibung bedarf.

Der Puaker oder die gefleckte Rohrdommel.

(Le pouacre, ou butor tacheté. B.)

Sechste Art.

Die Jäger haben diesem Vogel den Namen Puaker gegeben. Er ist von der Größe einer Krähe, und hat über 20 Zoll Länge, vom Schnabel bis zu den Nägeln. Der ganze Grund seines Gefieders ist braun, auf den Schwungfedern dunkel, am Vorderhals und Unterleib hell, auf dem Kopf, dem obern Halse, dem Rücken und den Schultern mit kleinen weißen Flecken, die am Ende der Federn stehen, übersät; jede Schwungfeder hat ebenfalls an der Spitze einen weißen Flecken.

Wir wollen auf ihn den auf der illuminirten Tafel, Nr. 939, dargestellten cayenner Puaker zurückführen, der sich von ihm nur dadurch zu unterscheiden scheint, daß der Grund des Gefieders auf dem Rücken schwärzlicher, und der Vorderleib mit bräunlichen Strichen auf weißlichem Grunde gefleckt ist; leichte Unterschiede, die eine Art Verschiedenheit zwischen diesen Vögeln um so weniger zu bezeichnen scheinen, als die [illegible] dieselbe ist.

Vögel vom neuen Kontinent,
die mit der Rohrdommel verwandt sind.

Die gesternte Rohrdommel.
(L'étoilé. B.)

Erste Art.

Dieser Vogel ist Catesbys braune Rohrdommel von Karolina; er findet sich auch auf Jamaika, und wir geben ihm den Namen gesternte Rohrdommel, weil sein ganz braunes Gefieder auf dem Flügel mit einigen weißen, wie zufällig, auf diese dunkle Färbung hingeworfenen Flecken, welche ihn der vorigen Art etwas näher stellen, bestreut ist. Seine Größe kommt nicht ganz jener der europäischen Rohrdommel gleich er besucht die Teiche und die Flüsse in den höchsten Gegenden des Landes und entfernt vom Meere. Außer dieser Art, die in mehren Gegenden Nordamerikas verbreitet zu seyn scheint, gibt es wahrscheinlich noch eine andere mehr gegen Luisiana zu, und die der europäischen ähnlicher ist.

Die gelbe Rohrdommel aus Brasilien.
(Ardea brasiliensis. L. Le butor jaune du Brésil. B.)

Zweite Art.

Selbst die Verhältnisse, welche Marcgräve diesem Vogel gibt, indem er ihn zu den Reihern zieht, lassen ihn schließen, daß es mehr eine Rohrdommel als ein Reiher ist. Die Dicke seines Körpers kommt jener der Ente gleich; der Hals ist 1 Fuß lang; der Körper $5\frac{1}{2}$ Zoll, der Schwanz 4, die Füße und das Bein über 9 Zoll. Der ganze Rücken mit dem Flügel hat braune, gelbverwaschene Federn; die Schwungfedern sind halb getheilt schwarz und aschgrau, und mit weißen Linien quer durchstrichen; die langen herabhängenden Federn des Kopfes und des Halses sind blaßgelb mit schwarzen Wellenlinien; die unten am Halse, auf der Brust und dem Bauche weiß mit braunen Wellenlinien, und rund umher gelb gefranzt. Wir wollen als etwas Eigenthümliches bemerken, daß sein Schnabel gegen die Spitze zu, sowohl oben als unten, ausgezahnt ist.

Die kleine Rohrdommel von Cayenne.

(Ardea cajanensis. L. Le petit butor de Cayenne. B.)

Dritte Art.

Diese kleine Rohrdommel, Nr. 763, ist kaum 1 Fuß bis 13 Zoll lang. Ihr ganzes Gefieder ist am untern Halse, in der Magengegend und an den Seiten auf einem fuchsroth grauen Grunde mit kleinen sehr nahe zusammenstehenden, wellenförmigen und wie im Zickzack laufenden braunen oder schwärzlichen Querlinien und Strichen mehr oder weniger gefleckt und unterbrochen; der obere Theil des Kopfes ist schwarz. Der sehr befiederte Hals sieht dem Anschein nach fast so dick aus wie der Körper.

Die Rohrdommel von der Hudsonsbai.

(Ardea hudsoniana. L. Le butor de la baie d'Hudson. B.)

Vierte Art.

Das allen Rohrdommeln gemeinschaftliche Gefieder ist ein fuchsrother oder fuchsröthlicher, mit braunen oder schwärzlichen Linien und Strichen mehr oder weniger schraffirter und durchschnittener Farbengrund, und ebenso findet es sich auch bei der Rohrdommel von der Hudsonsbai. Sie ist nicht so groß als die europäische, und ihre Länge vom Schnabel bis zu den Nägeln beträgt kaum 2 Fuß 6 Zoll.

Der Onore.

(Ardea onore. L. L'onoré. B.)

Fünfte Art.

Wir lassen auf die Rohrdommeln des neuen Kontinents die Vögel folgen, die auf den illuminirten Tafeln Onores genannt werden. In Cayenne gibt man diesen Namen allen Reiherarten; indessen scheint es uns, daß sich die Onores, von denen hier die Rede ist, viel mehr der Familie der Rohrdommel annähern; sie haben ihre Gestalt und ihre Farben, und unterscheiden sich nur dadurch von ihr, daß ihr Hals weniger befiedert, obwohl dicker, und nicht so lang, wie der Hals der Reiher ist. Dieser erste Ono-

Nr. 790, ist fast so groß, aber nicht ganz so dick, wie die europäische Rohrdommel; sein ganzes Gefieder ist auf einem auf dem Oberleib fuchsrothen und am Unterleib weißgrauen Grunde angenehm gesprenkelt, und mit zickzackförmigen schwarzen Querstreifen reichlich durchschnitten.

Der gestreifte Onore.
(L'onoré rayé. B.)

Sechste Art.

Diese Art, Nr. 860, ist etwas größer als die vorige, und die Länge des Vogels beträgt $2^1/_2$ Fuß. Die großen Schwungfedern und der Schwanz sind schwarz; den ganzen Mantel schmücken kleine, sehr feine, fuchsrothe, gelbliche und braune Linien, die wellenförmig und in halben Schweifungen querüber laufen; der obere Theil des Halses und der Kopf sind lebhaft fuchsroth, und ebenfalls von kleinen braunen Linien durchschnitten; der Vordertheil des Halses und des Körpers ist weiß, mit einigen braunen Streifen leicht bezeichnet.

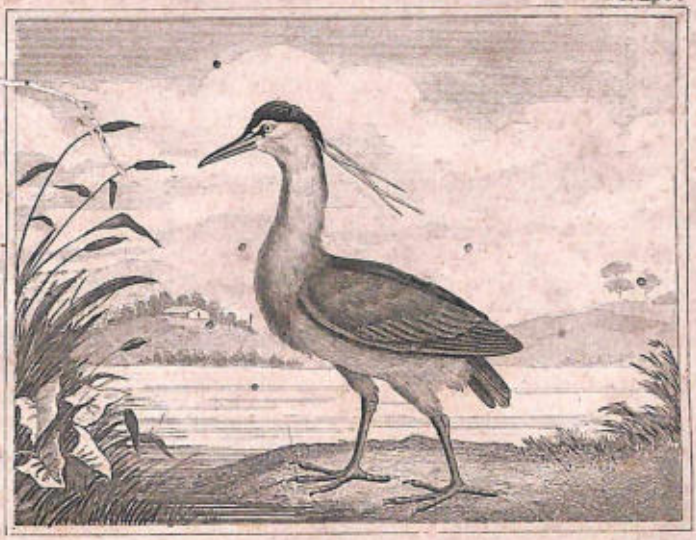
Die beiden Onorearten wurden uns von Hrn. de la Borde, Arzt in Cayenne, geschickt. Sie verbergen sich in den von dem Wasser in den Savannen ausgehöhlten Schluchten, und besuchen das Ufer der Flüsse; während der Dürre halten sie sich in dem dichten Grase verborgen. Sie fliegen in weiter Entfernung auf, und man findet ihrer nie zwei zusammen. Verwundet man einen, so darf man sich ihm nur vorsichtig nahen, denn er vertheidigt sich, indem er den Hals zurückzieht und mit dem Schnabel besonders nach den Augen haut. Die Gewohnheiten des Onore sind dieselben, wie jene unserer Reiher.

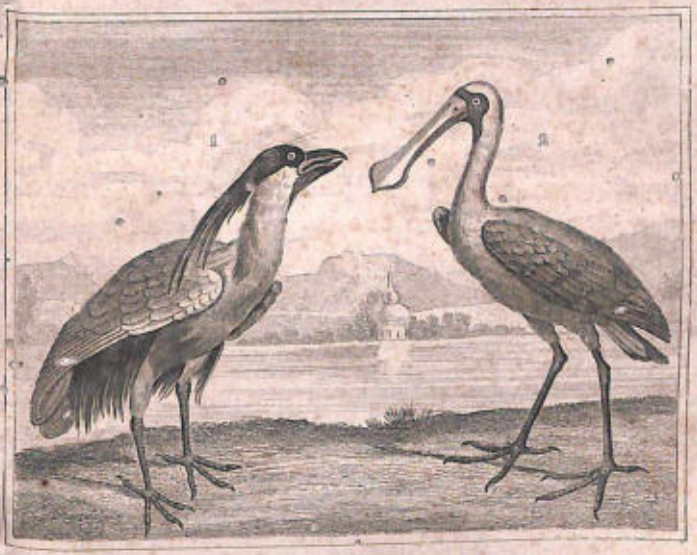
Hr. de la Borde hat einen zahmen oder vielmehr gefangenen Onore in einem Hause gesehen; er stellte dort fortwährend den Ratten nach, die er mit größerer Geschicklichkeit, als eine Katze, erhaschte; aber obgleich er schon seit zwei Jahren im Hause war, hielt er sich immer an abgelegenen Stellen auf, und wenn man sich ihm näherte, so blickte er mit drohender Miene auf die Augen. Uebrigens scheinen beide Arten dieser Onores jede in ihren Gegenden bleibend zu seyn, wo sie ziemlich selten sind.

DER NACHT- ODER SCHILDREIHER.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Schwertschnäbler. *Gattung:* Reiher. *(Cuvier.)*

Pl. 48.





1. DER SAVACU ODER DER BRASILIANISCHE LÖFFELVOGEL.
2. DER LÖFFLER DER DER LÖFFELREIHER.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Schwertschnäbler. *Gattung:* Löffler. *(Cuvier.)*

Der Wald-Onore.

(L'onoré des bois. B.)

Siebente Art.

So nennt man diese Art in Guiana, und wir lassen ihr diese Benennung nach unserm Gebrauch, für die ausländischen Arten den Namen beizuhalten, den sie in ihrer Heimath führen, da es das einzige Mittel für die Einwohner ist, sie zu erkennen, und für uns, sie von ihnen zu begehren. Diese Art findet sich in Guiana und Brasilien. Maregrave vereint sie unter dem Gattungsnamen Soko mit den Reihern; sie scheint uns aber den beiden vorigen Onore-Arten und folglich den Rohrdommeln sehr nahe zu stehen. Das Gefieder ist auf dem Rücken, dem Bürzel und den Schultern schwärzlich, und ganz mit gelblichen Punkten besäet, und dieses Gefieder ist, wie es nicht gewöhnlich vorkommt, auf der Brust, dem Bauch und an den Seiten dasselbe; der obere Hals ist weiß mit schwarzen und braunen Längflecken untermischt. Maregrave sagt, der Hals sey 1 Fuß lang, und die Gesammtlänge vom Schnabel bis zu den Nägeln betrage ungefähr 3 Fuß.

Der Schild- oder Nacht-Reiher.

(Ardea nycticorax. L. Le bihoreau. B.)

Die meisten Naturforscher haben den Schildreiher, Nr. 758 das Männchen, und Nr. 759 das Weibchen, unter dem Namen Nachtraben (nycticorax) bezeichnet, und zwar wegen des seltsamen Gekrächzes oder vielmehr schrecklichen und kläglichen Geröchels, das er während der Nacht hören läßt. Dies ist die einzige Aehnlichkeit, die der Schildreiher mit dem Raben hat, denn in der Form und Haltung des Körpers gleicht er dem Reiher, von dem er sich aber dadurch unterscheidet, daß er einen kürzern und volleren Hals, einen dickern Kopf und einen weniger seinen und stärkeren Schnabel hat; auch ist er kleiner und nur ungefähr 20 Zoll lang. Sein Gefieder ist schwarz mit grünen Widerschinen auf dem Kopfe und dem Nacken, dunkelgrünen auf dem Rücken, perlgrauen auf den Flügeln und dem Schwanz, und weißen auf dem übrigen Körper. Das Männchen trägt auf dem Nacken drei sehr feine schnee-

weiße, und bis an fünf Zoll lange Federhalme. Von allen Aigrettenfedern sind diese die schönsten und kostbarsten; sie fallen im Frühjahr aus, und erneuern sich jährlich nur einmal. Das Weibchen ist dieses Schmuckes beraubt, und so verschieden vom Männchen, daß einige Naturforscher es nicht erkannt haben. Die neunte Reiherart des Hrn. Brissow ist in der That nur das Weibchen. Sein ganzer Mantel ist fuchsröthlich-aschgrau; auf dem Halse sind längliche Flecken von derselben Farbe, und der Oberleib ist weißgrau.

Der Schildreiher nistet in den Felsen, wie Belon berichtet, der seinen altfranzösischen Namen roupeau davon ableitet; aber nach Schwenkfeld und Willughby legt er sein Nest auf Erlen unweit den Sümpfen an, was sich nur durch die Annahme vereinbaren läßt, daß diese Vögel in dieser Beziehung ihre Gewohnheit je nach den Umständen verändern; so daß sie sich in den schlesischen oder holländischen Ebenen auf Wasserbäumen niederlassen, an den Küsten von Bretagne dagegen, wo Belon sie gesehen hat, in den Felsen nisten. Man versichert, ihre Brut bestehe aus drei bis vier weißen Eiern. Der Schildreiher scheint ein Zugvogel zu seyn. Belon hat einen gesehen, der im März auf dem Markt ausgestellt war. Schwenkfeld versichert, er ziehe im Anfang des Herbstes aus Schlesien ab, und kehre im Frühling mit den Störchen zurück. Er besucht auch die Meeresküsten und die Flüsse oder Sümpfe im Innern des Landes; man findet ihrer in Frankreich, in der Provinz Sologne; in Toskana an den Seen Fucecchio und Bientine; ihre Art ist aber überall seltener, als jene des Reihers; auch ist sie weniger und nicht bis nach Schweden verbreitet. *)

Mit nicht so hohen Beinen und einem kürzern Hals als der Reiher, sucht der Schildreiher seine Nahrung theils im Wasser, theils auf dem Lande, und lebt sowohl von Grillen, Schnecken und andern Landinsekten, als von Fröschen und Fischen. Den Tag über bleibt er verborgen, und setzt sich erst gegen den Anbruch der Nacht in Bewegung; dann läßt er sein Geschrei ka, ka, ka, hören, welches Willughby mit dem Schluchzen eines Menschen, der sich erbricht, vergleicht.

*) Wir schließen es aus dem Stillschweigen, welches Hr. Linne in seiner Fauna suecica über die Art beobachtet.

Der Schildreiher hat sehr lange Zehen; die Füße und die Beine sind grünlich-gelb; der Schnabel ist schwarz, [1]) und dessen oberer Theil leicht gebogen; seine Augen sind funkelnd, und die Iris bildet um den Augapfel einen rothen oder auroragelben Kreis.

Der cayenner Schildreiher.

(Le bihoreau de Cayenne. B.)

Dieser amerikanische Schildreiher ist von der Größe des europäischen; aber er erscheint nicht in allen seinen Theilen so dick; der Körper ist dünner, die Beine sind höher; der Kopf und der Schnabel sind kleiner. Das Gefieder oben auf dem Halse und am Unterleib ist bläulich-aschgrau; der Mantel schwarz, auf jeder Feder aschgrau gefranzt; der Kopf schwarz, der Scheitel aber weiß; auch hat er einen weißen Strich unter dem Auge; dieser Schildreiher, Nr. 899, trägt einen Federbusch von 5 bis 6 Federhalmen, von denen einige weiß und andere schwarz sind.

Die Umbrette.

(Ardea umbretta. L. L'ombrette. B.)

Die Kenntniß dieses Vogels, Nr. 796, der sich am Senegal findet, verdanken wir Hrn. Adanson. Er ist etwas größer als der Schildreiher; die Umberfarbe oder das dunkle lohfarbige Braungrau seines Gefieders ist der Grund, weßhalb man ihn Umbrette genannt hat. Er muß als eine abweichende Art unter die Strandvögel gestellt werden, denn man kann ihn auf keine bestimmte Gattung derselben beziehen. Er könnte sich jener der Reiher annähern, wenn er nicht einen ganz verschieden geformten und nur ihm eigenthümlichen Schnabel hätte. Dieser am Kopf sehr breite und sehr dicke Schnabel flacht sich der Länge nach an beiden Seiten immer mehr ab; die Kante des

---

[1]) Schwenkfeld scheint sich in Betreff der Farbe der Füße und des Schnabels zu täuschen; aber Klein begeht noch einen größern Irrthum, indem er die Ausdrücke Schwenkfelds, den er abschreibt, übertreibt. Schwenkfeld sagt: rostrum obscure rubet .... crura nigricant cum rubedine; Klein dagegen: rostro sanguineo prout et pedes, was nie auf den Schildreiher angewendet werden kann, und ihn unkennbar macht.

obern Theils erhebt sich in ihrer ganzen Länge, und scheint sich durch zwei Rinnen an jeder Seite von ihm zu trennen, was Hr. Brisson dadurch ausdrückt, daß er sagt: der Schnabel scheine aus mehren gegliederten Stücken zu bestehen; und dieser, an der Spitze des Schnabels herabgedrückte Kamm läuft in eine umgebogene Spitze aus. Dieser Schnabel ist 3 Zoll 3 Linien lang; der Fuß mit dem nackten Theil verbunden $4\frac{1}{2}$ Zoll; dieser letztere Theil allein 2 Zoll. Diese Maaße wurden an einem im königlichen Kabinet befindlichen Vogel genommen; Hr. Brisson scheint größere anzugeben. Die Zehen stecken an der Wurzel in dem Absatz eines Häutchens, das zwischen der äußern und der mittleren Zehe größer wird; die hintere Zehe steht nicht wie bei den Reihern neben der Ferse, sondern an der Ferse selbst.

Der Kurliri oder Kurlan.

(Ardea scolopacea. L. Le courliri ou courlan. B.)

Der Name Kurlan oder Kurliri darf nicht auf die Vermuthung führen, als sey dieser Vogel den Kurlis sehr ähnlich; er steht den Reihern näher, deren Statur er hat und fast ihre Höhe; seine Länge vom Schnabel bis zu den Nägeln beträgt 2 Fuß 8 Zoll; der nackte Theil des Beins mit dem Fuße zusammengenommen ist 7 Zoll lang; der fast in seiner ganzen Länge grade Schnabel 4 Zoll; er krümmt sich schwach gegen die Spitze, und nur in dieser Beziehung ist der Kurlan den Kurlis ähnlich, von denen er sich durch den Wuchs unterscheidet; aber seine ganze Gestaltung kommt jener der Reiher sehr gleich. Ferner sieht man am Nagel der großen Zehe die hervorspringende Schärfe der innern Seite, die den ausgezahnten Kamm des Reihernagels darstellt. Das Gefieder des Kurlans, Nr. 858, ist von schönem Braun, welches auf den großen Schwung- und Steuerfedern röthlich und kupferig wird; jede Feder am Halse hat in ihrer Mitte einen weißen Pinselstrich. Diese Art ist neu, und wurde uns unter dem Namen Kurliri aus Cayenne geschickt, wonach man sie auf der illuminirten Tafel Kurlan genannt hat.

Der Savaku oder der brasilianische Löffelvogel.

(Cancroma cochlearia. L. Le savacou. B.)

Der Savaku ist in Guiana und Brasilien einheimisch. Er hat so ziemlich den Wuchs und die Längenverhältnisse des Schildreihers, und durch seine Gestaltung wie durch seine Lebensweise möchte er der Familie der Reiher nahe zu stehen scheinen, wenn ihn nicht sein breiter und seltsam gebildeter Schnabel weit von derselben entfernte, und selbst von allen andern Strandvögeln unterschiede. Man hat dieser breiten Schnabelform wegen dem Savaku den Beinamen Löffler (cuiller) gegeben. Es sind wirklich zwei mit der hohlen Seite gegeneinander liegende Löffel; der obere Theil hat an der convexen Seite zwei tiefe Rinnen, die von den Naslöchern ausgehen, und sich so verlängern, daß die Mitte einen hohen Kamm bildet, der in eine kleine gebogene Spitze ausläuft. Die Unterhälfte dieses Schnabels, in welche die obere sich gleichsam einschachtelt, ist sozusagen nur ein Rahm, über den die verlängerte Haut der Kehle gespannt ist. Beide Kiefer sind an den Rändern scharf, und von festem und sehr hartem Horn. Dieser Schnabel mißt von den Winkeln bis zur Spitze 4 Zoll, und in seiner größten Breite 20 Linien.

Mit einer so starken schneidenden und stechenden Waffe, die den Savaku für andere Vögel furchtbar machen könnte, scheint er sich den sanften Gewohnheiten eines friedlichen und nüchternen Lebens hinzugeben. Könnte man etwas aus den Namen entnehmen, welche die Nomenklatoren beilegen, so würde uns einer derjenigen, die ihm Barrere gibt, anzeigen, daß er von Krabben lebt; er scheint sich aber absichtlich aus der Nähe des Meeres zu entfernen; er bewohnt die überschwemmten Savannen, und hält sich längs der Flüsse auf, bis wohin die Fluth nicht steigt; dort sitzt er auf den Wasserbäumen, und lauert den vorüberschwimmenden Fischen auf, die er zu seiner Beute macht, indem er sich, ohne auf dem Wasser zu verweilen, auf sie stürzend, schnell untertaucht und wieder hinaufsteigt. Er geht mit gebogenem Halse und gekrümmtem Rücken, in einer Haltung, die gezwungen aussieht, und mit eben so trauriger Miene, wie der Reiher. Er ist wild, und hält sich von den bewohnten Orten entfernt. Seine sehr

nahe an der Schnabelwurzel stehenden Augen geben ihm ein scheues Ansehen. Wenn er gefangen wird, klappert er mit dem Schnabel, und in dem Zorn oder der Aufregung richtet er die langen Federn auf seinem Scheitel empor.

Barrere hat drei Savaku-Arten angegeben, welche Brisson auf zwei zurückführt, und die sich wahrscheinlich auf eine einzige zurückführen lassen. Der graue Savaku und der braune unterscheiden sich in der That nur besonders durch den langen Federbusch, den der letztere trägt, und dieser Federbusch könnte das Merkmal des Männchens seyn; der andere, unserer Vermuthung nach das Weibchen, hat einen Ansatz oder eine Spur desselben Merkmals in den herabfallenden Federn des Hinterkopfs, und was den Unterschied der braunen und grauen Farben in ihrem Gefieder betrifft, so kann man ihn um so mehr nur als den des Geschlechts oder des Alters ansehen, als in dem bunten Savaku [1]) eine Uebergangsart besteht, welche beide einander annähert. Uebrigens sind die Formen und Dimensionen des grauen und braunen Savaku ganz dieselben, und wir um so mehr geneigt, hier nur eine einzige Art anzunehmen, als die Natur, welche sie zu vervielfältigen scheint, indem sie die gemeinsamen Formen, und die Züge des allgemeinen Plans ihrer Werke durch Abwechselung vermehrt, im Gegentheil die seltsamen Formen, welche sich von der gewöhnlichen Gestaltung entfernen, gleichsam vereinzelt und wie an die Gränzen dieses Plans hingeworfen hat, was auch aus den Beispielen des Löffelreihers, des Säbelschnabels, des Flamingo zu entnehmen ist, deren Arten allein dastehen, und nur wenige oder keine Varietäten haben.

Der braune und gehaubte Savaku, Nr. 869, den wir für das Männchen halten, hat mehr fuchsröthliches Grau als bläuliches Grau in seinem Mantel; die Federn im Nacken sind schwarz, und bilden einen 7 bis 8 Zoll langen auf den Rücken hinabfallenden Federbusch; es sind wallende Federn, und einige von ihnen bis an 8 Linien breit.

Der graue Savaku, Nr. 38, der uns das Weibchen zu seyn scheint, ist auf dem ganzen Mantel bläulich-weißgrau, mit einem kleinen schwarzen Gürtel oben auf dem Rücken; der Unterleib ist schwarz, mit Fuchsroth vermischt; der Vorder-

[1]) Dieser Vogel wurde durch Hrn. Sonnini aus Cayenne mitgebracht.

hals und die Stirn sind weiß; die hinten in einer Spitze hinabfallende Haube ist bläulich-schwarz. Beide haben eine nackte Kehle, die Haut, welche sie bedeckt, scheint sich beträchtlich aufblasen zu lassen; dieses deutet Barrere vermuthlich durch ingluvie extuberante an. Maregrave zufolge ist diese Haut, so wie die Füße gelblich; die Zehen sind dünn und deren Gelenke lang. Man kann bemerken, daß die hintere Zehe neben der Ferse an der äußern steht, wie bei den Reihern. Der Schwanz ist kurz, und reicht nicht über den zusammengelegten Flügel hinaus, die Gesammtlänge des Vogels beträgt ungefähr 20 Zoll. Wir müssen bemerken, daß unsere Maaße an Vögeln genommen wurden, die etwas größer waren, als der von Hrn. Brisson beschriebene, welches vermuthlich ein junger war.

Der Löffelreiher.

(Platalea leucorodia. L. Le spatule. B.)

Obgleich der Löffelreiher, Nr. 405, eine sehr ausgezeichnete und sogar seltsame Gestalt hat, so haben ihn dennoch die Nomenklatoren unter ungeeigneten Benennungen mit ganz verschiedenen Vögeln verwechselt; sie haben ihn weißen Reiher und Pelikan genannt, obwohl seine Art von der des Reihers verschieden ist, und er selbst einer von jener des ächten Pelikan sehr verschiedenen Gattung angehört, was Belon wohl einsieht, obgleich er ihm den Namen Tasche (poche), der ebenfalls nur dem Pelikan zukommt, und den Namen Löffel (cuiller) beilegt, welcher mehr den Flamingo bezeichnet, den man Löffelschnabel nennt. Der Name Brett oder Brettchen (pale oder palette) würde sich besser eignen, in so fern er sich der Bedeutung nach dem Namen spatule (Spatel) nähert, den wir annahmen, weil er, oder ein gleichbedeutender, in den meisten Sprachen Aufnahme gefunden und er die merkwürdige Schnabelform dieses Vogels gut kennzeichnet. Dieser in seiner ganzen Länge abgeflachte Schnabel breitet sich wirklich gegen das Ende zu einer Löffelform, und läuft in zwei abgerundeten Platten aus, die dreimal so breit sind als der Körper selbst; eine Gestaltung, in deren Folge Klein diesem Vogel den Zunamen Anomalorostes gegeben hat. Der wirklich in seiner Form ungewöhnliche Schnabel ist es auch seiner Substanz nach, die nicht fest, sondern biegsam

wie Leder, und folglich sehr wenig zu dem Zweck geeignet ist, den Plinius und Cicero ihm beilegen, indem sie mit Unrecht auf den Löffelreiher anwenden, was Aristoteles ganz richtig vom Pelikan sagt, nämlich daß er sich auf die Tauchervögel stürzt, und ihnen ihre Beute abjagt, indem er sie sehr stark in den Kopf beißt; hierdurch veranlaßt, hat man durch einen umgekehrten Irrthum den Namen **platea**, der wirklich dem Löffelreiher zukommt, dem Pelikan beigelegt. Scaliger fügt, statt diese Irrthümer zu berichtigen, noch andere hinzu. Nachdem er den Pelikan und den Löffelreiher verwechselt, sagt er nach Suidas, der **pelikanos** sey derselbe Vogel, wie der **dendrokolaptes** (Baumhacker), welches der Specht ist; [1]) und indem er so den Löffelreiher vom Ufer der Gewässer in die Tiefe der Wälder versetzt, läßt er ihn mit einem Schnabel, der nur zum Wühlen im Schlamm oder zum Fischfang im Wasser geeignet ist, Bäume zerhacken.

Bei der Verwirrung, welche diese Menge wissenschaftlicher Irrthümer, diese ohne Kenntniß der Gegenstände aufgehäufte falsche Gelehrsamkeit, und dieses Chaos der durch die Nomenklatoren noch mehr verwirrten Dinge und Namen über die Natur verbreitet hat, konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß dieselbe, überall schön und einfach, leichter durch sich selbst als in der Verwirrung, worin unsere Irrthümer sie versetzt, oder in dem Wulst unserer Methoden erkennen zu lernen gewesen wäre, und daß man unglücklicher Weise mit deren Ergründung und Erörterung die kostbare Zeit verloren hat, die man zur Betrachtung und Schilderung der Natur selbst hätte verwenden können.

Der Löffelreiher ist ganz weiß, und von der Größe des Reihers; er hat aber keine so hohen Füße, auch ist der Hals nicht so lang und mit kleinen kurzen Federn besetzt; jene unten am Kopf sind lang und schmal; sie bilden ein Büschel, das nicht hinten hinabfällt. Eine nackte Haut bedeckt die Kehle und umgibt die Augen. Die Füße und der nackte Theil des Beins sind mit einer schwarzen, harten und schuppigen Haut bedeckt; ein Häutchen verbindet die Zehen an ihrer Wurzel, und bildet durch seine Verlängerung bis zu deren Spitze eine Franse und einen leichten Saum. Auf dem gelblichen

[1]) Siehe die Naturgeschichte der Spechte in diesem Bande.

Grunde des Schnabels, dessen Spitze gelb, bisweilen mit Roth vermischt ist, zeichnen sich schwarze wellenförmige Querlinien; ein schwarzer, durch eine Rinne bezeichneter Rand bildet um diesen seltsamen Schnabel rund umher gleichsam einen hohen Saum, und unter dem obern Kiefer sieht man innerhalb eine lange Aushöhlung; eine kleine abwärts gebogene Spitze schließt diese Art Palette, die in ihrer größten Breite 23 Linien mißt, und inwendig von kleinen Schattirungen durchfurcht ist, die ihre Oberfläche etwas rauh, und weniger glatt machen, als sie inwendig ist. Der obere Kiefer ist am Kopfe so breit und dick, daß dessen Wurzel gegen die Ränder hin inwendig mit kleinen Hübeln oder gefurchten Wärzchen versehen zu seyn scheint, die entweder zum Zerbröckeln der Muscheln dienen, welche aufzulesen der Schnabel des Löffelreihers ganz geeignet ist, oder zum Festhalten einer schlüpfrigen Beute; denn, wie es scheint, ernährt sich dieser Vogel gleicher Weise von Fischen, Muscheln, Wasser-Insekten und Würmern.

Der Löffelreiher bewohnt die Küsten des Meeres, und findet sich nur selten im Innern der Länder, außer etwa an einigen Seen und vorübergehend an den Ufern der Flüsse; er sieht die sumpfigen Küsten vor; man sieht ihn an denen von Poitou, der Bretagne, der Pikardie und von Holland; einige Gegenden sind sogar berühmt durch die Menge der Löffelreiher, die sich mit andern Wasservögeln dort versammeln, so die Sümpfe von Sevenhuis bei Leiden.

Diese Vögel bauen ihr Nest auf der Spitze großer Bäume in der Nähe der Seeküsten, und zwar aus Reisern; sie bringen 3 bis 4 Junge. Während der Brütezeit machen sie großen Lärm auf diesen Bäumen, und kehren alle Abend regelmäßig zurück, um auf ihnen zu schlafen.

Von vier Löffelreihern, welche die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften beschrieben haben, und die ganz weiß waren, hatten zwei ein wenig Schwarz an der Flügelspitze; was nicht, wie Adrovande glaubte, einen Geschlechts-Unterschied bezeichnet, da sich diese Eigenthümlichkeit sowohl bei einem Männchen als bei einem Weibchen fand. Die Zunge des Löffelreihers ist sehr klein, von dreieckiger Gestalt, und nach allen Richtungen keine 3 Linien messend. Der Speiseschlund erweitert sich nach unten, und wahrscheinlich werden in dieser Erweiterung die kleinen Muscheln und andere Seethiere, die die-

ser Vogel verschluckt und wieder auswirft, wenn die Wärme des Magens ihr Fleisch aufgelöset hat, aufgehalten und verdaut; er hat, wie die kornfressenden Vögel, einen mit einem schwieligen Häutchen ausgefütterten Magen; doch statt der Blinddärme bemerkt man bei ihm nur zwei kleine, sehr kurze Hervorragungen am Ende des Krummdarms. Die Därme sind 7 Fuß lang; die Luftröhre ist jener des Kranichs ähnlich, und hat im Brustkasten eine doppelte Biegung; das Herz hat einen Herzbeutel, obgleich Aldrovande gesagt, er habe keinen gefunden.

Diese Vögel dringen im Sommer bis nach Westbothnien und Lappland vor, wo man, Linne zufolge, einige sieht, und nach Preußen, wo sie sich ebenfalls nur in geringer Anzahl zeigen und während der Regenzeit im Herbst von Polen aus durchziehen; Rzaczynski berichtet, man sehe ihrer, aber selten, in Volhynien; auch ziehen ihrer einige im September und October durch Schlesien; [1]) sie bewohnen, wie wir bereits bemerkten, die Westküsten Frankreichs; man findet ihrer auf den afrikanischen, in Bissao, in der Gegend der Sierra Leona; Granger zufolge in Egypten; am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo sie, wie Kolbe sagt, von Schlangen sowohl als von Fischen leben, und wo man sie Slangen-vreeter, Schlangenfresser, nennt. Hr. Commerson hat auf Madagaskar Löffelreiher gesehen, denen die Bewohner dieser Insel den Namen Fangaliambava, d. h. Spatenschnabel, geben. In einigen Bezirken nennen die Neger diese Vögel Vang-van und in andern Vuru-dulon, Teufelsvögel, nach abergläubischen Beziehungen. [2]) Die Art ist also, wenn auch nicht sehr zahlreich, doch weit verbreitet, und scheint die Runde durch den alten Kontinent gemacht zu haben. Hr. Sonnerat fand sie bis auf den philippinischen Inseln; und obgleich er zwei Arten

---

[1]) Aviar. Siles, Seite 314. Schwenkfeld scheint an dieser Stelle den Pelikan mit dem Löffelreiher zu verwechseln, da er nach Isidor und dem heiligen Hieronymus die Fabel von der Wiedererweckung der Jungen des Pelikans, durch das Blut, das er aus seiner Brust zieht, wenn die Schlange sie ihm getödtet hat, dem Löffelreiher zuschreibt.

[2]) Die Neger geben ihm diesen Namen, weil sie, wenn sie ihn hören, sich einbilden, er verkünde durch sein Geschrei einen Todesfall im Dorfe. (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Commerson.)

unterscheidet, so scheint uns doch der Mangel einer Haube, welches der Hauptunterschied beider ist, kein Art-Kennzeichen aufzustellen; und bis jetzt kennen wir nur eine einzige Löffelreiher-Art, die auf dem ganzen alten Kontinent vom Norden bis zum Süden sich fast ganz gleich bleibt; sie findet sich auch auf dem neuen, und obgleich man sie hier ebenfalls in zwei Arten getheilt hat, muß man sie in eine vereinigen, und anerkennen, daß die Aehnlichkeit dieser amerikanischen Löffelreiher mit den europäischen bedeutend genug ist, um ihre kleinen Verschiedenheiten nur dem Einfluß des Klimas zuschreiben zu können.

Der amerikanische Löffelreiher, Nr. 165, ist in allen seinen Dimensionen nur um ein weniges kleiner, als der europäische. Er unterscheidet sich außerdem von ihm durch die Rosen- oder Fleischfarbe, die den weißen Grund seines Gefieders auf dem Halse, dem Rücken und den Seiten hebt; die Flügel sind stärker gefärbt, und der rothe Anstrich geht auf den Schultern und den Bedeckungen des Schwanzes, dessen Steuerfedern fuchsroth sind, bis zum Karmoisinroth über; die Rippe der Schwungfedern ist mit schönem Karmin bezeichnet; der Kopf, wie die Kehle, sind unbefiedert. Jene schönen Farben hat nur der erwachsene Löffelreiher; denn man findet ihrer, die auf dem ganzen Körper bei weitem weniger roth, und andere, die fast ganz weiß sind, die einen nicht unbefiederten Kopf und zum Theile braune Schwungfedern, Ueberbleibsel des Gefieders ihrer ersten Jugend haben. Barrere versichert, in dem Gefieder der amerikanischen Löffelreiher finde dieselbe Veränderung mit dem Alter, wie bei mehren andern Vögeln statt; so bei den rothen Kurlis und den Flamingos, die in ihren ersten Jahren fast ganz grau oder fast ganz weiß sind, und erst im dritten Jahre roth werden; hieraus ergibt sich, daß der brasilische rosenfarbige Vogel, oder Maregraves Ajaia, beschrieben in seinem ersten Alter, mit den zart fleischfarbigen Flügeln, und der im erwachsenen Alter beschriebene neuspanische karmoisinrothe Löffelreiher, oder Fernandes Tlauhpechul nur ein und derselbe Vogel sind. Maregrave sagt, man sehe ihrer viele auf dem Flusse Sanct Franziskus oder Seregippe, und ihr Fleisch sey ein ziemlich gutes Essen. Fernandes legt ihm dieselben Gewohnheiten bei wie unserm Löffelreiher, nämlich daß er an der Meeresküste von kleinen Fi-

schen sich ernährt, die man ihm lebend geben muß, wenn man ihn im Hause auffüttern will, [1]) indem er sich überzeugt habe, daß er keine todten Fische anrühre. [2])

Dieser rosenfarbige Löffelreiher findet sich auf dem neuen Kontinent, wie der weiße in dem alten, in großer Ausdehnung von Norden nach Süden, von den Küsten Neuspaniens und Floridas bis nach Guiana und Brasilien; man sieht ihn auch auf Jamaika, und wahrscheinlich auf den andern benachbarten Inseln. Die wenig zahlreiche Art ist jedoch nirgend in großer Anzahl vorhanden; in Cayenne zum Beispiel gibt es vielleicht zehnmal mehr Kuckis als Löffelreiher; ihre größten Trupps bestehen höchstens aus 9 bis 10, gewöhnlich aus 2 bis 3, und oft werden diese Vögel von Flamingos begleitet. Morgens und Abends sieht man die Löffelreiher an der Seeküste, oder auf Baumstämmen, die am Ufer schwimmen; gegen die Mitte des Tages aber, zur Zeit der größten Hitze, ziehen sie sich nach den kleinen Buchten zurück, und setzen sich sehr hoch auf die Wasserbäume. Sie sind aber nicht sehr schlau, auf dem Meer fliegen sie ganz nahe an den Kähnen vorüber, und auf dem Lande lassen sie sich so nahe kommen, daß man sie, sowohl wenn sie sitzen als wenn sie fliegen, schießen kann. Ihr schönes Gefieder wird oft durch den Schlamm beschmutzt, in welchen sie tief hineingehen, um zu fischen. Hr. de la Borde, der ihre Gewohnheiten beobachtet hat, bestätigt uns, was Barrere über die Farbe berichtete, und versichert uns, diese guianischen Löffelreiher erhielten erst mit dem Alter und gegen das dritte Jahr hin jene schöne rothe Farbe, und die Jungen seyen fast ganz weiß.

Hr. Baillon, dem wir viele gute Beobachtungen verdanken, nimmt zwei Arten Löffelreiher-Arten an, und theilt mir mit, beide zögen gewöhnlich, im November und April, über die Küsten der Picardie, und keine halte sich dort auf; sie verweilen einen bis zwei Tage an der Meeresküste, und in den benach-

---

[1]) Der europäische Löffelreiher weigert sich in der Gefangenschaft nie Nahrung zu sich zu nehmen, und man kann ihn, nach Belon, mit Vogelgedärm füttern. Klein hat einen lange in einem Garten erhalten, obgleich ihm ein Flügel zerschossen war.

[2]) Wahrscheinlich hat Nieremberg ihn dieser Besonderheit wegen avis vivivora genannt.

barten Sümpfen; sie sind nicht zahlreich und scheinen sehr wild zu seyn.

Die erste ist der gemeine Löffelreiher, der eine glänzend weiße Farbe und keine Haube hat. Die zweite Art ist gehaubt, und kleiner als die andere, und Hr. Baillon ist der Ansicht, daß diese Unterschiede, nebst einigen andern Abweichungen in den Farben des Gefieders und des Schnabels, hinreichend sind, um zwei besondere und getrennte Arten aus ihnen zu machen.

Er hält sich auch für überzeugt, daß alle Löffelreiher grau zur Welt kommen, wie die Aigrettenreiher, denen sie in der Gestalt ihres Körpers, dem Fluge und den andern Gewohnheiten gleichen; die von St. Domingo erwähnt er als einer dritten Art; aber es scheint uns aus den bereits erörterten Gründen, daß es nur Varietäten sind, die man auf eine einzige und dieselbe Art zurückführen kann, weil der Instinkt und alle sich daraus ergebende natürliche Gewohnheiten bei diesen Vögeln dieselben sind.

Hr. Baillon fand an fünf von diesen Löffelreihern, die er sich die Mühe gab, zu öffnen, daß alle den Sack mit Bärenkrebsen, kleinen Fischen und Wasserinsekten angefüllt hatten; und da sie eine äußerst kleine Zunge haben, und ihr Schnabel weder scharf noch ausgezahnt ist, so scheint es, daß sie wohl keine Aale oder andere Fische, die sich vertheidigen, ergreifen und verschlucken können, und sich nur von sehr kleinen Thieren ernähren, was sie nöthigt, fortwährend ihre Nahrung aufzusuchen.

Es ist wahrscheinlich, daß diese Vögel unter gewissen Umständen mit ihrem Schnabel dasselbe Geklapper machen, wie die Störche; denn nachdem Hr. Baillon einen verwundet hatte, hörte er ihn auf diese Weise klappern, welches geschah, indem er die beiden Theile seines Schnabels sehr schnell bewegte; doch ist dieser Schnabel so schwach, daß er einen Finger nur wenig drücken kann.

Die Schnepfe, (Waldschnepfe oder Holzschnepfe.)

(Scolopax rusticola. L. La bécasse.)

Die Schnepfe ist vielleicht unter allen Zugvögeln derjenige, den die Jäger am meisten schätzen, sowohl des vortrefflichen Fleisches als der Leichtigkeit wegen, womit sie diesen guten dummen Vogel fangen, der zugleich mit den Drosseln gegen Mitte Oktober in unsere Wälder kommt. Die Schnepfe, Nr. 805, vermehrt also in dieser so reichen Jahreszeit noch die Menge des guten Wildprets; *) sie kommt dann von den hohen Bergen herab, wo sie den Sommer über verweilt, und von wo der erste Frost ihre Abreise bestimmt, und sie uns zuführt; denn sie wandert nur in eine höhere oder tiefere Luftschicht, nicht aber in die Ferne, wie die Vögel, die von einem Lande zum andern ziehen. Von der Spitze der Pyrenäen und der Alpen, wo sie den Sommer zubringt, begibt sie sich beim ersten Schnee, der auf diesen Höhen von Anfang October fällt, hinab, um in die Wälder der tiefer liegenden Anhöhen und bis auf unsere Ebenen zu kommen.

Die Schnepfen treffen des Nachts und bisweilen am Tage bei bedecktem Himmel immer einzeln oder zu zweien, und nie truppweise ein. Sie lassen sich in großen Hecken, in den Gehauen und Hochwäldern nieder, und ziehen die Waldungen vor, wo es viel Düngererde und herabgefallenes Laub gibt; hier halten sie sich den ganzen Tag über zurückgezogen und niedergekauert, so versteckt, daß man sie mit Hunden auftreiben muß, und oft fliegen sie unter den Füßen des Jägers auf. Mit dem Anbruch der Nacht verlassen sie diese dicht bewachsenen Orte und das Dickicht des Waldes, um sich nach den gelichteten Stellen zu begeben, indem sie den Fußpfaden folgen; sie suchen die weiche Erde, die feuchten Weiden, den Saum des Waldes und die kleinen Sümpfe auf, wo sie sich den Schnabel und die Füße waschen, welche sie beim Aufsuchen ihrer Nahrung mit Erde

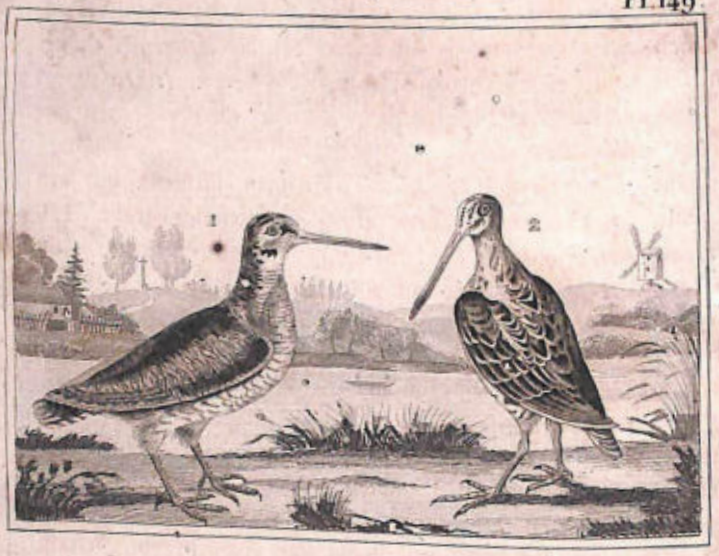
*) Die Zeit der Schnepfenjagd wird durch den Dichter Nemesianus gut bezeichnet:

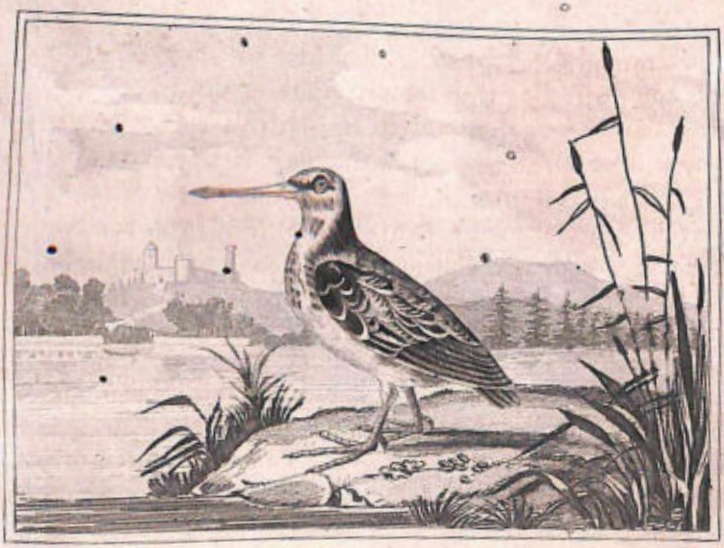
Quum nemus omne suo viridi spoliatur honore,
.... praeda est facilis et amoena scolopax.

1. DIE WALDSCHNEPFE.
2. DIE HEERSCHNEPFE ODER BECASSINE.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langschnäbler. *Gattung:* Schnepfe. *fig.*

Pl. 149.





DIE MOOS- ODER HAARSCHNEPFE.

Ordnung: Stelzenläufer..... *id.*

und Schlamm beschmutzt haben. Alle haben dasselbe Naturell, und man kann im Allgemeinen sagen, daß die Schnepfen Vögel ohne individuellen Charakter sind, und die dem einzelnen Vogel eigenthümlichen Gewohnheiten alle durch jene der ganzen Art bedingt werden.

Die Schnepfe schlägt beim Auffliegen lärmend mit den Flügeln; in den Hochwäldern fliegt sie ziemlich grade fort, aber im Niederholz ist sie genöthigt, oft auszuweichen. Um sich dem Auge des Jägers zu entziehen, sucht sie sich immer hinter den Gebüschen zu halten; ihr Flug ist, obgleich schnell, doch weder hoch noch lange anhaltend; sie läßt sich so rasch nieder, daß sie wie eine ihrer ganzen Schwere überlassene Masse zu fallen scheint. Wenige Augenblicke nach ihrem Fall läuft sie eilig; bleibt aber bald stehen, hebt den Kopf in die Höhe, und blickt nach allen Seiten umher, um sich von ihrer Sicherheit zu überzeugen, bevor sie ihren Schnabel in die Erde steckt. Plinius vergleicht mit Recht die Schnepfe in Betreff der Schnelligkeit des Laufs mit dem Rebhuhn; denn sie entschlüpft eben so, und wenn man sie zu finden glaubt, wo sie sich niedergelassen hat, hat sie sich sehr weit entfernt. Es scheint, daß dieser Vogel, ungeachtet seiner großen Augen, nur in der Dämmerung gut sieht, und ein stärkeres Licht ihn blendet; wenigstens sollte man es nach seinen Bewegungen glauben, die immer bei Anbruch des Tages und in der Morgendämmerung am lebhaftesten sind; und dieser Trieb, vor dem Aufgang oder nach dem Untergang der Sonne umherzufliegen, ist so dringend, und ihnen so tief eingepflanzt, daß man Schnepfen gesehen, welche, in einem Zimmer eingeschlossen, regelmäßig jeden Morgen und jeden Abend aufflogen, während sie am Tage oder in der Nacht nur umherliefen, ohne sich empor zu schwingen, und wahrscheinlich bleiben die Schnepfen ruhig in den Wäldern, wenn die Nacht dunkel ist; bei hellem Mondschein aber fliegen sie umher, um ihre Nahrung zu suchen; auch nennen die Jäger den Vollmond im November den Schnepfenmond, weil man alsdann ihrer sehr viele fängt. Die Netze werden entweder in der Nacht oder des Abends gelegt; man fängt sie durch die Pantenne, mit der Schnellruthe und dem Fallstrick; auch schießt man sie an den Sümpfen, Bächen und auf dem Anstand. Die Pantenne oder pantière ist ein Netz, das zwischen zwei großen Bäumen, an den lichten Stel-

len und am Saum der Wälder gespannt wird, wo man bemerkt hat, daß sie sich des Abends aufhalten oder vorüberfliegen. Die Jagd an den Sümpfen findet auch des Abends statt; der Jäger erwartet sie in einer Hütte unter Fichtenlaubwerk in der Nähe des Baches oder des Sumpfes, den die Schnepfen besuchen, und den er noch eigends, um sie anzulocken, zurichtet; und bald nach Sonnenuntergang, besonders bei mildem Süd- und Südwestwinde kommen sie einzeln oder zu zweien, und lassen sich auf das Wasser nieder, wo der Jäger einen fast sichern Schuß auf sie hat. Diese Jagd ist jedoch weniger ergiebig, und unsicherer, als jene mit den versteckten Fallstricken, die man auf den Fußpfaden anbringt, und Schnellruthen nennt. Es ist ein Stöckchen von einer Haselnußstaude, oder von anderm biegsamen elastischen Holze, das in die Erde gesteckt, umgebogen, und am Boden an eine Falle befestigt wird, an welcher sich oben eine Schleife von Pferdehaaren oder Zwirn befindet; den übrigen Theil des Pfades, auf welchem man die Schnellruthe gestellt hat, versperrt man mit Zweigen, oder wenn man sie auf einer Weide aufstellt, so steckt man Ginster oder Wachholder in einer Reihe nebeneinander, und biegt sie so, daß nur der kleine Durchgang übrig bleibt, dessen Breite die Falle einnimmt, damit die Schnepfe, die den Pfaden folgt, und nicht gern auffliegt oder springt, auf die Falle stößt, welche, sobald sie berührt wird, losschnellt, und der von der Schleife gefaßte Vogel wird durch den zurückschnellenden Zweig weit in die Luft geschwungen. Die so hangende Schnepfe zappelt sehr, um sich zu befreien, und der Jäger muß mehr als einmal des Abends und noch öfter gegen das Ende der Nacht nach den Schnellruthen sehen, sonst kommt der Fuchs, ein fleißiger und durch das Flügelschlagen dieser Vögel von weitem benachrichtigter Jäger, und holt sie nacheinander fort, indem er sie, ohne daß er sich die Zeit läßt, sie gleich zu fressen, an verschiedenen Stellen verbirgt, um sie im Falle der Noth wiederzufinden. Uebrigens erkennt man die Orte, welche die Schnepfe besucht, an ihrem Koth, der wie ein breiter, weißer und geruchloser Bodensatz aussieht. Um sie auf die Weiden zu locken, wo keine Fußpfade sind, zieht man Furchen in ihnen, denen sie folgt, um in der umgeworfenen Erde Würmer zu suchen, und wobei sie in die Schleifknoten der Schlingen von Pferdehaaren geräth, die man längs der

Furche aufgestellt hat. Sind dies aber nicht zu viele Nachstellungsmittel für einen Vogel, der kein einziges zu vermeiden weiß? Die Schnepfe hat keinen ausgebildeten Instinkt; „sie ist ein gar dummes Vieh," sagt Belon. Sie ist es in der That in hohem Grade, wenn sie sich auf die Weise, die er angibt, und die er **folâtrerie**, **Schäckerei** nennt, fangen läßt. Ein Mann mit einem Kappmantel von der Farbe welker Blätter nähert sich, auf zwei kurze Krücken gebückt, leise, bleibt stehen, wenn die Schnepfe ihn ansieht, geht weiter, wenn sie wieder zu laufen beginnt, bis er sie mit gesenktem Kopfe stehen bleiben sieht; dann schlägt er sanft die Stöcke aneinander. „Die Schnepfe wird sich daran ergötzen und sich so vernarren, sagt unser Naturforscher, daß der Jäger sich ihr hinreichend nähern kann, um ihr eine Schlinge um den Hals zu werfen." Behaupteten die Alten vielleicht deßhalb, weil sie sahen, daß die Schnepfe sich auf diese Weise nahe kommen ließ, sie habe eine wunderbare Neigung zum Menschen? In diesem Falle würde sie dieselbe ihrem ärgsten Feinde zuwenden. Sie kommt allerdings längs der Wälder bis in die Hecken der Meiereien und der Landhäuser; Aristoteles bemerkt es, aber Albert irrt sich, indem er sagt, sie besuche die angebauten Gegenden und die Gärten der Sämereien wegen, da weder die Schnepfe noch irgend ein Vogel ihrer Gattung Früchte und Samen frißt; die Gestalt ihres schmalen, sehr langen und an der Spitze zarten Schnabels würde ihnen diese Art Futter untersagen, und die Schnepfe ernährt sich in der That nur von Würmern; [1]) sie wühlt in der weichen Erde kleiner Sümpfe, und in der Nähe der Quellen auf feuchten Weiden und Wiesen am Saum der Wälder. Sie scharrt nicht mit den

[1]) „Sobald sie in die Wälder kommen, laufen sie auf die Haufen dürrer Blätter, welche sie umwenden oder fortschieben, um sich der darunter liegenden Würmer zu bemächtigen. Die Schnepfen haben diese Gewohnheit mit den Kibitzen und den Regenpfeifern gemein, welche auf dieselbe Weise unter dem Grase oder grünem Getreide Würmer suchen; ich habe jedoch beobachtet, daß diese letztern Vögel, deren ich mehre in meinem Garten hielt, um die Löcher her, worin Würmer waren, mit dem Fuß auf die Erde schlugen; vermuthlich um sie durch die Erschütterung aus ihrer Zufluchtsstätte zu vertreiben, und sie bemächtigten sich ihrer oft, noch ehe sie ganz aus der Erde hervorgekrochen waren." (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Baillon aus Montreuil-sur-Mer.)

Füßen in der Erde, und wirft nur haſtig mit ihrem Schnabel die Blätter zu beiden Seiten um. Sie ſcheint ihre Nahrung mehr durch den Geruch, als mit ihren ſchlechten Augen zu unterſcheiden; die Natur mag ihr in der Spitze des Schnabels ein Organ mehr, und einen beſonderen, für ihre Lebensweiſe geeigneten Sinn verliehen haben; die Spitze deſſelben iſt mehr fleiſchig, als hornartig, und ſcheint eine Art Taſtgefühl zu beſitzen, vermöge deſſen ſie in der feuchten Erde die angemeſſene Nahrung herausfinden kann; und dieſer Vorzug in der Organiſation ſcheint ebenſo den Bekaſſinen, und wahrſcheinlich auch den Reitern, den Leimſchnepfen und andern Vögeln, die in der feuchten Erde ihre Nahrung ſuchen, verliehen zu ſeyn. [1])

Uebrigens iſt der Schnabel der Schnepfe rauh, und an den Seiten, gegen die Spitze hin, gleichſam zackig, und ſeiner ganzen Länge nach mit tiefen Rinnen verſehen; der obere Kiefer bildet allein die abgerundete Spitze des Schnabels, indem er über den untern Kiefer hinausreicht, welcher gleichſam abgeſtutzt iſt, und unten wie in eine ſchiefe Fuge hineingeht. Dieſer Vogel erhielt in den meiſten Sprachen, von der griechiſchen ab, ſeinen Namen von der Länge des Schnabels. Sein Kopf, ebenſo eigenthümlich geſtaltet, wie ſein Schnabel, iſt mehr eckig als rund, und die Schädelknochen bilden über den Augenhöhlen faſt einen rechten Winkel. Sein Gefieder, welches Ariſtoteles mit jenem des Berghaſelhuhns vergleicht, iſt zu bekannt, als daß es noch einer beſondern Beſchreibung bedürfte; und die ſchönen Wirkungen des Helldunkels, welche ſchraffirte, verſchmelzte und verwaſchene Schattirungen von grau, weißbraun und Umberfarbe, obwohl düſter gehalten, darin bewirken, würden im Einzelnen ſchwer, und nur in einer langen Beſchreibung zu ſchildern ſeyn.

Wir haben in der Schnepfe eine Gallenblaſe gefunden, obgleich Belon ſich für überzeugt hält, daß ſie keine habe; dieſe Gallenblaſe ergießt ihre Feuchtigkeit durch zwei Gänge in den Zwölffingerdarm. Außer den gewöhnlichen beiden Blinddärmen fanden wir noch einen dritten, ungefähr 7 Zoll weit von den erſten, der eine eben ſo bemerkliche Verbindung mit dem Maſtdarm hatte; da wir ihn aber nur an einem

[1]) Dieſe intereſſante Bemerkung wurde uns durch Hrn. Hebert mitgetheilt.

einzigen Vogel sahen, so ist dieser dritte Blinddarm vielleich eine individuelle Abweichung, oder nur eine zufällige Bildung. Der Magen ist muskelicht und mit einer gerunzelten bloß anhangenden Haut gefuttert; man findet oft Kieselsteinchen in ihm, die der Vogel ohne Zweifel mit den Erdwürmern hinabschluckt. Der Darmgang ist 2 Fuß 9 Zoll lang.

Gesner gibt die Größe der Schnepfe, die er jener des Rebhuhns gleich seyn läßt, genauer an, als Aristoteles, welcher sie mit der des Huhns vergleicht, was uns anzudeuten scheint, daß der gemeine Schlag Hühner bei den Griechen viel kleiner war, als bei uns. Der Körper der Schnepfe ist zu jeder Zeit sehr fleischig, und gegen das Ende des Herbstes sehr fett; [1]) alsdann und den größten Theil des Winters hindurch ist sie ein gesuchtes Gericht, [2]) obgleich ihr Fleisch schwarz und nicht sehr zart ist; aber als festes Fleisch hat es die Eigenschaft, sich lange zu erhalten; man bratet es, ohne das Eingeweide herauszunehmen, welches mit seinem Inhalt die beste Würze dieses Wildprets ausmacht. Man bemerkt, daß die Hunde es nicht fressen; dieser Wildgeruch muß ihnen nicht zusagen und ihnen selbst widerlich seyn; denn man kann wohl nur die Pudel gewöhnen, die Schnepfe zu holen. Das Fleisch der Jungen hat weniger Wildgeruch, aber es ist zarter und weißer, als jenes der erwachsenen Schnepfen; alle magern ab, je mehr der Frühling vorrückt; und diejenigen, die im Sommer zurückbleiben, sind in dieser Jahreszeit hart und trocken, und haben einen zu starken Wildgeruch.

Fast alle Schnepfen kehren zu Ende des Winters, das heißt im März, von unsern Ebenen nach den Bergen zurück, durch den Geschlechtstrieb zur Einsamkeit hingezogen, welche diesem Triebe so sehr zusagt. Man sieht diese Vögel im Früh-

---

[1]) Olina und Longolius berichten, man mäste sie mit einem Brei von Mehl aus Maiskörnern (farina d'orzo) und trockenen Feigen; was uns für einen so wilden Vogel ein schweres Futter, und für ein in seiner Jahreszeit so fettes Wildpret unnütz zu seyn scheint.

[2]) Nach Olinas Bericht scheint man in Italien den ganzen Winter Jagd auf sie zu machen. Die starke Winterkälte in unsern Provinzen nöthigt die Schnepfen, sich etwas zu entfernen, indessen bleiben noch einige in unsern Wäldern, in der Nähe warmer Quellen, zurück.

ling gepaart abreisen; sie fliegen dann schnell und ohne sich aufzuhalten die Nacht hindurch; des Morgens aber verbergen sie sich in die Wälder, um dort den Tag zuzubringen, und verlassen sie des Abends wieder, um ihren Zug fortzusetzen. *) Den ganzen Sommer über halten sie sich an den einsamsten und höchsten Punkten der Berge auf, wo sie nisten, wie in den Gebirgen Savoyens, der Schweiz und der Dauphine, im Jura, in Bugey und den Vogesen; einige bleiben in den höher liegenden Bezirken Englands und Frankreichs, wie in einigen Gegenden Burgunds, der Champagne ꝛc. zurück. Es ist selbst vorgekommen, daß einige Schnepfenpaare in unsern ebenen Provinzen zurückgeblieben sind und dort genistet haben; wahrscheinlich durch Zufälligkeiten aufgehalten, und fern von den Gegenden, wohin ihre natürlichen Gewohnheiten sie ziehen, von der Zeit des Geschlechtstriebes überrascht. Edwards hat geglaubt, sie begäben sich alle, wie so viele andere Vögel, in die entferntesten Gegenden des Nordens; wahrscheinlich war er von ihrem Rückzug nach den Gebirgen so wenig unterrichtet, als von der Ordnung ihrer Züge, welche nach einem andern Plan, als bei den übrigen Vögeln, nur vom Gebirge nach der Ebene, und von der Ebene nach dem Gebirge, statt finden.

Die Schnepfe baut ihr Nest an der Erde, wie alle Vögel, die sich nicht aufsetzen; dieses Nest besteht aus trockenem Laub oder Gras, mit kleinen Holzsplittern verflochten; das Ganze ist kunstlos gegen einen Baumstamm oder unter einer dicken Wurzel aufgehäuft. Man findet in ihm 4 bis 5 längliche Eier, die etwas dicker, als jene der gemeinen Taube, fuchsröthlich-grau, mit dunkleren und schwärzlichen Wellenlinien marmorirt sind. Ein solches Nest mit Eiern wurde uns schon am 15. April gebracht. Wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, verlassen sie das Nest, und laufen, obwohl noch mit Flaumhaar bedeckt, umher; sie fangen selbst zu fliegen an, bevor sie andere Federn, als die der Flügel haben; auch entfliehen sie flatternd und laufend, wenn sie entdeckt werden; man hat die Eltern einst ein Junges, ohne Zweifel das schwächste, unter der Kehle fassen und es so mehr als 1000 Schritte weit forttragen sehen. Das Männchen verläßt

*) Bemerkung des Hrn. Baillon in Montreuil-sur-Mer.

das Weibchen nicht, so lange die Jungen ihrer beiderseitigen Hülfe bedürfen; nur in der Zeit ihrer Erziehung und seines Geschlechtstriebes läßt es seine Stimme ertönen; denn in dem übrigen Theil des Jahres ist es, so wie auch das Weibchen, stumm. [1]) Wenn das letztere brütet, liegt das Männchen fast immer bei ihm, und sie scheinen noch zu genießen, indem sie gegenseitig ihren Schnabel einander auf dem Rücken ruhen lassen. Diese Vögel von einsiedlerischem und wildem Naturell sind also liebevoll und zärtlich; sie werden selbst eifersüchtig, denn man sieht die Männchen so heftig um ein Weibchen kämpfen, daß sie sich auf die Erde werfen, und sich mit dem Schnabel stechen; sie werden also erst dumm und furchtsam, nachdem sie das Gefühl der Liebe, welches fast immer den Muth begleitet, verloren haben.

Die Art der Schnepfe ist allgemein verbreitet; wie bereits Aldrovande und Gesner es bemerkt haben. Man findet sie in den südlichen wie in den nördlichen Gegenden, in der alten wie in der neuen Welt; man erkennt sie in ganz Europa wieder, in Italien, in Deutschland, in Polen, in Schlesien, in Schweden, in Norwegen, und bis in Grönland, wo sie den Namen Sauarsuck erhielt, und wo nach einer dem Geiste der Sprache entsprechenden Zusammensetzung, die Grönländer ein besonderes Wort haben, um den Schnepfenjäger zu bezeichnen; in Island ist die Schnepfe ein Theil des auf dieser, obgleich mit Eis überzogenen, Insel so reichlich vorhandenen Wildprets; man findet sie in den nördlichsten und östlichsten Theilen Asiens wieder, wo sie häufig ist, indem sie besondere Namen in den Sprachen der Kamtschadalen, Koriaken und Kurilen hat. Hr. Gmelin hat ihrer viele in Mangasea und in Sibirien am Jenisea gesehen; und obgleich die Schnepfen dort in großer Anzahl vorhanden sind, so bilden sie doch nur einen sehr kleinen Theil der großen Anzahl von Wasser- und Strandvögeln jeder Art, die sich in dieser Jahreszeit an den Ufern und auf dem Wasser dieses Flusses versammeln.

[1]) Dieses Geschrei hat verschiedene Töne, die von der Tiefe zur Höhe übergehen: go, go, go, go; pidi, pidi, pidi, pidi; kri, kri, kri, kri; die letzteren scheinen Ausdrücke des Zorns unter mehren versammelten Männchen zu seyn. Auch haben sie eine Art Gekrächz: kuan, kuan, und ein gewisses Gegrunze: fru, fru, fru, wenn sie sich verfolgen.

Die Schnepfe findet sich ebenfalls in Persien, in Egypten in der Umgegend von Cairo; und wahrscheinlich ziehen sie aus diesen Gegenden im November mit den Nord- und Nordostwinden nach Malta, und halten sich dort nur so lange auf, als der Wind sie dazu nöthigt. In der Barbarei erscheinen sie, wie in unsern Gegenden, im October, und bleiben bis in den März; und es ist bemerkenswerth, daß diese Art zu gleicher Zeit sich im Norden und im Süden findet, oder wenigstens sich an die heiße Zone gewöhnen kann, da sie doch in der kalten einheimisch zu seyn scheint; denn Herr Adanson hat die Schnepfe auf den Inseln im Senegal gefunden; andere Reisende haben sie in Guinea und auf der Goldküste gesehen, Kämpfer hat ihrer auf dem Meere, zwischen China und Japan, und Knox scheint sie auf der Insel Ceylan gefunden zu haben. Da nun die Schnepfe sich in allen Klimaten aufhält, und den Norden des alten Kontinents besucht, so kann es nicht befremden, daß sie sich in der neuen Welt wiederfindet; sie ist in Illinois und dem ganzen südlichen Theil Kanadas gemein, so wie in Luisiana, wo sie etwas dicker ist, als in Europa, was man ihrer reichlichen Nahrung zuschreibt. Sie ist seltener in den nördlicheren Provinzen Amerikas. Die in Cayenne unter dem Namen der Savannenschnepfe bekannte guianische Schnepfe scheint uns jedoch von der unsrigen so verschieden, daß sie eine getrennte Art bildet; wir werden sie nach den wenigen zahlreichen Varietäten dieser Art in Europa beschreiben.

Varietäten der Schnepfe.

I.

Die weiße Schnepfe.

(Scolopax alba. L. La bécasse blanche. B.)

Diese Varietät ist selten, wenigstens in unsern Gegenden. Bisweilen ist ihr Gefieder ganz weiß, noch öfter mit einigen grauen oder kastanienbraunen Wellenlinien durchzogen; der Schnabel ist gelblich-weiß; die Füße sind von bleichem [illegible] mit weißen Nägeln, was auszudeuten scheint, daß diese weiße Farbe durch eine Entartung bewirkt wird, die verschieden von der Veränderung der schwarzen in die weiße Farbe ist, welcher

die Thiere in dem Norden unterworfen sind; und diese Entartung in der Schnepfenart ist jener des weißen Negers in dem Menschengeschlecht ziemlich entsprechend.

II.

Die fuchsrothe Schnepfe.

(Scolopax rufa. L. La bécasse rousse. B)

In dieser Varietät ist das ganze Gefieder fuchsroth, nämlich durch dunklere Wellenlinien auf einem hellern Farbengrunde; sie scheint noch seltener zu seyn, als die erste. Beide wurden auf der Jagd des Königs im Dezember 1775 getödtet, und Seine Majestät erzeigte uns die Ehre, sie uns durch den Herrn Grafen Angiviller zu überschicken, um in dem Naturalienkabinet aufgestellt zu werden.

III.

Die Jäger behaupten, zwei Schnepfenrassen zu unterscheiden, *) die große und die kleine; aber da das Naturell und die Gewohnheiten dieser beiden Schnepfenarten dieselben sind, und sie sich in allem übrigen gleichen, so werden wir diesen kleinen Unterschied des Wuchses nur als zufällig oder individuell, oder als jenen zwischen jungen und erwachsenen Vögeln betrachten, wodurch folglich nicht zwei getrennte Rassen zwischen zwei Vögeln angenommen werden können, die übrigens dieselben sind, da sie sich zusammen paaren und mit einander zeugen.

*) Ich habe mehremale bemerkt, daß es zwei Arten von Schnepfen zu geben scheint; die zuerst ankommenden sind die größten, sie haben Füße von grauer, leicht in rosenroth hinüberspielender Farbe; die andern sind klein, ihr Gefieder gleicht jenem der großen Schnepfe, aber sie haben Füße von blauer Farbe, und man hat beobachtet, daß, wenn man diese Art in der Gegend von Montreuil in der Picardie fängt, die große Schnepfe dort seltener wird. (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Baillon in Montreuil-sur-Mer.)

Ausländischer Vogel,

der mit der Schnepfe verwandt ist.

Die Savannenschnepfe.

(Scolopax paludosa. L. La bécasse des Savanes B.)

Diese guianische Schnepfe, Nr. 895, ist zwar um den vierten Theil kleiner, als die französische, hat aber dennoch einen längern Schnabel und etwas höhere Beine, welche, wie jener, braun sind. Die weißgraue Farbe, von schwarzen Zügen durchschnitten, und weniger mit fuchsroth gemischt, als bei unserer Schnepfe, herrscht auf ihrem Gefieder vor. Neben diesen äußern durch das Klima veranlaßten Unterschieden bemerkt man bei der Savannenschnepfe auch jene der Sitten und Gewohnheiten, die es ebenfalls bedingt; sie hält sich fortwährend in jenen unermeßlichen natürlichen Wiesen, aus denen der Mensch und die Hunde sie noch nicht vertrieben haben, weil sie dort nicht angesiedelt sind; sie hält sich in den coulées; so nennt man die Vertiefungen in den Savannen, wo sich immer Schlamm und dichtes und hohes Gras findet; doch vermeidet sie diejenigen, wohin die Fluth steigt, und welche salziges Wasser haben. Zur Regenzeit begeben sich diese kleinen Schnepfen nach den Höhen, und verbergen sich dort zwischen Gras und Kräutern; auch paaren sie sich hier und legen ihre Nester auf kleinen Erhöhungen in Löchern an, welche sie mit trockenen Kräutern ausfuttern. Ihre Brut besteht nur aus 2 Eiern; aber sie wiederholen dieselbe bis zum Juli. Nach der Regenzeit kehren diese Schnepfen zu den Sumpfstellen in den Savannen zurück, das heißt von den höher gelegenen Orten nach den Niederungen, welche Gewohnheit ihnen also mit den europäischen Schnepfen gemeinschaftlich ist. Das Feuer, welches man oft im September und October in den Savannen anzündet, jagt sie vor sich her, und sie sammeln sich dann in großer Anzahl in den benachbarten Gegenden; aber sie scheinen die Waldungen zu vermeiden; und wenn man sie verfolgt, flüchten sie nie dorthin, und wenden sich um nach den Savannen zurückzukehren. Diese Gewohnheit entspricht nicht jener der europäischen Schnepfe; doch fliegen sie immer, wie diese, fast unter den Füßen des Jägers auf; sie sind eben so schwerfällig in ihrem Aufflug, und machen

dabei dasselbe Geräusch mit den Flügeln. Wenn eine dieser Schnepfen durch einen Schuß getroffen wird, so macht sie mehre Wendungen, bevor sie sich niederläßt. Gewöhnlich fliegen zwei, bisweilen auch drei zusammen; und wenn man eine sieht, so kann man sicher seyn, daß die zweite nicht weit ist. Gegen den Anbruch der Nacht hört man sie durch ein etwas rauhes Lockgeschrei sich zusammenrufen, welches ziemlich dem tiefen Ton ka, ka, ka, ka, gleicht, den das Haushuhn oft ausstößt; sie fliegen während der Nacht umher, und man sieht sie im Mondschein sich bis vor die Thüren der Wohnungen setzen. Hr. de la Borde, der diese Beobachtungen in Cayenne anstellte, versichert uns, das Fleisch der Savannenschnepfe sey wenigstens eben so gut, als jenes der französischen.

Die Heerschnepfe (Bekassine, Sumpfschnepfe).

(Scolopax gallinago. L. La bécassine. B.)

Erste Art.

Die Heerschnepfe wird im Französischen sehr richtig benannt (bécassine, kleine Schnepfe); denn berücksichtigt man nur ihre Gestalt, so könnte man sie für eine kleine Schnepfenart halten. „Es würde eine kleine Schnepfe seyn, sagt Belon, wenn sie nicht verschiedene Gewohnheiten hätte.“ Die Heerschnepfe, Nr. 883, hat wirklich, wie die Schnepfe, einen sehr langen Schnabel und einen eckigen Kopf, ein ebenso gemischtes Gefieder, nur mit weniger fuchsroth, wogegen weißgrau und schwarz vorherrschen; aber diese auf das Aeußere beschränkten Aehnlichkeiten sind nicht in das Innere eingedrungen; das Resultat der Organisation ist nicht dasselbe, weil die natürlichen Gewohnheiten entgegengesetzt sind. Die Heerschnepfe besucht nicht die Waldungen; sie hält sich an den sumpfigen Stellen der Wiesen, in dem Gras und Schilf längs der Flüsse, und erhebt sich im Fluge so hoch, daß man sie noch hört, wenn man sie schon aus dem Gesicht verloren hat; ihr Geschrei ist meckernd mee, mee, mee, woher einige Nomenklatoren ihr den Zunamen fliegende Ziege gaben; sie stößt auch bei ihrem Auffluge ein kleines kurzes und pfeifendes Geschrei aus; sie hält sich zu keiner Jahreszeit in den Bergen auf, unterscheidet sich daher von der Schnepfe eben so sehr

durch das Naturell und die Gewohnheiten, als sie ihr an Gefieder und Gestalt ähnlich ist.

In Frankreich erscheinen die Bekassinen im Herbst; man sieht bisweilen ihrer 3 und 4 zusammen; aber meistens findet man sie allein. Sie fliegen in sehr schnellem Fluge von weitem auf, und nach drei Bogenschwingungen schießen sie 2 bis 300 Schritt fort, oder erheben sich hoch in die Luft. Der Jäger weiß ihren Flug zu verzögern, und sie anzulocken, indem er ihre Stimme nachahmt. In unsern Gegenden bleiben den ganzen Winter über Bekassinen in der Nähe der Quellen zurück. Im Frühjahr kommen sie in großer Menge, und dies scheint die Zeit ihrer Ankunft in verschiedenen Ländern zu seyn, wo sie nisten, wie in Deutschland, in Schlesien, in der Schweiz; aber in Frankreich bleiben nur einige während des Sommers und sie nisten in unsern Morästen. Willughby bemerkt dasselbe in Beziehung auf England. Man findet ihr Nest im Juni an der Erde unter der dicken Wurzel einer Erle oder Weide, an den sumpfigen Stellen, wohin das Vieh nicht dringt; es besteht aus trockenen Kräutern und Federn, und enthält 4 bis 5 längliche Eier, von weißlicher Farbe, mit fuchsrothen Flecken. Die Jungen verlassen das Nest, sobald sie aus der Schale geschlüpft sind; sie sehen häßlich und ungestaltet aus; aber die Mutter liebt sie nichts desto weniger, verpflegt sie, bis ihr großer noch zu weicher Schnabel fester geworden ist, und verläßt sie nicht, bis sie sich leicht versorgen können.

Die Heerschnepfe pickt fortwährend in der Erde, und doch weiß man nicht genau anzugeben, was sie frißt. Man findet in ihrem Magen nur einen erdigen Niederschlag, und eine Flüssigkeit, welche wahrscheinlich die aufgelöste Substanz der Würmer ist, von denen sie sich ernährt; denn Aldrovande bemerkt, daß ihre Zunge, wie jene der Spechte, in eine scharfe Spitze ausläuft, und daher geeignet ist, die Würmer zu durchbohren, die sie im Schlamm aufwühlt.

Der Kopf dieser Heerschnepfenart hat eine natürliche in horizontaler Richtung schaukelnde Bewegung, und der Schwanz von oben nach unten; sie geht gemessenen Schritts, mit hoch gehobenem Kopf, ohne zu hüpfen oder zu flattern; aber überrascht sie selten so, denn sie hält sich so sorgfältig im Schilf und den Gräsern der Sümpfe verborgen, wo die Jäger diese Vögel nur mit einer Art Schlittschuhe aus leichten

Brettern, aber breit genug, um nicht in den Schlamm zu dringen, auffinden können; und da die Heerschnepfe schon von weitem und sehr schnell auffliegt, und mehre Wendungen macht, bevor sie gerade fort schießt, so ist sie sehr schwer zu schießen; man fängt sie leichter mit Schnellruthen, jenen ähnlich, die man auf Fußpfaden im Gebüsche aufstellt, um die Schnepfe zu fangen.

Die Heerschnepfe ist gewöhnlich sehr fett; und ihr Fett, von sehr feinem Geschmack, hat nichts Widerliches; man richtet sie, wie die Schnepfe, mit den Eingeweiden zu, und stellt ihr überall als einem vortrefflichen Wildpret nach.

Obgleich man übrigens während des Herbstes immer Heerschnepfen in unsern Sümpfen findet, so ist die Art jetzt nicht mehr so zahlreich, als sie es früher war; aber sie hat sich noch allgemeiner verbreitet, als jene der Schnepfe; man findet sie in allen Gegenden der bekannten Erde, wie viele Reisende sich davon überzeugt haben. Man hat sie uns aus Cayenne geschickt, wo man sie die Savannen-Bekassine nennt; Herr Frezier hat sie in den Ebenen von Chili gefunden; sie ist in Luisiana gemein, wo sie bis zu den Wohnungen kommt, so wie auch in Kanada und auf St. Domingo. Auf dem alten Kontinent findet man sie von Schweden und Sibirien bis Ceylan und Japan; wir erhielten sie vom Vorgebirge der guten Hoffnung; [1]) sie hat sich bis zu den entfernten Ländern des südlichen Ozeans begeben; Hr. von Bougainville sah sie auf den malvinischen Inseln, wo ihre Gewohnheiten, wie er bemerkt, jenen einsamen Orten entsprechen, an denen nichts sie beunruhigt; ihr Nest findet man mitten auf der Ebene im freien Felde; man schießt sie sehr leicht; sie hegt durchaus kein Mißtrauen, und macht beim Auffluge keine Wendungen; ein neuer Beweis, daß die schüchternen Gewohnheiten den fliehenden Thieren durch die Furcht eingeflößt werden; und diese Furcht scheint sich bei der Heerschnepfe noch mit einer heftigen

---

[1]) Diese Heerschnepfe vom Vorgebirge der guten Hoffnung ist etwas größer, als die unsrige, und hat einen noch längeren Schnabel und etwas dickere Beine, was jedoch nicht verhindert, daß man ihre Art-Verwandtschaft sehr genau erkennt. Sie unterscheidet sich von einer andern Heerschnepfe vom Vorgebirge der guten Hoffnung, die dort einheimisch zu seyn scheint, und die wir gleich beschreiben werden.

Abneigung gegen den Menschen zu vereinigen, denn sie gehört zu den Vögeln, die sich auf keine Weise zähmen lassen. Longolius versichert, man könne die Schnepfe im Vogelschlage auferziehen, und selbst fett füttern, aber mit der Heerschnepfe sey dieses ohne Erfolg versucht worden.

Es scheint, daß es in dieser Art eine kleine Rasse gibt, wie in jener der Schnepfe; denn außer der kleinen Heerschnepfe mit dem Beinamen der taüben, von der wir gleich berichten werden, finden sich unter denen der gemeinen Art große, und andere, die kleiner sind; aber diese Verschiedenheit des Wuchses, die von keiner andern, weder in den Gewohnheiten noch im Gefieder begleitet wird, zeigt höchstens nur einen Rassenunterschied an, oder vielleicht eine zufällige und individuelle Varietät, die sich nicht auf das Geschlecht bezieht; denn man kennt keinen auffallenden Unterschied zwischen dem Männchen und Weibchen, in dieser eben so wenig, als in der folgenden Art.

Die kleine Heerschnepfe, mit dem Beinamen „die stumme," (die Moos- oder Haarschnepfe).

(Scolopax gallinula. L. La petite bécassine, surnommée la sourde. B.)

Zweite Art.

Die kleine Heerschnepfe, Nr. 884, ist nur halb so groß, als die andere, weßhalb, sagt Belon, „die Verkäufer sie zwei für eine nennen." Sie verbirgt sich im Schilf der Teiche und unter dem trockenen Rohr, und bleibt hartnäckig an ihrer Stelle, so daß sie nicht auffliegt, bis man ihr ganz nahe ist, als höre sie nichts von dem Geräusch der auf sie Zukommenden, weßhalb sie die Jäger die taube Heerschnepfe genannt haben; ihr Flug ist nicht so schnell und mehr in gerader Linie, als jener der Heerschnepfe; ihr Fleisch ist von nicht weniger zartem Geschmack, und ihr Fett eben so fein; aber die Art scheint nicht so zahlreich zu seyn, oder ist nicht überall verbreitet. Willughby bemerkt, sie sey in England weniger häufig, als die große Heerschnepfe. Linne erwähnt ihrer nicht in der Aufzählung der schwedischen Vögel, doch findet sie sich, Hrn. Brunnich zufolge, in Dänemark. Diese kleine Heerschnepfe hat einen verhältnißmäßig kürzern Schnabel, als die andere; ihr

Gefieder ist dasselbe, mit einigen kupferfarbigen Widerscheinen auf dem Rücken und langen fuchsröthlichen Pinselstrichen auf den an den Seiten des Rückens anliegenden Federn, welche, da sie lang, dünn und seidenartig sind, wahrscheinlich zu dem Namen Haarschnepfe Veranlassung gaben, den nach Klein die Deutschen ihr beilegen.

Diese kleinen Heerschnepfen bleiben fast das ganze Jahr und nisten in unsern Sümpfen. Ihre Eier, von derselben Farbe wie die der großen Heerschnepfe, sind nur kleiner im Verhältniß zum Vogel, der nicht größer als eine Lerche ist; man hat oft diese kleine Heerschnepfe für das Männchen der großen gehalten; und Willughby berichtigt diesen ziemlich verbreiteten Irrthum, indem er gesteht, er habe es, bevor er sie verglichen, selbst geglaubt, was jedoch Albin nicht verhinderte, von neuem in denselben Irrthum zu verfallen.

Die brünette Heerschnepfe.

(La brunette. B.)

Dritte Art.

Willughby gibt diesen Vogel unter dem Namen Dunlin an, der sich durch Brünette übersetzen läßt; er berichtet, er sey in den nördlichen Gegenden Englands einheimisch; es ist eine kleine Wasserschnepfe, von dem Wuchs der vorigen, und die von ihr wenig verschieden zu seyn scheint. Der Bauch ist schwärzlich mit weißen Wellenlinien, und der Oberkörper auf einem fuchsbraunen Grunde schwarz und etwas weniges weiß gefleckt; übrigens hat sie die Gestalt und die Gewohnheiten unserer kleinen Schnepfe; es ist daher eine der vorigen Art sehr benachbarte, oder vielleicht eine einfache Varietät derselben.

Ausländische Vögel,

die mit den Heerschnepfen verwandt sind.

Die Heerschnepfe vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Scolopax capensis. L. La bécassine du cap de Bonne-Espérance. B.)

Erste Art.

Sie ist etwas größer als unsere gemeine Heerschnepfe, hat aber einen viel kürzern Schnabel. Die Farben ihres

Gefieders sind etwas weniger düster; ein bläuliches Grau, mit kleinen schwarzen Wellenlinien schraffirt, bildet die Grundfarbe des Mantels, den eine weiße Linie, von der Schulter bis zum Bürzel, durchzieht; ein kleiner schwarzer Gürtel zeichnet den obern Theil der Brust; der Bauch ist weiß; der Kopf mit fünf Binden geschmückt, einer fuchsröthlichen am Scheitel, zwei grauen an jeder Seite, dann zwei weißen, die das Auge umziehen, und sich nach hinten verlängern. Illuminirte Tafel Nr. 270.

Die Heerschnepfe von Madagaskar.

(Scolopax madagascariensis. L. La bécassine de Madagascar. B.)

Zweite Art.

Diese Heerschnepfe, Nr. 922, ist sehr hübsch durch die Vertheilung und Mischung ihres Gefieders: der Kopf und der Hals sind fuchsröthlich, von einem weißen Strich durchzogen, der sich über das Auge zieht, und über welchem ein schwarzer Strich fortläuft; der untere Theil des Halses ist mit einem breiten schwarzen Kragen umzogen; die Federn des Rückens sind schwärzlich mit grauen Bogenschwingungen. Die fuchsröthlich grauen und schwärzlichen Farben werden auf den Flügelbedeckungen von kleinen wellenförmigen und dicht zusammen stehenden Linien durchschnitten; die mittleren Schwungfedern von Querbinden, die in jener angenehmen Mischung bunt sind, getrennt durch drei bis vier Reihen ovaler, schön hell fuchsrother Flecken, von Schwarz umgeben; der Unterleib ist weiß. Diese Heerschnepfe ist fast 10 Zoll lang.

Die chinesische Heerschnepfe.

(Scolopax sinensis. L. La bécassine de la Chine. B.)

Dritte Art.

Diese Heerschnepfe, Nr. 881, ist etwas kleiner als unsere große Heerschnepfe; hat aber etwas längere Beine, und einen fast eben so langen Schnabel. Ihr Gefieder ist nicht so düster; auf dem Mantel finden sich ziemlich breite Flecken von Braungrau, Bläulich, Schwarz und hell Fuchsroth; die Brust ist mit einem breiten schwarzen Feston geschmückt; der Unterleib ist

weiß; der Hals weißgrau und fuchsröthlich punktirt, und der Kopf mit weißen und schwarzen Strichen durchzogen.

Die durch Brisson angegebene Heerschnepfe von Madras würde in den Farben, wie er sie beschreibt, dieser chinesischen Heerschnepfe ziemlich ähnlich seyn; aber ein Merkmal, das dieser hier fehlt, ist „der Hinternagel von derselben Länge, wie die Vordernägel," welchen Hr. Brisson der Heerschnepfe von Madras beilegt, und was ihn, wie es scheint, den Regeln der Nomenklatur nach hätte veranlassen sollen, diesen Vogel von der Gattung der Heerschnepfen auszuschließen.

Die Leimschnepfen.

(Les barges. B.)

Von allen jenen leicht beschwingten Wesen, denen die Natur so viel Leben und Anmuth zutheilte, und welche sie auf den großen Schauplatz ihrer Werke geworfen zu haben scheint, um die Leere des Raumes zu beleben, und Bewegung hineinzubringen, sind die Sumpfvögel diejenigen, denen sie den geringsten Antheil ihrer Gaben gewährte; ihre Sinne sind stumpf, ihr Instinkt ist auf die niedrigsten Empfindungen beschränkt, und ihr Naturell weiset sie nur darauf hin, ihre Nahrung in dem Schlamm der Moräste zu suchen, als ob diese Arten, noch an den Urschlamm gefesselt, keinen Antheil an den glücklicheren und bedeutenderen Fortschritten hätten nehmen können, die allmälig alle anderen Erzeugnisse der Natur vervollkommneten, und deren Entwickelung die Sorgfalt des Menschen beförderte und verschönerte, während diese Bewohner der Moräste in dem unvollkommenen Zustand ihres vernachläßigten Daseyns geblieben sind.

Keiner von ihnen hat die Anmuth und Munterkeit unserer Feldvögel; sie wissen nicht, wie diese, sich zusammen zu belustigen und zu erfreuen, noch auf der Erde oder in der Luft einander zu liebkosen; ihr Flug ist nur eine Flucht, ein schneller Uebergang von einem kalten Sumpf zu einem andern; auf dem feuchten Boden zurückgehalten, können sie nicht, wie die Gäste der Wälder, in den Zweigen spielen, oder sich auch nur darauf setzen; während des Tages kauern sie an der Erde und halten sich im Schatten; ein schwaches Auge, ein furcht-

sames Naturell lassen sie die Dunkelheit der Nacht oder das schwache Licht der Dämmerung dem des hellen Tages vorziehen, und sie suchen weniger ihre Nahrung mit den Augen, als mit dem Tastsinn oder dem Geruch. So leben die Schnepfen, die Heerschnepfen, und die meisten andern Sumpfvögel, unter denen die Leimschnepfen eine kleine Familie unmittelbar unter jener der Schnepfe bilden; sie haben dieselbe Körpergestalt, aber höhere Beine, und einen noch längeren, obgleich ebenso geformten Schnabel. Gesner irrt sich, indem er sagt, sie hätten einen spitzen und zum Aufspießen der Fische geeigneten Schnabel; die Leimschnepfen leben nur von Würmern, die sie aus dem Schlamme ziehen. Man findet in ihrem Magen kleine Steinchen, die meisten durchsichtig, und jenen ganz ähnlich, die der Magen der Säbelschnäbler enthält. [1]) Ihre Stimme ist eigenthümlich, denn Belon vergleicht sie mit dem unterdrückten Meckern einer Ziege. Diese Vögel sind unruhig, fliegen von weitem auf, und stoßen während des Auffliegens ein Angstgeschrei aus. Sie sind selten in den vom Meere entfernten Gegenden, und ziehen den Aufenthalt in Morästen mit Salzwasser vor. Sie ziehen an unsern Küsten, und besonders an denen der Picardie [2]) regelmäßig im Monat September durch; man sieht sie truppweise, und hört sie Abends beim Mondschein sehr hoch vorüber fliegen. Die meisten lassen sich in den Sümpfen nieder, die Ermüdung macht sie dann weniger scheu. Es wird ihnen schwer, ihren Aufflug zu nehmen; aber sie laufen wie die Rebhühner, und wenn der Jäger sie treiben läßt, versammelt er ihrer genug, um mehrere auf einen Schuß zu tödten. Sie halten sich nur einen oder zwei Tage an demselben Ort auf, und oft findet man am andern Morgen keine einzige mehr in jenen Sümpfen, wo sie den Abend zuvor so zahlreich waren. Sie nisten nicht an unsern Küsten. Ihr Fleisch ist zart und ein sehr gutes Essen.

Wir unterscheiden 8 Arten in der Gattung dieser Vögel.

---

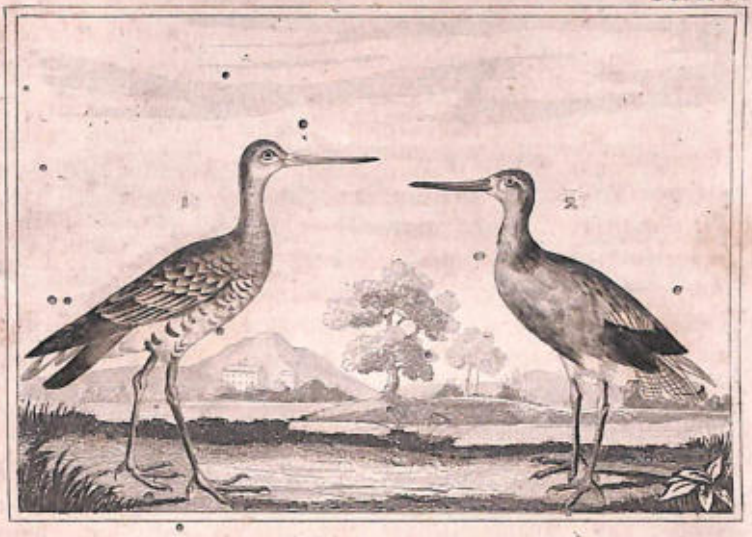
[1]) Eine durch Hrn. Baillon über die an der Küste von der Picardie durchziehenden Leimschnepfen mitgetheilte Beobachtung, welche ihn vermuthen läßt, daß diese Vögel und die Säbelschnäbler aus denselben Ländern kommen.

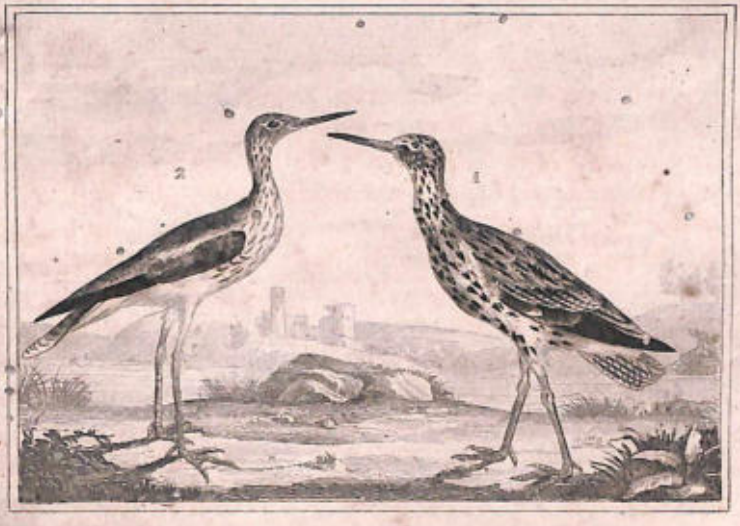
[2]) Die Leimschnepfen werden in der Picardie Taterlas genannt.

1. DIE LEIMSCHNEPFE. 2. DIE LAPPLÄNDISCHE ODER DIE ROTHSCHNEPFE.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langschnäbler. *Gattung:* Schnepfe. *fc.*

Pl. 150.





1. DAS ROTHBEIN ODER DER ROTHBEINIGE REITER.
2. DER GEMEINE REITER.

Ordnung: Stelzenläufer ..... *id.*

Die gemeine Leimschnepfe.

(Scolopax limosa. L. La barge commune. B.)

Erste Art.

Das Gefieder dieser Leimschnepfe, Nr. 874, ist von gleichförmigem Grau, mit Ausnahme der Stirn und der Kehle, deren Farbe fuchsröthlich ist; der Bauch und der Bürzel sind weiß; die großen Schwungfedern außerhalb schwärzlich, innerhalb weißlich; die mittleren Schwungfedern und die großen Flügelbedeckungen haben viel weiß; der Schwanz ist schwärzlich mit weißer Spitze; die beiden äußersten Federn sind weiß; der Schnabel ist schwarz an der Spitze und röthlich in seiner 4 Zoll betragenden Länge; die Füße sind mit dem nackten Theil der Beine $4^1/_2$ Zoll lang. Die Gesammtlänge von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze beträgt 16 Zoll, und bis zum Ende der Zehen 18. Hr. Hebert hat uns mitgetheilt, er habe einige Leimschnepfen dieser Art in Brie geschossen. Es scheint also, daß sie sich bisweilen mitten auf dem Festlande niederlassen, oder durch einen Windstoß dorthin getrieben werden.

Die graue Leimschnepfe.

(Scolopax glottis. L. La barge aboyeuse. B.)

Zweite Art.

Das Geschrei dieses Vogels muß einem Gebell gleichen, da ihn die Engländer den bellenden (barker) nannten, unter welchem Namen Albin, und nach ihm Hr. Adanson, diese Schnepfe angegeben haben. Die Benennung graue Leimschnepfe, auf der illuminirten Tafel Nr. 876, unterscheidet sie übrigens nicht hinlänglich von der vorigen Art, die ebenfalls grau ist, und noch gleichförmiger als diese, deren braungrauer Mantel um jede Feder eine weißliche Franze hat; die des Schwanzes sind mit weißlichen und schwärzlichen Querstreifen durchzogen. Diese Leimschnepfe unterscheidet sich auch von der vorigen durch die Größe, indem sie von der Spitze des Schnabels bis zum Ende der Zehen nur 14 Zoll lang ist.

Sie bewohnt die Sumpfgegenden an den europäischen Seeküsten, sowohl des Oceans, als des mittelländischen Meeres,

Man findet sie in den Sümpfen mit Salzwasser; sie ist, wie die andern Leimschnepfen, furchtsam und entflieht von weitem; auch sucht sie ihre Nahrung nur des Nachts.

Die bunte Leimschnepfe. [1])

(Scolopax totanus. L. La barge variée. B.)

Dritte Art.

Wenn die meisten Nomenklatoren diese Leimschnepfe nicht als verschieden von der vorigen, und unter andern Namen angegeben hätten, so würden wir aus beiden nur eine einzige und dieselbe Art bilden; die Farben des Gefieders sind dieselben; die ganz gleiche Gestalt ist nur dadurch modifizirt, daß diese hier jene an Größe etwas übertrifft, was nicht immer eine Art-Verschiedenheit andeutet; denn die Beobachtung hat uns oft dargelegt, daß sich in derselben Art Varietäten finden, bei denen der Schnabel und die Beine bisweilen um einen halben Zoll länger oder kürzer sind. Das ganze Gefieder dieser Leimschnepfe ist, wie jenes der vorigen, bunt, von meist verschiedener Schattirung, und die braungrauen Federn des Mantels werden durch diese Farbe gefranzt und eingefaßt; der Schwanz ist ebenso gestreift, und der Unterkörper weiß. Die Deutschen nennen beide Arten Meerhuhn, die Schweden Glutt. Diese Namen scheinen ein Gebell anzudeuten. (!) Sollte Gesner nach demselben Namen durch eine falsche Analogie diese Leimschnepfen für den Vogel Glottis des Aristoteles gehalten haben, aus dem er an einer andern Stelle eine Ralle macht? Albin läßt sich hier einen auffallenden Fehler zu Schulden kommen, indem er diese Leimschnepfe für das Weibchen des rothfüßigen Reiters hält.

Die lappländische oder die Rothschnepfe.

(Scolopax lapponica. L. La barge rousse. B.)

Vierte Art.

Sie ist fast von der Größe der grauen Leimschnepfe; der ganze Vorderleib und der Hals sind schön fuchsroth, die Federn

[1]) Dieselbe Art, wie die vorige.

des Mantels, braun und schwärzlich, sind leicht weiß und fuchsröthlich gefranzt; der Schwanz ist mit fuchsröthlichen und braunen Querstreifen durchzogen. Man sieht diese Leimschnepfe, Nr. 900, an unsern Küsten, sie findet sich auch im Norden und bis nach Lappland. Man findet sie in Amerika wieder. Sie wurde von der Hudsonsbai nach England geschickt. Es ist dies ein Beispiel mehr von jenen Wasservögeln, die den Ländern im Norden beider Kontinente gemeinsam sind.

Die große fuchsrothe Leimschnepfe.

(Scolopax aegocephala. L. La grande barge rousse. B.)

Fünfte Art.

Diese Leimschnepfe ist in der That größer, als die vorige, aber sie hat nur auf dem Halse fuchsroth, und einen fuchsröthlichen Saum an den schwärzlichen Federn des Rückens; die Brust und der Bauch sind mit schwärzlichen Querstreifen auf einem schmutzig weißen Grunde durchzogen. Die Länge dieser Leimschnepfe, Nr. 916, vom Schnabel bis zu den Nägeln, beträgt 17 Zoll. Außer diesen Unterschieden, welche sie hinlänglich von der rothen Leimschnepfe unterscheiden, versichert uns ein Beobachter, diese beiden Arten zögen immer getrennt an unsern Küsten vorüber. Die große fuchsrothe Leimschnepfe unterscheidet sich selbst in ihrem Naturell von allen andern, wenn es wahr ist, was Willughby sagt, daß sie nämlich mit emporgerichtetem Kopf an der sandigen und offenen Küste einher hüpfe, ohne daß sie sich zu verbergen suche. Derselbe Naturforscher bemerkt, man habe ihr mit Unrecht an einigen Gegenden der englischen Küste den Namen stone-plover gegeben, welches eigentlich der unseres Landkurlis oder des großen Regenpfeifers ist; aber ein noch größerer Irrthum ist es, daß der Uebersetzer Albin's die Namen godwit und aegocephalus, welche die Leimschnepfe bezeichnen, durch Francolin wiedergegeben hat. Diese große fuchsrothe Leimschnepfe findet sich nicht allein an den französischen und englischen Küsten, sondern auch an denen der Barbarei; man erkennt sie in der Nachricht, die der Doctor Shaw von seinem godwit of Barbary mittheilt.

Die fuchsrothe Leimschnepfe von der Hudsonsbai. [1])

(Scolopax fedoa. L. La barge rousse de la baie d'Hudson. B.)

Sechste Art.

Obgleich sich in dem Gefieder dieser Leimschnepfe Verschiedenheiten gegen das der vorigen finden, die besonders darin bestehen, daß diese mehr fuchsroth und auch einen etwas größern Wuchs hat, so halten wir sie doch für eine, jener unserer großen fuchsrothen Leimschnepfe sehr verwandte Art, und vielleicht ist es ursprünglich dieselbe.

Diese fuchsrothe Leimschnepfe von der Hudsonsbai ist, wie Edwards bemerkt, die größte Art in dieser Gattung; ihre Länge beträgt von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze 16 Zoll, und bis zu jener der Zehen 19 Zoll. Ihr ganzes Gefieder auf dem Mantel ist fuchsbraun, mit schwarzen Querstreifen durchzogen; die ersten großen Schwungfedern sind schwärzlich, die folgenden braunroth mit schwarzen Punkten; die Steuerfedern haben schwarze und fuchsrothe Querstreifen.

Die braune Leimschnepfe.

(Scolopax fusca. L. La barge brune. B.)

Siebente Art.

Diese Leimschnepfe, Nro. 875, ist von dem Wuchs der grauen. Die Grundfarbe ihres Gefieders ist ein dunkles und schwärzliches Braun, durch kleine weißliche Linien gehoben, wodurch die Federn am Halse und am Rücken gefranst sind, was sie angenehm gewölkt oder geschuppt erscheinen läßt; die mittleren Schwungfedern und die Flügelbedeckungen sind ebenso an den Rändern eingefaßt, und weißlich punktirt; die ersten großen Schwungfedern sind außerhalb einförmig braun; die Steuerfedern braun und weiß gestreift.

---

[1]) Varietät der vorigen Art.

Die weiße Leimschnepfe.

(Recurvirostra alba. L. La barge blanche. B.)

Achte Art.

Hr. Edwards bemerkt, der Schnabel dieser Leimschnepfe krümme sich nach oben; ein Merkmal, wovon die meisten Leimschnepfen eine leichte Spur haben, das sich aber bei dieser bestimmt ausspricht. Ihr an der Spitze schwarzer Schnabel ist auf der übrigen Länge orangefarbig; das ganze Gefieder weiß, mit Ausnahme einer gelblichen Färbung auf den großen Schwung- und Steuerfedern. Edwards glaubt, diese Vögel hätten an der Hudsonsbai ein weißes Gefieder, und erhielten ihre braunen Federn im Sommer nach der Mause wieder.

Uebrigens scheint es, daß mehrere dieser Leimschnepfen weiter in die südlichen Gegenden Amerikas vorgedrungen sind; denn Sloane versetzt unsere dritte Art nach Jamaika, und Fernandes scheint zwei Leimschnepfen in Neuspanien durch die Namen Chiquatototl, einem unserer Schnepfe ähnlichen Vogel, und Clotototl, einem Vogel derselben Gattung, der sich unter den Maishalmen an der Erde hält, zu bezeichnen.

Die Reiter.

(Les chevaliers. B.)

Belon sagt: „Als die Franzosen einen auf hohen Beinen stolzirenden Vogel, gleichsam als ob er zu Pferde gewesen, erblickten, nannten sie ihn den Reiter.“ Es würde schwer seyn, eine andere Ableitung dieses Namens aufzufinden; die Reitervögel gehen in der That auf sehr hohen Beinen. Sie sind kleiner von Körper als die Leimschnepfen, und dennoch haben sie eben so lange Beine; ihr etwas kurzer Schnabel ist übrigens eben so gestaltet, und in der zahlreichen Reihefolge verschiedener Arten, die von der Schnepfe bis zum Zinkel sich finden, muß man die Reiter auf die Leimschnepfen folgen lassen; sie halten sich, wie diese, auf feuchten Wiesen und in sumpfigen Gegenden; aber sie besuchen auch die Ufer der Teiche und der Flüsse, wo sie bis über das Knie ins Wasser gehen. Am Strande laufen sie schnell umher, und „ein so

kleiner Körper, sagt Belon, bewegt sich auf so hohen Stelzenbeinen äußerst lebhaft und munter." Ihre gewöhnliche Nahrung sind Würmer; zur Zeit der Dürre stellen sie auch Landinsekten nach, und fangen Käfer, Fliegen ꝛc.

Ihr Fleisch ist ein gesuchtes Essen, aber ein seltenes Gericht, denn sie finden sich nirgend in großer Anzahl, und lassen sich überdem nicht leicht nahe kommen. Wir kennen sechs Arten von diesen Vögeln.

Der gemeine Reiter.

(Machetes Cuv. L. Le chevalier commun. B.)

Erste Art.

Er scheint von der Dicke des goldfarbigen Regenpfeifers zu seyn, weil er sehr mit Federn bedeckt ist, und im Allgemeinen sind die Reiter weniger fleischig, als sie es zu seyn scheinen. Dieser hier, Nro. 844, mißt ungefähr 1 Fuß vom Schnabel bis zum Schwanz, und etwas mehr vom Schnabel bis zu den Nägeln. Fast sein ganzes Gefieder ist weißgrau und röthlich gewölkt; alle Federn sind mit diesen beiden Farben gefranst, und in der Mitte schwärzlich; dieselbe weiße und fuchsröthliche Farbe ist in feinen Punkten über den Kopf bis auf die Flügel gestreut, dessen kleine Federn damit eingefaßt werden; die großen sind schwärzlich, der Unterleib und der Bürzel weiß. Hr. Brisson sagt, die Füße dieses Vogels seyen von bleichem Roth, und in Folge dessen beschreibt er ihn in Ausdrücken, die mehr dem Vogel der folgenden Art entsprechen; auch könnte eine Varietät in dieser statt finden, indem der auf der illuminirten Tafel dargestellte Reiter graue oder schwärzliche Füße, und einen Schnabel von derselben Farbe hat.

Belon glaubte, nach einer ziemlich leichten Aehnlichkeit in den Farben, den Calidris des Aristoteles in dem Reiter zu erkennen. Der Reiter besucht die Ufer unserer Flüsse, findet sich auch bisweilen an unsern Teichen, aber meistens an den Seeküsten. Man sieht ihrer in einigen unserer französischen Provinzen und besonders in Lothringen; auch an allen sandigen Küsten Englands, ferner in Schweden, Dänemark und bis Norwegen.

Das Rothbein oder der rothbeinige Reiter.

(Scolopax calidris. L. Le chevalier aux pieds rouges. B.)

Zweite Art.

Dieser schöne Vögel, Nro. 845, zeichnet sich durch seine rothen Beine um so mehr aus, als sie bis über die Hälfte unbefiedert sind. Sein an der Spitze schwärzlicher Schnabel hat dasselbe lebhafte Roth an der Wurzel. Dieser Reiter ist an Größe und Gestalt dem vorigen gleich; sein Gefieder unter dem Bauch weiß, auf der Brust und am Vorderhals leicht mit Grau und Fuchsröthlich gewölkt; auf dem Rücken bunt von Fuchsroth und Schwärzlich in kleinen Querbinden, die auf den kleinen Schwungfedern sich gut zeichnen; die großen sind schwärzlich.

Offenbar hat Belon dieser Art unter dem Namen des rothen Reiters erwähnt, obgleich Hr. Brisson, indem er diese Benennung auf seine zweite Art anwendet, sie zugleich auf die erste Nachricht Belons bezieht. Hr. Ray hat diesen Vogel nicht besser gekannt, wenn er vermuthet, es könne derselbe seyn, wie die große graue Leimschnepfe.

Den Reiter mit rothen Beinen nennt man an der Saone den courrier. Er ist in Lothringen und der Provinz Orleans bekannt, wo er sich jedoch ziemlich selten findet. Hr. Hebert sagt uns, er habe ihrer im Monat April in der Provinz Brie gefunden. Er läßt sich oft in Teichen an den Orten nieder, wo das Wasser nicht sehr hoch ist, er hat eine angenehme Stimme, und ein Pfeifen, jenem der kleinen Schnepfe ähnlich. Man kennt dieselben Vögel in dem Bolonois unter dem Namen gambette, der nach der Höhe seiner Beine gebildet wurde. Man findet ihn auch in Schweden, und es ist möglich, daß er, wie viele andere Vögel, von einem Kontinent zum andern hinübergeflogen ist. Des Fernandes mexikanischer Yacatopil scheint unserm Reiter mit rothen Beinen, sowohl in den Dimensionen als den Farben sehr nahe zu stehen; einige Arten dieser Gattung müssen sogar noch mehr in Amerika vorgedrungen seyn, indem du Tertre den Reiter unter den Vögeln auf Guadeloupe mit aufzählt, und Labat ihn unter der Menge Vögel auf der Insel Aves wieder erkannt hat. Andererseits versichert uns einer unserer Korresponden-

ten, ihrer viele in Cayenne und auf Martinique gesehen zu haben; wir können daher nicht daran zweifeln, daß diese Vögel sich fast in allen gemäßigten und warmen Gegenden beider Kontinente verbreitet haben.

Der gestreifte Reiter.

(Scolopax variegatus. L. Le chevalier rayé. B.)

Dritte Art.

Dieser Reiter, Nr. 827, hat ungefähr den Wuchs der großen Bekassine. Sein ganzer Mantel ist auf grauem, mit Fuchsröthlich gemischtem Grunde mit schwärzlichen Querlinien durchzogen; der Schwanz eben so auf weißem Grunde; der Hals hat dieselben Farben, außer daß man längst der Federkiele braune Pinselstriche sieht. Der an seiner Spitze schwarze Schnabel ist an der Wurzel von zartem Roth, so wie auch die Füße. Wir führen auf diese Art Brissons gefleckten Reiter zurück, der nur eine sehr leichte Varietät zu seyn scheint.

Der bunte Reiter.

(Le chevalier varié. B.)

Vierte Art.

Dieser Reiter, Nr. 300, welches derselbe ist, wie Brissons aschgrauer Reiter, scheint uns durch das Beiwort bunt besser bezeichnet zu seyn, da er nach den eigenen Ausdrücken dieses Schriftstellers eben so viel von schwärzlicher und fuchsrother, als von grauer Farbe in seinem Gefieder hat. Die erste bedeckt den obern Theil des Kopfs und des Rückens, dessen Federn mit der letztern, das heißt mit Fuchsroth eingefaßt sind; die Flügel ebenfalls schwärzlich und weiß oder fuchsröthlich gefranst; diese Färbungen vermischen sich auf dem ganzen Vorderkörper mit Grau. Die Füße und der Schnabel sind schwarz, was Belon veranlaßte, diesen Vogel den schwarzen Reiter, im Gegensatz zu jenem mit den rothen Beinen zu nennen. Beide sind von derselben Größe, aber der bunte Reiter hat kürzere Beine.

Es scheint, daß dieser Vogel sein Nest frühzeitig baut, und vor dem Frühling in unsere Gegend zurückkehrt; denn Belon sagt, man bringe schon mit dem Ende April von ihren

Jungen, deren Gefieder dann sehr jenem der Ralle gleiche, und sonst sehe man diese Reiter gewöhnlich nicht, außer im Winter. Uebrigens nisten sie nicht an allen französischen Küsten; wir wissen zum Beispiel bestimmt, daß sie in der Picardie nur durchziehen, wohin sie durch den Nordostwind im Monat März mit den Leimschnepfen getrieben werden; sie halten sich dort nur kurze Zeit auf, und kehren erst im Monat September wieder zurück. Sie haben mit unsern Bekassinen einige Gewohnheiten gemein, obgleich sie weniger in der Nacht umherfliegen, und sich mehr bei Tage zeigen. Man fängt sie ebenfalls mit der Schnellruthe. [1])

Linne berichtet, diese Art finde sich in Schweden. Albin nennt in Folge eines unbegreiflichen Irrthums diesen Reiter den weißen Reiher, obgleich der größte Theil seines Gefieders schwärzlich ist, und er in keinem Theil seiner Gestalt mit dem Reiher Aehnlichkeit hat.

Der weiße Reiter.

(Scolopax candida. L. Le chevalier blanc. B.)

Fünfte Art.

Dieser Reiter findet sich an der Hudsonsbai, und ist fast von dem Wuchs des Reiters der ersten Art. Er hat ein ganz weißes Gefieder; der Schnabel und die Füße sind orangefarbig.

---

[1]) Hr. Baillon, der uns diese Nachrichten mittheilt, fügt folgende Beobachtung über einen jener Vögel, den er auffüttern ließ, hinzu:

„Ich habe im vorigen Jahr einen kleinen Vogel dieser Art länger als 4 Monate in meinem Garten gehalten: ich bemerkte, daß er zur Zeit der Dürre Fliegen, Käfer und andere Insekten, ohne Zweifel in Ermangelung von Würmern fraß; er fraß auch in Wasser getauchtes Brod, es mußte aber einen ganzen Tag darin geweicht worden seyn. Durch die Mause erhielt er im Monat August neue Federn an den Flügeln, und er flog im Monat September ab. Er war so zutraulich geworden, daß er dem Gärtner folgte, wenn er seinen Spaten in der Hand hatte; er lief hinzu, sobald er eine Pflanze aus der Erde ziehen sah, um sich der Würmer zu bemächtigen; wenn er gefressen hatte, lief er nach einem mit Wasser gefüllten Becken, um sich zu waschen; ich sah nie trockene Erde an seinem Schnabel oder seinen Beinen. Diese Reinlichkeit ist allen kornfressenden Vögeln gemein."

Edwards glaubt, diese Vögel gehörten zu der Zahl jener, deren Gefieder durch die Kälte des Winters im Norden weiß wird, und sie erhielten im Sommer ihre braune Farbe wieder, von welcher sich in der Abbildung desselben Schriftstellers noch ein Anstrich auf den großen Schwung- und Steuerfedern so wie in kleinen Wellenlinien auf dem Mantel zeigt.

Der grüne Reiter.

(Scolopax viridis. L. Le chevalier vert. B.)

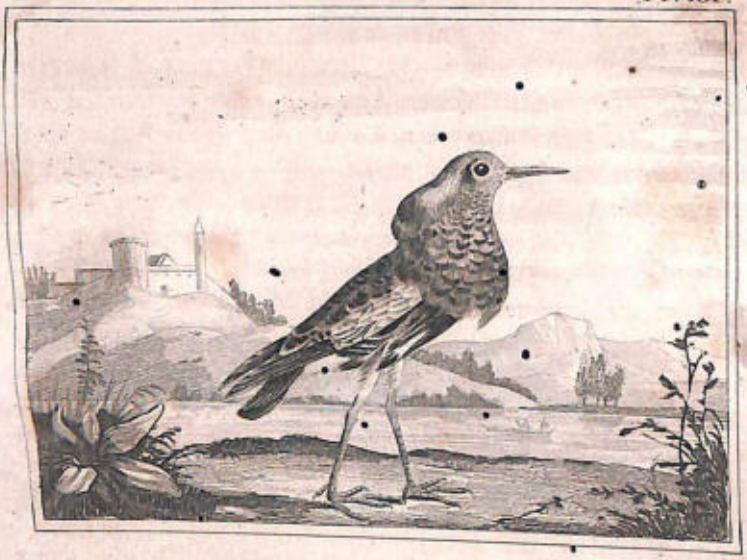
Sechste Art.

Nachdem Albin diesen Reiter den bengalischen Wasserrallen genannt hat, läßt er ihn aus Ostindien kommen. Die Abbildung, die er von ihm gibt, ist sehr schlecht; man erkennt jedoch darin den Schnabel und die Beine eines Reiters; der Notiz zufolge hat er einen Anstrich von Grün auf dem Rücken und den Flügeln, außer auf den drei bis vier ersten Schwungfedern, welche purpurfarbig, und von orangegelben Flecken durchzogen sind. An dem Halse und den Seiten des Kopfs findet sich Braun, und auf dem Scheitel und der Brust etwas Weiß.

Die Kampfhähne oder Streiter, insgemein „Meerpfauen" genannt.

(Tringa pugnax. L. Les combattans, vulgairement Paons de mer. B.)

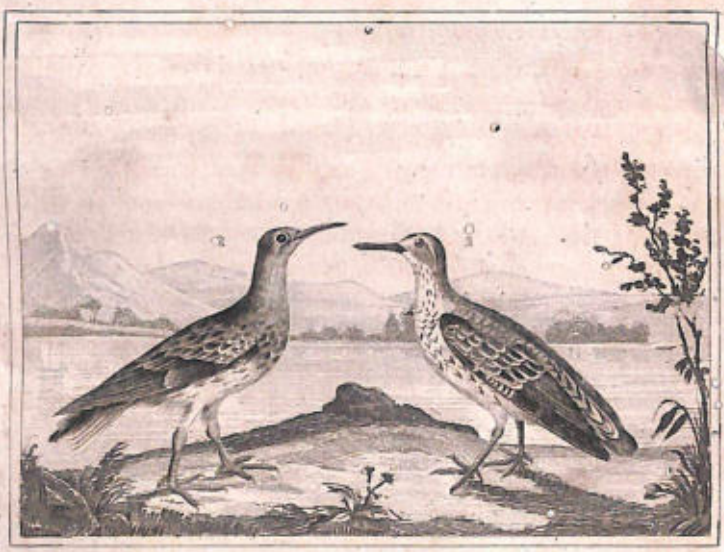
Es ist vielleicht seltsam, Thieren einen Namen zu geben der nur für Krieger (der französische Name combattans) zu passen scheint; aber diese Vögel ahmen uns nach; sie haben nicht allein unter sich Zweikämpfe, ein Vogel gegen den andern, sondern sie kämpfen auch in geregelten und geordneten Trupps, von denen einer gegen den andern zieht. Diese Phalanxe bestehen nur aus Männchen, welche, wie man behauptet, in dieser Art viel zahlreicher sind, als die Weibchen. Diese warten in der Nähe den Erfolg der Schlacht ab, und bleiben der Preis der Siegenden. Die Liebe scheint daher Ursache dieser Kämpfe zu seyn, die einzigen, welche die Natur zugestehen darf, indem sie dieselben durch eine ihrer Einrichtungen veranlaßt und nöthig macht, nämlich durch das Miß-



1. DER GRAUE STRANDLÄUFER. 2. DIE WASSERSCHNEPFE.
Ordnung: Stelzenläufer ..... *id.*

verhältniß, das sie unter der Anzahl der Männchen und Weibchen in dieser Art statt finden ließ.

Diese Vögel kommen jeden Frühling in großen Schaaren an den holländischen, flandrischen und englischen Küsten an; und in allen diesen Gegenden glaubt man, sie kämen aus nördlicheren Ländern. Man kennt sie auch an den deutschen Küsten, und sie sind zahlreich in Schweden und besonders in Scanien. Es finden sich ihrer auch in Dänemark bis nach Norwegen, und Müller sagt, er habe deren drei aus Finnland erhalten. Man weiß nicht, wo diese Vögel den Winter zubringen. Da sie bei uns regelmäßig im Frühling ankommen, und an unsern Küsten 2 bis 3 Monat verweilen, so scheinen sie gemäßigte Klimate aufzusuchen, und wenn die Beobachter nicht versicherten, sie kämen aus dem Norden, so müßte man mit Grund vermuthen, daß sie vielmehr aus den südlichen Gegenden zu uns gelangen. Dieses läßt mich fast voraussetzen, daß es sich mit den Kampfhähnen verhält wie mit den Schnepfen, von denen man sagte, sie kämen aus Osten, und begäben sich nach dem Westen oder Süden, da sie doch nur von den Bergen in die Ebenen ziehen, oder von den Ebenen nach den Bergen zurückkehren. Es ist möglich, daß die Kampfhähne ebenfalls nicht aus großer Entfernung kommen, und sich in verschiedenen Jahreszeiten an verschiedenen Punkten derselben Gegend halten, und da man ihre Kämpfe und ihr Kriegsgefieder, wodurch sie sich auszeichnen, nur im Frühling sieht, so werden sie vielleicht zu andern Zeiten nicht so bemerkt, besonders wenn sie mit den Strandläufern oder mit den Reitern zusammenziehen, mit denen sie viel Beziehungen und selbst Aehnlichkeiten haben. Die Kampfhähne sind von der Größe des Reiters mit rothen Beinen; doch sind ihre Beine nicht ganz so lang. Der Schnabel ist eben so gestaltet, aber kürzer. Die Weibchen sind gewöhnlich kleiner als die Männchen, und gleichen sich im Gefieder, welches weiß, auf dem Mantel mit Braun gemischt ist; die Männchen sind aber im Frühjahr so verschieden von einander, daß man jedes für einen Vogel von einer besondern Art halten könnte. Von mehr als 100 derselben, die Hr. Klein bei dem Statthalter von Scanien verglich, fanden sich nur zwei, die sich ganz ähnlich waren; sie unterscheiden sich entweder durch den Wuchs, oder durch die Farben, oder durch die Gestalt und den Um-



1. DER GRAUE STRANDLÄUFER. 2. DIE WASSERSCHNEPFE.

Ordnung: Stelzenläufer ..... *id.*

verhältniß, das sie unter der Anzahl der Männchen und Weibchen in dieser Art statt finden ließ.

Diese Vögel kommen jeden Frühling in großen Schaaren an den holländischen, flandrischen und englischen Küsten an; und in allen diesen Gegenden glaubt man, sie kämen aus nördlicheren Ländern. Man kennt sie auch an den deutschen Küsten, und sie sind zahlreich in Schweden und besonders in Scanien. Es finden sich ihrer auch in Dänemark bis nach Norwegen, und Müller sagt, er habe deren drei aus Finnland erhalten. Man weiß nicht, wo diese Vögel den Winter zubringen. Da sie bei uns regelmäßig im Frühling ankommen, und an unsern Küsten 2 bis 3 Monat verweilen, so scheinen sie gemäßigte Klimate aufzusuchen, und wenn die Beobachter nicht versicherten, sie kämen aus dem Norden, so müßte man mit Grund vermuthen, daß sie vielmehr aus den südlichen Gegenden zu uns gelangen. Dieses läßt mich fast voraussetzen, daß es sich mit den Kampfhähnen verhält wie mit den Schnepfen, von denen man sagte, sie kämen aus Osten, und begäben sich nach dem Westen oder Süden, da sie doch nur von den Bergen in die Ebenen ziehen, oder von den Ebenen nach den Bergen zurückkehren. Es ist möglich, daß die Kampfhähne ebenfalls nicht aus großer Entfernung kommen, und sich in verschiedenen Jahreszeiten an verschiedenen Punkten derselben Gegend halten, und da man ihre Kämpfe und ihr Kriegsgefieder, wodurch sie sich auszeichnen, nur im Frühling sieht, so werden sie vielleicht zu andern Zeiten nicht so bemerkt, besonders wenn sie mit den Strandläufern oder mit den Reitern zusammenziehen, mit denen sie viel Beziehungen und selbst Aehnlichkeiten haben. Die Kampfhähne sind von der Größe des Reiters mit rothen Beinen; doch sind ihre Beine nicht ganz so lang. Der Schnabel ist eben so gestaltet, aber kürzer. Die Weibchen sind gewöhnlich kleiner als die Männchen, und gleichen sich im Gefieder, welches weiß, auf dem Mantel mit Braun gemischt ist; die Männchen sind aber im Frühjahr so verschieden von einander, daß man jedes für einen Vogel von einer besondern Art halten könnte. Von mehr als 100 derselben, die Hr. Klein bei dem Statthalter von Scanien verglich, fanden sich nur zwei, die sich ganz ähnlich waren; sie unterscheiden sich entweder durch den Wuchs, oder durch die Farben, oder durch die Gestalt und den Um-

fang jenes breiten Halsbandes in Form einer dichten Mähne von aufgeschwellten Federn, welche sie um den Hals tragen. Diese Federn kommen erst mit dem Anfang des Frühjahrs zum Vorschein, und fallen nach der Zeit des Geschlechtstriebes wieder aus; aber abgesehen hiervon, zeigt sich auch noch der Ueberfluß organischer Theilchen zu jener Zeit durch das Entstehen einer Menge fleischiger und blutfarbiger Wärzchen am Vorderkopf und um die Augen. Diese doppelte Produktion läßt bei jenen Vögeln eine so große Zeugungskraft voraussetzen, daß sie ihnen sozusagen ein vortheilhafteres, stärkeres, stolzeres Ansehen verleiht, welches sie erst verlieren, nachdem sie einen Theil dieser Kräfte in den Kämpfen erschöpft und für den Geschlechtstrieb verwendet haben.. „Ich kenne keine Vögel, schreibt uns Hr. Bailloń, in denen der physische Geschlechtstrieb stärker zu seyn scheint, als bei diesen; bei keinem andern Vogel findet man im Verhältniß zum Wuchs so starke Hoden; die des Kampfhahns haben jede fast 6 Linien im Durchmesser und einen Zoll oder mehr Länge; die übrige Zurüstung der Zeugungstheile erscheint zur Zeit des Geschlechtstriebes in demselben vergrößerten Maßstab. Man kann hieraus entnehmen, wie stark sein kriegerischer Muth seyn muß, da derselbe durch den Drang seines Geschlechtstriebes hervorgerufen wird, und gegen seine Nebenbuhler gerichtet ist. Ich bin oft diesen Vögeln in unsern Sümpfen (in der untern Picardie) gefolgt, wo sie im Monat April mit den Reitern, aber in geringer Anzahl, ankommen. Sie beginnen sofort sich zu paaren, oder vielmehr sich ihre Weibchen streitig zu machen, welche durch ihr Geschrei den Eifer der Kämpfenden noch mehr entflammen. Der Kampf währt oft lange, und ist bisweilen blutig; der Ueberwundene ergreift die Flucht; aber das Geschrei des ersten Weibchens, das er hört, läßt ihn seine Niederlage vergessen, und er ist bereit, von neuem in die Schranken zu treten, sobald sich wieder ein Gegner darbietet. Dieser kleine Krieg erneuert sich alle Tage Morgens und Abends, bis zur Abreise dieser Vögel, die im Lauf des Monats Mai stattfindet; denn es bleiben nur wenige Nachzügler zurück, und man hat nie Nester von ihnen in unsern Sümpfen gefunden."

Dieser genaue und sehr unterrichtete Beobachter berichtet ferner, sie zögen aus der Picardie mit den Süd- und Südostwinden ab, welche sie nach der englischen Küste treiben, wo

sie in der That in sehr großer Menge nisten, besonders in der Grafschaft Lincoln, wo man selbst eine kleine Jagd gegen sie veranstaltet. Der Vogelsteller benutzt den Augenblick, in welchem diese Vögel mit einander kämpfen, um seine Netze auszustellen, und man pflegt sie mit Milch und aufgeweichtem Brod fett zu machen, ist aber genöthigt, damit sie sich ruhig halten, sie an dunklen Orten einzuschließen; denn sobald sie das Licht erblicken, beginnen sie ihren Kampf wieder; die Sklaverei kann ihnen daher nichts von ihrem kriegerischen Eifer benehmen. In den Vogelschlägen, wo man sie einsperrt, bieten sie allen andern Vögeln Trotz; [1]) findet sich eine Stelle mit grünem Rasen, so streiten sie um deren Behauptung; und sie zeigen sich nie lebhafter und kampflustiger, als vor Zuschauern, als seyen sie von dem Drang nach Ruhm beseelt. Die Federmähne der Männchen ist nicht allein ein Kriegsschmuck für sie, sondern auch eine Art Rüstung, ein wahres Schild, welches Hiebe abwehren kann; die Federn sind lang, stark und dicht zusammenstehend; sie sträuben dieselben drohend, wenn sie sich angreifen; sie sind bei einigen fuchsroth, bei andern grau; bei einigen weiß, und bei noch andern von schönem veilchenblauen, ins Kastanienbraune übergehenden Schwarz, von fuchsrothen Flecken durchschnitten; weiß am seltensten, und sie unterscheiden sich besonders durch die Farben dieser Kampfrüstung, welche sich eben so verschiedenartig in der Form während der ganzen Zeit ihres Wachsthums für die Zwecke des Kampfes und Geschlechtstriebes zeigt. Man kann bei Aldrovande die acht Abbildungen nachsehen, die er von diesen Vögeln mit ihren verschiedenen Mähnen gibt. [2])

---

[1]) In China gibt es Vögel, die man **Kampfvögel** nennt, und welche die Chinesen auffüttern, nicht ihres Gesanges sondern des Schauspiels kleiner Kämpfe wegen, die mit Erbitterung unter ihnen geführt werden. Diese scheinen jedoch nicht unsere Kampfhähne zu seyn, denn die chinesischen Vögel sind, wie man sagt, nicht größer als Hänflinge.

[2]) Uebrigens scheint von diesen acht Abbildungen, die Aldrovande nach den Zeichnungen gibt, welche der Graf von Aremberg ihm aus Flandern geschickt hatte, eine das Weibchen zu seyn, fünf andere Männchen in den verschiedenen Perioden der Mause oder des Wachsthums ihrer Mähne, und die achte, in welcher Aldrovande selbst etwas Uebertriebenes, oder der Art des Kampfhahns

Dieser schöne Schmuck verschwindet in Folge einer Mauser, welcher diese Vögel gegen das Ende des Monats Juni unterworfen sind, als ob die Natur sie nur für die Zeit der Geschlechtsliebe und der Kämpfe geschmückt und bewaffnet hätte; die blutrothen Warzen, die ihren Kopf bedeckten, verbleichen und schrumpfen zusammen, und die Stellen werden mit Federn bedeckt. In diesem Zustand unterscheidet man kaum mehr die Männchen von den Weibchen, und sie verlassen dann alle zusammen die Orte, wo sie ihre Nester und ihre Brut hatten. Sie nisten truppweise, wie die Reiher, und diese gewöhnliche Gewohnheit hat Aldrovande gewügt, sie diesen Vögeln näher zu stellen; aber der Wuchs und der ganze Körperbau der Streithähne ist so verschieden, daß sie sehr entfernt von allen Reiher-Arten sind, und man muß sie, wie ich bereits bemerkt habe, zwischen die Reiter und die Strandläufer stellen.

Die Strandläufer.

(Les maubèches. B.)

In der Ordnung der kleinen Strandvögel könnte man die Strandläufer nach den Reitern und vor die Wasserschnepfe stellen; sie sind etwas dicker als die letztern, und kleiner als die ersteren; ihr Schnabel und ihre Beine sind kürzer, und ihr gedrungener Wuchs läßt sie dicker erscheinen, als die Reiter. Ihre Gewohnheiten müssen dieselben seyn, wenigstens die durch den Körperbau und den Aufenthalt bedingten, denn diese Vögel besuchen gleichmäßig die sandigen Seeküsten. Es fehlen uns andere Nachrichten über ihr Naturell, obgleich wir vier verschiedene Arten von ihnen kennen.

Der gemeine Strandläufer.

(Tringa communis, L. La maubèche commune. B.)

Erste Art.

Er ist 10 Zoll von der Spitze des Schnabels bis zu den Nägeln, und etwas mehr als 9 Zoll bis zum Ende des

---

wenigstens durchaus Fremdes findet, scheint nur eine schlechte Abbildung des gehörnten Haubentauchers zu seyn, den dieser Naturforscher nicht gekannt hat, und dessen wir später erwähnen werden.

Schwanzes lang. Die Federn auf dem Rücken, oben auf dem Kopf und dem Halse sind schwärzlich-braun, und hell kastanienbraun eingefaßt; der ganze vordere Theil des Kopfes, des Halses und des Körpers ist von dieser letztern Farbe, die neun ersten Schwungfedern sind oben an der äußern Seite dunkelbraun; die vier dem Körper näher stehenden braun, und die mittlern braungrau mit weißem Rande. Der untere Theil der Beine ist unbefiedert, und die mittlere Zehe bis zum ersten Gliede durch ein Häutchen mit der äußern verbunden. Uebrigens können wir nicht hier der Ansicht des Hrn. Brisson beistimmen, noch, wie er gethan, auf den Strandläufer die rusticula sylvatica Gesners beziehen, einen größern Vogel als die Heerschnepfe, und dicker als ein Huhn; es ist selbst schwer, ihn auf irgend eine bekannte Art zurückzuführen; aber Gesner scheint uns eine zwecklose Untersuchung ersparen zu wollen, indem er bemerkt, er gebe selbst sehr wenig auf Nachrichten, die er nur nach einfachen Zeichnungen mittheilte, welche sehr mangelhaft und selbst unförmlich sind.

Der gefleckte Strandläufer.

(Tringa maritima. L. La maubèche tachetée. B.)

Zweite Art.

Dieser Strandläufer, Nr. 365, unterscheidet sich von dem vorigen dadurch, daß das braune Aschgrau des Rückens und der Schultern von ziemlich großen, theils fuchsrothen, theils schwärzlichen, in Violet hinüberspielenden Flecken durchzogen wird. Dieses Merkmal genügt, um ihn zu unterscheiden; er ist auch etwas kleiner, als der vorige. Das Detail der übrigen Farben ist auf der illuminirten Tafel gut dargestellt.

Der graue Strandläufer.

(Tringa grisea. L. La maubèche grise. B.)

Dritte Art.

Dieser Strandläufer, Nr. 366, ist etwas größer als der gefleckte, aber kleiner als der gemeine Strandläufer. Der Grund des Gefieders ist grau, der Rücken ist ganz von dieser Farbe; der Kopf grau, mit weißlichen Wellenlinien; die Federn auf der obern Seite der Flügel und die des Bürzels sind

grau und mit Weiß eingefaßt; die ersten der großen Schwungfedern sind schwärzlich-braun, und der vordere Theil des Körpers ist weiß, mit kleinen schwarzen Zickzacklinien an den Seiten, der Brust und dem vordern Halse.

Der Sanderling.

(Arenaria calidris. L. Le sanderling. B.)

Vierte Art.

Wir lassen diesem Vogel den Namen Sanderling, den man ihm an der englischen Küste gibt. Es ist die kleinste Art der Strandläufer; sie hat kaum 7 Zoll Länge. Sein Gefieder ist fast dasselbe, wie jenes des grauen Strandläufers, außer daß der ganze Vorderhals und der Unterleib sehr weiß sind. Man sieht diese kleinen Strandläufer truppweise fliegen, und sich an den sandigen Küsten niederlassen. Man kennt sie an der Küste von Cornwallis unter dem Namen Curwillet. Willughby gibt seinem Sanderling 4 Zehen an jedem Fuß; Ray, der seiner jedoch nur nach Willughby zu erwähnen scheint, gibt ihm deren nur drei; was jedoch einen Regenpfeifer und nicht einen Strandläufer kennzeichen würde.

Die Wasserschnepfe.

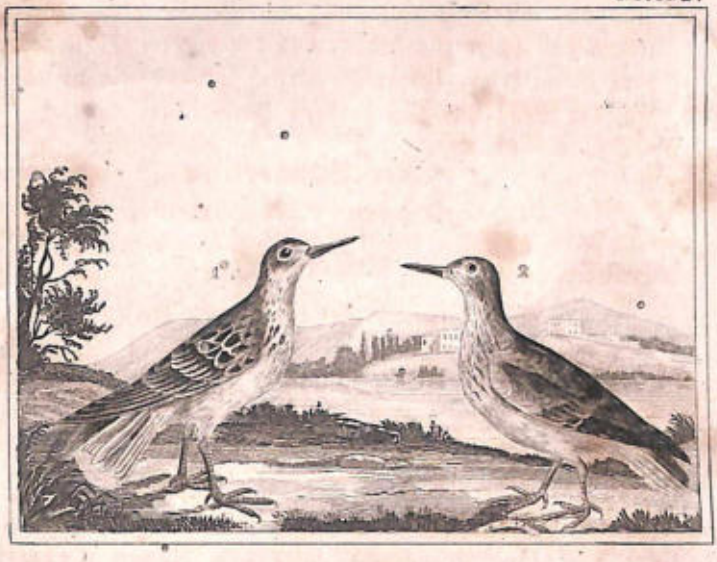
(Tringa ochropus. L. Le bécasseau. B.)

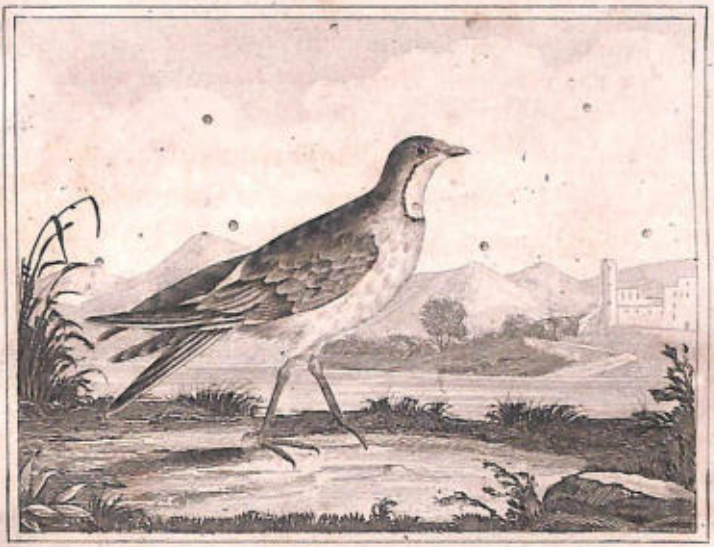
Unsere Nomenklatoren haben unter dem Namen Wasserschnepfe (bécasseau) eine ganze Gattung kleiner Strandvögel begriffen: Strandläufer, Sandpfeifer, Zinkel- und Meerlerchen, welche einige Naturforscher eben so verwirrt unter dem Namen Tringa zusammenfaßten. Alle diese Vögel haben allerdings in ihrem kleinen Wuchs eine Aehnlichkeit des Körperbaues mit der Waldschnepfe, sie unterscheiden sich aber von ihr eben so sehr durch die natürlichen Gewohnheiten als durch die Größe, da übrigens diese kleine Familien voneinander getrennt bestehen, und sehr kennbar sind, so beschränken wir den Namen Wasserschnepfe, (bécasseau) auf die insgemein unter dem Namen des Strandweißsteißes (cul-blanc des rivages) bekannte Art. Dieser Vogel, Nr. 843, ist von der Größe der Heerschnepfe, hat aber einen weniger gestreckten Körper. Sein Rücken ist fuchsröthlich-aschgrau mit kleinen

1. DIE LANGFÜSSIGE WASSERSCHNEPFE. 2. DER SANDPFEIFER.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langschnäbler. *Gattung:* Schnepfe. *fc.*

Pl. 152.





DAS SEEHUHN.

Ordnung: Stelzenläufer..... *id.*

weißlichen Tropfen am Rande der Federn; der Kopf und der Hals sind von sanfterem Aschgrau, und diese Farbe vermischt sich in Pinselstrichen mit dem Weiß der Brust, welches sich von der Kehle bis zur Magengegend und dem Bauch zieht; der Bürzel ist von derselben weißen Farbe; die Schwungfedern sind schwärzlich und unterhalb schön weiß gefleckt; die Steuerfedern von schwärzlichen und weißlichen Querstreifen durchzogen. Der Kopf ist eckig wie jener der Waldschnepfe, und der Schnabel im Kleinen von derselben Gestalt.

Die Wasserschnepfe findet sich am Ufer der Gewässer, und besonders der Bäche; man sieht sie auf dem Kiessand laufen, oder über der Oberfläche des Wassers flattern. Sie stößt, wenn sie abfliegt, ein Geschrei aus, und fliegt, indem sie die Luft mit einzelnen Flügelschlägen durchschneidet. Sie taucht bisweilen in das Wasser, wenn sie verfolgt wird. Die Thurmfalken stellen ihr oft nach, und überraschen sie, wenn sie ihre Nahrung sucht; denn die Wasserschnepfe erfreut sich nicht des Schutzes jener Vögel, die truppweise leben, und gewöhnlich eine Schildwache ausstellen, welche für die allgemeine Sicherheit sorgt; sie lebt allein in dem kleinen Bezirk, den sie sich längs des Baches oder der Küste gewählt hat, und hält sich dort fortwährend, ohne sich weit davon zu entfernen. Dieses einsiedlerische und wilde Naturell verhindert jedoch nicht, daß sie gefühlvoll sey, wenigstens hat sie in der Stimme einen unverkennbaren Ausdruck des Gefühls, nämlich ein kleines, sehr sanftes und sozusagen sehnsüchtiges Pfeifen, welches auf der Stille der Gewässer, oder sich mit ihrem Gemurmel vermischend, zum Nachdenken und zur Schwermuth stimmt. Es scheint derselbe Vogel zu seyn, den man am Genfersee Siffflasson nennt, wo man ihn mit Leimruthen fängt. Sie ist ebenfalls an dem See von Mantua bekannt, wo man sie Pivette oder Grünfuß nennt. Man sieht sie auch im Monat Juni an der Rhone und an der Saone, und im Herbst an dem kiesigen Ufer der Ouche in Burgund; es finden sich selbst Wasserschnepfen an der Seine, und man bemerkt, daß diese Vögel, so einsiedlerisch während des ganzen Sommers, auf ihren Zügen sich in kleinen Trupps von 5 bis 6 folgen, und in ruhigen Nächten in der Luft zu hören sind. In Lothringen kommen sie im Monat April an, und ziehen mit dem Juli wieder ab. Obgleich die Wasserschnepfe für die Zeit

ihres Aufenthalts an demſelben Ort verweilt, ſo begibt ſie ſich dennoch aus einem Lande in das andere, und ſelbſt in Jahreszeiten, wo die meiſten andern Vögel noch durch die Sorge für ihre Brut zurückgehalten werden. Obgleich man ſie $^2/_3$ des Jahrs über an unſern Küſten der Niederpicardie ſieht, ſo hat man uns nicht ſagen können, ob ſie dort brütet. Man gibt ihr in jener Gegend den Namen des kleinen Reiters; ſie hält ſich dort an der Mündung der Flüſſe, und bemächtigt ſich der kleinen Fiſche und Würmer, welche die Fluth auf dem Sande zurückläßt. Uebrigens iſt das Fleiſch der Waſſerſchnepfe ſehr zart, und Belon zufolge ſelbſt wohlſchmeckender als jenes der Heerſchnepfe oder Bekaſſine, obgleich es einen leichten Moſchusgeruch hat. Da dieſer Vogel während des Gehens fortwährend den Schwanz bewegt, ſo haben ihm die Naturforſcher den Namen Zinkel (cinele) gegeben, deſſen etymologiſche Wurzel Schütteln und Bewegung bedeutet; aber dieſes Merkmal bezeichnet ſie nicht mehr, als den Sandpfeifer und die Meerlerche, denen dieſelbe Bewegung des Schwanzes eigen iſt; und eine Stelle bei Ariſtoteles beweiſet deutlich, daß die Waſſerſchnepfe nicht der Zinkel iſt. Dieſer Philoſoph nennt die drei kleinſten Strandvögel: tringa, schoenicles, cinclos. Wir glauben, daß dieſe drei Namen den drei Arten der Waſſerſchnepfe, des Sandpfeifers und der Meerlerche entſprechen. „Von dieſen drei Vögeln, ſagt er, die an den Küſten und Ufern der Gewäſſer leben, ſind der Cinclos und der Schoenicles die kleinſten; der Tringa iſt der größte, und von dem Wuchs der Droſſel.“ Hier iſt alſo die Größe der Waſſerſchnepfe gut beſtimmt, und die des Schoeniclos und des Cinclos darunter angegeben; doch um zu entſcheiden, welcher von dieſen letzten beiden Namen ſich eigentlich auf den Sandpfeifer, oder die Meerlerche, oder auf unſern kleinen Zinkel beziehen muß, fehlen uns die Angaben. Uebrigens ſteht dieſe kleine Unbeſtimmtheit noch tief unter der Verwirrung, in welche die Nomenklatoren in Beziehung auf die Waſſerſchnepfe gerathen ſind: Einigen iſt es ein Waſſerhuhn, Andern ein Meer-Rebhuhn; Einige nennen ſie, wie wir geſehen haben, Zinkel; die meiſten geben ihr den Namen Tringa, aber indem ſie ihn zu einer Gattungsbenennung entſtellen, da es doch urſprünglich eine Artbenennung war; und ſo hat dieſer einzige und derſelbe Vogel, unter allen

jenen verschiedenen Namen angegeben, die Menge von Beziehungen veranlaßt, womit man seine Nomenklatur überladen sieht, und zu eben so vielen, mehr oder weniger unkenntlichen Abbildungen, durch die man ihn darstellen wollte; eine Verwirrung, über die sich Klein mit Recht beklagt, indem er es für unmöglich erklärt, mitten unter diesem Chaos von falschen Abbildungen, welche die Schriftsteller vervielfältigen, ohne sich gegenseitig zu Rathe zu ziehen, und ohne die Natur zu kennen, sich zurecht zu finden, so daß deren unbrauchbare Notizen nicht einmal dazu dienen können, sie mit einander in Einklang zu bringen.

Der Sandpfeifer.

(La guignette. B.)

Man könnte sagen, daß der Sandpfeifer, Nr. 850, nur eine kleine Wasserschnepfe ist, so viel Aehnlichkeit findet zwischen diesen beiden Vögeln in der Gestalt und selbst im Gefieder fort. Bei dem Sandpfeifer sind die Kehle und der Bauch weiß, die Brust mit grauen Pinselstrichen auf Weiß gefleckt; der Rücken und der Bürzel grau, nicht weißlich gefleckt, sondern mit leichten schwärzlichen Wellenlinien durchzogen, und mit einem kleinen Zuge dieser Farbe an der Rippe einer jeden Feder; in dem Ganzen bemerkt man einen röthlichen Widerschein. Der Schwanz ist etwas länger und mehr ausgebreitet, als jener der Wasserschnepfe; der Sandpfeifer schüttelt ihn ebenso im Gehen, und nach dieser Gewohnheit haben mehre Naturforscher ihm den Namen motacilla beigelegt, obgleich derselbe schon einer Menge kleiner Vögel, wie der weißen und grauen Bachstelze, dem Troglodyten ꝛc., gegeben wurde.

Der Sandpfeifer lebt einsam an den Gewässern, und hält sich, wie die Wasserschnepfe, besonders an sandigen und kiesigen Ufern. Man sieht ihrer viele nach den Quellen der Mosel zu in den Vogesen, wo dieser Vogel lambiche genannt wird. Er verläßt diese Gegend schon mit dem Monat Juli, nachdem er seine Jungen auferzogen hat.

Der Sandpfeifer fliegt schon von weitem auf, indem er ein Geschrei ausstößt, und man hört ihn während der Nacht an den Ufern mit stöhnender Stimme schreien; eine Gewohnheit, die er mit der Wasserschnepfe gemein zu haben scheint,

da, nach der Bemerkung Willughbys, Gesners pilvenkegen, ein Vogel von stöhnendem Geschrei, und größer als der Sandpfeifer, vermuthlich die Wasserschnepfe ist.

Uebrigens dringen diese beiden Arten weit genug in den Norden vor, um bis zu den kalten und gemäßigten Ländern des neuen Kontinents gelangt seyn zu können, und eine aus Luisiana geschickte Wasserschnepfe unterschied sich fast in nichts von der aus unsern Gegenden.

Das Seehuhn.

(La perdrix de mer. B.)

Sehr mit Unrecht hat man diesem Strandvogel, Nr. 882, den Namen Rebhuhn gegeben, indem er keine andere Beziehungen zu demselben hat, als eine schwache Aehnlichkeit in der Gestalt des Schnabels. Dieser in der That ziemlich kurze, nach oben convexe, an den Seiten zusammengedrückte, gegen die Spitze gekrümmte Schnabel, gleicht ziemlich dem der Hühnervögel, aber die Gestalt des Körpers und der Schnitt der Federn entfernen ihn von dieser Gattung, und scheinen ihn jener der Schwalben anzunähern, deren Gestalt und Körperverhältnisse er hat, nemlich wie sie einen gabelförmigen Schwanz, eine große Flugweite, und in eine Spitze auslaufende Flügel. Einige Schriftsteller haben diesem Vogel den Namen Glareola gegeben, der sich auf seine Lebensweise an den Ufern und Küsten bezieht; und dieses Meer-Rebhuhn sucht sich wirklich, wie der Zinkel, der Sandpfeifer und die Meerlerche Würmer und Wasser-Insekten, womit es sich ernährt. Es hält sich auch am Ufer der Bäche und der Flüsse, wie am Rhein bei Straßburg, wo man ihm nach Gesner den deutschen Namen Koppriegerle gibt. Kramer nennt es nur Praticola, weil er eine große Anzahl von ihnen auf den ausgedehnten Wiesen sah, welche einen gewissen See in Nieder-Oestreich begränzen; aber überall, sowohl an den Ufern der Flüsse und der Seen, als an der Meeresküste sucht dieser Vogel mehr einen kiesigen und sandigen, als einen schlammigen und sumpfigen Boden.

Man kennt vier Arten oder Varietäten dieser Meer-Rebhühner, welche eine kleine, allein stehende Familie mitten unter dem zahlreichen Geschlecht der kleinen Strandvögel zu bilden scheinen.

Das graue Seehuhn.

(La pêrdrix de mer grise. B.)

Erſte Art.

Die erſte dieſer Arten iſt das auf unſern illuminirten afeln, Nr. 882, dargeſtellte Meer-Rebhuhn, welches man mit r folgenden Art, aber ſelten, an den Flüſſen in einigen unſerer Provinzen ſieht, beſonders in Lothringen, wo Hr. Lottinger uns verſichert, es geſehen zu haben. Sein ganzes Gefieder iſt grau mit fuchsrothem Anſtrich an den Seiten des Körpers und den kleinen Schwungfedern; nur die Kehle iſt weiß mit ſchwarzen Zügen, der Bürzel weiß, und die Füße ſind roth. Es iſt ungefähr ſo dick wie eine Amſel. Aldrovande's Meerſchwalbe, die ſich übrigens ziemlich auf dieſe Art bezieht, ſcheint in ihr eine Varietät zu bilden, da ſie dieſem Naturforſcher zufolge ſehr ſchwarze Füße hat.

Das braune Seehuhn.

(La perdrix de mer brune. B.)

Zweite Art.

Dieſes Meer-Rebhuhn, welches ſich am Senegal findet, und von der Größe des unſrigen iſt, unterſcheidet ſich von ihm nur dadurch, daß es ganz braun iſt, und wir ſind ſehr geneigt, dieſen Unterſchied von Grau und Braun nur für eine Wirkung des klimatiſchen Einfluſſes zu halten, ſo daß dieſe zweite Art wohl nur eine Raſſe oder Varietät der erſten ſeyn könnte.

Die Giarole.

(Glareola naevia. L. La giarole. B.)

Dritte Art.

Dieſen Namen führt in Italien jene Art des Meer-Rebhuhns, auf welche Aldrovande mit Recht die des melampos (oder Schwarzfuß) von Gesner zurückführt; ein Merkmal, durch welches, wie der letztere Schriftſteller behauptet, man dieſen Vogel von allen andern derſelben Gattung unterſchei-

den kann, deren keiner schwarze Füße hat. Der deutsche Name, den er anführt, (Rothknillis) entspricht der Grundfarbe seines fuchsrothen oder röthlichen Gefieders am Halse und auf dem Kopf, wo er weißlich und braun gefleckt ist. Der Flügel ist aschfarbig, und die Schwungfedern sind schwarz.

Das Seehuhn mit dem Halsband.

(La perdrix de mer à collier. B.)

Vierte Art.

Der Name Rigerle, den die Deutschen diesem Vogel beilegen, zeigt an, daß er lebhaft, und fast immer in Bewegung ist; sobald er ein Geräusch vernimmt, wird er in der That unruhig, und läuft oder fliegt mit einem kleinen durchdringenden Geschrei davon. Er hält sich an den Küsten, und seine Gewohnheiten sind fast dieselben wie jene der Sandpfeifer. Nimmt man jedoch an, daß die durch Gesner gegebene Abbildung in der Gestalt des Schnabels richtig sey, so gehört dieser Vogel zur Gattung des Meer-Rebhuhns, sowohl durch dieses Merkmal, als durch die Aehnlichkeit der Farben; der Rücken ist aschgrau, so wie der obere Theil der Flügel, deren große Schwungfedern schwärzlich sind; der Kopf ist schwarz, mit zwei weißen Linien über den Augen; der Hals ist weiß, und ein brauner Kreis umgibt ihn unten wie ein Halsband; der Schnabel ist schwarz und die Füße sind gelblich. Uebrigens muß dieses Meer-Rebhuhn das kleinste von allen seyn, da es kaum die Größe des Zinkel hat, des kleinsten von allen Strandvögeln. Schwenkfeld berichtet, dieses Meer-Rebhuhn niste an den sandigen Flußufern, und lege sieben längliche Eier; er fügt hinzu, es laufe sehr schnell, und lasse während der Sommernächte ein kleines durchdringendes Geschrei, tül, tül hören.

Die Meerlerche oder Seelerche.

(Tringa cinclus. L. L'alouette de mer. B.)

Dieser Vogel, Nr. 851, ist keine Lerche, obgleich er diesen Namen führt; er gleicht selbst der Lerche nur im Wuchs, welches fast derselbe ist, und durch einige Aehnlichkeit in den Farben des Gefieders auf dem Rücken; er unterscheidet sich

DIE MEER-ODER SEELERCHE.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langschnäbler. *Gattung:* Schnepfe. *(C.)*

Pl. 153

DIE TAUCHER-SEELERCHE.

Ordnung: Sperling. *Familie:* Zahnschnäbler.
Gattung: Cinclos. *(Cuvier.)*

aber im Uebrigen von ihr, sowohl durch die Gestalt als die Gewohnheiten; denn die Meerlerche lebt am Ufer der Gewässer, ohne die Ufer zu verlassen. Der untere Theil der Beine ist unbefiedert, und der Schnabel dünn, cylindrisch und abgestumpft, wie bei den andern Scolopax-Vögeln, und nur verhältnißmäßig kürzer als jener der kleinen Bekassine, welcher diese Meerlerche ziemlich an Haltung und Gestalt gleicht.

Diese Vögel halten sich wirklich vorzugsweise an den Meeresküsten, obgleich man sie auch an Flüssen findet. Sie fliegen oft in so dicht geschlossenen Trupps, daß man mit einem einzigen Flintenschuß ihrer viele tödten kann, und Belon wundert sich über die große Menge dieser Wasserlerchen, die er auf den Märkten an unsern Küsten zum Verkauf bringen sah. Ihm zufolge ist es ein besseres Essen, als selbst die eigentliche Lerche; aber so gut dieses kleine Wildpret auch wirklich frisch ist, so nimmt es doch einen öligen Geschmack an, sobald man es aufbewahren will. Wahrscheinlich meint Hr. Salerne diese Wasserlerchen, wenn er Sandpfeifer erwähnt, die truppweise zögen, indem der Sandpfeifer einsam lebt. Tödtet man eine dieser Lerchen, so umflattern die andern den Jäger, als wollten sie ihre Gefährtin retten. Wenn sie abfliegen, rufen sie sich gegenseitig, und streichen zusammen über die Oberfläche der Gewässer. Des Nachts hört man sie an den Ufern und auf den kleinen Inseln sich locken und schreien.

Man sieht sie im Herbst versammelt; die Paare, welche die Sorgfalt für die Brut getrennt hatte, vereinigen sich dann mit den neuen Familien, die gewöhnlich aus 4 bis 5 Jungen bestehen. Die Eier sind im Verhältniß zur Größe des Vogels sehr dick; er legt sie ohne Unterlage auf den Sand. Die Wasserschnepfe und der Sandpfeifer haben dieselbe Gewohnheit, und bauen kein Nest. Die Meerlerche stellt längs dem Strande den Fischen nach, indem sie umherläuft, und fortwährend den Schwanz bewegt.

Diese Vögel reisen wie so viele andere, und verändern ihren Aufenthalt; es scheint selbst, daß sie an einigen unserer Küstengegenden nur vorüberfliegen; wenigstens versichert uns dieses ein guter Beobachter von jenen der untern Picardie. Sie kommen im September mit den Ostwinden an, und ziehen nur durch. Sie lassen sich bis auf 20 Schritt nahe kommen, was uns vermuthen läßt, daß man in den Ländern, aus de-

nen sie kommen, ihnen nicht nachstellt. Uebrigens müssen diese Vögel auf ihren Reisen so weit in den Norden vorgedrungen seyn, daß sie von einem Kontinent nach dem andern hinüberfliegen konnten; denn man findet die Art in den nördlichen und südlichen Gegenden Amerikas, in Luisiana, auf den Antillen, in Jamaika, auf St. Domingo, und in Cayenne. Die beiden Meerlerchen von St. Domingo, welche Herr Brisson besonders aufführt, scheinen nur Varietäten unserer europäischen Art zu seyn, und auf dem alten Kontinent ist die Art vom Norden zum Süden verbreitet; denn man erkennt die Meerlerche am Vorgebirge der guten Hoffnung in dem Vogel, den Kolbe unter dem Namen einer Bachstelze angibt, und im Norden in dem schottischen Stint von Willughby und Sibbald.

Der Zinkel.

(Cinclus torquatus. L. Le cincle. B.)

Aristoteles hat einem der kleinsten Strandvögel den Namen cinclos gegeben, und wir glauben denselben für den kleinsten von allen annehmen zu müssen, aus denen jene zahlreiche Familie besteht, unter welcher man die Reiter, die Strandläufer, die Wasserschnepfe, den Sandpfeifer, das Seerebhuhn und die Meerlerche begreift. Selbst unser Zinkel, Nr. 852, scheint nur eine untergeordnete Art der Meerlerche zu seyn; etwas kleiner und mit kürzeren Beinen, hat er dieselben Farben, nur mit dem Unterschied, daß sie deutlicher und bestimmter sind; die Pinselstriche auf dem Mantel sind reiner angegeben, und man sieht einen Gürtel von Flecken dieser Farbe auf der Brust, aus welchem Grunde Hr. Brisson ihn die Meerlerche mit dem Halsband genannt hat. Der Zinkel hat übrigens dieselben Sitten, wie die Meerlerche; man findet ihn häufig mit ihr, und diese Vögel ziehen gemeinschaftlich vorüber. Er hat in dem Schwanz dieselbe schüttelnde oder zitternde Bewegung; eine Gewohnheit, welche Aristoteles seinem Cinclos beizulegen scheint; aber wir haben nicht bewahrheiten können, ob, was er noch mehr von ihm sagt, auf den unsrigen passen kann, nemlich daß er, einmal gefangen, sehr leicht zahm wird, obgleich er mit vieler Schlauheit den Schlingen zu entgehen weiß. Was die lange und dunkle Un-

suchung Aldrovandes über den Zinkel betrifft, so ist Alles, was man hieraus, so wie aus den vielen, aber sämmtlich fehlerhaften Abbildungen, die er darüber gibt, entnehmen kann, daß die beiden Vögel, welche die Italiener giarollo und giaroncello nennen, unserm Zinkel und unserer Meerlerche entsprechen.

Der Ibis.

(Ibis religiosa. Cuv. L'ibis. B.)

Von allem Aberglauben, der je die Vernunft auf Irrwege verleitet, und das Menschengeschlecht erniedrigt hat, würde die Anbetung der Thiere ohne Zweifel der verächtlichste seyn, wenn man nicht dessen Ursprung und erste Beweggründe berücksichtigte. Wie konnte der Mensch zu der Anbetung unvernünftiger Thiere hinabsinken? Gibt es einen einleuchtendern Beweis von dem Zustand des Elends in jenen ersten Zeiten, wo die schädlichen Thierarten, zu mächtig und zu zahlreich, den einsamen, waffenlosen, und der, zur Ausübung seiner Kräfte nothwendigen Künste noch nicht kundigen Menschen umgaben? Dieselben, seitdem seine Sklaven gewordenen Thiere waren damals seine Herren, oder wenigstens furchtbare Nebenbuhler; die Furcht und der Eigennutz riefen daher verworfene Gesinnungen und thörichte Gedanken hervor; und bald schuf der Aberglaube, beides benutzend, aus jedem nützlichen oder schädlichen Wesen Gegenstände der Anbetung.

Egypten ist eins der Länder, in denen dieser Thiercultus zuerst begründet, und während vieler Jahrhunderte gewissenhaft behauptet und beobachtet wurde; und diese religiöse Ehrfurcht, die uns durch alle Monumente bezeugt wird, scheint uns anzudeuten, daß in diesem Lande die Menschen sehr lange mit den schädlichen Thierarten zu kämpfen hatten.

Die Krokodille, die Schlangen, die Heuschrecken und alle im Schlamm kriechenden Thiere erzeugten sich in der That fortwährend, und es wimmelte von ihnen in dem Schlamm des niedrigen, sehr feuchten, und periodisch durch das Austreten des Flusses überschwemmten Landes; und dieser unter der glühenden tropischen Sonnenhitze gährende Schlamm mußte lange jene unreinen unförmlichen Generationen erhalten, und ins Unendliche vervielfachen, welche die Erde nur edlen Be-

wohnern überließen, als sie gereinigt worden war. „Schwärme kleiner giftiger Schlangen, berichten uns die ersten Geschichtschreiber, hätten, da sie in großen Schaaren aus dem erhitzten Schlamm sich erhebend, umherflogen, das Verderben Egyptens bewirkt, wenn die Ibis sie nicht bekämpft und vernichtet hätten.“ Ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß dieser, eben so große als unerwartete Dienst, den Aberglauben begründete, der in diesem beschützenden Vogel etwas Göttliches voraussetzen ließ? Die Priester begünstigten diesen Volksglauben; sie versicherten, wenn die Götter sich in einer sichtbaren Gestalt zeigen wollten, so würden sie jene des Ibis annehmen. In ihrer großen Metamorphose hätten sie schon ihrem wohlthätigen Gott, Thoth oder Merkur, dem Erfinder der Künste und Gesetze, diese Verwandlung zugeschrieben; und Ovid, jener alten Mythologie getreu, läßt in dem Kampf der Götter und der Riesen, Merkur sich unter den Flügeln eines Ibis verbergen, ꝛc. Doch lassen wir diese Fabeln noch bei Seite, so bleibt uns die Geschichte der Kämpfe dieser Vögel gegen die Schlangen. Herodot versichert, er habe sich an Ort und Stelle begeben, um Augenzeuge zu seyn. „Nicht weit von Butus, sagt er, an der Grenze Arabiens, wo die Gebirge sich auf die weite Ebene Egyptens eröffnen, sah ich die Felder mit einer unglaublichen Menge aufeinander gehäufter Gebeine und den Ueberbleibseln der Reptilien bedeckt, welche die Ibis dort in dem Augenblick angreifen und vernichten, wo sie im Begriff stehen, Egypten zu verheeren.“ Cicero wiederholt diesen Bericht nach Herodot, und Plinius scheint ihn zu bestätigen, wenn er die Egyptier bei der Ankunft der Schlangen Anrufungen und Gebete an den Ibis richten läßt. Man liest auch in dem Geschichtschreiber Josephus, daß, als Moses gegen die Aethiopier zu Felde zog, er in Käfigen von Papyrus eine große Menge von Ibisvögeln mitnahm, um sie den Schlangen entgegen zu stellen. Diese nicht sehr wahrscheinliche Angabe läßt sich leicht durch eine andere erklären, die sich in der Beschreibung Egyptens von Hrn. Maillet findet. „Ein Vogel, sagt er, den man den Pharaokapaun nennt (und den man als den Ibis erkennt), folgt den Karavanen, die nach Mecca ziehen, mehr als 100 Stunden weit, um sich von den Unreinlichkeiten zu ernähren, welche die Karavane hinter sich läßt, und zu jeder andern Zeit erscheint kein einziger dieser Vögel auf jenem

Wege." Man muß daher glauben, daß die Ibis dem hebräischen Volk auf seinem Zuge eben so folgten, und diese Thatsache hat uns Josephus entstellt überliefert, indem er der Klugheit eines Heerführers zuschreibt, was nur die Wirkung des Instinkts dieser Vögel war; und dies Heer gegen die Aethiopier und die Käfige von Papyrus sollen nur die Erzählung verschönern und den Begriff erhöhen, der von dem Genie eines solchen Befehlshabers zu erregen beabsichtigt wurde.

Es war den Egyptiern bei Leibesstrafe verboten, die Ibis zu tödten, und dieses eben so schwermüthige als eitle Volk erfand die traurige Kunst der Mumien, durch die es sozusagen den Tod verewigen wollte, trotz der wohlthätigen Natur, die fortwährend beschäftigt ist, dessen Bilder zu verlöschen, und nicht allein bedienten sich die Egyptier dieser Kunst des Einbalsamirens, um menschliche Leichen lange zu erhalten, sondern sie bereiteten auch mit eben so vieler Sorgfalt die Körper ihrer geheiligten Thiere zu. Mehre Mumiengruben in der Ebene von Saccara werden Vogelgruben genannt, weil man wirklich in ihnen einbalsamirte Vögel, und besonders Ibis in langen irdenen Gefäßen findet, deren Mündung mit einem Mörtel verschlossen ist. Wir haben mehre dieser Gefäße kommen lassen, und nachdem wir sie zerbrochen, fanden wir in allen eine Art Puppe, durch Windeln gebildet, die den Körper des Vogels umhüllen, dessen größter Theil in schwarzen Staub zerfällt, wenn man sein Leichentuch abwickelt; man erkennt jedoch darin alle Knochen eines Vogels, und mit Leim überzogene Federn in einigen Exemplaren, die fest geblieben sind. Aus diesen Ueberbleibseln entnahmen wir die Größe des Vogels, die fast jener des Kurli gleich kommt; der Schnabel, der sich in zweien dieser Mumien erhalten hatte, ließ uns die Gattung erkennen. Er ist von der Dicke des Storchschnabels, und gleicht durch seine Krümmung dem Schnabel der Kurlis, ohne jedoch so ausgericht zu seyn, und da die Krümmung auf der ganzen Länge sich gleich bleibt, so scheint es, man müsse nach diesen Merkmalen den Ibis zwischen den Storch und die Kurlis stellen. Er steht auch wirklich diesen beiden Vogelgattungen so nahe, daß die neuern Naturforscher ihn zu den letztern gezogen haben, wie die Alten ihn zu den ersten zogen. Herodot hat den Ibis sehr gut bezeichnet, indem er sagte, er habe einen gekrümmten Schnabel, und so hohe

Beine, wie der Kranich. Er unterscheidet zwei Arten. „Die erste, sagt er, hat ein ganz schwarzes Gefieder; die zweite, der man auf jedem Schritt begegnet, ist ganz weiß, mit Ausnahme der Federn, der Flügel und des Schwanzes, welche sehr schwarz, und der unbefiederten Stelle am Halse und dem Kopf, die nur mit der Haut bedeckt sind."

Wir müssen hier eine auf diese Stelle Herodots durch die Unwissenheit der Uebersetzer geworfene Wolke zerstreuen, wodurch seine Erzählung ein fabelhaftes und selbst ungereimtes Ansehen erhält. Statt die Stelle tôn d'en posi mallon eikesmenon tois anthrôpoisi wörtlich zu übersetzen, quae pedibus hominum observantur saepius (jene, denen man auf jedem Schritt begegnet) hat man übersetzt hae quidem habent pedes veluti hominis (diese Ibis haben Füße, welche wie die des Menschen gestaltet sind.) Die Naturforscher, welche nicht begreifen konnten, was diese seltsame Vergleichung zu bedeuten habe, bemühten sich vergeblich, sie zu erklären oder zu umgehen. Sie bildeten sich ein, Herodot habe, indem er den weißen Ibis beschrieb, den Storch im Auge gehabt, und so seine Füße durch die lächerliche Aehnlichkeit bezeichnen können, die man zwischen den abgeplatteten Nägeln des Storchs und jenen des Menschen finden kann. Diese Auslegung konnte wenig befriedigen, und man hätte den Ibis mit menschlichen Füßen unter die Fabeln verweisen sollen, doch wurde er unter diesem albernen Bilde als ein wirkliches Wesen aufgenommen, und es muß sehr befremden, wenn man es noch heutigen Tages ganz ohne Untersuchung und ohne Milderung in den Abhandlungen einer gelehrten Akademie figuriren sieht, während dieses Zerrbild, wie man sieht, nur die Folge eines Irrthums des Uebersetzers dieses ersten griechischen Geschichtschreibers ist, dessen Aufrichtigkeit, die Unsicherheit seiner Berichte einzugestehen, wenn er sie nur nach Hörensagen mittheilt, ihn bei Gegenständen, die er nach eigener Anschauung beschreibt, um so glaubwürdiger hätte machen sollen.

Indem Aristoteles, wie Herodot, die beiden Ibis-Arten unterscheidet, fügt er hinzu, der weiße Ibis sey in ganz Egypten verbreitet, außer gegen Pelusium zu, wo man im Gegentheil nur schwarze Ibis sehe, die sich nicht im übrigen Theil des Landes fänden. Plinius wiederholt diese besondere Beobachtung; aber übrigens scheinen alle alten Schriftsteller den bei-

den Ibisarten, indem sie dieselben nur durch die Farbe von einander trennen, alle andern Merkmale gemeinschaftlich zuzuschreiben, die Gestalt, die Gewohnheiten, den Instinkt, und ihren Aufenthalt vorzugsweise in Egypten, mit Ausschluß eines jeden andern Landes. Man konnte sie, nach der allgemeinen Meinung, selbst nicht aus dem Lande bringen, ohne daß sie vor Heimweh starben. Dieser seinem Geburtslande so getreue Vogel war dessen Sinnbild geworden; die Figur des Ibis bezeichnet in den Hieroglyphen fast immer Egypten, und es gibt wenig Bilder- oder Zeichen, die sich auf allen Denkmälern häufiger wiederholt finden. Man sieht diese Ibisfiguren auf den meisten Obelisken, an der Basis der Statue des Nil im Belvedere in Rom, so wie im Tuileriengarten zu Paris. Auf der Münze Hadrians, wo Egypten ihm Ehrfurcht bezeugt, steht der Ibis zur Seite. Man hat diesen Vogel mit dem Elephanten auf den Münzen des Q. Marius dargestellt, um Egypten und Libyen, den Schauplatz seiner Thaten, zu bezeichnen ꝛc.

Bei dieser volksthümlichen und uralten Verehrung des Ibis kann es nicht befremden, wenn dessen Naturgeschichte mit Fabeln überfüllt ist; man hat gesagt, diese Vögel befruchteten sich und gebährten durch den Schnabel. Solin scheint nicht daran zu zweifeln; aber Aristoteles verspottet mit Recht diesen Begriff jungfräulicher Reinheit bei diesem geheiligten Vogel. Pierius erwähnt eines Wunders von ganz entgegengesetzter Art; er sagt, nach den Alten entstände der Basilisk aus einem Ibisei, welches sich in diesem Vogel durch das Gift aller Schlangen, die er verschlungen, ausbilde; dieselben Alten haben geschrieben, wenn man das Krokodill und die Schlange mit einer Ibisfeder berühre, so blieben sie wie durch einen Zauber unbeweglich, und stürben selbst oft auf der Stelle. Zoroaster, Democritus und Phile haben diese Angaben vorgebracht; andere Schriftsteller behaupteten, dieser göttliche Vogel erreiche ein ungewöhnlich hohes Alter; die Priester von Hermopolis sagten selbst, er könne unsterblich seyn, und um es zu beweisen, zeigten sie dem Appion einen Ibis, von welchem sie bemerkten, er sey so alt, daß er nicht mehr sterben könne.

Dies ist nur ein Theil der in dem abergläubischen Egypten in Beziehung auf diesen Ibis ausgeheckten Fabeln; der Aberglaube treibt alles bis zum Uebermaß; berücksichtigt man aber den Beweggrund, den der Gesetzgeber haben konnte, den Kultus

nützlicher Thiere zu heiligen, so wird man einsehen, daß er in Egypten auf der Nothwendigkeit begründet war, diejenigen zu erhalten und zu vermehren, welche die schädlichen Arten vernichten konnten. Cicero bemerkt ganz richtig, die Egyptier hätten keine andern geheiligten Thiere gehabt, als jene, deren Erhaltung ihnen von der größten Wichtigkeit seyn mußte, weil sie so großen Nutzen aus ihnen zogen; [1]) ein weises Urtheil, und sehr verschieden von dem des heftigen Juvenal, welcher Egypten die Verehrung des Ibis mit zum Verbrechen macht, und gegen diesen Kultus eifert, den der Aberglaube ohne Zweifel übertrieb, den aber die Weisheit aufrecht erhalten mußte; denn die Schwäche des Menschen ist in der That so groß, daß die weisesten Gesetzgeber für nöthig gehalten haben, sie zur Grundlage ihrer Gesetze zu machen.

Indem wir uns jetzt mit der Naturgeschichte und den wirklichen Gewohnheiten des Ibis beschäftigen, müssen wir zuvörderst anerkennen, daß er nicht allein einen heftigen Appetit nach Schlangenfleisch, sondern auch eine starke Antipathie gegen alle Reptilien hat; er führt mit ihnen den grausamsten Krieg. Belon versichert, er tödte sie fortwährend, wenn er auch gesättigt sey. Diodorus Siculus berichtet, der Ibis wandele Tag und Nacht am Ufer der Gewässer umher, die Reptilien erhaschend, ihre Eier suchend, und auch die Käfer und Heuschrecken im Vorübergehen vernichtend. An die Achtung gewöhnt, die man ihnen in Egypten bezeigte, kamen diese Vögel ohne Scheu mitten in die Städte. Strabo sagt, sie hätten die Straßen Alexandriens bis zur Beschwerde erfüllt, indem sie allerdings unreine Thiere vertilgten, aber auch Nahrungsmittel, die man aufbewahrte, verzehrten, und alles mit ihrem Unrath beschmutzten, Unbequemlichkeiten, die in der That einem feinen und gebildeten Griechen lästig fallen mußten, welche aber die so abergläubischen Egyptier gerne erduldeten.

---

[1]) Es scheint anfangs schwer, diesen Grund auf den Kultus des Krokodills anzuwenden; aber abgesehen davon, daß es nur in der einzigen Stadt Arsinoite verehrt wurde, dessen Gegner dagegen, der Ichneumon in ganz Egypten, so verehrte diese Krokodillenstadt nur aus Furcht, und um sie durch einen in der That unsinnigen Kultus von einem Ort entfernt zu halten, wohin der Fluß sie natürlich nicht bringen konnte.

Diese Vögel legen ihr Nest auf den Palmbäumen in dem Dickicht stechender Blätter an, um es vor dem Angriff der Katzen, ihrer Feinde, zu sichern. Es scheint, daß die Brut aus vier Eiern besteht, wenigstens kann man es nach der Erklärung der Ibistafel durch Pignorius schließen. Es wird darin gesagt, der Ibis bezeichne seine Eier durch dieselbe Zahl, wie der Mond seine Zeiten, ad lunae rationem ova fingit; was nicht anders zu verstehen seyn dürfte, als indem man es auffaßt, wie der Doctor Shaw, nämlich daß der Ibis so viel Eier legt, als es Mondwechsel gibt, also vier. Indem Aelian erklärt, weßhalb dieser Vogel dem Mond geheiligt ist, zeigt er die Dauer des Brütens an, und sagt, er bedürfe so viel Tage, um seine Jungen ausschlüpfen zu lassen, [1]) als das Gestirn des Ibis, um den Kreis seiner Veränderungen zu durchlaufen. [2]) Plinius und Galien schreiben dem Ibis die Erfindung des Klistiers, und dem Nilpferd jene des Aderlasses zu. „Dieses sind nicht die einzigen Dinge, fügt der erstere hinzu, in welchen der Mensch nur ein Schüler des Kunsttriebes der Thiere war." Plutarch zufolge bedient sich der Ibis dazu nur des Salzwassers, und Hr. Perrault behauptet in seiner anatomischen Beschreibung dieses Vogels, das Loch im Schnabel bemerkt zu haben, durch welches das Wasser gesprützt werden kann.

Wir haben gesagt, die Alten hätten zwei Arten von Ibis unterschieden, einen weißen und einen schwarzen; wir haben nur den weißen gesehen, und ließen ihn auf den illuminirten Tafeln darstellen; was den schwarzen betrifft, so behauptet Hr. Perrault zwar, er sey häufiger nach Europa gebracht worden, als der weiße; doch hat ihn seit Belon kein Naturforscher gesehen, und wir wissen nur von ihm, was uns dieser Beobachter darüber mittheilte.

---

[1]) Plutarch versichert uns, der kleine neugeborne Ibis wiege zwei Drachmen.

[2]) Clemens von Alexandrien sagt, indem er die religiösen Gastmahle der Egyptier beschreibt, man habe unter andern Gegenständen auch einen Ibis um die Gäste hergetragen, indem dieser Vogel, der weißen und schwarzen Farbe seines Gefieders wegen, das Sinnbild des leuchtenden und des verdunkelten Mondes sey, und Plutarch zufolge fand man in der Art und Weise, wie das Weiß auf diesem Gefieder gegen das Schwarz absticht, eine Figur des Zunehmens dieses Gestirns der Nächte.

Der weiße Ibis.

(Tantalus ibis. L. L'ibis blanc. B.)

Dieser Vogel, Nr. 389, ist etwas größer, als der Kurlis, und etwas kleiner, als der Storch; seine Länge, von der Spitze des Schnabels bis zu jener der Nägel, beträgt ungefähr 3½ Fuß. Herodot gibt dessen Beschreibung, indem er sagt, dieser Vogel habe hohe und unbefiederte Beine; vorn am Kopf und auf der Stirn ebenfalls keine Federn; einen gebogenen Schnabel; schwarze Schwung- und Steuerfedern, und das übrige Gefieder sey weiß. Wir wollen diesen Merkmalen noch Einiges hinzufügen, dessen Herodot nicht erwähnt hat. Der Schnabel ist abgerundet, und läuft in eine stumpfe Spitze aus; der Hals ist in seiner ganzen Länge von gleicher Dicke, und nicht mit herabhängenden Federn versehen, wie jener des Storchs.

Nachdem Hr. Perrault einen dieser Vögel zergliedert und beschrieben, der in der Menagerie in Versailles gelebt hatte, verglich er ihn mit dem Storch, und fand, daß dieser größer sey, der Ibis aber verhältnißmäßig einen längern Schnabel und längere Beine habe. Beim Storch betrugen die Beine nur 4 Theile von der Gesammtlänge des Vogels, beim Ibis dagegen 5, und er bemerkte denselben verhältnißmäßigen Unterschied zwischen ihren Schnäbeln und Hälsen. Die Flügel schienen ihm sehr groß zu seyn; ihre Schwungfedern waren schwarz, und das übrige Gefieder von einem etwas fuchsröthlichen Weiß, mit einigen purpurfarbigen und grünlichen Flecken unter den Flügeln. Der obere Theil des Kopfs, der Augenumring und der Untertheil der Kehle waren unbefiedert, und mit einer rothen und gerunzelten Haut bedeckt. Der Schnabel, an der Wurzel dick und abgerundet, hatte 1½ Zoll im Durchmesser, war auf seiner ganzen Länge gekrümmt, hellgelb an seinem Ursprung, und dunkel orangefarben gegen die Spitze. Die Seiten dieses Schnabels sind scharf und hart genug, um Schlangen zu durchschneiden, und wahrscheinlich tödtet sie der Vogel auf diese Weise; denn mit der stumpfen und wie abgeschnittenen Spitze seines Schnabels würde er sie schwerlich durchbohren können.

Der untere Theil der Beine war roth, und dieses Theil, welchem Belon in seiner Abbildung des schwarzen Ibis nicht

DER WEISSE IBIS.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langschnäbler. *Gattung:* Schnepfe. *(Cuv.)*

Pl. 15¾

DER SCHWARZE IBIS.

Ordnung: Stelzenläufer ..... *id.*

mehr als einen Zoll Länge gibt, hatte deren mehr als vier bei diesem weißen Ibis; die Beine waren, so wie die Füße, ganz mit achteckigen Schuppen versehen. Die Schuppen, welche die Zehen bedeckten, waren wie kleine Tafeln zugeschnitten; die Nägel spitz, schmal und schwärzlich; zu beiden Seiten der mittleren Zehe fanden sich Ueberbleibsel eines Häutchens, an den beiden andern Zehen dagegen nur an der innern Seite.

Obgleich der Ibis kein körnerfressender Vogel ist, so gleicht doch sein Magen einer Art Kropf, dessen innere Haut rauh und gerunzelt ist. Man hat mehr als einmal derartige Widersprüche in der Organisation der Vögel bemerkt, und zum Beispiel bei dem Kasuar, der kein Fleisch frißt, einen häutigen Magen gefunden, wie jener des Adlers. [1])

Hr. Perrault fand den Darmgang 4 Fuß 8 Zoll lang; das Herz war von mittlerer Größe, und nicht übermäßig groß, wie Merula behauptet hat; die sehr kurze, im Grunde des Schnabels verborgene Zunge, war nur ein kleiner, mit einer fleischigen Haut bedeckter Knorpel, was Solin glauben ließ, dieser Vogel habe keine Zunge. Die Kugel des Auges war klein, indem sie nur 6 Linien im Durchmesser hatte. „Dieser weiße Ibis, sagt Hr. Perrault, und ein anderer, den man ebenfalls in der Menagerie von Versailles hielt, und die beide aus Egypten kamen, waren die einzigen Vögel dieser Art, die man je in Frankreich gesehen hatte.“ Nach ihm wurden alle Beschreibungen der neueren Schriftsteller nur denen der alten entnommen. Diese Bemerkung scheint mir richtig zu seyn; denn Belon hat den weißen Ibis weder in Egypten beschrieben, noch selbst wieder erkannt; was nicht wahrscheinlich seyn

[1]) Eine interessante Besonderheit in der Beschreibung betrifft den Weg, den der Nahrungssaft (chylus) im Innern dieser Vögel nimmt. Man machte Einspritzungen in die Gekrösader eines der Störche, den man mit dem Ibis zergliederte, und die Feuchtigkeit drang in die Höhle der Eingeweide ein; nachdem man nun einen Theil des Eingeweides mit Milch gefüllt, und es an beiden Enden zugebunden hatte, ging die zusammen gedrückte Feuchtigkeit in die Gekrösader über. Vielleicht, fügt der Anatom hinzu, findet diese Verbindung bei allen Vögeln statt, und da man keine Milchader bei ihnen gefunden, so kann man mit Grund vermuthen, daß dieses der Weg des chylus von den Eingeweiden in das Gekröse ist.

würde, wenn man nicht annähme, er habe ihn für einen Storch gehalten; dieser Beobachter ist hingegen der einzige der neueren, der uns den schwarzen Ibis beschrieben hat.

Der schwarze Ibis.

(L'ibis noir. B.)

Dieser Vogel, sagt Belon, ist etwas kleiner, als ein Kurli. Er ist daher kleiner, als der weiße Ibis, und muß also auch kürzere Beine haben; doch haben wir bereits bemerkt, daß nach der Beschreibung der Alten sich beide Ibisarten in Allem, außer in der Farbe, gleich seyen. Dieser hier ist ganz schwarz, und Belon scheint anzudeuten, der Vordertheil des Kopfs und der Stirne seyen unbefiedert, indem er sagt, sein Kopf gleiche jenem eines Kormoran oder Seeraben. Herodot, welcher, wie es scheint, seine beiden Beschreibungen sehr genau machen wollte, gibt dem schwarzen Ibis nicht dieses Merkmal des unbefiederten Kopfes und Halses. Wie dem auch sey, alles was man von den Merkmalen und Gewohnheiten dieser beiden Vögel gesagt hatte, wurde ihnen gemeinschaftlich, ohne Ausnahme oder Unterschied, zugeschrieben.

Der Kurli oder Sichler (Wind- oder Wettervogel.)

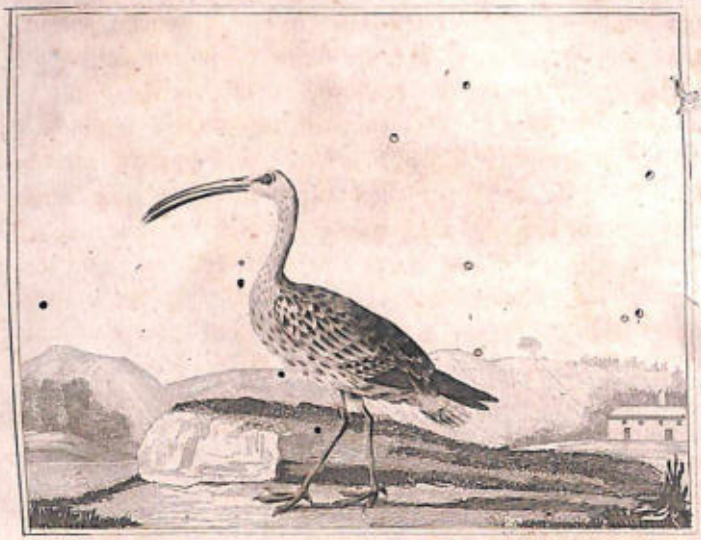
(Scolopax arquata. L. Le courlis. B.)

Erste Art.

Die Namen, welche aus nachgeahmten Tönen der Stimme, des Gesanges, des Geschreies der Thiere gebildet werden, sind so zu sagen die Namen der Natur, und auch diejenigen, deren sich der Mensch zuerst bediente. Die Sprachen der Wilden bieten uns tausend Beispiele dieser aus Instinkt gegebenen Namen dar, und der Geschmack, welcher nur ein mehr ausgebildeter Instinkt ist, hat sie mehr oder weniger in den Sprachen der civilisirten Völker beibehalten, und besonders in der griechischen, die pittoresker ist, als irgend eine andere, indem sie selbst in ihren Benennungen malt und anschaulich macht. Die kurze Beschreibung, welche Aristoteles von dem [illegible] Nr. 818, mittheilt, würde zu dessen Erkennung und Unterscheidung von andern Vögeln ohne seinen Namen [illegible]

DER KURLI ODER SICHLER.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langschnäbler. *Gattung:* Schnepfe. *(c)*



DER KLEINE KURLI.

Ordnung: Stelzenläufer..... *id.*

nicht genügt haben. Die französischen Namen courlis, curlis, turlis sind Nachahmungen seiner Stimme, so wie in andern Sprachen auch die Namen curlew, caroli, tarlino etc. sich ihr annähern; aber die Benennungen arquata und falcinellus sind der Krümmung seines sichelförmigen Schnabels entnommen. Eben so verhält es sich mit dem Namen numenius, abgeleitet aus dem Wort néoménie, der Zeit des zunehmenden Mondes. Dieser Name wurde dem Kurli beigelegt, weil sein Schnabel fast halbmondförmig gekrümmt ist. In der neugriechischen Sprache nennt man ihn macrimiti oder Langnase, weil er einen im Verhältniß zu der Größe seines Körpers sehr langen Schnabel hat. Dieser Schnabel ist ziemlich dünn, mit Furchen durchzogen, in seiner ganzen Länge gleichmäßig gekrümmt, und läuft in eine stumpfe Spitze aus; er ist schwach und von zarter Substanz, und scheint nur geeignet, die Würmer aus der weichen Erde zu ziehen. Nach diesem Merkmal könnten die Kurlis an die Spitze der zahlreichen Klasse von Vögeln mit langem dünnen Schnabel gestellt werden, wie die Wald- und die Leimschnepfen, die Reiter ꝛc., welche eben sowohl Sumpf- als Strandvögel sind, und da sie keinen Schnabel haben, der zum Ergreifen oder Durchbohren der Fische geeignet ist, genöthigt sind, sich mit Würmern oder Insekten zu begnügen, welche sie in dem Schlamm und in der feuchten und sumpfigen Erde aufsuchen.

Der Hals und die Füße des Kurli sind lang, die Beine zum Theil unbefiedert, und die Zehen an ihrer Einfügung durch ein Häutchen verbunden. Er ist ungefähr von der Größe eines Kapauns. Seine Gesammtlänge beträgt 2 Fuß; der Schnabel 5 bis 6 Zoll, die Flugweite mehr als 3 Fuß. Sein ganzes Gefieder ist ein Gemisch von Weißgrau, mit Ausnahme des ganz weißen Bauches und Bürzels; das Braun ist in Pinselstrichen auf allen obern Theilen aufgetragen, und jede Feder weißgrau oder fuchsröthlich gesäumt; die großen Schwungfedern sind von schwärzlichem Braun. Die Federn auf dem Rücken haben den Glanz der Seide; jene am Halse sind flammartig, und die des Schwanzes, welcher kaum über die eingezogenen Flügel hinaus reicht, sind, wie die mittleren Schwungfedern, von Weiß und schwärzlich Braun durchschnitten. Es findet sich wenig Unterschied zwischen dem Männchen und Weibchen, das letztere ist nur etwas kleiner,

und die besondere Beschreibung, welche Linne von demselben mittheilt, daher ganz überflüssig.

Einige Naturforscher haben bemerkt, obgleich das Fleisch des Kurli einen Sumpfgeruch habe, so sey es doch sehr geachtet, und werde von Einigen sogar dem Fleisch aller andern Wasservögel vorgezogen. Der Kurli ernährt sich von Erdwürmern, von Insekten, von kleinen Muscheln, die er auf dem Sande und im Meerschlamm, oder in den Sümpfen und feuchten Wiesen findet. Er hat eine sehr kurze und im Grunde des Schnabels verborgene Zunge. Man findet kleine Steine und bisweilen Körner in seinem Magen, welcher muskelig ist, wie jener der kornfressenden Vögel. Ueber diesem Magen erweitert sich der Speiseschlund zu einer mit drüsigen Warzen bedeckten Tasche; es finden sich zwei Blinddärme von 3 bis 4 Zoll Länge. Diese Vögel laufen sehr schnell und fliegen truppweise. [1]) Sie sind in Frankreich Zugvögel, und halten sich kaum in unsern von der See entfernten Provinzen auf; verweilen aber an unsern Küstengegenden, wie in Poitou, in Aunis, und in Bretagne längs der Loire, wo sie nisten. Man versichert, in England bewohnten sie die Küsten des Meeres nur im Winter, und im Sommer nisteten sie im Innern des Landes, gegen die Gebirge zu. In Deutschland kommen sie nur in der Regenzeit und mit gewissen Winden; denn die Namen, die man ihnen in den verschiedenen Dialekten der deutschen Sprache gibt, beziehen sich alle auf Winde, auf Regen oder auf Stürme. Man sieht ihrer während des Herbstes in Schlesien, und sie ziehen im Sommer bis zur Ostsee, und zum bothnischen Meerbusen. Man findet sie auch in Italien und in Griechenland, und es scheint, daß ihre

[1]) Wahrscheinlich gibt Hesychius dem Kurli wegen der Schnelligkeit seines Laufs, den Namen Trochilus, welcher übrigens und mit mehr Recht, einem kleinen Vogel, dem Troglodyten, beigelegt wird. Dieser Name Trochilus wird allerdings in einer Stelle von Clearch bei Athenäus einem Wasservogel gegeben; aber der Irrthum des Hesychius geht daraus hervor, daß an derselben Stelle der Kurli (clorios) als verschieden von dem Trochilus genannt wird; und dieser Trochilus des Clearch, der die Ufer oder Gewässer bewohnt, wird entweder der Läufer seyn, oder einer jener kleinen Vögel: der Sandpfeifer, Zinkel oder Halsband-Strandpfeifer, die sich fortwährend am Strand halten, und welche man sehr schnell laufen sieht.

Wanderungen sich bis jenseits des mittelländischen Meeres erstrecken; denn sie ziehen jährlich zweimal, im Frühling und im Herbst, bei der Insel Malta vorüber. Ueberdem haben die Reisenden in fast allen Theilen der Welt Kurlis gefunden, und obgleich ihre Nachrichten sich meist nur auf die verschiedenen ausländischen Arten dieser ziemlich zahlreichen Familie beschränken, so scheint sich doch die europäische Art am Senegal und auf Madagaskar wieder zu finden; denn der auf den illuminirten Tafeln, Nr. 198, dargestellte Vogel ist unserm Kurli so ähnlich, daß wir glauben, ihn auf dieselbe Art zurückführen zu müssen. Er unterscheidet sich in der That nur dadurch von dem europäischen Kurli, daß sein Schnabel etwas länger ist, und die Farben reiner gezeichnet sind, leichte Unterschiede, die höchstens eine Varietät begründen, welche man dem Einfluß des Klimas zuschreiben kann. Man findet bisweilen weiße Kurlis, wie man auch weiße Schnepfen, Amseln und Sperlinge gefunden hat; aber diese rein individuellen Varietäten sind nur zufällige Entartungen, welche nicht als beständige Rassen angesehen werden können.

Der kleine Sichler oder Kurli.

(Numenius phaeopus. L. Le corlieu, ou petit courlis. B.)

Zweite Art.

Der kleine Kurli, Nr. 842, ist nur halb so groß, als der Kurli, dem er an Gestalt, in dem Grunde der Farben und selbst in deren Vertheilung gleicht; er hat auch dieselbe Lebensart und dieselben Gewohnheiten; aber dennoch sind diese beiden Arten sehr verschieden. Sie leben in denselben Gegenden, ohne sich mit einander zu vermischen, und halten sich in der Entfernung, welche der zu bedeutende Unterschied der Größe zwischen ihnen aufstellt. Die Art des kleinen Kurli scheint sich besonders in England zu finden, wo sie, nach den Verfassern der brittischen Zoologie, viel gemeiner ist, als jene des großen Kurli; in den französischen Provinzen scheint sie dagegen sehr selten zu seyn. Belon hat sie nicht gekannt, und allem Anschein nach ist sie in Italien nicht häufiger, als in Frankreich; Jeyn Aldrovande erwähnt ihrer nur dunkel nach Gesner, und er wiederholt die doppelte Anwendung dieses Naturforschers, indem er zweimal unter den Wasserhühnern diesen kleinen

Kurli, mit den Namen phaeopus und gallinula, aufführt; denn man erkennt den kleinen Kurli an den Namen Regenvogel und tarangalo; so wie auch an den meisten Zeichen der Beschreibung, die er mittheilt. Willughby hat zuerst diesen Irrthum Gesners bemerkt, und denselben Vogel in drei durch diesen Schriftsteller wiederholten Notizen erkannt. Uebrigens hat sich Gesner nochmals geirrt, indem er auf diesen kleinen Kurli die Namen Windvogel und Wettervogel bezog, die dem großen Kurli angehören; [1]) und was den Vogel betrifft, dessen Abbildung Edwards unter dem Namen des kleinen Ibis gibt (glanures, Tafel 356), so ist dies sicher ein kleiner Kurli, dessen Gefieder aber, wie dieser Naturforscher selbst bemerkte, in dem Zustand der Mause begriffen war, und nach dessen Beschreibung man daher nicht die Art des Vogels bestimmt feststellen kann.

Der grüne oder italienische Kurli.

(Numenius viridis, L. Le courlis vert, ou courlis d'Italie. B.)

Dritte Art.

Dieser Vogel, Nr. 819, ist unter dem Namen des italienischen Kurli bekannt; man kann ihn aber auch durch seine Farbe bezeichnen. Er ist größer, als ihn Brisson angibt, und er auf den illuminirten Tafeln dargestellt ist, denn Aldrovande versichert, sein Wuchs nähere sich dem des Reihers, dessen Namen ihm auch bisweilen die Italiener geben. Die Benennung falcinello, welche dieser Naturforscher und Gesner ihm ausschließlich beizulegen scheinen, kann auch auf alle andern Kurlis bezogen werden, die ebenfalls einen sichelförmig gekrümmten Schnabel haben. Bei diesem sind der Kopf, der Hals, der Vorderkörper und die Seiten des Rückens von schön dunkel kastanienbrauner Farbe; der obere Rücken, die obere Seite der Flügel und des Schwanzes von bronze- oder goldfarbigem Grün, je nach den Widerscheinen des Lichtes; der

[1]) Der auf den Gesellschaftsinseln Torea und in Cooks Reise kleiner Kurli genannte Vogel scheint der Familie der Kurlis nicht anzugehören. Es wird gesagt, der Torea halte sich um die Schiffe; aber wir wüßten nicht, daß irgend ein Kurli die Küste verläßt, und sich weit auf das Meer begibt.

Schnabel ist schwärzlich, so wie auch die Füße, und der unbefiederte Theil der Beine. Gesner hat nur einen jungen Vogel beschrieben, der weder ganz ausgewachsen war, noch alle seine Farben hatte. Dieser in Italien gemeine Vogel findet sich auch in Deutschland; [1]) und der durch Brisson erwähnte Marsiglische Kurli von der Donau ist allem Anschein nach nur eine Varietät in dieser Art.

Der braune Kurli.

(Le courlis brun. B.)

Vierte Art.

Hr. Sonnerat hat diesen Kurli auf der philippinischen Insel Lucon gefunden. Er ist von dem Wuchs des großen europäischen Kurli; sein ganzes Gefieder fuchsbraun; seine Augen sind von einer grünlichen Haut umgeben; die Iris feurig roth; sein Schnabel grünlich, und seine Füße sind von einem Firnißroth.

Der gefleckte Kurli.

(Le courlis tacheté. B.)

Fünfte Art.

Dieser Kurli, der sich ebenfalls auf der Insel Lucon befindet, würde viel Aehnlichkeit mit unserm großen Kurli haben, wenn er nicht um ein Drittheil kleiner wäre; er unterscheidet sich auch noch dadurch, daß sein Scheitel schwarz ist, und die Farben anders vertheilt sind, nämlich auf dem Rücken in Flecken am Rande der Federn, und auf dem Bauch in querlaufenden Wellenlinien oder Schraffirungen.

Der Kurli mit nacktem Kopf.

(Le courlis à tête nue. B.)

Sechste Art.

Diese Kurli-Art, Nr. 867, ist neu und sehr merkwürdig. Der ganze Kopf ist unbefiedert, und auf dem Scheitel erhebt

---

[1]) Man nennt ihn dort, nach Gesner, den welschen Vogel, Sichler ꝛc.

sich eine Art 5 Linien dicke, nach hinten liegende und gerollte Wulst, die mit einer rothen, sehr dünnen Haut bedeckt ist, unter welcher man unmittelbar die knochige Erhöhung fühlt, welche die Wulst bildet. Der Schnabel ist von derselben rothen Farbe wie die Haut auf jener Wulst; der obere Theil des Halses und der vordere der Kehle sind ebenfalls unbefiedert, und die Haut ist ohne Zweifel bei dem lebenden Vogel fleischfarbig; aber wir sahen sie nur erblichen an dem todten Vogel, den wir beschreiben, und den uns Hr. de la Ferte von dem Vorgebirge der guten Hoffnung mitgebracht hat. Er ist von der Gestalt des europäischen Kurli, nur sein Wuchs etwas stärker und dicker. Sein Gefieder hat auf einem schwarzen Grunde an den Schwungfedern abwechselnd grüne und purpurfarbige Widerscheine; die kleinen Bedeckungen sind von ziemlich starkem Purpurviolet, aber von leichtern auf dem Rücken, dem Halse und dem Oberkörper; die Füße und der unbefiederte Theil der Beine sind auf der Länge eines Zolls roth, wie der Schnabel, welcher 4 Zoll 9 Linien lang ist. Dieser Vogel mißt von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze 2 Fuß 1 Zoll, und hat 1½ Fuß Höhe in seiner natürlichen Stellung.

Der gehaubte Kurli.

(Numenius madagascariensis. L. Le courlis huppé. B.)

Siebente Art.

Die Haube unterscheidet diesen Kurli, Nr. 841, von allen andern, welche im Allgemeinen einen mehr oder weniger glatten, oder mit kleinen, sehr kurzen Federn bedeckten Kopf haben; dieser dagegen trägt einen schönen Busch langer, theils weißer, theils grüner, nach hinten liegender Federn. Der Vordertheil des Kopfs und der obere Umfang des Halses sind grün; der übrige Theil des Halses, der Rücken und der Vorderleib von schönem kastanienbraunen Fuchsroth; die Flügel weiß; der Schnabel und die Füße gelblich. Eine breite Stelle unbefiederter Haut umgibt die Augen; der mit Federn wohl versehene Hals sieht kürzer und dicker aus, als bei den andern Kurlis. Dieser schöne gehaubte Vogel findet sich auf Madagaskar. Die sechs eben beschriebenen Kurli-Arten gehören alle dem alten Kontinent an, und wir kennen auch acht andere auf dem neuen.

Kurlis vom neuen Kontinent.

Der rothe Kurli.

(Le courlis rouge. B.)

Erste Art.

Die Niederungen und Sümpfe in der Nähe der Seeküste und der großen Ströme des südlichen Amerika sind durch mehre Kurli-Arten bewohnt. Die schönste dieser Arten und die gemeinste in Guiana ist jene des rothen Kurli, Nr. 80 und 81. Sein ganzes Gefieder ist scharlachröth, mit Ausnahme der Spitze der ersten Schwungfedern, welche schwarz ist; die Füße, der unbefiederte Theil der Beine und der Schnabel sind roth oder röthlich, [1]) so wie die nackte Haut, welche den Vorderkopf von der Schnabelwurzel bis jenseits der Augen bedeckt. Dieser Kurli ist von derselben Größe, aber etwas weniger dick, wie der europäische Kurli; seine Beine sind höher, und sein längerer Schnabel ist auch viel stärker und dicker gegen den Kopf zu. Das Gefieder des Weibchens ist von weniger lebhaftem Roth, wie das des Männchens; aber beide erhalten erst mit dem Alter diese schöne Farbe; ihre Jungen werden mit einem schwärzlichen Flaum geboren; darauf werden sie aschfarbig; dann weiß, wenn sie anfangen zu fliegen; und mit dem zweiten oder dritten Jahre erscheint dieses schöne Roth in allmäligen Uebergängen, und nimmt, je nachdem sie älter werden, mehr Glanz an.

Diese Vögel halten sich truppweise, sowohl im Fluge, als wenn sie sich auf Bäume setzen, wo sie durch ihre Anzahl und ihre Feuerfarbe den schönsten Anblick darbieten. Ihr Flug ist anhaltend und ziemlich schnell; aber sie setzen sich nur Morgens und Abends in Bewegung; während der Tageshitze ziehen sie sich nach den Seebuchten zurück, wo sie sich unter den Wurzelträgern in der Kühle halten, und gegen 3 oder 4 Uhr nach den Sümpfen zurückkehren, von wo sie dann später sich wieder nach den Seebuchten begeben, um dort die Nacht zuzubringen. Man sieht selten einen dieser Kurlis allein, und

---

[1]) Diese Farbe des Schnabels ist verschieden; Marcgrave gibt sie aschfarbig-weiß an; Clusius okerfarbig.

ist einer von dem Trupp abgekommen, so zögert er nicht, sich ihm wieder anzuschließen; aber diese Trupps scheiden sich voneinander nach dem Alter, und die Alten halten sich ziemlich strenge von den Jungen getrennt. Die Brut beginnt im Januar, und währt bis zum Mai. Sie legen ihre Eier, welche grünlich sind, auf den großen Kräutern, die unter den Wurzelträgern wachsen, oder in dem Gebüsch auf einigen zusammengelegten Reisern. Man fängt die Jungen leicht mit der Hand, selbst wenn die Mutter sie führt, um Insekten und kleine Krabben zu suchen, aus denen ihre erste Nahrung besteht; sie sind nicht scheu, und gewöhnen sich leicht, im Hause zu leben. „Ich habe einen auferzogen, sagt Hr. de la Borde, den ich mehr als 2 Jahre behielt. Er nahm sehr zutraulich sein Futter aus meiner Hand, und verfehlte niemals die Stunde des Frühstücks oder Mittagsessens. Er fraß Brod, rohes Fleisch, gekocht oder eingesalzen, Fische; Alles sagte ihm zu; doch gab er den Eingeweiden von Fischen und Vögeln den Vorzug, und ging gern nach der Küche, um sie dort zu erhalten; außerdem war er beständig um das Haus her beschäftigt, Erdwürmer zu suchen, oder in meinem Garten der Arbeit des Negergärtners zu folgen. Abends begab er sich aus eigenem Antrieb nach einem Hühnerstall, wo etwa 100 Stück Geflügel schliefen. Er setzte sich auf die höchste Stange, verjagte mit heftigen Schnabelhieben alle Hühner, die sich darauf niederlassen wollten, und machte sich oft während der Nacht den Spaß, sie zu beunruhigen. Er erwachte sehr früh, und flog dann drei bis viermal um das Haus; bisweilen bis zur Küste, aber ohne sich dort aufzuhalten. Ich habe kein anderes Geschrei von ihm gehört, als ein kleines Gekrächz, welches ein Ausdruck der Furcht beim Anblick eines Hundes oder eines andern Thiers zu seyn schien. Er hatte großen Widerwillen gegen die Katzen, ohne sie jedoch zu fürchten; er griff sie unerschrocken und mit heftigen Schnabelhieben an. Er wurde endlich unweit des Hauses durch einen Jäger getödtet, der ihn für einen wilden Kurli hielt."

Dieser Bericht des Hrn. de la Borde entspricht ziemlich dem Zeugniß des Hrn. Lact, welcher hinzufügt, man habe einige dieser Vögel in der Hausgenossenschaft sich begatten und zeugen sehen. Wir vermuthen daher, daß es eben so leicht als angenehm seyn würde, diese schöne Art aufzuziehen und zu vervielfältigen; sie

würde die Zierde unserer Geflügelhöfe seyn, [1]) und vielleicht die Genüsse der Tafel erhöhen; denn das Fleisch dieses Vogels ist ein gutes Essen, und könnte noch vervollkommnet werden, und bei einer gleichmäßigen Fütterung den kleinen Sumpfgeschmack verlieren, den man noch daran findet, [2]) und außerdem würde die Unterhaltung dieses Vogels, der sich mit jeder Nahrung und dem Abfall aus der Küche begnügt, wenig kosten. Wir wissen nicht, ob, wie Marcgrave mittheilt, dieser Kurli Alles, was man ihm gibt, bevor er es frißt, in Wasser taucht.

Diese Vögel leben im Zustand der Wildheit von kleinen Fischen, von Muscheln und Insekten, welche sie zur Zeit der Ebbe im Schlamm suchen. Sie entfernen sich nie sehr weit von der Seeküste, und folgen den Flüssen nicht in ihrer Entfernung von der Mündung; sie bewegen sich nur in demselben Bezirk, wo man sie das ganze Jahr über sieht. Die Art ist jedoch in den meisten heißesten Gegenden Amerikas verbreitet; man findet sie an den Mündungen des Marannon, um Rio Janeiro eben so wie auf den Bahama-Inseln und den Antillen. Die Indianer in Brasilien, welche sich gern mit ihren schönen Federn schmücken, nennen diese Kurlis Guara. Der Name Flammant, den man ihnen in Cayenne gegeben, bezieht sich auf das schöne Flammroth ihres Gefieders, und mit Unrecht legt man in dieser Kolonie allen Kurlis ohne Unterschied den Namen Flammant bei. Eben so unrichtig ist es, daß der Reisende Cauche seinen veilchenblauen madagaskarischen Kurli auf den brasilianischen rothen Kurli bezieht, wenn er nicht etwa nur die Gestalt der beiden Vögel vergleichen wollte; denn das Veilchenblau, das er dem seinigen beilegt, ist sehr verschieden von der glänzenden Scharlachfarbe unseres rothen Kurli. Alles, was wir aus seiner Nachricht entnehmen können, ist, daß es auf Madagaskar eine Kurli-Art mit veilchenblauem Gefieder gibt, von der wir bisher noch auf keinem andern Wege Kunde erhielten.

---

[1]) In dem Augenblick, da wir dieses schreiben, befindet sich ein lebendiger rother Kurli in der Menagerie Sr. königlichen Hoheit, des Prinzen von Conde, in Chantilly.

[2]) Man ißt ihn im Ragout, und macht ziemlich gute Gerichte aus ihm; aber man muß ihn erst halb braten, damit er einen Theil seines Oels verliere, das einen Sumpfgeschmack hat. (Bemerkung, mitgetheilt durch einen Kolonisten aus Cayenne.)

Der weiße Kurli.

(Le courlis blanc. B.)

Zweite Art.

Man könnte diesen Kurli, Nr. 915, für den rothen Kurli halten, der noch sein erstes Gefieder trägt; aber Catesby, der beide gekannt hat, gibt diesen hier als eine verschiedene Art an. Er ist in der That etwas größer, als der rothe Kurli; die Füße, der Schnabel, der Augenumring und der vordere Theil des Kopfs sind von bleichem Roth; das übrige Gefieder ist weiß, mit Ausnahme der vier ersten Schwungfedern, die an ihrer Spitze dunkelgrün sind. Diese Vögel kommen in Karolina in großer Zahl gegen die Mitte des Septembers an, welches die Regenzeit ist; sie besuchen Niederungen und Sümpfe; bleiben dort ungefähr 6 Wochen und verschwinden dann bis zum folgenden Jahr; vermuthlich ziehen sie sich nach dem Süden zurück, um in einem wärmeren Klima zu nisten. Catesby sagt, er habe Eiertrauben in mehreren Weibchen kurz vor ihrer Abreise von Karolina gefunden. Sie unterscheiden sich von den Männchen nicht durch die Farbe, und das Fleisch und Fett von beiden ist gelb wie Safran.

Der braune Kurli mit rother Stirn.

(Le courlis brun à front rouge. B.)

Dritte Art.

Diese braune Kurlis kommen in Karolina mit den weißen Kurlis der vorigen Art, und mit ihren Trupps vermischt an. Sie sind von derselben Größe, aber in viel geringerer Anzahl, „indem es wohl, sagt Catesby, zwanzig weiße Kurlis auf einen braunen gibt.“ Letztere sind in der That ganz braun auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanz, braungrau auf dem Kopf und dem Hals, und ganz weiß auf dem Bürzel und dem Bauch; der vordere Theil des Kopfs ist unbefiedert, und mit einer bleichen rothen Haut bedeckt; der Schnabel und die Füße sind von derselben Farbe. Ihr Fleisch und Fett ist gelb, wie bei den weißen Kurlis. Diese beiden Arten kommen und entfernen sich zusammen; sie ziehen im Winter von Karolina nach südlicheren Gegenden, wie nach Guiana, wo sie graue Flammans genannt werden.

Der Waldkurli.

(Numenius silvaticus. L. Le courlis des bois. B.)

Vierte Art.

Dieser Vogel, Nr. 820, den die Kolonisten in Cayenne flammant des bois genannt haben, lebt in der That in den Wäldern längs der Flüsse und Bäche, und er hält sich entfernt von den Meeresküsten, welche die andern Kurlis fast nicht verlassen; er hat auch verschiedene Gewohnheiten, und fliegt nie truppweise, sondern nur von seinem Weibchen begleitet. Um Fische zu fangen, setzt er sich auf das im Wasser schwimmende Holz. Er ist nicht größer, als der grüne europäische Kurli; sein Geschrei aber viel stärker. Sein ganzes Gefieder hat eine sehr dunkelgrüne Färbung auf einem düsterbraunen Grunde, der von weitem schwarz erscheint, und in der Nähe reiche bläuliche und grünliche Widerscheine darbietet. Die Flügel und der obere Hals sind von glänzender Stahlfarbe; man sieht bronzefarbige Widerscheine auf dem Rücken, und in Purpur schimmernde auf dem Bauch und am untern Hals; die Backen sind unbefiedert. Hr. Brisson hat diese Art nicht erwähnt, obgleich Barrere sie zweimal unter dem Namen arquata viridis sylvatica und flammant des bois angegeben hat.

Der Guarona.

(Scolopax guarauna. L. Le gouarona. B.)

Fünfte Art.

Guara ist, wie wir gesehen haben, der Name des rothen Kurli bei den Brasilianern; sie nennen diesen hier Guarana oder Guarona, dessen Gefieder kastanienbraun ist, mit grünen Widerscheinen am Bürzel, den Schultern und der äußern Seite der Schwungfedern; der Kopf und der Hals sind mit kleinen weißlichen Linien der Länge nach auf einem braunen Grunde gezeichnet. Dieser Vogel hat 2 Fuß Länge vom Schnabel bis zu den Nägeln; [1]) er ist dem grünen europäischen Kurli

[1]) Marcgrave sagt, er sey magnitudine jacu (von der Größe des Jacu); nun ist aber der Jacu kaum von der Größe eines gewöhnlichen Huhns, ein Wuchs, der vollkommen jenem eines Kurli entspricht.

ſehr ähnlich, und ſcheint der Repräſentant dieſer Art in Amerika zu ſeyn. Sein Fleiſch iſt nach dem Bericht Marcgraves, welcher oft davon gegeſſen hat, wie er ſagt, ziemlich gut; man findet ihn ſowohl in Guiana als in Braſilien.

Der Akalot.

(Tantalus mexicanus. L. L'acalot. B.)

Sechſte Art.

Wir kürzen ſo den Namen Accacalotl ab, den dieſer Kurli in Mexiko führt, wo er einheimiſch iſt; er hat, wie die meiſten andern, eine unbefiederte und mit einer röthlichen Haut bedeckte Stirn; ſein Schnabel iſt blau; der Hals und der Hinterkopf ſind mit braunen Federn, untermiſcht mit Weiß und Grün, bekleidet; ſeine Flügel erglänzen von grünen und purpurnen Widerſcheinen, und Briſſon glaubte vermuthlich nach dieſen Merkmalen ihn den bunten Kurli nennen zu müſſen; aber aus dem Namen Waſſerrabe, den ihm Fernandes und Nieremberg beilegen, iſt leicht zu entnehmen, daß ſein Farbengrund düſter, und dem Schwarz ſich annähernd iſt. Indem Hr. Adanſon bemerkt, daß dieſer Vogel ſich von dem europäiſchen Kurli durch ſeine kahle Stirn unterſcheidet, nähert er ihn durch dieſen Zug dem Ibis, dem Guara, dem Curicaca, aus denen er eine beſondere Gattung bildet; aber das Merkmal, durch welches er dieſe Vögel von den Kurlis trennt, nemlich der unbefiederte Vorderkopf, ſcheint uns genügend, da in allem Uebrigen die Geſtalt dieſer Vögel ſich ähnlich iſt, und ſich nur dieſer Unterſchied in allen Uebergängen zeigt; ſo daß es Arten gibt, wie jene des grünen Kurli, bei denen nur der Augenumring nackt iſt, bei andern dagegen, wie bei dieſer hier, ein großer Theil der Stirn. Wir glaubten den Curicaca von den Kurlis wegen ſeiner Größe, und einiger andern weſentlichen Unterſchiede, beſonders in der Geſtalt des Schnabels, trennen zu müſſen. Uebrigens ſehen wir nicht ein, was dieſen gelehrten Naturforſcher veranlaſſen konnte, dieſe Vögel zu der Familie der Kibitze zu ziehen.

DER KIBITZ.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Dünnschnäbler. *Gattung:* Kibitz. *Vanellus*

DER SCHWEIZER-KIBITZ.

Ordnung: Stelzenläufer..... *id.*

Der Strand-Matuitui.

(Le matuitui des rivages. B.)

Siebente Art.

Wenn dieser Vogel uns besser bekannt wäre, so würden wir ihn vielleicht wie den Curicaca von der Familie der Kurlis trennen, da Maregrave und Pison sagen, er gleiche im Kleinen dem Curicaca, welcher sich von dem Kurli eben so sehr durch das Merkmal des Schnabels, als durch den Wuchs unterscheidet; doch bevor wir wissen, ob dieses Merkmal des Schnabels dem Matuitui zukommt, können wir ihn hier nicht anzeigen, indem wir jedoch bemerken, daß der Name kleiner Kurli, den Hr. Brisson ihm beilegt, schlecht angewendet zu seyn scheint, indem dieser Vogel ungefähr von der Größe eines Huhns ist, das heißt von erster Größe in der Gattung der Kurlis. Uebrigens ist dieser Strandmatuitui verschieden von einem andern kleinen Matuitui, dessen Maregrave an einer andern Stelle erwähnt, der kaum größer ist als eine Lerche, und ein kleiner Halsband-Regenpfeifer zu seyn scheint.

Der große cayenner Kurli.

(Le grand courlis de Cayenne. B.)

Achte Art.

Dieser große Kurli, Nr. 976, ist größer als der europäische, und schien uns der größte aller Kurlis zu seyn. Sein ganzer Mantel, die großen Schwungfedern und der Vorderleib sind braun mit grauen Wellenlinien, und ins Grüne schillernd; der Hals ist fuchsröthlich-weiß, und die großen Flügelbedeckungen sind weiß; diese Beschreibung genügt, um ihn von allen andern Kurlis zu unterscheiden.

Der Kibitz.

(Tringa vanellus. L. Le vanneau. B.)

Erste Art.

Der Kibitz, Nro. 242, scheint in der französischen und neuern lateinischen Sprache seinen Namen von dem Geräusch erhalten zu haben, das seine Flügel im Fluge machen, und

welches dem einer Schwinge (van) ziemlich ähnlich lautet, die man in Bewegung setzt, um das Getreide zu reinigen. Sein englischer Name lapwing hat dieselbe Beziehung zu seinem häufigen und geräuschvollen Flügelschlagen.* Die Griechen haben ihn außer den auf sein Geschrei Bezug habenden Namen aex und aega [1]) den wilden Pfauen (taos agrios) wegen seines Federbusches und seiner hübschen Farben genannt. Dieser Busch des Kibitz ist jedoch von jenem des Pfauen sehr verschieden; er besteht nur aus einigen langen, dünnen, sehr biegsamen Federhalmen, und die Farben seines Körpers, dessen unterer Theil weiß ist, bieten auf einem ziemlich düstern Grunde ihre glänzenden und goldfarbigen Widerscheine nur dem Auge dar, das sie in der Nähe sucht. In Frankreich hat man auch den Kibitz dix-huit (achtzehn) genannt, weil diese schwach ausgesprochenen Silben ziemlich gut sein Geschrei ausdrücken, das man in mehren Sprachen ebenfalls durch nachahmende Töne wieder zu geben versucht hat. [2]) Er stößt beim Abfliegen dieses Geschrei ein oder zweimal aus, und läßt sich auch auf seinem Fluge, selbst während der Nacht, wiederholt hören. Er hat sehr starke Flügel, und bedient sich ihrer häufig, indem er anhaltend fliegt, und sich sehr hoch erhebt. Auf der Erde hüpft und springt er, und wechselt mit kleinen Flügelschlägen ab.

Dieser Vogel ist sehr munter; er ist fortwährend in Bewegung, und ergötzt sich spielend auf tausendfache Art in der Luft; er hält sich auf Augenblicke in allen möglichen Lagen,

---

[1]) Aex bedeutet im Griechischen Ziege, und scheint Bezug auf das Gemäker zu haben, womit man die Stimme des Kibitz vergleichen kann, daher auch die Namen capra, capella coelestis, welche mehre Schriftsteller ihm beilegen. Aristoteles nennt den aex mit dem penelops und dem vulpanser Vögel von der Gattung der Enten und Ruderfüßigen; man würde daher den Vogel aex zu dieser Klasse rechnen, wenn Belon nicht bestimmt versicherte, man gebe noch heutigen Tags in Griechenland dem Kibitz denselben Namen aex.

[2]) Gyfytz, Giwitz, Kibitz, Czieik, alles Namen, die in den Dialekten auf dieselbe Weise ausgesprochen werden. Verfolgt man diese Analogie, so kann man kaum zweifeln, daß der Vogel, welchen Tragus Bigitz nennt, und den er unter die Zahl jener rechnet, deren Fleisch man in Deutschland ißt, nicht ebenfalls der Kibitz sey.

selbst den Bauch nach oben oder an der Seite, und die Flügel senkrecht gerichtet, und kein Vogel springt und hüpft leichter.

Die Kibitze kommen auf unsern Wiesen in großen Trupps im Anfang des März, oder selbst schon Ende Februar nach dem letzten Frost oder mit dem Südwind an. Man sieht sie dann sich auf das grüne Getreide werfen, und Morgens die sumpfigen Wiesen bedecken, um die Würmer zu suchen, welche sie mit merkwürdiger Gewandheit aus der Erde locken. Wenn der Kibitz einen der kleinen Erdaufwürfe erblickt, die der Wurm aufgehoben hat, so scharrt er ihn zuvörderst leicht auf, und nachdem er das Loch offen gelegt, schlägt er seitwärts mit dem Fuß an die Erde, und bleibt mit aufmerksamem Blick und unbewegtem Körper stehen; diese leichte Erschütterung genügt, den Wurm hervorzulocken, welcher, sobald er sich zeigt, durch einen Schnabelhieb fortgeschnappt wird. Mit dem Abend beginnen diese Vögel ein anderes Treiben; sie laufen im Gras, und fühlen unter ihren Füßen die Würmer, die in der Kühle hervorkommen; auf diese Art machen sie eine reiche Beute, und waschen sich dann die Füße und den Schnabel in kleinen Pfützen oder in den Bächen.

Diese Vögel lassen sich schwer nahe kommen, und scheinen den Jäger in weiter Entfernung zu bemerken. Bei starkem Winde kann man sich ihnen mehr annähern, denn es wird ihnen dann schwer, ihren Aufflug zu nehmen. Wenn sie versammelt, und bereit sind, sich gemeinschaftlich zu erheben, bewegen sie alle ihre Flügel auf gleiche Weise, und zugleich; und da diese unten weiß sind, und sie einander sich nahe halten, so erscheint die durch ihre Menge bedeckte Erde, die man eben noch schwarz sah, plötzlich ganz weiß. Die große Gesellschaft, welche die Kibitze bei ihrer Ankunft bilden, löset sich aber allmälig auf, sobald die erste Frühlingswärme fühlbar wird, und 2 bis 3 Tage genügen, um sie zu trennen. Das Signal dazu wird durch Kämpfe gegeben, welche zwischen den Männchen stattfinden; die Weibchen scheinen zu entfliehen, und entfernen sich zuerst mitten aus dem Trupp, als ob diese Streitigkeiten sie nicht interessirten, aber in der That um diese Kämpfenden sich nach zu locken, damit sie einen innigern und sanftern Verein mit ihnen schließen, in welchem jedes Paar während der drei Monate der Geschlechtsliebe und der Sorge für die Brut sich

selbst zu genügen weiß. Die Brut findet im April statt; sie besteht aus 3 bis 4 länglichen, düstergrünen, stark schwarzgefleckten Eiern. Das Weibchen legt sie in den Sümpfen auf kleine, über dem Boden erhabene Erdschollen; eine Vorsicht, die es zu beobachten scheint, um sie vor dem Anwachsen des Wassers zu schützen, und die ihm alle Mittel benimmt, sein Nest zu verbergen, und es ganz unbedeckt bloßstellt. Um es anzulegen, begnügt es sich, eine kleine Stelle im Grase abzugrasen, welche bald durch die Wärme der Brüterin welk wird. Findet man das Gras frisch, schließt man daraus, daß die Eier noch nicht bebrütet wurden. Sie sollen ein gutes Essen seyn, und in mehren Provinzen sammelt man sie zu Tausenden, um sie auf die Märkte zum Verkauf zu bringen. Heißt es aber nicht die Natur beleidigen und berauben, wenn man so ihre zarten Keime in den Arten zerstört, die wir überdem nicht vervielfältigen können? Die Eier der Hühner und der andern Hausvögel gehören uns wegen der Sorge, die wir für deren Vervielfältigung anwenden; aber die Eier der freien Vögel gehören nur der gemeinschaftlichen Mutter aller Wesen.

Die Brütezeit des Kibitz, wie der meisten anderen Vögel, ist 20 Tage. Das Weibchen brütet sehr emsig, und wo irgend ein beunruhigender Gegenstand es zwingt, das Nest zu verlassen, so schleicht es eine Strecke im Grase fort, und fliegt erst auf, wenn es so entfernt von seinen Eiern ist, daß die Stelle nicht verrathen wird. Die alten Weibchen, denen man ihre Eier fortgenommen hat, nisten nicht wieder an unbedeckten Stellen in den Sümpfen; sie ziehen sich in das zu Halmen aufschießende Getreide zurück, und beginnen dort ruhig eine zweite Brut; die jungen wenig erfahrenen Weibchen setzen sich nach einem ersten Verlust einem zweiten aus, und haben oft allmälig drei Bruten an derselben Stelle; aber die letzten bestehen nur aus zwei Eiern, oder selbst aus einem einzigen.

Die jungen Kibitze laufen 2 bis 3 Tage nach ihrer Geburt im Grase umher, und folgen ihren Eltern; diese verrathen oft durch zu große Anhänglichkeit ihre kleine Familie, indem sie mit unruhigem Geschrei über dem Kopf des Jägers fliegen, und es verdoppeln, je näher er der Stelle kommt, wo die Jungen sich bei dem ersten beunruhigenden Zeichen zur Erde gekauert haben. Werden sie bedrängt, so laufen sie da-

von, und es ist schwer, sie ohne Hunde einzuholen; denn sie sind so schnell, wie die jungen Rebhühner. Sie sind dann mit einem schwärzlichen Flaum unter langen weißen Haaren bedeckt, aber mit dem Monat Juli treten sie in die Mause, wodurch ihr Gefieder seine schöne Farbe erhält.

Von jetzt ab wird die große Gesellschaft wieder erneuert; alle Kibitze eines Sumpfes, junge und alte, versammeln sich, sie verbinden sich mit denen der benachbarten Sümpfe, und bilden in wenigen Tagen Trupps von 5 bis 600; man sieht sie in den Lüften fliegen, oder auf den Wiesen umherflattern, und sich nach dem Regen auf die angebauten Länder verbreiten.

Man hält diese Vögel für unbeständig, und sie halten sich in der That kaum mehr als 24 Stunden in demselben Bezirk auf; aber diese Unbeständigkeit wird auf ein wirkliches Bedürfniß begründet; sind die Würmer in einem Bezirk verzehrt, so muß der Trupp den Tag darauf sich nach einem andern begeben. Im Monat Oktober sind die Kibitze sehr fett; zu dieser Zeit finden sie das reichlichste Futter, weil die Würmer dann zu Tausenden aus der Erde kommen; aber die kalten Winde, die gegen das Ende dieses Monats wehen, treiben sie in die Erde zurück, und nöthigen die Kibitze, sich zu entfernen. Dies ist selbst die Ursache des Verschwindens aller wurmfressenden Vögel und ihrer Abreise aus unsern Gegenden, so wie aus dem ganzen Norden bei Annäherung der Kälte; sie suchen dann ihre Nahrung im Süden, wo die Regenzeit beginnt; aber durch eine ähnliche Nothwendigkeit sind sie gezwungen, im Frühling diese südlichen Länder zu verlassen, indem das Uebermaß der Hitze und der Trockenheit im Sommer dort dasselbe bewirken, wie die übermäßige Kälte unserer Winter, indem die Würmer verschwinden, die sich nur auf der Oberfläche der Erde zeigen, wenn sie zugleich feucht und gemäßigt warm ist. [1])

---

[1]) Hr. Baillon, dem wir die interessantesten Nachrichten in der Naturgeschichte des Kibitz verdanken, bestärkt uns in dieser Vermuthung über den Grund der Rückkehr der Vögel von Süden nach Norden durch eine Beobachtung, die er selbst auf den Antillen gemacht hat. „Die Erde, sagt er, ist während 6 Monaten im Jahr auf den Antillen außerordentlich hart und trocken; sie wird in dieser ganzen Zeit durch keinen Tropfen Wasser benetzt; ich sah

Diese Ordnung der Abreise und Rückkehr aller Vögel, die von Würmern leben, ist dieselbe auf unserer ganzen Hemisphäre; wir haben ein besonderes Beispiel in der Art des Kibitz; in Kamtschatka nennt man den Oktober den Kibitzmonat, und dies ist die Zeit ihrer Abreise aus jener Gegend, wie aus der unsrigen. Belon sagt, der Kibitz sey auf der ganzen Erde bekannt, und die Art ist wirklich sehr verbreitet. Man hat eben vernommen, daß diese Vögel bis zur Ostspitze Asiens gedrungen sind; man findet sie ebenso in den innern Theilen dieses ausgedehnten Welttheils, und man sieht ihrer in ganz Europa. Mit dem Ende des Winters erscheinen sie zu Tausenden in den Provinzen Brie und Champagne, wo man ihrer viele mit dem Spiegelnetz fängt. Man spannt es zu diesem Behuf in einer Wiese auf; man stellt zwischen die Sümpfe einige ausgestopfte Kibitze und ein oder zwei lebendige, um als Lockvögel zu dienen, oder der in seiner Laube verborgene Vogelsteller ahmt ihr Lockgeschrei mit einer Pfeife von seiner Baumrinde nach. Auf dieses perfide Geschrei läßt sich der ganze Trupp nieder, und geräth in die Netze. Olina verlegt den großen Kibitzfang in den Lauf des Novembers, und nach seinem Bericht scheint es, daß man diese Vögel während des ganzen Winters in Italien truppweise sieht.

Der Kibitz ist ein ziemlich geachtetes Wildpret; doch haben diejenigen, welche die zarte Grenzlinie der frommen Enthaltsamkeit zogen, ihn wie durch eine Gunst unter die Gerichte der Abtödtung des Fleisches mit aufgenommen. Der Kibitz hat einen sehr muskeligen Magen, mit einer losen Haut ausgefüttert, durch die Leber bedeckt, und gewöhnlich einige

---

in den Thälern Spalten von 4 Zoll Breite und mehre Fuß tief; es ist unmöglich, daß alsdann irgend ein Wurm an ihrer Oberfläche lebt; auch bemerkt man während dieser Dürre keinen einzigen wurmfressenden Vogel auf diesen Inseln; aber mit den ersten Tagen der Regenzeit sieht man schaarenweise diese Vögel herbeifliegen, welche, wie ich vermuthe, aus den Niederungen und überschwemmten Gegenden an den Ostküsten von Florida, und von den caiquisischen und turquesischen und einer Menge anderer kleinen unbewohnten Inseln im Norden und Nordwesten von den Antillen kommen. Alle jene feuchten Gegenden sind die Wiege der Wasservögel von diesen Inseln, und vielleicht von einem Theil des großen amerikanischen Festlandes."

kleine Kieselkörner enthaltend; der Darmgang ist ungefähr 2 Fuß lang; er hat zwei nach vorn gerichtete Blinddärme, von denen jeder mehr als 2 Zoll lang; eine an der Leber und dem Zwölffingerdarm anhängende Gallenblase; die Leber ist groß und in zwei Lappen getheilt; der ungefähr 6 Zoll lange Speiseschlund erweitert sich vor seiner Einfügung zu einer Tasche; der Gaumen ist mit kleinen fleischigen und nach hinten liegenden Warzen besetzt; die schmale am Ende abgerundete Zunge ist 10 Linien lang. Willughby bemerkt, daß die Ohren des Kibitz tiefer stehen als bei den andern Vögeln. Zwischen dem Männchen und dem Weibchen findet kein Unterschied statt, außer in den Farben des Gefieders, obgleich Aldrovande ihn nicht bemerkt haben will; die Farben des Weibchens sind im Allgemeinen schwächer, und die schwarzen Stellen mit Grau vermischt; seine Haube ist auch kleiner als die des Männchens, dessen Kopf etwas dicker und abgerundeter zu seyn scheint Diese Vögel haben dicht stehende Federn, und sind reichlich mit Flaum versehen, welcher nahe am Körper schwarz ist. Die untere Seite und der Rand der Flügel gegen die Schultern zu sind weiß, so wie auch der Bauch, die beiden äußern Federn des Schwanzes und die erste Hälfte der andern. An jeder Seite des Schnabels sieht man einen weißen Punkt, und über dem Auge einen Zug derselben Farbe in Gestalt einer Augbraune. Das ganze übrige Gefieder hat einen schwarzen Grund, aber mit schönen Widerscheinen von leuchtendem Metallglanz bereichert, welche, besonders auf dem Kopf und den Flügeln, in grün und goldfarbiges Roth schillern. Das Schwarz auf der Kehle und dem Vorderhals ist fleckenartig mit Weiß vermischt; aber dieses Schwarz bildet allein auf der Brust einen großen gerundeten Schild, welcher, so wie das Schwarz auf den Schwungfedern, in Bronzegrün erglänzt. Die Schwanzbedeckungen sind fuchsroth. Da sich ziemlich häufig Verschiedenheiten in dem Gefieder der einzelnen Vögel dieser Art findet, so würde eine ausführliche Beschreibung überflüssig seyn; wir wollen nur bemerken, daß die Haube nicht auf der Stirn steht, sondern am Hinterkopf, wo sie sich mit mehr Vortheil darstellt; sie besteht aus fünf bis sechs zarten feinen Federhalmen von schönem Schwarz; die beiden obern bedecken die andern, und sind viel länger. Der Schnabel ist schwarz, ziemlich klein und kurz, indem er nur 12 bis 13 Linien mißt, und

gegen die Spitze zu angeschwellt; die Füße sind hoch, dünn und braunroth, so wie der untere Theil der Beine, der auf 7 bis 8 Linien Höhe unbefiedert ist; die äußere Zehe und die mittlere sind an ihrem Ursprung durch ein Häutchen verbunden; die hintere Zehe ist sehr kurz, und ruht nicht auf der Erde; der Schwanz reicht nicht über den eingezogenen Flügel hinaus. Die Gesammtlänge des Vogels beträgt 11 bis 12 Zoll, und seine Größe nähert sich jener der Haustaube.

Man kann die Kibitze in der Hausgenossenschaft aufer-ziehen; man muß sie, Olina zufolge, mit in langen Stücken geschnittenem Ochsenherz füttern. Bisweilen hält man sie in Gärten, wo sie die Insekten vertilgen; sie bleiben dort gern, und suchen nicht zu entfliehen. Diese Leichtigkeit, den Vogel an die Gefangenschaft zu gewöhnen, wird jedoch, wie Klein bemerkt, mehr durch die Dummheit als die Empfänglichkeit desselben verursacht, und dieser Beobachter behauptet, man könne nach der Haltung und Physiognomie dieser Vögel, sowohl Kibitze als Regenpfeifer, entscheiden, daß sie nur einen sehr wenig ausgebildeten Instinkt haben.

Gesner erwähnt weißer Kibitze und braun gefleckter Kibitze ohne Federbusch; aber er theilt nicht genug von ihnen mit, um beurtheilen zu können, ob die ersteren nicht bloß zufällige Varietäten sind. Er scheint sich in der letzteren zu irren, und den Regenpfeifer für den Kibitz zu halten; auch scheint er unentschieden zu seyn, denn er gesteht an einer andern Stelle, er kenne wenig den Regenpfeifer, der in der Schweiz sehr selten sey, und sich dort fast nie zeige, während die Kibitze in sehr großer Zahl vorkommen; es gibt selbst eine Art, welcher man den Namen Schweizer-Kibitz gegeben hat.

Der Schweizer-Kibitz.

(Squatarola helvetica. L. Le vanneau suisse. B.)

Zweite Art.

Dieser Kibitz, Nr. 853, ist ungefähr von dem Wuchs des gemeinen Kibitz; der ganze Oberleib mit weißen und braunen Querstreifen durchzogen; der Vorderleib schwarz oder schwärzlich; der Bauch ist weiß; die großen Schwungfedern sind schwarz, und der Schwanz wie der Rücken mit Querbinden

durchzogen. Die Benennung Schweizer-Kibitz könnte daher durch jenes halbgetheilte Gefieder entstanden seyn, und diese Ableitung ist vielleicht eben so wahrscheinlich, als eine andere, denn dieser Vogel findet sich nicht ausschließlich in der Schweiz, [1]) und erscheint auch in unsern Gegenden; er ist aber allerdings viel seltener als der andere, und man sieht ihn nie in zahlreichen Trupps vereinigt.

Hr. Brisson macht aus Aldrovandes Vogel **ginochiella** seine dritte Art unter der Benennung des großen Kibitz, der sehr wenig der **ginochiella** entspricht, indem nach der Abbildung, die Aldrovande von ihm gibt, und dabei bemerkt, sie sey in natürlicher Größe, dieser Vogel kleiner dargestellt ist, als der gemeine Kibitz. Uebrigens ist es schwer, nach Ansicht einer unvollkommenen Abbildung, über das Vorhandenseyn einer Art abzusprechen; aber wenn die Füße und der Schnabel nicht schlecht gezeichnet sind, so ist dieser Vogel kein Kibitz. Man könnte vielmehr den großen Regenpfeifer oder Landkurli, über den wir nach dem Aufsatz über den Regenpfeifer berichten werden, darauf zurückführen, wenn der Unterschied des Wuchses nicht dagegen wäre. Aldrovande sagt in der kurzen Nachricht, die er seiner Abbildung beigefügt hat, der Schnabel habe eine scharfe Spitze, was eben so wenig einen Regenpfeifer als einen Kibitz bezeichnet. Wir begnügen uns daher, ohne die Art dieses Vogels feststellen zu wollen, hier die Nachricht über ihn mitzutheilen, welcher seit Aldrovande niemand etwas hinzugefügt hat.

Der senegalische bewaffnete Kibitz.

(Parra senegalensis. L. Le vanneau armé du Sénégal. B.)

Dritte Art.

Dieser senegalische Kibitz ist von der Größe des unsrigen, aber er hat längere Beine, und der unbefiederte Theil derselben ist 20 Linien lang. Dieser Theil ist, wie die Füße, von grünlicher Farbe. Der Schnabel ist 16 Linien lang, und

[1]) Es ist sogar ein sehr triftiger Grund vorhanden, zu zweifeln, ob dieser Vogel sich überhaupt dort findet, indem nämlich Gesner, dieser so unterrichtete Beobachter, seiner nicht erwähnt, und er doch gewiß einen Vogel seines Vaterlandes gekannt haben würde.

über ihm erhebt sich nahe an der Stirn ein kleiner schmaler Streifen einer gelben, sehr dünnen, zurückfallenden, und an jeder Seite spitz zugeschnittenen Membran. Der Vorderkörper ist von hellem Braungrau; der Oberleib von derselben Farbe, aber dunkeler; die großen Schwungfedern sind schwarz; die dem Körper zunächst stehenden schmutzig weiß; der Schwanz ist weiß auf seiner ersten Hälfte, dann schwarz, und endlich an der Spitze weiß. Dieser Vogel, Nr. 369., ist am Flügelgelenk mit einem kleinen hornartigen, 2 Linien langen und in eine scharfe Spitze auslaufenden Sporn bewaffnet.

Man erkennt diese Art in einer Nachricht des Hrn. Adanson an der Gewohnheit, die wir bei der Familie der Kibitze bemerkt haben, stark zu schreien, und die Personen, die sich dem Ort nähern, wo sie sich aufhalten, lärmend zu verfolgen; auch haben die Franzosen am Senegal diese bewaffneten Kibitze, denen die Neger den Namen Netnet beilegten, criards genannt. „Sobald sie einen Menschen erblicken, sagt Hr. Adanson, beginnen sie aus allen Kräften zu schreien und umher zu flattern, wie um die andern Vögel zu warnen, welche, sobald sie es hören, auffliegen, um zu entwischen. Diese Vögel machen dem Jäger vielen Verdruß."

Das Naturell unserer Kibitze ist jedoch friedlich, und man bemerkt nicht, daß sie mit einem andern Vogel Streit anfangen; aber der Sporn an den Flügeln, womit die Natur diese hier bewaffnete, macht sie offenbar kriegerischer, und man versichert, sie bedienten sich der Sporen als einer Angriffswaffe gegen die andern Vögel.

Der indische bewaffnete Kibitz.

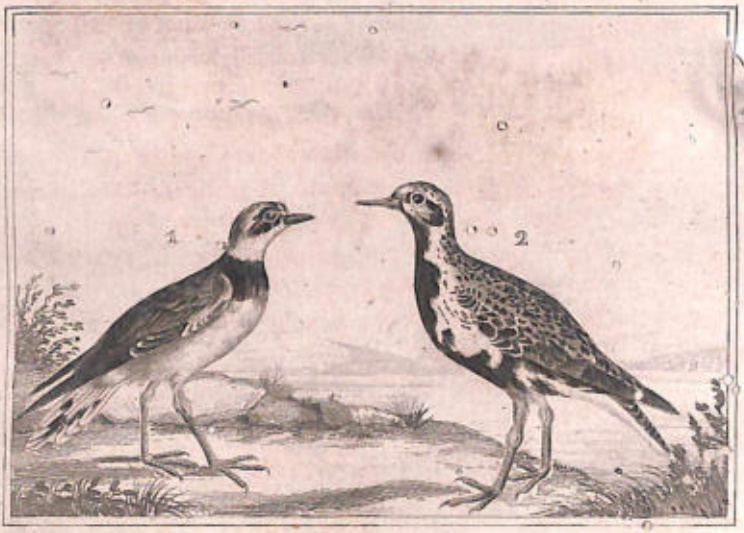
(Parra goensis. L. Le vanneau armé des Indes. B.)

Vierte Art.

Eine zweite Art des bewaffneten Kibitz ist uns aus Goa zugekommen, und den Naturforschern noch nicht bekannt. Dieser indische Kibitz, Nr. 807, ist von der Größe des europäischen, hat aber einen dünnern Körper, und steht auf höhern Beinen; er trägt einen kleinen Sporn an jedem Flügelgelenk, und hat das gemeinschaftliche Gefieder der Kibitze; die großen Schwungfedern sind schwarz; der Schwanz, zur Hälfte weiß

DER INDISCHE KIBITZ.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Dünnschnäbler. *Gattung:* Kibitz. (C.)



1. DER GOLDREGENPFEIFER.
2. DER REGENPFEIFER MIT DEM HALSBAND.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Dünnschnäbler.
Gattung: Regenpfeifer. (Cuvier.)

und zur Hälfte schwarz, ist an der Spitze fuchsröthlich; eine purpurne Färbung bedeckt die Schultern; der Unterleib ist weiß; die Kehle und der vordere Theil des Halses sind schwarz; der Scheitel und der Hals oben über ebenfalls schwarz, mit einer weißen Linie an den Seiten des Halses; der Rücken ist braun. Das Auge ist mit einem Theil jenes häutigen Auswuchses umgeben, den man mehr oder weniger bei den meisten bewaffneten Kibitzen und Regenvögeln bemerkt, als ob jene beiden Auswüchse der Sporen und des häutigen Helms irgend eine geheime Beziehung und zusammenwirkende Ursache hätten.

Der luisianische bewaffnete Kibitz.

(Vanellus armatus Ludoviciana. L. Le vanneau armé de la Louisiane. B.)

Fünfte Art.

Dieser Vogel, Nro. 835, ist etwas kleiner, als der senegalische bewaffnete Kibitz; aber seine Beine und Füße sind verhältnißmäßig eben so lang, und seine Waffe stärker, und um 4 Linien länger. Sein Kopf ist an jeder Seite mit einer doppelten gelben Binde geschmückt, die sich seitwärts zieht, und, das Auge umgebend, nach hinten zu eine kleine Ausschweifung bildet, und nach vorn über der Schnabelwurzel in zwei verlängerten Lappen ausläuft; der Scheitel ist schwarz; ebenso die großen Schwungfedern und der Schwanz, dessen Spitze jedoch weiß ist; das übrige Gefieder auf einem grauen Grunde fuchsröthlich-braun oder röthlich auf dem Rücken, und hellröthlich oder fleischfarbig auf der Kehle und am Vorderhals; der Schnabel und die Füße sind von grünlichem Gelb.

Wir halten für eine Varietät dieser Art die achte des Hrn. Brisson, die er unter dem Namen des bewaffneten Kibitz von St. Domingo aufführt. Die Verhältnisse sind ungefähr dieselben, und die Unterschiede scheinen nicht größer zu seyn, als sie in Folge des Alters oder Geschlechts bei Vögeln derselben Art statt finden können.

Der cayennische bewaffnete Kibitz.

(Parra cayanensis. L. Le vanneau armé de Cayenne. B.)

Sechste Art.

Dieser Kibitz, Nro. 836, ist wenigstens von der Größe des unsrigen, doch hat er höhere Beine; er ist auch mit einem Sporn an der Schulter bewaffnet; übrigens aber gleicht er durchaus unserm Kibitz in der Vertheilung und den Massen der Farben; seine Schulter ist mit einem bläulich-grauen Schilde bedeckt; auf dem Rücken findet sich eine Mischung dieser Farbe mit Grün und Purpurroth; der Hals ist grau, aber ein breites schwarzes Schild rundet sich auf der Brust ab; die Stirn und die Kehle sind schwarz; der Schwanz ist zur Hälfte schwarz und zur Hälfte weiß, wie beim europäischen Kibitz, um, die Aehnlichkeiten zu vollenden, trägt der von Cayenne am Hinterkopf einen kleinen Federbusch von 5 bis 6 ziemlich kurzen Federhalmen.

Es scheint, daß sich in Chili ebenfalls eine Art des bewaffneten Kibitz findet; und wenn Frezier in seiner Nachricht darüber nicht übertreibt, so ist diese Art stärker bewaffnet, als irgend eine der vorigen, indem die Sporen 1 Zoll lang sind. Auch die Vögel dieser Art sind sehr schreisüchtig, so wie jene am Senegal. „Sobald sie einen Menschen erblicken, sagt Hr. Frezier, flattern sie um ihn her, und beginnen zu schreien, wie um die andern Vögel zu warnen, die auch auf dieses Zeichen von allen Seiten davon fliegen."

Der Regenvogel-Kibitz.

(Tringa augusti mensis. L. Le vanneau-pluvier. B.)

Belon nennt diesen Vogel, Nro. 854, den grauen Regenvogel, und er gleicht wirklich eben so und vielleicht noch mehr dem Regenvogel als dem Kibitz. Er hat allerdings, wie dieser letztere, die kleine hintere Zehe, die dem Regenvogel fehlt, ein Unterschied, in Folge dessen die Naturforscher diese Vögel getrennt haben; aber man muß berücksichtigen, daß diese Zehe kleiner ist als beim Kibitz, so daß man sie kaum bemerkt, und daß dieser Vogel überdem in seinem Gefieder keine Aehnlichkeit mit dem Kibitz hat. Es mag also, wenn

mag will, ein Kibitz seyn, weil er eine vierte Zehe hat, oder es mag ein Regenvogel seyn, weil ihm der Federbusch fehlt, und auch seine Farben und seine Gewohnheiten denen der Regenvögel ähnlich sind. Klein weigert sich selbst, und allerdings mit einigem Grund, diesen leichten Unterschied in den Zehen, den er nur als eine Anomalie betrachtet, als ein Gattungskennzeichen anzunehmen; und indem er sich beispielsweise auf diese Art hier bezieht, sagt er, die falsche hintere Zehe oder vielmehr Nagel, der kaum bemerklich ist, scheine ihm diesen Vogel nicht genügend von dem Regenvogel zu entfernen, und im Allgemeinen näherten sich diese beiden Gattungen des Regenvogels und des Kibitz in ihren Arten so sehr, daß sie nur eine große Familie bildeten; was uns richtig und sehr mentu zu seyn scheint; auch sind die Naturforscher unentschieden vertra-wesen, und haben den Vogel, von welchem hier die Rede den erst Kibitz und bald Regenvogel genannt. Um dieser Ungewißheit ein Ende zu machen, und diese Analogien sich anzunähern, wollen wir ihn daher den Regenvogel-Kibitz nennen. Die Vogelsteller haben ihn Meerregenvogel genannt: ein unpassender Name, da er mit den gewöhnlichen Regenvögeln zusammen zieht, und Beton ihn für den Anführer oder den König ihrer Trupps hält; denn die Jäger behaupten, dieser Anführer sey größer, und habe eine stärkere Stimme als die andern. Er ist in der That etwas größer, als der goldfarbige Regenvogel, und hat einen verhältnißmäßig längern und stärkeren Schnabel; sein ganzes Gefieder ist hell aschgrau, und fast weiß unter dem Leibe, mit bräunlichen Flekken am Oberkörper und an den Seiten vermischt; die Schwungfedern sind schwärzlich; der Schwanz ist kurz, und reicht nicht über die eingezogenen Flügel hinaus.

Aldrovande vermuthet mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit Aristoteles habe dieses Vogels unter dem Namen Pardalis erwähnt; wogegen jedoch zu erinnern ist, daß dieser Philosoph nicht des Pardalis als eines ihm selbst bekannten Vogels zu erwähnen scheint, denn es geschieht in folgenden Worten: „Der Pardalis ist, wie man sagt, ein Vogel, (avicula quaedam perhibetur) welcher gewöhnlich truppweise fliegt; man findet nie einen abgesondert von den andern. Sein Gefieder ist aschgrau; seine Größe jene des Molliceps; er fliegt und läuft gleich gut; seine Stimme ist nicht stark, aber er läßt oft

sein Geschrei hören." Uebrigens bezeichnet der Name Pardalis ein gestecktes Gefieder; alle übrigen Züge lassen sich gleich gut auf einen Vogel von der Familie des Regenvogels oder des Kibitz beziehen.

Willughby versichert, man sehe diesen Vogel häufig in dem Gebiet von Venedig, wo man ihn squatarola nenne. Marsigli zählt ihn zu den Ufervögeln der Donau; Schwenkfeld zu den schlesischen; Rzaczynski unter die polnischen, und Sibbald nennt ihn unter den schottischen; woraus man ersieht, daß diese Art, wie die ganze Familie der Kibitze, allgemein verbreitet ist. Wollte Linne eine Besonderheit in seiner Naturgeschichte bezeichnen, wenn er ihn in einer seiner Ausgaben tringa Augusti mensis nannte, und findet er sich im M[illegible]rn August in Schweden? Uebrigens ist die Hinterzehe dieses R[illegible]-vogel-Kibitz so klein und so wenig bemerklich, daß wir [illegible]die Anstand nehmen, auf ihn, mit Brisson, den braune[illegible]heit, bitz Schwenkfelds zu beziehen, obgleich er ausdrücklich sagt, daß er keine hintere Zehe habe.

Wir wollen noch auf diese Art als eine sehr benachbarte, die des bunten Kibitz des Hrn. Brisson zurückführen. Aldrovande gibt von diesem Vogel nur eine Abbildung ohne weitere Notiz; aber schon der Name zeigt an, daß ihm die große Aehnlichkeit der beiden Vögel bekannt war; alle ihre Verhältnisse sind ungefähr dieselben; der Grund des Gefieders unterscheidet sich nur in einigen Schattirungen; nur ist es noch bei diesem bunten Kibitz tigerartig gefleckt, den wir für eine zweite Rasse in der Art des Regenvogel-Kibitz, halten. Beide besuchen, nach Hrn. Brisson, die Seeküsten; aber aus den Zeugnissen, auf die wir uns berufen haben, geht hervor, daß diese Vögel sich auch in Ländern finden, die von dem Meer entfernt sind, und selbst sehr tief im Innern in verschiedenen Gegenden.

Die Regenvögel oder Regenpfeifer.

(Les pluviers. B.)

Der gesellige Instinkt ist nicht allen Arten der Vögel verliehen, aber wo er sich zeigt, ist er entschiedener und bestimmter, als bei andern Thieren. Nicht allein sind ihre Versammlungen zahlreicher, und ist ihre Vereinigung von mehr Dauer

als bei den Vierfüßern, sondern es scheint auch, daß sich nur bei den Vögeln jene Gemeinschaft der Neigungen, der Absichten, der Genüsse findet, und jene Einheit des Willens, welche die gegenseitige Anhänglichkeit begründen, und den allgemeinen Verein befördern. Diese Ueberlegenheit des geselligen Instinkts bei den Vögeln setzt zuvörderst eine zahlreiche Vervielfältigung voraus, und kommt auch daher, weil sie mehr Mittel und Leichtigkeit besitzen, sich anzunähern, sich wieder zu finden, zusammen zu bleiben und zu reisen, wodurch es ihnen mehr möglich wird, sich zu verständigen, und die ersten Gesetze der Geselligkeit zu erkennen, welche bei allen Wesen nur nach einem durch gemeinschaftliche Absichten geleiteten Plan begründet werden kann. Dieses Einverständniß ruft unter den Individuen mehr Anhänglichkeit, Zutrauen und die süßen Gewohnheiten der Einvertrag des Friedens und alle daraus entspringenden Vortheile hervor. Wenn wir die freien oder erzwungenen Gesellschaften der vierfüßigen Thiere in Betrachtung ziehen, es sey nun, daß sie sich verstehlen im wilden Zustande vereinigen, oder mit Gleichgültigkeit und Widerwillen unter der Herrschaft des Menschen versammeln und dessen Diener oder Sklaven geworden sind, so können wir sie nicht mit den großen Gesellschaften der Vögel vergleichen, die in Folge eines reinen Instinktes gebildet wurden, und durch Anhänglichkeit und Neigung befestigt, durch unbeschränkte Freiheit begünstigt werden. Wir sahen die Tauben an ihren gemeinsamen Wohnort gefesselt, und sich dort um so mehr gefallen, als sie zahlreicher sind; wir sahen die Wachteln sich versammeln, sich wieder erkennen, dem allgemeinen Zeichen zur Abreise Folge leisten; wir wissen, daß die Hühnervögel, selbst im wilden Zustande, gesellige Gewohnheiten haben, welche die Hausgenossenschaft nur unterstützte, ohne ihrer Natur Zwang anzuthun; endlich sehen wir alle Vögel, die in den Wäldern verborgen, oder in den Gefilden zerstreut sind, sich im Herbst versammeln, und nachdem sie die letzten schönen Tage sich noch in ihren Spielen erfreut, gemeinschaftlich abreisen, um zusammen glücklichere Klimate und einen gemäßigten Winter aufzusuchen; und alles dieses geschieht ohne das Hinzutreten des Menschen, obgleich in seiner nächsten Umgebung, und ohne daß er ein Hinderniß entgegen stellen kann, wogegen er bei den vierfüßigen Thieren jede Geselligkeit vernichtet, jedem gemeinschaftlichen Willen Zwang anthut; er hat

sie zerstreut, indem er sie von einander trennte. Das durch Instinkt gesellige Murmelthier findet sich einsam auf die Spitze der Berge verwiesen; der noch mehr inniger Anhänglichkeit fähige, und fast civilisirte Biber wurde in Wüsten und Einöden verdrängt. Der Mensch hat jede Geselligkeit zwischen den Thieren unmöglich gemacht oder verhindert; die des Pferdes, indem er der ganzen Art Zaum und Zügel anlegte;[1]) selbst die des Elephanten, ungeachtet der gewaltigen Kraft dieses Riesen der Thiere und trotz seiner hartnäckigen Weigerung, in der Gefangenschaft zu zeugen. Nur die Vögel sind der Herrschaft des Tyrannen entgangen; er vermochte nicht, über ihre Geselligkeit, da sie frei sind wie die Luft, in der sie athmen, zu gebieten; alle seine Angriffe können nur auf das Leben einzelnen gerichtet seyn; er vermindert ihre Anzahl, aber die Art erleidet nur diesen Verlust, und büßt weder ihre Freiheit, noch ihren Instinkt, noch ihr Naturell ein. Es gibt selbst Vögel, die wir nur aus den Wirkungen dieses geselligen Instinkts kennen, und nur in den Augenblicken der allgemeinen Versammlung und ihres Vereins zu einer großen Gesellschaft erblicken; so verhält es sich im Allgemeinen mit der Geselligkeit der meisten Arten der Wasservögel, und besonders der Regenvögel.

Sie erscheinen in zahlreichen Trupps in den französischen Provinzen, während der Herbsttage; und in Folge dieser Ankunft zur Regenzeit hat man sie Regenvögel genannt.[2])

---

[1]) Die Pferde, die in den Ebenen von Buenos-Ayres wieder wild geworden sind, halten sich in großen Trupps zusammen, laufen zusammen, weiden zusammen, und geben alle Zeichen, daß sie sich, in Gesellschaft vereinigt, lieben, verständigen und gefallen. Eben so verhält es sich mit den wilden Hunden in Kanada, und in den andern Gegenden von Nordamerika. Man darf nicht mehr zweifeln, daß die andern Hausthierarten, das seit so langer Zeit unterjochte Kameel, der Ochse und das Schaf, deren Geselligkeit der Mensch entarten ließ, indem er die ganze Art in Dienstbarkeit brachte, nicht ebenfalls von Natur gesellig seyen, und sich in dem durch die Freiheit veredelten wilden Zustande jene rührenden Beweise von Anhänglichkeit und Neigung geben, womit wir sie einander in ihrer Sklaverei trösten sehen.

[2]) Die Ableitung Gesners, a pulvere, ist viel weniger wahrscheinlich, und paßt keineswegs auf den Regenvogel, da es überdem eine sehr große Anzahl Vögel gibt, auf welche der Name nach dieser Ableitung sich anwenden ließe.

Sie besuchen, wie die Kibitze, feuchte und sumpfige Gegenden, wo sie Würmer und Insekten suchen. Morgens fliegen sie nach dem Wasser, um sich den Schnabel und die Füße zu waschen, welche sie beim Wühlen in der Erde beschmutzt haben; und diese Gewohnheit ist ihnen mit den Schnepfen, den Kibitzen, den Kurlis und mehren andern Vögeln gemein, die sich von Würmern ernähren. Sie schlagen mit ihren Füßen in die Erde, um sie hervorzulocken, und erhaschen sie selbst oft, bevor sie ihren Zufluchtsort verlassen haben. Obgleich die Regenvögel gewöhnlich sehr fett sind, so findet man doch ihre Gedärme so leer, daß man geglaubt hat, sie könnten von Luft leben; [1]) aber wahrscheinlich verwandelt sich die Substanz des Wurms ganz in Nahrungsstoff, und läßt wenig Exkremente zurück. Uebrigens scheinen sie auch ein langes Fasten vertragen zu können. Schwenkfeld sagt, einer dieser Vögel, den er 14 Tage lang gehalten, habe während dieser ganzen Zeit nur Wasser und einige Sandkörner zu sich genommen.

Die Regenvögel halten sich selten mehr als 24 Stunden an demselben Ort; da sie sehr zahlreich sind, so haben sie bald die Nahrung, welche sie suchten, erschöpft; dann sind sie genöthigt, nach einem andern Bezirk zu ziehen, und der erste Schnee zwingt sie, unsere Gegenden zu verlassen, und sich nach gemäßigteren Klimaten zu begeben. Es bleibt jedoch ihrer noch eine ziemliche Menge in einigen unserer Küstenprovinzen [2]) bis zur Zeit der starken Fröste zurück; sie kommen im Frühling [3]) und immer truppweise wieder. Man sieht nie einen Regenvogel allein, sagt Longolius; und Belon zufolge bestehen ihre kleinen Trupps aus wenigstens 50 Vögeln. Wenn sie

---

[1]) Albert widerlegt sehr gut diejenigen, welche behaupten, der Regenvogel lebe von Luft, und man finde deßhalb nichts in seinen Gedärmen; aber er gibt selbst einen schlechten Grund an, wenn er sagt, dieser Vogel habe nur den Darm jejunum.

[2]) In der Picardie bleiben, Hrn. Baillon zufolge, viele dieser Vögel bis zur Zeit der strengen Fröste in der Gegend von Montreuil-sur-Mer.

[3]) Man sieht sie, berichtet uns der Ritter Desmazys, regelmäßig zweimal des Jahres, im Frühling und im Herbst, auf der Insel Malta, mit der Menge jener andern Vögel, die über das mittelländische Meer ziehen, und für welche diese Insel ein Stations- und Ruhepunkt ist.

auf der Erde sind, halten sie sich dort nicht ruhig; fortwährend mit dem Aufsuchen ihrer Nahrung beschäftigt, sind sie fast immer in Bewegung; mehre stehen Wache, während die übrigen ihr Futter suchen; und bei der geringsten Gefahr stoßen sie ein scharfes Geschrei aus, welches das Zeichen zur Flucht ist. Im Fluge folgen sie dem Winde, und beobachten dabei eine seltsame Ordnung; sie fliegen in einer Linie der Breite nach, und bilden so eine Front von sehr schmalen und ungemein langen Querlinien in der Luft; bisweilen sieht man mehre parallel laufend. Auf der Erde laufen diese Vögel viel und sehr schnell; sie halten sich den ganzen Tag truppweise zusammen, und trennen sich für die Nacht. Sie zerstreuen sich Abends auf einem gewissen Raum, wo jeder sich allein hält; aber mit dem Anbruch des Tages stößt der zuerst erwachende oder der sorgsamste, jener, den die Vogelsteller den Rufenden (l'appelant) nennen, der vielleicht aber nur die Schildwache ist, das Lockgeschrei: hui, hiö, huit aus, und die andern versammeln sich augenblicklich auf diesen Ruf. Diese Zeit wählt man, um ihnen nachzustellen. Man spannt vor dem Anbruch des Tages ein Netz vor dem Ort aus, wo man am Abend zuvor diese Vögel sich zerstreuen sah; die Jäger in großer Zahl bilden einen Kreis, und auf das erste Geschrei des rufenden Regenvogels lagern sie sich auf die Erde, um diese Vögel sich versammeln zu lassen. Ist dieses geschehen, so stehen die Jäger auf, schreien und werfen Stöcke in die Luft; die erschrockenen Vögel fliegen dicht an der Erde hin, und gerathen in das Netz, welches zugleich nieder sinkt; oft wird der ganze Trupp darin gefangen. Diese große Jagd ist immer ergiebig; aber ein einzelner Vogelsteller kann auch auf einfachere Weise einen guten Fang machen; er verbirgt sich hinter seinem Netz, ahmt mit einer Lockpfeife von Baumrinde das Geschrei des rufenden Regenvogels nach, und zieht so die andern in das Netz. Man fängt ihrer viel in den Ebenen von Beauce und der Champagne. Obgleich sie in der Jahreszeit sehr gemein sind, so achtet man sie doch als ein gutes Wildpret. Belon sagt, zu seiner Zeit habe ein Regenvogel oft eben so viel gekostet, als ein Hase. Er fügt hinzu, man gebe den Jungen den Vorzug, die er guillemots nennt.

Die Art und Weise, wie man den Regenvögeln nachstellt, und ihre Lebensart in dieser Jahreszeit ist fast Alles, was

wir von ihrer Naturgeschichte wissen; mehr vorüberziehende Gäste, als Bewohner unserer Gefilde, verschwinden sie, wenn der erste Schnee fällt, kommen erst im Frühling wieder, und verlassen uns, wenn die andern Vögel bei uns ankommen. Es scheint, daß die sanfte Wärme dieser milden Jahreszeit auf die Regenvögel einen entgegen gesetzten Eindruck macht; sie begeben sich nach nördlichern Ländern, um dort zu nisten und ihre Jungen zu erziehen; denn während des ganzen Sommers sehen wir sie nicht mehr. Sie bewohnen dann Lappland, und die andern nördlichen Länder Europas, wahrscheinlich auch die Asiens. In Amerika sind ihre Züge dieselben, denn die Regenvögel gehören zu den, beiden Kontinenten gemeinsamen Vögeln, und man sieht sie im Frühjahr an der Hudsonsbai vorüber ziehen, um sich noch weiter nach Norden zu begeben. Sind sie in diesen nördlichen Ländern truppweise angekommen, um dort zu nisten, so trennen sie sich paarweise; der innige Verein der Geschlechtsliebe unterbricht für eine Zeit lang die allgemeine Geselligkeit der Freundschaft; und ohne Zweifel hat sie Klein, ein Bewohner Danzigs, unter diesen Umständen beobachtet, wenn er sagt, der Regenvogel halte sich einsam auf Niederungen und Wiesen.

Die Art, welche in unsern Gegenden wenigstens so zahlreich zu seyn scheint, als die des Kibitz, ist nicht ebenso verbreitet. Aldrovande zufolge fängt man in Italien weniger Regenvögel als Kibitze, und sie begeben sich nicht nach der Schweiz, noch andern Gegenden, die der Kibitz besucht; aber vielleicht zieht der Regenvogel mehr nach Norden, und verbreitet sich dort eben so sehr, als der Kibitz mehr nach Süden; auch mag er in der neuen Welt häufiger seyn, wo die weniger unterschiedenen Zonen, weil sie allgemeiner gemäßigt, und gleichmäßiger feucht sind, mehren Vogelarten gestattet haben, von dem Norden nach einem gemäßigten Süden zu ziehen, während in der alten Welt eine zu heiße Zone fast alle Arten der mittleren Regionen beschränkt und zurückweiset.

Auf den goldgelben Regenvogel, als den Repräsentanten der ganzen Familie, muß man beziehen, was wir eben von ihren natürlichen Gewohnheiten mittheilten; aber diese Familie besteht aus einer großen Anzahl Arten, die wir jetzt aufführen und beschreiben wollen.

Der Goldregenpfeifer. [1])

(Charadrius pluvialis. L. Le pluvier doré. B.)

Erste Art.

Der goldgelbe Regenvogel, Nr. 904, ist von der Größe einer Turteltaube; seine Länge vom Schnabel bis zum Schwanz, so wie vom Schnabel bis zu den Nägeln, beträgt ungefähr 10 Zoll. Der ganze Oberleib ist mit gelben Pinselstrichen gefleckt, mit weißgrau auf einem schwärzlich braunen Grunde untermischt; diese gelben Züge glänzen auf dem dunkeln Grunde, und heben das goldfarbige Gefieder. Auf der Kehle und der Brust sind dieselben Farben, aber schwächer gemischt. Der Bauch ist weiß, der Schnabel schwarz, und letzterer, wie bei allen Regenvögeln, kurz, abgerundet, und gegen die Spitze aufgeschwellt. Die Füße sind schwärzlich, und die äußere Zehe ist bis zum ersten Gliede durch ein Häutchen mit der mittleren verbunden. Die Füße haben nur drei Zehen, und es ist keine Spur von Hinterzehe oder von Ferse vorhanden; dieses Merkmal wird, in Verbindung mit dem aufgeschwellten Schnabel, von den Ornithologen als Unterscheidungskennzeichen der Familie der Regenvögel aufgestellt. Bei allen ist auch ein Theil des Beins unterhalb des Knies unbefiedert. Der Hals kurz, die Augen groß; der Kopf, im Verhältniß zum Körper, etwas dick, wie bei allen Scolopax-Vögeln, [2]) aus denen einige Naturforscher eine große Familie unter dem Namen Pardales gemacht haben, welche sie jedoch nicht alle in sich begreifen kann, indem es mehre Arten, und namentlich unter den Regenvögeln, gibt, die kein gepanthertes oder getigertes Gefieder haben.

Uebrigens findet wenig Unterschied zwischen dem Gefieder des Männchens und des Weibchens in dieser Art statt; doch sind die individuellen oder zufälligen Varietäten sehr häufig,

---

[1]) Im Englischen green plover; im Deutschen Pulvir, Pulroß, Sc... taube, grüner Kibitz; im Italienischen piviero. Man behauptet, sagt Hr. Salerne, die Stadt Piviers oder Pithiviers im Gatinois habe ihren Namen von der großen Menge Regenvögel erhalten, die man in ihrer Umgebung sieht.

[2]) Wie die Waldschnepfen, die Heerschnepfen, die Leimschnepfen ꝛc.

so daß man in derselben Jahreszeit unter 25 bis 30 goldgelben Regenvögeln kaum ihrer zwei finden wird, die sich ganz ähnlich sind; sie haben mehr oder weniger gelb, und bisweilen so wenig, daß sie ganz grau zu seyn scheinen; [1]) einige haben schwarze Flecken auf der Brust ꝛc. Hrn. Baillon zufolge kommen diese Vögel gegen Ende September oder Anfangs October an den Küsten der Picardie an; in den südlicheren französischen Provinzen dagegen ziehen sie erst im November, und selbst später vorüber; sie kehren im Februar und März zurück. Man sieht sie im Sommer im nördlichen Schweden, in Dalekarlien und auf der Insel Oeland; in Norwegen, Island und Lappland. Von diesen nördlichen Ländern mögen sie nach der neuen Welt gelangt seyn, wo sie sich weiter verbreitet zu haben scheinen, als in der alten; denn man findet den goldgelben Regenvogel auf Jamaika, Martinique, St. Domingo und Cayenne, bis auf einige leichte Unterschiede. Diese Regenvögel bewohnen in den südlichen Gegenden der neuen Welt die Savannen, und kommen in die Zuckerrohr-Pflanzungen, wo man Feuer angelegt hat; ihre Trupps sind dort zahlreich, und lassen sich schwer nahe kommen; sie sind dort Zugvögel, und man sieht sie in Cayenne nur zur Regenzeit.

Hr. Brisson stellt eine zweite Art unter dem Namen des kleinen goldgelben Regenvogels nach der Autorität Gesners auf, der jedoch nie den Regenvogel gesehen oder gekannt hat. Schwenkfeld und Rzaczynski erwähnen ebenfalls diese kleine Art, und wahrscheinlich wieder nach Gesner; denn indem der erstere diesen Vogel den kleinen Regenvogel nennt, gibt er ihn von der Größe der Turteltaube an, und Rzaczynski fügt nichts Besonderes hinzu, woraus man entnehmen

[1]) Hr. Baillon, der diese Vögel in der Picardie beobachtete, versichert, ihr Gefieder sey in der ersten Jugend grau; mit der ersten Mause im August und September erhielten sie schon einige gelbliche oder mit dieser Farbe gefleckte Federn, aber erst nach einigen Jahren die schöne Goldfarbe. Er fügt hinzu, die Weibchen kämen ganz grau zur Welt, behielten lange diese Farbe, und erst mit dem Alter färbe sich ihr Gefieder etwas gelb, auch sehe man ihrer selten mit so gleichförmig schönem Gefieder, wie die Männchen. Diese Verschiedenheit der Farben bei dieser Art Vögel darf daher nicht befremden, indem sie durch den Unterschied des Geschlechts und des Alters veranlaßt wird. (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Baillon.)

könnte, daß er ihn genau beobachtet und erkannt habe. Wir halten daher diesen kleinen goldgelben Regenvogel für eine rein individuelle Varietät, die uns nicht einmal eine Rasse in der Art zu seyn scheint.

Der Goldregenpfeifer mit schwarzer Kehle.

(Le pluvier doré à gorge noire. B.)

Zweite Art.

Diese Art findet sich oft mit der vorigen in nördlichen Ländern, wo sie zusammen bestehen und sich vervielfältigen, ohne sich mit einander zu vermischen. Edwards erhielt diesen von der Hudsonsbai, und Linne hat ihn in Schweden, in Smaland, und in den unangebauten Gegenden von Oeland gefunden; es ist Rudbecks pluvialis minor nigroflavus. Seine Stirne ist weiß, und trägt eine weiße Binde, welche sich über die Augen nach den Seiten des Halses hinabzieht, und ein schwarzes die Kehle bedeckendes Schild umgibt; der ganze Mantel von düsterem und schwärzlichem Braun, gleichmäßig gefleckt mit lebhaftem Gelb, welches in ausgezahnten Flecken am Rande jeder Feder vertheilt ist. Dieser Regenvogel hat dieselbe Größe, wie der goldgelbe. Wir wissen nicht, ob die Engländer an der Hudsonsbai ihm nur des Gegensatzes wegen, und in Beziehung auf die Schwäche seiner Augen den Beinamen Falkenauge (hawk's eye) gegeben haben, oder weil wirklich dieser Regenvogel einen schärfern Blick hat, als irgend ein anderer seiner Gattung.

Der kleine Regenvogel.

(Charadrius moricellus. L. Le guignard. B.)

Dritte Art.

Dieser Vogel, Nr. 832, wird von einigen der kleine Regenvogel genannt. Er ist in der That kleiner, als der goldgelbe Regenvogel, und hat kaum 8½ Zoll Länge. Der Grund des Mantels ist braungrau, etwas ins Grüne schimmernd; jede Feder des Rückens, so wie die mittleren der Flügel, sind fuchsroth eingefaßt und umzogen; der Obertheil des Kopfs ist schwärzlich braun, der vordere und die seitlichen grau und

nicht gefleckt; der Vordertheil des Halses und der Brust sind von wellenförmigem zum Schild abgerundetem Grau, unter welchem nach einem schwarzen Zug ein weißer Gürtel folgt, und an diesem Merkmal erkennt man das Männchen; die Magengegend ist fuchsroth, der Bauch schwarz, und der Unterbauch weiß.

Dieser Vogel ist sehr bekannt durch die Güte seines Fleisches, welches noch zärter und saftiger ist, als jenes des Regenvogels. Die Art scheint mehr im Norden, als in unsern Gegenden, von England ab, verbreitet zu seyn; sie findet sich in Schweden und selbst in Lappland. Im April und im August zieht er von den Sümpfen nach den Bergen, der schwarzen Käfer wegen, welche nebst Würmern und kleinen Landmuscheln, deren Ueberbleibsel man in seinen Därmen findet, seine beste Nahrung sind. Willughby beschreibt die Jagd, die man gegen sie in der Grafschaft Norfolk anstellt, wo sie sehr zahlreich sind. Fünf bis sechs Jäger gehen zusammen, und wenn sie diesen Vögeln begegnen, spannen sie Netze in einer gewissen Entfernung auf, indem sie die Vögel zwischen sich und dem Netz lassen; darauf nähern sie sich langsam, Kieselsteine oder Holzstücke zusammenschlagend. Die trägen Vögel erwachen, strecken einen Fuß aus, einen Flügel, und es wird ihnen schwer, sich in Bewegung zu setzen. Die Jäger glauben es gut zu machen, wenn sie ihnen nachahmen, indem sie den Arm, das Bein ausstrecken, und hoffen sie durch dieses wahrscheinlich sehr zwecklose Treiben zu belustigen und zu beschäftigen; [1]) aber endlich nähern sich die Vögel langsam mit trägem Gange, und das fallende Netz bedeckt den einfältigen Trupp.

Nach diesem schwerfälligen und dummen Naturell haben die Engländer diesen Vogel dotterel genannt, und ihr lateinischer Name moricellus scheint dieselbe Ableitung zu verrathen. Klein sagt, ihr Kopf sey noch mehr abgerundet, als bei allen andern Vögeln von der Familie der Regenpfeifer, und er entnimmt daraus ein Anzeichen ihrer Dummheit, nach

[1]) Ein Schriftsteller bei Gesner geht so weit, zu sagen, dieser Vogel, aufmerksam auf die Bewegungen des Jägers, und wie bezaubert von ihnen, ahme sie nach, und vergesse darüber die Sorge für seine Erhaltung so sehr, daß er sich nahe kommen, und unter dem Netz, welches man in der Hand halte, fangen lasse.

der Analogie mit jener Taubenrasse, welche man Narrentauben genannt hat, und die in der That einen rundern Kopf haben, als die andern. Willughby glaubt bemerkt zu haben, daß die Weibchen der kleinen Regenvögel etwas größer sind, als die Männchen, ohne anderweitige Unterschiede.

Was die zweite Art betrifft, die Hr. Brisson unter dem Namen englischer Guignard aufstellt, so halten wir sie nur für eine einfache Varietät. Albin stellt diesen Vogel zu klein in seiner Abbildung dar, indem er ihm in seiner Beschreibung mehr Gewicht und dieselben Verhältnisse zuweist, als dem gewöhnlichen kleinen Regenvogel; und der Hauptunterschied zwischen ihnen besteht in der That darin, daß der erste Guignard keine Querbinde unten auf der Brust hat, und dieser ganze Theil mit der Magengegend und dem Vorderhals weißgrau und gelblich verwaschen ist; es scheint mir daher, daß es die Arten ohne Grund vervielfältigen heißt, wenn man sie nach so leichten Verschiedenheiten bestimmen will.

Der Regenvogel mit dem Halsband oder der Strandpfeifer.

(Charadrius hiaticula. L. Le pluvier à collier. B.)

Vierte Art.

Wir unterscheiden zuvörderst zwei Rassen in dieser Art, eine große und eine kleine; die erste, Nr. 920, von der Größe der Misteldrossel; die zweite, Nr. 921, ungefähr von jener der Lerche, und auf die letztere bezieht sich Alles, was man von dem Regenvogel mit dem Halsband gesagt hat, weil sie mehr verbreitet und bekannt ist, als die erste, aber vielleicht ist die eine nur eine Varietät der andern; denn es finden sich noch Varietäten zwischen ihnen, welche sie durch Uebergänge anzunähern scheinen.

Diese Vögel haben einen runden Kopf, und einen sehr kurzen, an der Wurzel wohlbefiederten Schnabel, welcher in seiner ersten Hälfte weiß oder gelb, an seiner Spitze schwarz ist. Die Stirn ist weiß; auf dem Scheitel, den eine graue Mütze bedeckt, sieht man auch eine schwarze Binde; die Mütze ist mit einer kleinen schwarzen Binde eingefaßt, die auf dem Schnabel entsteht, und sich unter den Augen hinzieht; das Halsband ist weiß, und ein schwarzes Schild bedeckt die Brust;

der Mantel ist braungrau; die Schwungfedern sind schwarz; der Unterleib ist von schönem Weiß, wie die Stirn und das Halsband.

So ist im Allgemeinen das Gefieder des Regenvogels mit dem Halsband; wollte man alle Verschiedenheiten in der Vertheilung oder dem Umfang dieser mehr oder weniger dunkeln, deutlicher oder unbestimmter gezeichneten Farben angeben, so müßte man eben so viele Beschreibungen entwerfen, und man müßte fast eben so viele Arten aufstellen, als man einzelne Vögel sähe. Mitten unter diesen leichten und individuellen Lokalverschiedenheiten erkennt man den Regenvogel mit dem Halsband aus fast allen Klimaten als denselben; man hat ihn uns aus Sibirien gebracht, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, von den Philippinen, aus Luisiana, und aus Cayenne; [1]) Herr Cook hat ihn in der Magellanstraße gefunden, und Hr. Ellis an der Hudsonsbai. Dieser Regenpfeifer mit dem Halsband ist der Vogel, welchen Marcgrave den brasilianischen Matuitui nennt, und Willughby hellt die Schlußfolge auf, die sich hieraus entnehmen läßt, nämlich daß es Vögel gibt, die Südamerika und Europa gemein sind; eine allerdings auffallende Thatsache, die nur in dem Prinzip ihre Erklärung findet, das wir über die Natur der Wasser- und Strandvögel aufgestellt haben, welche allmälig aus einer Gegend in die andere ziehen, und sich an alle gewöhnen, weil ihr Leben an ein Element geknüpft ist, das alle Klimate gleichförmiger macht, und überall dieselben Nahrungsstoffe darbietet, so daß sie sich von dem Norden nach dem Süden verbreiten, und sich eben so gut zwischen den Wendekreisen, als in den alten Zonen befinden konnten.

Wir betrachten daher als eine dieser bevorrechteten Arten, die sich über die ganze Erde verbreitet haben, jene des Regenvogels mit dem Halsband, ungeachtet einiger Varietäten in dem Gefieder dieser Vögel, je nach den verschiedenen Klimaten. Diese äußern Unterschiede kann man, wenn die übrigen Züge und das Naturell sich gleich sind, nur als die Lokalfarbe, und so zu sagen, als die Livree der Klimate betrachten, eine Livree,

[1]) In Cayenne nennt man ihn collier (Halsband); und als die Spanier auf St. Domingo sein Gefieder schwarz und weiß sahen, wie die Tracht der Mönche, nannten sie ihn frailecitos, und die Indianer thegle, nach seinem Geschrei.

welche die Vögel mehr oder weniger annehmen und ablegen, indem sie das Klima verändern. Die Regenvögel mit dem Halsband leben am Ufer der Gewässer; man sieht sie an der Meeresküste der Ebbe und Fluth folgen. Sie laufen sehr schnell, indem sie sich abwechselnd durch die Flügel unterstützen, und immer schreien. In England findet man ihre Nester auf den Felsen an den Küsten; diese Vögel sind dort sehr gemein, wie in den meisten nördlichen Ländern, in Preußen, in Schweden, und noch mehr in Lappland während des Sommers. Man sieht ihrer auch einige an unsern Flüssen und in einigen französischen Provinzen; man kennt sie unter dem Namen **gravières**; in andern nennt man sie **criards**, welche Benennung sie durch ihr lästiges und fortwährendes Geschrei verdienen, das sie hören lassen, wenn sie nur irgend beunruhigt werden, und so lange sie ihre Jungen ernähren, was ziemlich lange währt, denn diese beginnen erst nach Verlauf von einem Monat oder von fünf Wochen zu fliegen. Die Jäger versichern uns, daß diese Regenvögel keine Nester bauen, und auf den Kiessand des Strandes grünliche, braungefleckte Eier legen. Die Eltern verbergen sich in Löchern und unter Ufervorsprüngen; Gewohnheiten, nach denen die Ornithologen in diesem Vogel den **charadrios** des Aristoteles wieder zu erkennen geglaubt haben, welcher, nach dem Wortsinn, ein Bewohner der durch Strömungen zerrissenen Ufer ist, [1]) und dessen Gefieder, fügt dieser Philosoph hinzu, nichts Angenehmes hat, so wenig als die Stimme. Der letzte Zug, mit welchem Aristoteles seinen **charadrios** bezeichnet, der des Nachts ausfliegt, und sich bei Tage verbirgt, kann, ohne genau den Regenvogel mit dem Halsband zu kennzeichnen, doch sich auf sein Treiben des Abends und auf sein Geschrei beziehen, das man sehr spät und bis in die Nacht hinein hört. Wie dem auch sey, der **charadrios** gehört zu den Vögeln, in denen die alte Heilkunde, oder vielmehr der alte Aberglaube, verborgene Kräfte suchte; er heilte von der Gelbsucht, und die ganze Kur bestand darin, ihn anzusehen; [2]) der Vogel

---

[1]) Aristophanes überträgt dem charadrios das Amt, Wasser in die Stadt der Vögel zu bringen.

[2]) Wer dieses schöne Heilmittel zu verkaufen hatte, verbarg in Folge dessen sorgfältig seinen Vogel, indem er nur dessen Anblick ver-

selbst verdrehte bei dem Anblick des Kranken die Augen, als fühle er sich von dessen Uebel ergriffen. Mit wie vielen eingebildeten Heilmitteln hat die menschliche Schwäche nicht gesucht, in jeder Beziehung ihren wirklichen Uebeln zu schmeicheln!

Der Kildir.

(Charadrius vociferus. L. Le kildir. B.)

Fünfte Art.

Dies ist der Name, den man in Virginien jenem schreisüchtigen Regenvogel beilegt, und wir behalten ihn um so lieber bei, als Catesby sagt, er gleiche dem Geschrei des Vogels. Diese in Virginien und Karolina sehr gemeinen Regenpfeifer sind den Jägern ein Aergerniß, weil ihr Geschrei alles Wildpret warnt und in die Flucht treibt. Man sieht in dem Werke Catesbys eine gute Abbildung dieses Vogels, den er in der Größe mit der Heerschnepfe oder Bekassine vergleicht. Er hat ziemlich hohe Beine; sein ganzer Mantel ist braungrau, und der obere mützenförmige Theil des Kopfes von derselben Farbe; die Stirn, die Kehle, der Unterleib und der Umring des Halses oben sind weiß; unten ist der Hals von einem schwarzen Halsband umgeben, das über einem weißen Halbhalsband liegt; auf der Brust zieht sich von einem Flügel zum andern eine schwarze Binde; der Schwanz ist ziemlich lang und an der Spitze schwarz; der übrige Theil desselben und seine obern Bekleidungen sind fuchsroth; die Füße gelblich; der Schnabel schwarz; das Auge ist groß und von einem rothen Kreise umgeben. Diese Vögel bleiben das ganze Jahr über in Virginien und in Luisiana, [1]) und man bemerkt keinen Unterschied des Gefieders zwischen dem Männchen und dem Weibchen.

Eine benachbarte Art, oder vielleicht dieselbe, und die keiner fernern Beschreibung bedarf, ist jene des Regenvogels

kaufte; die Griechen hatten daher ein Sprüchwort für diejenigen, die eine kostbare und nützliche Sach' verborgen halten: Charadrium imitans.

[1]) Der Doctor Mauduit hat ihn aus diesem Lande erhalten und in seinem Kabinet aufgestellt.

mit dem Halsband von St. Domingo, Nr. 286 der illuminirten Tafeln, und die 10te des Hrn. Brisson. Diese beiden Vögel sind dieselben, abgesehen von einigen Unterschieden in den Farben des Schwanzes und einem dunkelern Anstrich an den Schwungfedern des letztern.

Der gehaubte Regenvogel.

(Charadrius spinosus. L. Le pluvier huppé. B.)

Sechste Art.

Dieser Regenvogel, der sich in Persien findet, hat ungefähr den Wuchs des goldfarbigen, ist aber etwas höher auf den Beinen. Die Federn auf dem Scheitel sind schwarz, ins Grüne schimmernd; sie sammeln sich zu einem nach hinten liegenden Busch, und bilden eine Haube von fast einem Zoll Länge. Auf den Backen, am Hinterkopf und den Seiten des Halses findet sich Weiß; der ganze Mantel ist dunkel kastanienbraun; ein schwarzer Zug zieht sich von der Kehle bis auf die Brust, welche, wie die Magengegend, schwarz mit einem schönen veilchenblauen Schimmer ist; der Unterbauch ist weiß; der an seinem Ursprung weiße Schwanz an der Spitze schwarz; die Schwungfedern sind ebenfalls schwarz, und an den großen Bedeckungen findet sich Weiß.

Dieser Regenvogel ist an dem Flügelgelenk mit einem Sporn bewaffnet, den Edwards auf seiner 47sten Tafel anzugeben vergessen hat, den man aber auf der 208ten findet, wo er das Weibchen darstellt, welches sich dadurch von dem Männchen unterscheidet, daß sein ganzer Hals weiß ist, und sich kein Widerschein in seinen Farben findet.

Der Aigrettenregenvogel.

(Le pluvier à aigrette. B.)

Siebente Art.

Auch dieser Regenvogel, Nr. 801, ist an den Schultern bewaffnet; die Federn des Hinterkopfs verlängern sich, wie bei dem Kibitz, in Federhalme, und bilden eine Aigrette von mehr als einem Zoll Länge. Er ist von der Größe des goldfarbigen Regenvogels, hat aber höhere Beine, indem er einen

Fuß vom Schnabel bis zu den Nägeln mißt, und nur 11 Zoll vom Schnabel bis zum Ende des Schwanzes. Der obere Theil des Kopfs, so wie die Haube, die Kehle und das Schild auf der Magengegend, die großen Schwungfedern und die Spitzen der Steuerfedern sind schwarz; der Mantel ist braungrau; die Seiten des Halses, der Bauch und die großen Flügelbedeckungen sind weiß mit falbem Anstrich; der Sporn am Flügelgelenk ist schwarz, stark und 6 Linien lang. Diese Art findet sich am Senegal, und, wie es scheint, auch in einigen heißen Gegenden Asiens; denn ein Regenvogel, der uns von Aleppo geschickt wurde, war diesem senegalschen ganz ähnlich.

Der Regenvogel mit dem Kopfschmuck.

(Charadrius pileatus. L. Le pluvier coiffé. B.)

Achte Art.

Ein ziemlich seltsamer Kopfschmuck dient uns zur Bezeichnung dieses Regenvogels, Nr. 824; es ist ein gelbes Häutchen, das sich über die Stirne zieht, und durch seine Ausdehnung das Auge umgibt; ein schwarzer Kopfschmuck, sich nach hinten in 2 bis 3 Federhalme verlängernd, verbirgt den Oberkopf, der nach hinten zu weiß ist, und ein breiter schwarzer Kinnlappen, unter dem Auge beginnend, umhüllt die Kehle, und umgibt den obern Hals. Der ganze Vorderkörper ist weiß; der Mantel fuchsröthlich grau; die Schwungfedern und die Spitze des Schwanzes sind schwarz; die Füße roth, und der Schnabel hat einen Flecken derselben Farbe gegen die Spitze zu. Dieser Regenvogel, dessen Art nicht bekannt war, findet sich wie der vorige am Senegal, aber er ist um den vierten Theil kleiner, und hat keinen Sporn am Flügelgelenk.

Der gekrönte Regenvogel.

(Le pluvier couronné. B.)

Neunte Art.

Dieser Regenvogel, Nr. 800, der sich am Vorgebirge der guten Hoffnung findet, ist einer der größten in seiner Gattung; er hat einen Fuß Länge, und seine Beine, von Rostfarbe, sind höher, als die des goldgelben Regenvogels. Er trägt

auf dem Kopf einen schwarzen Schmuck, und in diesem Schwarz sieht man eine weiße Binde, welche sich wie ein Diadem um den ganzen Kopf zieht, und eine Art Krone bildet; der Vorderhals ist grau; Schwarz in breiten Wellenlinien vermischt sich mit dem Grau auf der Brust; der Bauch ist weiß; der Schwanz, weiß auf seiner ersten Hälfte, so wie an der Spitze, hat eine schwarze Binde, die sich durch das Weiß zieht; die Schwungfedern sind schwarz, die großen Bedeckungen des Flügels weiß; der ganze Mantel ist braun, mit grünlichem und purpurfarbigem Schimmer.

Der Regenvogel mit lappenförmiger Schnabelhaut.

(Le pluvier à lambeaux. B.)

Zehnte Art.

Eine gelbe Haut an den Schnabelwinkeln dieses Regenvogels, Nr. 880, die von beiden Seiten in zwei spitzen Lappen herabhängt, dient uns ihn zu bezeichnen. Er findet sich auf Malabar, und ist von der Größe unseres Regenvogels, hat aber etwas höhere Beine von gelblicher Farbe. Hinter den Augen begrenzt ein weißer Zug die schwarze Mütze des Kopfes; der Flügel ist schwarz und auf den großen Bedeckungen weiß gefleckt; man sieht auch Schwarz mit Weiß eingefaßt an der Spitze des Schwanzes; der Mantel und der Hals sind von falbem Grau und der Unterleib ist weiß; dies ist das gewöhnliche, und sozusagen, gleichförmige Gefieder der meisten Regenvogelarten.

Der bewaffnete Regenvogel aus Cayenne.

(Le pluvier armé de Cayenne. B.)

Eilfte Art.

Dieser Halsbandregelvogel, Nr. 833, ist von der Größe des unsrigen, aber viel höher auf den Beinen; er hat auch einen längern Schnabel, und einen weniger abgerundeten Kopf. Eine breite schwarze Binde bedeckt die Stirn, umfaßt die Augen, und vereinigt sich mit dem Schwarz hinten am Halse und oben auf dem Rücken, indem sie sich auf der Brust zu einem

Schilde abrundet; die Kehle ist weiß, so wie der Vorderhals und der Unterleib; ein grauer Flecken, von einem weißen Rande umgeben, bildet eine Mütze am Hinterkopf; die erste Hälfte des Schwanzes ist weiß, und der übrige Theil schwarz; die Schwungfedern und die Schultern ebenfalls schwarz; der übrige Theil des Mantels grau mit weiß vermischt. Ziemlich lange Sporen dringen am Flügelgelenk hervor.

Es scheint uns, daß der Amacozque von Fernandes (zwölftes Kapitel, Seite 17) „ein schreisüchtiger Vogel, dessen Gefieder weiß und schwarz gemischt ist, der ein doppeltes Halsband hat, und den man das ganze Jahr über auf dem See von Mexiko sieht, wo er von Wasserwürmern lebt," ein Regenvogel ist; man würde es bestimmt sagen können, wenn Fernandes das Merkmal seiner Füße angegeben hätte.

Was die dritte Art des Hrn. Brisson betrifft, so ist es nichts weniger als ein Regenvogel, sondern eine kleine Trappe oder unsere **churge** (über welche wir im 7. Bande, Seite 307, dieser Naturgeschichte bereits berichteten).

Der Pluvian.

(Le pluvian. B.)

Der auf den illuminirten Tafeln, Nr. 918, Pluvian genannte Vogel bezieht sich dadurch auf den Regenpfeifer, daß er nur drei Zehen hat. Der Pluvian ist kaum größer, als der kleine Halsbandregenvogel, aber sein Hals etwas länger und sein Schnabel stärker. Der obere Theil des Kopfes, des Halses und des Rückens ist schwarz, einen Zug derselben Farbe über den Augen, und einige schwarze Wellenlinien auf der Brust; die großen Schwungfedern sind schwarz und weiß untermischt; die andern Theile des Flügels, die mittleren Schwungfedern und Bedeckungen von hübschem Grau; der Vorderhals fuchsröthlich-weiß, und der Bauch weiß; aber der Schnabel ist dicker und stärker, als jener des Regenvogels, und die Aufschwellung weniger bemerklich. Diese Unterschiede, welche mehr eine Gattungsnuance, als eine der Art anzudeuten scheinen, haben uns veranlaßt, ihm einen besondern Namen zu geben, der sich zugleich auf die Regenvögel (pluviers) bezieht.

Der große Regenvogel, insgemein Landkurli genannt.

(Le grand pluvier, vulgairement appelé courlis de terre. B.)

Es gibt wenig Jäger und Landbewohner in den französischen Provinzen: Picardie, Orleanois, Beauce, Champagne und Burgund, welche, wenn sie sich in den Monaten September, October und November im Freien befanden, nicht das wiederholte Geschrei: türlui, türlui, dieser Vögel gehört hätten; es ist ihre Lockstimme, welche sie oft von einem Hügel zum andern ertönen lassen, und wahrscheinlich hat man, nach diesem artikulirten Ton, der dem Geschrei der ächten Kurlis ähnlich ist, diesem großen Regenvogel, Nr. 919, den Namen Landkurli gegeben. Belon sagt, er habe auf den ersten Anblick diesen Vogel der kleinen Trappe so ähnlich gefunden, daß er ihm deren Namen beilegte. Uebrigens ist es weder eine Trappe, noch ein Kurli, sondern vielmehr ein Regenvogel; aber wenn er sich auch diesem durch mehre gemeinschaftliche Merkmale annähert, so entfernt er sich hinlänglich durch einige andere, so daß man ihn für eine einzeln stehende Art halten kann, weil er Züge einer besondern Körperbildung hat, und seine natürlichen Gewohnheiten von denen der Regenvögel verschieden sind.

Zuvörderst ist dieser Vogel viel größer, als der goldgelbe Regenvogel; selbst größer, als die Waldschnepfe; seine dicken Beine haben eine merkliche Aufschwellung unter dem Knie, welches angeschwollen erscheint; ein Merkmal, nach welchem Belon ihn angeschwollenes Bein (jambe enflée) genannt hat. Er hat, wie der Regenpfeifer, nur drei sehr kurze Zehen; seine Beine und Füße sind gelb. Der Schnabel ist gelblich von seinem Ursprung bis gegen die Mitte seiner Länge, und schwärzlich bis zu seiner Spitze; er ist von derselben Gestalt, aber dicker, als jener des Regenvogels. Das ganze Gefieder ist auf einem weißgrauen und fuchsröthlich-grauen Grunde mit braunen und schwärzlichen Pinselstrichen gefleckt, dessen Züge ziemlich deutlich auf dem Halse und der Brust, und unbestimmter auf dem Rücken und den von einer weißlichen Binde durchzogenen Flügeln sind; zwei fuchsröthlich-weiße Züge finden sich über und unter dem Auge; die Grundfarbe ist

fuchsröthlich auf dem Rücken und am Halse, und weiß unter dem nicht gefleckten Bauch.

Dieser Vogel hat große Flügel; er fliegt besonders bei Tage von weitem auf, und hält sich dann ziemlich nahe an der Erde; er läuft auf dem Grase und in den Feldern so schnell wie ein Hund, und deßhalb hat man ihm in einigen französischen Provinzen, wie in Beauce, den Namen **arpenteur** (Feldmesser) gegeben. Er hält in seinem Lauf plötzlich still, mit unbeweglichem Körper und Kopf, und kauert sich bei dem geringsten Geräusch an die Erde. Fliegen, Käfer, kleine Schnecken und andere Landschaalthiere sind seine Hauptnahrung nebst einigen andern Insekten, die sich auf Brachfeldern finden, wie Grillen, Heuschrecken und Reitwürmer; [1]) denn er hält sich fast nur auf den Hügelflächen und vorzugsweise auf steinigem, sandigen und trockenen Boden. Hr. Salerne sagt, in Beauce nenne man einen schlechten Boden **Kurliboden** (une terre à courlis). Diese während des Tages einsamen und ruhigen Vögel setzen sich bei Anbruch der Nacht in Bewegung; sie verbreiten sich dann nach allen Seiten mit schnellem Fluge, und indem sie aus allen Kräften auf den Höhen schreien. Ihre Stimme, die man sehr weit hört, ist ein klagender Ton, jenem einer Flöte ähnlich, und 3 bis 4 Töne umfassend, von den tiefen zu den hohen sich erhebend. So schreien sie während des größten Theils der Nacht, und dann nähern sie sich unsern Wohnungen.

Dieses nächtliche Treiben scheint anzudeuten, daß dieser Vogel in der Nacht besser sieht als bei Tage; und doch ist es sicher, daß er bei Tage einen sehr scharfen Blick hat. Ueberdem setzt ihn die Stellung seiner großen Augen in Stand, nach hinten wie nach vorn zu sehen; er entdeckt die Jäger in so großer Entfernung, daß er entfliehen kann, bevor er in die Schußweite kommt. Es ist ein eben so scheuer als furchtsamer Vogel; nur die Furcht fesselt ihn bei Tage, und gestattet ihm nicht, sich in Bewegung zu setzen, und seine Stimme ertönen zu lassen, als beim Eintritt der Nacht. Dieses Gefühl der

[1]) Hr. Baillon, der diesen Vögel an den Küsten der Picardie beobachtet hat, theilt uns mit, er fresse auch kleine schwarze Eidechsen, die sich auf den Dünen finden, und selbst kleine Blindschleichen.

Furcht ist selbst so vorherrschend, daß, wenn man in ein Zimmer tritt, wo man ihn eingeschlossen hält, er sich nur zu verbergen, zu entfliehen sucht, und in seinem Schreck mit gebeugtem Kopf gegen alles stößt, was ihm im Wege steht. Man behauptet, dieser Vogel habe ein Vorgefühl der Witterungs-Veränderungen, und er verkünde den Regen. Gesner hat bemerkt, daß er, selbst in der Gefangenschaft, vor dem Ausbruch eines Gewitters sehr unruhig wird.

Uebrigens macht dieser große Regenvogel oder Landkurli eine Ausnahme unter den zahlreichen Arten, von denen man, da ein Theil ihrer Beine unbefiedert ist, glaubt, sie hielten sich an den Ufern der Gewässer und in Sumpfgegenden auf; denn man findet diesen immer weit von den Gewässern und etwas feuchten Landstrichen, und nur auf trockenem Boden und an hochgelegenen Orten. [1])

Diese Gewohnheiten sind nicht die einzigen, durch die er sich von den Regenvögeln unterscheidet. Die Zeit seiner Abreise und die Dauer seines Aufenthalts sind nicht dieselben, wie bei jenen; er zieht im November während der letzten Herbstregen ab; aber bevor diese Vögel die Reise unternehmen, vereinigen sie sich in Trupps von 3 bis 400 auf die Stimme eines einzigen, der sie zusammenruft, und sie fliegen während der Nacht ab. Man sieht sie mit dem Anfang des Frühlings wieder, und schon gegen Ende März kehren sie nach Beauce, Sologne, Berry und in einige andere französische Provinzen zurück. Das Weibchen legt nur zwei oder bisweilen drei Eier auf der nackten Erde zwischen Steine oder in einer kleinen Höhlung, die es im Sande der Haiden und der Dünen ausscharrt. [2]) Es wird von dem Männchen zur Zeit des Ge-

---

[1]) Woraus man entnehmen kann, mit wie wenig Grund Gesner ihn für den charadrios der Alten gehalten hat, welches bestimmt ein Strandvogel ist. Man vergleiche den vorhergegangenen Aufsatz über den Halsbandregenvogel.

[2]) „Während der acht Tage, in denen ich in der unfruchtbaren Sandgegend an der Seeküste zwischen der Mündung der Somme bis zur äußersten Grenze von Boulonnois umherirrte, fand ich ein Nest, welches mir jenes des saint-germer zu seyn schien; um mich dessen zu versichern, blieb ich bis zum Abend im Sande sitzen, indem ich vor und um mich eine kleine Erhöhung aufgeworfen hatte, um mich zu verbergen. Da die Vögel gewöhnt sind, die Oberfläche des Sandes durch die Winde verändert zu

schlechtstriebes lebhaft verfolgt; dieses ist eben so beständig als eifrig, und verläßt es nicht; es hilft ihm seine Jungen führen, und sie lehren, ihre Nahrung zu unterscheiden; diese Erziehung währt selbst lange; denn obgleich die Jungen, bald nachdem sie ausgeschlüpft sind, ihren Eltern folgen, so werden ihre Flügel erst später stark genug zum Fluge. Belon hat ihrer gefunden, die Ende Oktober noch nicht fliegen konnten; wonach er vermuthete, das Legen der Eier, oder das Ausschlüpfen der Jungen erfolgte sehr spät; doch der Ritter Desmazys, der diese Vögel auf Malta beobachtete, [1]) hat uns versichert, sie hätten jährlich dort zwei Bruten, eine im Frühjahr, und die letzte im Monat August. Derselbe Beobachter berichtet, das Ausbrüten erfolge in 30 Tagen. Die Jungen sind ein sehr gutes Wildpret, und man ißt auch das Fleisch der Alten, welches schwärzer und trockener ist. Die Jagd dieser Vögel war auf Malta dem Großmeister des Ordens vorbehalten, ehe man die Art unseres Rebhuhns gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts auf diese Insel brachte. [2])

Dieser große Regenvogel oder Landkurli dringt im Sommer nicht in den Norden vor wie die Regenvögel; wenigstens nennt ihn Linne nicht unter den schwedischen Vögeln. Willughby versichert, man finde ihn in England in der Grafschaft Norfolk, und in Cornwallis; doch gesteht Charleton, der sich für einen erfahrenen Jäger ausgibt, daß ihm dieser Vogel gänzlich unbekannt sey. Sein scheuer Instinkt, sein nächtliches Treiben mögen ihn lange den Blicken der Beobachter entzogen haben, und Belon, der ihn zuerst in Frankreich erkannte, bemerkt, niemand habe ihm damals seinen Namen sagen können.

---

sehen, so beunruhigt es sie nicht, wenn sie neue Aushöhlungen oder Erhöhungen darin bemerken. Meine Mühe war belohnt; am Abend kam der Vogel zu seinen Eiern, und ich erkannte ihn für den saint-germer oder den Landkurli. Sein auf ebener Sandfläche befindliches Nest war nur eine kleine, 1 Zoll tiefe Aushöhlung von eliptischer Form, mit drei ziemlich dicken Eiern von einer seltsamen Farbe." (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Baillon von Montreuil-sur-Mer.)

[1]) Man nennt ihn auf Malta talaride.

[2]) Unter dem Großmeister Martin de Redin. (Bemerkung, mitgetheilt durch den Ritter Desmazys. Eine andere Bemerkung spezifizirt die rothen Rebhühner.)

Ich besaß während eines Monats oder fünf Wochen einen dieser Vögel in einem Landhaus; man ernährte ihn mit Suppe, mit Brod und gekochtem Fleisch; er zog dieses letztere Gericht allen andern vor. Er fraß nicht allein bei Tage, sondern auch während der Nacht; denn nachdem man ihm Abends seinen Vorrath an Futter gegeben hatte, bemerkte man, daß es am andern Morgen sehr vermindert war.

Dieser Vogel schien mir von friedlichem, aber furchtsamem und scheuem Naturell zu seyn, und ich glaube, daß man ihn wirklich aus diesem Grunde selten bei Tage in dem Zustand der Freiheit umherlaufen sieht, und er die Dunkelheit der Nacht vorzieht, um sich mit seines Gleichen zu vereinigen. Ich habe bemerkt, daß, sobald er jemand, selbst von weitem, erblickte, er zu entfliehen suchte, und seine Furcht war so groß, daß er überall anstieß, indem er sich retten wollte. Er gehört daher zu der Zahl der Thiere, welche bestimmt sind, von uns entfernt zu leben, und denen die Natur als Schutzmittel den Instinkt verliehen hat, uns zu fliehen.

Der Vogel, von welchem hier die Rede ist, ließ sein Geschrei nicht hören, sondern nur einigemal in den zwei bis drei letzten Nächten vor seinem Tode eine Art sehr schwaches Pfeifen, was vielleicht nur ein Ausdruck des Schmerzes war; denn er hatte damals auf der Schnabelwurzel und an den Füßen große Wunden, die dadurch entstanden waren, daß er gegen den Draht seines Käfigs schlug, in welchem er sich unruhig bewegte, sobald er irgend einen neuen Gegenstand bemerkte.

Der Stelzenläufer oder Langfuß.

(Macrotarsus himantopus L. L'échasse. B.)

Der Stelzenläufer, Nr. 878, ist unter den Vögeln, was der Gerboa unter den vierfüßigen Thieren; seine Beine, die länger sind als der Körper, bieten uns ein monströses Mißverhältniß dar; und berücksichtigt man dieses ungewöhnliche Uebermaß, oder vielmehr diesen Fehler, so scheint es, daß, als die Natur alle Kräfte ihrer ersten Wirksamkeit versuchte, als den Plan zu der Gestaltung der Wesen entwarf, diejenigen, in denen die Verhältnisse der Organe mit der Fähigkeit, sich zu reproduziren, vereinigt bleiben, die einzigen waren, welche sich erhielten; sie kann also nicht für immer alle Formen wie-

DER STRANDREITER ODER LANGFUSS.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langschnäbler. *Gattung:* Langfuss. *(C.)*

DER AUSTERFISCHER ODER DIE MEERELSTER.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Dünnschnäbler.
Gattung: Meerelster. *(Cuvier.)*

derholen, welche sie versucht hatte; sie wählte zuvörderst die schönsten, um aus ihnen das harmonische Ganze der Wesen zu bilden, die uns umgeben; aber mitten unter diesem erhabenen Schauspiel scheinen einige vernachlässigte Erzeugnisse, und einige weniger glückliche Formen, wie Schatten in das Gemälde geworfen, die Ueberbleibsel jener unharmonischen Zeichnungen und widersprechenden Zusammenstellungen zu seyn, welche sie nur bestehen ließ, um uns einen umfassenderen Begriff von ihren Entwürfen zurückzulassen; und man kann nicht besser uns dieser Mißverhältnisse kennen lernen, die mit dem in allen ihren Werken verbreiteten schönen Einklang einen Gegensatz bilden, als durch diesen Vogel, dessen ungemein lange Beine ihm kaum gestatten, mit seinem Schnäbel die Nahrung von der Erde zu nehmen; und überdem sind diese unverhältnißmäßigen Beine, wie Stelzen, dünn, schwach und biegsam, kaum den kleinen Körper des Vogels tragend, und seinen Lauf mehr aufhaltend als beschleunigend; endlich stützen drei für die Beine viel zu kurze Zehen nur sehr schlecht diesen schwankenden Körper, der überdem zu weit von dem Stützpunkt entfernt ist. Auch bezeichnen die Namen, welche die Alten und Neueren in allen Sprachen diesem Vogel gegeben haben, die Schwäche seiner weichen und nachgiebigen Beine, oder ihre übermäßige Länge. [1])

Der Stelzenläufer scheint sich jedoch durch den Flug für seinen mühseligen Gang zu entschädigen. Seine Flügel sind lang und reichen über den ziemlich kurzen Schwanz hinaus; ihre Farbe so wie jene des Rückens ist schwarz, mit grünlichblauem Schimmer; der hintere Theil des Kopfs ist braungrau; der Hals obenüber schwärzlich und weiß gemischt; der ganze Unterkörper von der Kehle bis zur Schwanzspitze ist weiß; die Beine sind roth und 8 Zoll hoch, mit Inbegriff des mehr als 3 Zoll langen unbefiederten Theils; die Kniescheibe zeichnet sich stark auf diesen ungewöhnlich langen, glatten und dünnen Beinen; der Schnabel ist schwarz, cylindrisch, an den Seiten gegen die Spitze zu etwas abgeplattet, 2 Zoll 10 Lin.

[1]) Himantopus, loripes. Der Name himantopus wurde bisweilen in haematopus verwandelt, und später dem Austernfischer oder der See-Elster beigelegt; dies ist ein doppelter Irrthum. Siehe den folgenden Aufsatz.

lang, und fügt sich tief in eine erhabene Stirn, die dem Kopf eine runde Gestalt gibt.

Wir sind von den natürlichen Gewohnheiten dieses Vogels, dessen Art nicht zahlreich und zugleich selten ist, wenig unterrichtet. [1]) Wahrscheinlich lebt er von Insekten und Würmern am Ufer der Gewässer und der Sümpfe. Plinius führt ihn unter dem Namen himantopus auf, und sagt: „Er sey in Egypten einheimisch, nähre sich hauptsächlich von Fliegen, und man habe ihn in Italien nie länger als einige Tage erhalten können." Belon erwähnt jedoch seiner, als eines in diesem Lande einheimischen Vogels, und der Graf Marsigli hat ihn an der Donau gesehen. Er scheint auch die nördlichen Länder zu besuchen, obgleich Klein sagt, man habe ihn nie an den Küsten der Ostsee gesehen; aber Sibbald in Schottland hat sehr gut einen beschrieben, der in der Nähe von Dumfries getödtet worden war.

Der Stelzenläufer findet sich auch auf dem neuen Kontinent; Fernandes hat eine Art desselben, oder vielmehr eine Varietät in Neuspanien gesehen, und er sagt, dieser Vogel, der sich in kalten Gegenden aufhalte, komme nur im Winter nach Mexiko; doch führt ihn Sloane unter den Vögeln von Jamaika auf. Aus diesen scheinbaren Widersprüchen ergibt sich, daß die Art des Stelzenläufers, obgleich nicht zahlreich, in den entferntesten Gegenden, wie jene des Halsbandregenvogels, verbreitet oder vielmehr zerstreut ist. Der durch Fernandes angezeigte mexikanische Stelzenläufer ist übrigens etwas größer, als der europäische; unter das Schwarz seiner Flügel ist Weiß gemischt; aber diese Unterschiede scheinen uns nicht genügend, um eine besondere Art aufzustellen.

---

[1]) Man hat uns einen Stelzenläufer von Beauvoir in Nieder-Poitou als einen unbekannten Vogel geschickt, woraus hervorgeht, daß er an diesen Küsten nur sehr selten erscheint. Dieser wurde auf einem Sumpf von Salzwasser getödtet. Man bemerkte, daß während seines Fluges die steif nach hinten gestreckten Beine 8 Zoll über den Schwanz hinausreichten.

Der Austernfischer [1]) insgemein See-Elster genannt.

(Haematopus ostralegens. L. L'huitrier, vulgairement la pie de mer. B.)

Die Vögel, die auf unsern Gefilden verbreitet sind, oder sich in die Schatten unserer Wälder zurückgezogen haben, bewohnen die friedlichsten und anmuthigsten Orte der Natur; aber sie gewährt nicht allen dieses schöne Loos; sie hat einige an den einsamen Küstenstrand verwiesen, wo die Wogen des Meeres gegen die Felsen schäumen und branden, und auf einzeln liegende Klippen, die von den rauschenden Wassern bestürmt werden. An diesen für alle andern Wesen wüsten und furchtbaren Orte wissen einige Vögel, wie der Austernfischer, Nahrung, Sicherheit, selbst Vergnügen und Liebe zu finden. Der Austernfischer lebt von Seewürmern, von Austern und andern Muscheln, die er auf dem Sande der Küste sucht. Er hält sich fortwährend auf den Sandbänken und niedrigen Stellen, wo er der Ebbe folgt, entfernt sich aber nie von dem Lande oder den Felsen. Man hat auch diesem Austernfischer den Namen See-Elster gegeben, nicht allein wegen seines schwarzen und weißen Gefieders, sondern auch, weil er, wie die Elster, fortwährend schreit und lärmt, besonders wenn diese Vögel truppweise zusammen sind. Dieses scharfe und kurze Geschrei wird unaufhörlich in der Ruhe und im Fluge wiederholt.

Man sieht diesen Vogel, Nr. 929, nur selten an den meisten französischen Seeküsten; doch kennt man ihn in Saintonge und in der Picardie; er brütet selbst bisweilen an den Küsten dieser letztern Provinz, wo er in sehr zahlreichen Trupps mit den Ost- und Nordwestwinden ankommt. Diese Vögel ruhen dort an den sandigen Küsten aus, und erwarten einen günstigen Wind, um nach ihrem gewöhnlichen Aufenthalt zurück zu

---

[1]) Bisweilen Meerschnepfe, im Englischen sea-pie, oyster-catcher; in Island tilldur (das Männchen) tilldra (das Weibchen), was einen äußern Unterschied des Männchens und Weibchens andeuten würde, dessen die Schriftsteller nicht erwähnen; im Nomenklatur-Latein ostralega; und nach einem aus dem Griechischen gebildeten Namen, der aber diesen Vogel nicht insbesondere kennzeichnet, haematopus.

kehren. Man glaubt, daß sie aus Großbrittanien kommen, wo sie in der That sehr gemein sind, besonders an der östlichen Küste dieser Insel. Sie haben sich auch weiter nach dem Norden begeben; denn man findet sie in Gothland, auf der Insel Oeland, auf den dänischen Inseln, und bis nach Island und Norwegen. Andererseits hat Hr. Cook ihrer an den Küsten des Feuerlandes und der Magellanstraße gesehen, und sie an der Usky-Bai in Neuseeland wiedergefunden. Dampier hat sie an den Küsten von Neuholland erkannt, und Kämpfer versichert, sie seyen in Japan so gemein wie in Europa. Die Art des Austernfischers findet sich daher an allen Ufern des alten Kontinents, und es kann nicht befremden, wenn wir ihm auch in der neuen Welt begegnen. Der Pater Feuillee hat ihn an der Küste von Terra-firma in Amerika beobachtet; Wafer an der Landenge von Darien; Catesby in Carolina und auf den Bahamainseln; le Page du Pratz in Luisiana; und diese so verbreitete Art hat keine Varietät; sie ist überall dieselbe, und scheint von allen andern Arten abgesondert und bestimmt getrennt zu seyn. [1]) Es gibt in der That unter allen Strandvögeln keinen, der mit dem Wuchs des Austernfischers und seinen kurzen Beinen einen Schnabel von der Form des seinen, noch seine Sitten und Gewohnheiten hat.

Dieser Vogel ist von der Größe der Krähe. Sein 4 Zoll langer Schnabel ist unter den Nasslöchern gleichsam senkrecht zusammengedrückt, und an den Seiten keilförmig abgeplattet bis zu dem eckigen und schneidenden Ende; ein besonderer Bau, der diesen Schnabel ganz geeignet macht, die Austern und Muscheln, die dem Austernfischer zur Nahrung dienen, von den Sandbänken und Felsen abzulösen und loszureißen.

Er gehört zu der Zahl von Vögeln, die nur drei Zehen haben. Dieser einzige Umstand hat den Systematikern genügt, ihn in der Ordnung ihrer Nomenklaturen neben den Trappen zu stellen. Man sieht, wie sehr er in der Ordnung der Na-

---

[1]) Man kann sich nicht versichern, ob Bougainvilles Elster von den malvinischen Inseln der Austernfischer, oder nicht vielmehr eine andere Art Regenvogel ist; denn er sagt, dieser Vogel nähre sich von kleinen Seekrebsen; habe ein leicht nachzuahmendes Pfeifen, was einen Regenvogel anzeigt; und seine Füße seyen weiß, was auf die wahre Meerelster oder den Austernfischer nicht paßt, bei dem sie roth sind.

tur von ihm entfernt ist, da er sich nicht allein an den Küsten hält, sondern auch bisweilen auf dem Wasser schwimmt, obgleich seine Füße keine Schwimmhaut haben. Hrn. Baillon zufolge, der den Austernfischer an den Küsten der Picardie beobachtet hat, scheint seine Art zu schwimmen allerdings nur passiv zu seyn, als überlasse er sich allen Bewegungen des Wassers, ohne selbst dabei thätig zu seyn; aber es ist dennoch sicher, daß er es nicht scheut, den Wogen Trotz zu bieten, und sich auf dem Wasser auszuruhen, so wie er das Meer verlassen kann, wenn er den Aufenthalt auf dem Lande vorzieht.

Sein weißes und schwarzes Gefieder, und sein langer Schnabel waren Veranlassung, daß man ihm die gleich unpassenden Namen Meerelster und Meerschnepfe gab. Die Benennung Austernfischer eignet sich für ihn, weil sie seine Lebensart bezeichnet. Catesby fand in seinem Magen nur Austern, und Willughby noch ganz erhaltene Schüsselmuscheln. Der Magen ist geräumig und muskelig, wie Belon mittheilt, der auch berichtet, das Fleisch des Austernfischers sey schwarz und hart, und habe einen Wildgeschmack. Uebrigens ist dieser Vogel, Hrn. Baillon zufolge, im Winter immer fett, und das Fleisch der jungen ein gutes Essen. Er hat einen dieser Austernfischer zwei Monate lang in seinem Garten gehalten, wo er besonders von Erdwürmern lebte, wie die Kurlis; aber er fraß auch rohes Fleisch und Brod, das ihm sehr zuzusagen schien. Er trank ohne Unterschied Meerwasser und anderes, ohne mehr Geschmack für eins oder das andere zu zeigen; doch in dem Zustand der Natur besuchen diese Vögel weder Sümpfe noch Flußmündungen, und halten sich fortwährend in der Nähe und auf den Wellen des Meeres; dieses geschieht aber vielleicht, weil sie in süßen Gewässern keine ihnen so zusagende Nahrung finden würden, als in salzigen.

Der Austernfischer macht kein Nest; er legt seine gräulichen und schwarz gefleckten Eier, ohne irgend eine Vorbereitung, außer dem Bereich des Wassers auf den Sand; nur scheint er dazu die höher gelegenen Dünen und die Stellen zu wählen, wo sich viele Ueberreste von Muscheln finden. Die Zahl der Eier beträgt gewöhnlich 4 bis 5, und die Brutzeit währt 20 bis 21 Tage; das Weibchen brütet nicht anhaltend; es folgt in dieser Beziehung dem Beispiel fast aller Strandvögel, welche, ihre Eier einen Theil des Tages hindurch der

Sonnenwärme überlassend, sie gewöhnlich von 9 bis 10 Uhr Morgens verlassen, und bis gegen 3 Uhr Nachmittags das Brüten aussetzen, wenn es nicht etwa regnet. Die Jungen sind beim Ausschlüpfen aus dem Ei mit einem schwärzlichen Flaum bedeckt; sie schleppen sich schon den ersten Tag auf dem Sande, fangen bald darauf an zu laufen, und verbergen sich dann so gut in den dichten Kräutern, daß sie schwer aufzufinden sind.

Der Schnabel und die Füße des Austernfischers sind von schön korallenrother Farbe, und nach diesem Merkmal hat ihn Belon **haematopus** genannt, indem er ihn für den **himantopus** von Plinius hielt; aber diese beiden Namen dürfen weder verwechselt, noch demselben Vogel beigelegt werden. **Haematopus** heißt „mit rothen Beinen" und kann auf den Austernfischer bezogen werden; aber dieser Name findet sich nicht im Plinius, obgleich Dalechamp so gelesen hat, und der **himantopus**, ein Vogel mit hohen dünnen und biegsamen Beinen, nach dem Wortsinn (**loripes**) ist nicht der Austernfischer, sondern könnte der Stelzenläufer seyn. Ein Ausdruck des Plinius an derselben Stelle hätte Belon von seinem Irrthum überzeugen können: **Praecipue ei pabulum muscae** (seine Hauptnahrung sind Fliegen.) Der **himantopus**, der sich von Fliegen ernährt, ist nicht der Austernfischer, welcher nur von Muscheln lebt.

Indem Willughby aufmerksam macht, diesen Vogel unter dem Namen **haematopus** nicht mit dem **himantopus**, einem Vogel mit langen und schwachen Beinen, zu verwechseln, scheint er uns nur einen Irrthum bei Belon anzudeuten, welcher, indem er den Austernfischer beschreibt, ihm schwache Beine beilegt, was ziemlich unverträglich mit seiner Lebensart seyn würde, die ihn fortwährend an Klippen und Felsen führt; überdem weiß man, daß die Füße und Zehen dieses Vogels mit rauhen, festen und harten Schuppen bedeckt sind. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß hier wie überall die Verwirrung der Namen jene der Gegenstände veranlaßt; der Name **himantopus** muß dem Strandreiter bleiben, für den er sich allein eignet; und der auf so viele Vögel mit rothen Füßen passende **haematopus** genügt nicht, um den Austernfischer zu bezeichnen, und muß aus dessen Nomenklatur entfernt werden.

Von den drei Zehen des Austernfischers sind zwei, die äußere und die mittlere, bis zum ersten Gliede durch ein Häut-

DER SCHNELLLÄUFER.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Dünnschnäbler. *Gattung:* Schnelläufer. *(Cuv.)*

Pl. 159.

DER STEINDREHER.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langschnäbler. *Gattung:* Schnepfe.

(Cuvier.)

ben verbunden, und alle mit einem häutigen Rande umzogen. Die Augenlieder sind roth wie der Schnabel; die Iris ist goldgelb; unter jedem Auge sieht man einen kleinen weißen Flecken. Der Kopf, der Hals und die Schultern sind schwarz, so wie auch der Mantel der Flügel; aber dieses Schwarz ist dunkler beim Männchen als beim Weibchen. Die Kehle wird hinten von einem weißen Halsband umzogen. Der ganze Unterleib von der Brust an ist weiß, so wie auch der untere Theil des Rückens, und die Hälfte des schwarz auslaufenden Schwanzes; eine durch die großen Bedeckungen gebildete weiße Binde sticht gegen die braunschwarze Farbe der Flügel ab. Wahrscheinlich erhielt er wegen dieser Farben den Namen der Elster, obgleich er sich in allen andern Beziehungen von ihr unterscheidet, und besonders durch den kurzen, nur 4 Zoll langen Schwanz, den die eingezogenen Flügel bis auf $^3/_4$ seiner Länge bedecken. Die Beine sind mit dem kleinen unbefiederten Theil unter dem Knie kaum 2 Zoll hoch, obgleich die Länge des Vogels ungefähr 16 Zoll beträgt.

Der Schnellläufer.

(Tachydromus cursorius. L. Le coure-vite. B.)

Die beiden, auf den illuminirten Tafeln, Nro. 795 und 892, dargestellten Vögel gehören einer neuen Gattung an, und müssen einen besondern Namen erhalten. Sie gleichen dem Regenvogel in den Füßen, die nur drei Zehen haben, unterscheiden sich aber von ihm durch die Form des Schnabels, welcher gekrümmt, bei den Regenvögeln dagegen grade und gegen das Ende aufgeschwellt ist. Der erste dieser Vögel, Nr. 795, wurde in Frankreich getödtet, wohin er sich wahrscheinlich verirrt hatte, weil man keinen andern dieser Art dort sah; die Schnelligkeit, mit welcher er am Strande lief, war Veranlassung, daß man ihn Schnellläufer nannte. Seitdem erhielten wir von der Küste von Koromandel einen der Gestalt nach ganz ähnlichen Vogel, der sich von diesem nur durch die Farben unterscheidet, so daß man ihn für eine Varietät derselben Art, oder doch wenigstens für eine sehr benachbarte Art halten kann. Beide haben höhere Beine, als der Regenvogel; sie sind eben so groß, aber dicker; ihre Zehen sind sehr kurz, besonders die beiden seitlichen. Das Gefieder des erstern ist

grau, mit Fuchsbraun verwaschen; über dem Auge sieht man einen hellern und fast weißen Zug, der sich nach hinten verlängert, und unter demselben einen schwarzen, der von dem rechten Augenwinkel ausgeht. Der obere Theil des Kopfs ist fuchsroth; die Schwungfedern sind schwarz, und jede Feder des Schwanzes, außer den beiden mittleren, hat einen schwarzen und weißen Flecken gegen die Spitze.

Der zweite, Nr. 892, der aus Koromandel kam, ist etwas kleiner als der erste. Der vordere Theil des Halses und der Brust sind von schönem fuchsrothem Kastanienbraun, das sich in dem Schwarz auf dem Bauch verliert; die Schwungfedern sind schwarz, der Mantel ist grau, der Unterbauch weiß, der Kopf mit Fuchsroth geschmückt, fast wie bei dem erstern; beide haben einen schwarzen Schnabel, und gelblich-weiße Füße.

Der Steindreher.

(Strepsilas interpres. L. Le tourne-pierre. B.)

Wir nehmen den Namen Steindreher an, den Catesby diesem Vogel, Nr. 856, gab, welcher die seltsame Gewohnheit hat, die Steine am Ufer der Gewässer umzuwenden, um darunter die Würmer und Insekten hervorzuholen, von denen er sich ernährt, während alle andere Strandvögel sich begnügen, sie auf dem Strande oder dem Schlamm zu suchen. „Auf dem Meere, sagt Catesby, 40 Lieues von Florida, unter dem 31sten Grade der Breite, flog ein Vogel auf unser Schiff, und wurde gefangen. Er war sehr geschickt, die Steine umzuwenden, die vor ihm lagen; er bediente sich hierzu nur des obern Theils seines Schnabels, indem er mit vieler Geschicklichkeit und sehr schnell 3 Pfund schwere Steine umwälzte." Dieses läßt eine besondere Kraft und Geschicklichkeit in einem Vogel voraussetzen, der kaum von der Größe eines Strandläufers ist; aber sein Schnabel hat eine härtere und hornigere Substanz, als der dünne und weiche Schnabel aller jener kleinen Ufervögel, bei denen er von der Form des Schnepfenschnabels ist; auch bildet der Steindreher mitten unter ihren zahlreichen Gattungen eine kleine einzeln stehende Familie. Sein harter Schnabel ist ziemlich dick an der Wurzel, wird allmälig schmaler, und läuft in eine scharfe Spitze aus; er ist in

ngm obern Theil etwas zusammengedrückt, und scheint sich einer leichten Krümmung nach oben zu erheben; er ist schwarz id 1 Zoll lang. Die Füße haben keine Schwimmhäute, sind mlich kurz und orangefarbig.

Das Gefieder des Steindrehers gleicht jenem des Halsndregenvogels durch das Weiß und Schwarz, wovon der als durchschnitten wird, ohne jedoch deutlich ein Halsband zu ioen, und sich mit dem Fuchsroth auf dem Rücken vermiyend. Diese Aehnlichkeit des Gefieders ist wahrscheinlich die Ursache des Irrthums der Herren Brown, Willughby und Ray, welche diesem Vogel den Namen **morinellus** gaben, obgleich er einer von den Regenvögeln ganz verschiedenen Gattung angehört, indem er eine vierte Zehe und einen anders geformten Schnabel hat.

Die Art des Steindrehers ist beiden Kontinenten gemein. Man kennt ihn an den Westküsten Englands, wo sich diese Vögel gewöhnlich in kleinen Gesellschaften von drei bis vier halten. Ebenso sind sie an der Küste der Provinz Norfolk und auf einigen Inseln Gothlands bekannt, und wir haben Grund zu glauben, daß es derselbe Vogel ist, dem man an den Küsten der Picardie den Namen **hune** gibt; wir erhielten vom Vorgebirge der guten Hoffnung einen dieser Vögel, der von demselben Wuchs war wie die europäischen, und bis auf einige Unterschiede auch dieselben Farben hatte. Hr. Catesby hat einen an der Küste von Florida gesehen; und wir können nicht errathen, weshalb Hr. Brisson diesen amerikanischen Steindreher für verschieden von dem englischen hält, da Catesby bestimmt erklärt, er habe ihn als denselben erkannt; überdem erhielten wir auch aus Cayenne diesen Vogel, nur von etwas stärkerem Wuchs; und Hr. Edwards erwähnt eines andern, der ihm von den Ländern an der Hudsonsbai geschickt worden war. Diese, obgleich schwache und wenig zahlreiche Art, hat sich daher, wie mehre andere Arten von Wasservögeln, von Norden nach Süden auf den beiden Kontinenten verbreitet, indem sie den Küsten folgten, wo sie überall Nahrung finden.

Der graue cayenner Steindreher scheint uns eine Varietät in dieser Art zu seyn, auf welche wir auch die beiden auf den illuminirten Tafeln, Nro. 340 und 857, unter den Namen **coulon-chaud de Cayenne** und **coulon-chaud gris de Cayenne** zurückführen wollen; denn wir finden zwischen ihnen

keinen Unterschied, der bezeichnend genug wäre, um sie trennen zu können; wir waren selbst geneigt, sie für Weibchen der ersten Art zu halten, in welcher das Männchen stärkere Farben haben muß; aber wir enthalten uns darüber noch eines Urtheils, weil Willughby versichert, es sey kein Unterschied des Gefieders zwischen den Männchen und den Weibchen der Steindreher, die er beschrieben hat, vorhanden.

Die Wasser-Amsel.

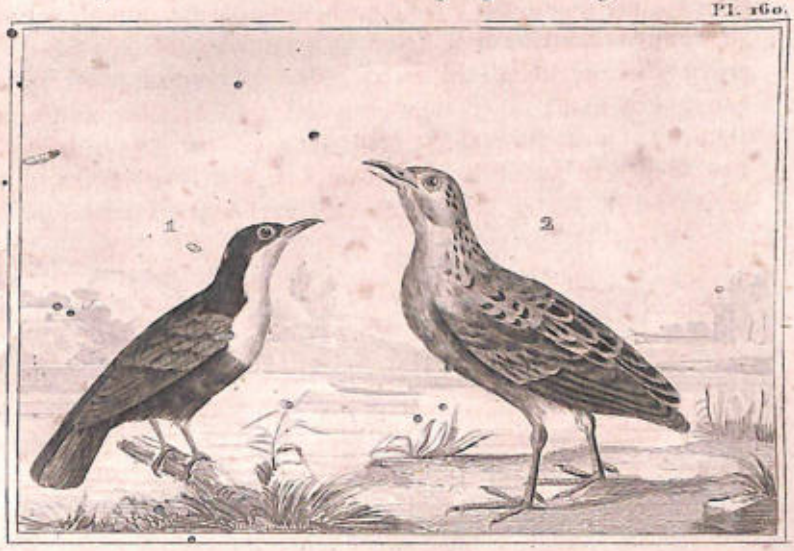
(Turdus aquaticus. L. Le merle d'eau. B.)

Die Wasseramsel ist keine Amsel, obgleich sie deren Namen führt; es ist ein Wasservogel, der die Seen und Bäche auf hohen Gebirgen besucht, wie die Amsel deren Wälder und Thäler; sie gleicht ihr auch im Wuchs, der nur etwas kürzer ist, und in der fast schwarzen Farbe ihres Gefieders; endlich hat sie ein weißes Schild, wie gewisse Amselarten; aber sie ist so schweigsam, als die wahre Amsel geschwätzig; sie hat nicht deren lebhafte und schnelle Bewegungen, nimmt keine ihrer Stellungen an, und hat keinen hüpfenden und springenden Gang; sie geht leicht aber gemessenen Schritts umher, und läuft am Ufer der Quellen und Bäche, welche sie nie verläßt, indem sie vorzugsweise die fließenden Gewässer besucht, die einen schnellen Fall, und ein steiniges und felsiges Bette haben. Man findet sie in der Nähe der Wasserfälle, und besonders an dem klaren Wasser, das über Kiessand fließt.

Ihre natürlichen Gewohnheiten sind sehr seltsam; die Wasservögel, welche Ruderfüße haben, schwimmen auf dem Wasser oder tauchen unter; die Strandvögel, mit hohen unbefiederten Beinen, gehen ziemlich weit hinein, ohne daß ihr Körper naß wird; die Wasseramsel, Nr. 940, geht ganz hinein, indem sie der Abdachung des Bodens folgt; man sieht sie allmälig in das Wasser gehen, anfangs bis zum Hals, dann immer tiefer, wobei sie den Kopf nicht mehr in die Höhe richtet, als ob sie in der Luft wäre; so geht sie unter dem Wasser bis in die Tiefe fort, und wandelt umher wie am trockenen Ufer. Wir verdanken Hrn. Hebert die erste Kunde von dieser merkwürdigen Gewohnheit, welche, so viel ich weiß, keinem andern Vogel eigenthümlich ist. Er hatte die Güte, mir folgende Beobachtungen darüber mitzutheilen.

1. DIE WASSER-AMSEL 2. DER WACHTELKÖNIG.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langfinger. *Gattung:* Ralle. *(Cuvier.)*



1. DIE WASSER-RALLE ODER WIESENLÄUFER.
2. DIE PERL-RALLE.

Ordnung: Stelzenläufer..... *id.*

„Ich war an den Ufern des Sees von Nantua in einer Hütte von Schnee und von Fichten-Zweigen, wo ich ruhig abwartete, daß ein auf dem See ruderndes Boot mir einige wilde Enten zutreiben würde; ich beobachtete, ohne daß ich bemerkt werden konnte. Vor meiner Hütte war eine kleine Bucht, deren in sanfter Abdachung sich senkender Boden in der Mitte 2 bis 3 Fuß Tiefe haben konnte. Eine Wasseramsel flog herbei, und verweilte länger als eine Stunde, so daß ich sie mit Muße beobachten konnte. Ich sah sie in das Wasser gehen, darin verschwinden, an dem andern Ende der Bucht wieder zum Vorschein kommen; zurückkehren und dieses oft wiederholen; sie durchlief den ganzen Boden, und schien das Element nicht verändert zu haben. Wenn sie in das Wasser trat, zögerte sie weder, noch blickte sie zurück; ich bemerkte nur mehremal, daß, so oft das Wasser ihr über die Knie stieg, sie die Flügel entfaltete, und sie bis zur Erde hängen ließ. Ich bemerkte ferner, daß, so lange ich sie im Grunde des Wassers bemerken konnte, sie mir wie mit einer Lufthülle umgeben schien, welche sie erglänzen ließ, wie gewisse Käfer, die immer im Wasser mit einer Luftblase umgeben sind; vielleicht senkte sie ihre Flügel beim Hinabsteigen in das Wasser nur, um Luft zu gewinnen; aber so viel ist sicher, daß es jedesmal geschah, und sie dann die Flügel bewegte, als ob sie zitterte. Diese seltsamen Gewohnheiten der Wasseramsel waren allen Jägern, mit denen ich darüber sprach, unbekannt, und ohne den Zufall in der Schneehütte würden sie mir es auch stets geblieben seyn; aber ich kann versichern, daß der Vogel fast bis vor meine Füße kam, und ich tödtete ihn nicht, um ihn länger beobachten zu können."

Es gibt wenig merkwürdigere Thatsachen in der Naturgeschichte der Vögel, als die aus dieser Beobachtung sich ergebende. Linne hatte gesagt, die Wasseramsel könne mit Leichtigkeit Strömungen hinab und hinauf tauchen, und Willughby, daß dieser Vogel, obgleich ohne Ruderfüße, dennoch untertauche; aber beide scheinen nicht gewußt zu haben, daß sie in das Wasser hineingeht, und auf dem Grunde umherwandelt. Man sieht ein, daß die Wasseramsel hiezu klarer Gewässer und eines Kiesbodens bedarf, und daß sie in trübem Wasser oder auf schlammigem Boden sich nicht füglich bewegen könnte; auch findet man sie in den Berggegenden an den Quellen der

Flüsse und Bäche, die von den Felsen hinabströmen, wie in England in dem Bezirk von Westmoreland und in andern hochgelegenen Gegenden, in Frankreich in den Bergen von Bugey und in den Vogesen und in der Schweiz. Sie setzt sich gern auf die Steine, zwischen denen sich die Bäche durchschlängeln; sie fliegt sehr schnell in grader Linie, dicht an der Oberfläche des Wassers streifend, wie der Eisvogel. Im Fluge stößt sie ein kleines Geschrei aus, besonders zur Zeit des Geschlechtstriebes im Frühjahr; man sieht diesen Vogel dann mit seinem Weibchen; zu jeder andern Zeit aber findet man ihn allein. Das Weibchen legt 4 bis 5 Eier, verbirgt sein Nest mit vieler Sorgfalt, und legt es oft in der Nähe der Mühlräder längs der Bäche an.

Die Jahreszeit, in welcher Hr. Hebert die Wasseramsel beobachtet hat, deutet schon an, daß es kein Zugvogel ist; sie bleibt den ganzen Winter auf unsern Bergen, und fürchtet selbst die Strenge des Winters in Schweden nicht, wo sie ebenfalls die Wasserfälle, und schnell fließende Gewässer aufsucht, die nicht mit Eis bedeckt sind.

Dieser Vogel hat starke und gekrümmte Nägel, mit denen er in den Kies greift, wenn er auf dem Grunde des Wassers geht; übrigens ist sein Fuß gestaltet, wie jener der Landamsel und der andern Vögel dieser Gattung. Wie bei ihnen ist die hintere Zehe und der hintere Nagel stärker als die vordern, welche deutlich getrennt sind, und keine Verbindungshaut haben, obgleich Willughby sie zu bemerken glaubte. Die Beine sind bis zum Knie befiedert; der Schnabel ist kurz und schwach; beide Kinnladen werden bis zur Spitze immer schmäler, und wölben sich leicht gegen die Spitze zu, wobei wir nicht umhin können, zu bemerken, daß Hr. Brisson diesen Vogel nicht hätte sollen unter die Gattung der Wasserschnepfe stellen, die einen abgestumpften Schnabel hat.

Man kann annehmen, daß es für die Wasseramsel mit kurzem Schnabel, kurzen Beinen und einem kurzen Hals nothwendig war, daß sie unter dem Wasser gehen lernte, um kleine Fische und Wasserinsekten zu suchen, von denen sie sich ernährt; ihr dichtes und mit Flaum wohl versehenes Gefieder scheint wasserdicht zu seyn, was ihren Aufenthalt in der Tiefe erleichtert; ihre Augen sind groß, schön braun, mit weißen Augen-

liedern, und sie muß, um ihre Beute zu unterscheiden, die Augen im Wasser offen halten.

Ein schönes weißes Schild bedeckt die Kehle und die Brust; der Kopf und der obere Theil des Halses bis auf die Schultern, und der Rand des weißen Schildes sind fuchsröthlich oder kastanienbraun aschfarbig; der Rücken, der Bauch und die Flügel, die nicht über den Schwanz hinausreichen, sind schwärzlich und ziegelroth aschfarbig; der Schwanz ist sehr kurz, und hat nichts Bemerkenswerthes.

Die Wasserdrossel.

(La grive d'eau. B.)

Edwards nennt den Vogel gefleckter Tringa, welchen wir hier nach Brisson die Wasserdrossel nennen. Er gleicht wirklich im Gefieder und im Wuchs der kleinen Drossel; seine Füße sind wie jene der Wasseramsel gestaltet, nemlich die Nägel ziemlich groß und gekrümmt, und der hintere mehr als die vordern, aber sein Schnabel ist geformt wie jener der Strandläufer, Tauchervögel und anderer kleiner Strandvögel, und der untere Theil des Beins ist unbefiedert. Dieser Vogel ist daher weder eine Drossel, noch gehört er einer dieser Gattung benachbarten Art an, da er nur Aehnlichkeit im Gefieder mit ihr hat, und die übrigen Züge seines Körperbaues ihn der Familie der Wasservögel annähern. Uebrigens scheint diese Art ausländisch zu seyn, und hat nur wenig Beziehungen zu unsern europäischen Vögeln; sie findet sich in Pensylvanien. Hr. Edwards vermuthet jedoch, daß sie beiden Kontinenten gemein sey, indem er, wie er mittheilt, einen dieser Vögel aus der Provinz Essex erhielt, wohin er sich aber verirrt zu haben schien, indem es der einzige war, den man je dort gesehen hatte.

Der Schnabel der Wasserdrossel ist 11 bis 12 Linien lang; an der Wurzel fleischfarbig, und gegen die Spitze braun; an dem obern Theil findet sich zu jeder Seite eine Rinne von den Nasslöchern bis zur Schnabelspitze. Der Oberleib ist auf einem olivenbräunlichen Grunde schwärzlich gefleckt, so wie der Unterleib auf hellerem und weißlichem Grunde. Ueber jedem Auge sieht man einen weißen Strich, und die Schwungfedern sind schwärzlich. Die äußere Zehe wird an ihrer Wurzel durch ein Häutchen mit der mittleren vereinigt.

Der Kanut.

(Tringa canutus. L. Le canut. B.)

In den nördlichen Ländern hat man wahrscheinlich irgend eine Anekdote über diesen Vogel, wonach er den Namen: Vogel des Königs Kanut erhielt, indem Edwards ihn so nennt. [1]) Er würde dem grauen Kibitz sehr gleichen, wenn er von derselben Größe und sein Schnabel nicht anders gestaltet wäre; dieser ist an der Wurzel dick, und wird allmälig dünner bis zur Spitze, die nicht scharf ist, aber doch keine Aufschwellung hat, wie beim Kibitz. Der ganze Oberleib ist wellenförmig aschfarbig; die weißen Spitzen der großen Bedeckungen zeichnen eine Linie auf dem Flügel; schwärzliche Halbmonde auf weißgrauem Grunde bezeichnen die Federn des Bürzels; der ganze Unterleib ist weiß, mit grauen Flecken auf der Kehle und der Brust; der untere Theil der Beine unbefiedert; der Schwanz reicht nicht über die eingezogenen Flügel hinaus, und der Kanut gehört bestimmt zu der großen Familie der kleinen Strandvögel. Willughby berichtet, im Anfang des Winters kämen von diesen Kanutvögeln nach der Provinz Lincoln; sie verweilten dort truppweise 2 bis 3 Monate, hielten sich an der Küste, und verschwänden dann wieder. Er fügt hinzu, er habe ihrer auch in Lancasterſhire bei Liverpool gesehen. Edwards hat den, welchen er beschreibt, auf dem Markt in London während des strengen Winters 1740 gesehen, was anzudeuten scheint, daß diese Vögel nur in großer Kälte nach dem Süden von Großbrittanien kommen; aber sie müssen sich häufiger im Norden dieser Insel finden, da Willughby sagt, man mache sie fett, indem man sie mit Brod, in Milch getaucht, füttere, und diese Nahrung gebe ihrem Fleisch einen vortrefflichen Geschmack. Er fügt hinzu, man würde diesen Vogel auf den ersten Blick von den Strandläufern und Sandpfeifern (tringae) an dem weißen Strich auf dem Flügel unterscheiden können, wenn sie auch sonst nicht verschieden wären. Er bemerkt ferner, der Schnabel sey

[1]) Canuti regis avis, the knot. Willughby zufolge wurde er so genannt, weil der König Kanut das Fleisch dieser Vögel sehr gern aß.

härterer Substanz, als im Allgemeinen bei allen jenen Vögeln, bei denen er wie der Schnabel der Schnepfe gestaltet ist.

Eine durch Linné mitgetheilte Notiz, welche Hr. Brisson auf diese Art bezieht, läßt vermuthen, daß sie sich in Schweden findet, und überdem deutet ihr Name schon an, daß sie den nördlichen Ländern angehört. Doch findet sich hier eine kleine Schwierigkeit; der in England Knot genannte Kanut hat, Willughby zufolge, alle Zehen getrennt und ohne Verbindungshaut; Linnés Vogel Kanut dagegen die äußere Zehen mit dem mittleren durch das erste Glied verbunden. Setzen wir daher voraus, daß beide Beobachter gleich richtig gesehen haben, so müssen wir entweder zwei Arten zulassen, oder Linnés Tringa nicht auf Willughbys Knot beziehen.

Die Rallen.

(Les râles. B.)

Diese Vögel bilden eine ziemlich große Familie, und ihre Gewohnheiten sind von jenen der andern Strandvögel verschieden, die sich am flachen, sandigen Ufer halten; die Rallen bewohnen im Gegentheil nur die schlammigen Ufer der Teiche und Flüsse, und besonders die mit Schwertlilien und andern großen Sumpfpflanzen bedeckten Stellen. Diese Lebensart ist allen Arten der Wasserrallen gemein; nur die Landralle findet sich auf den Wiesen, und nach dem unangenehmen Geschrei oder vielmehr Röcheln (râlement) dieses letztern Vogels wurde das französische Wort râle für die ganze Art gebildet; aber alle gleichen sich darin, daß sie einen schmächtigen und an den Seiten wie abgeflachten Körper, einen sehr kurzen und fast unbemerklichen Schwanz, einen kleinen Kopf, einen an Gestalt dem der Hühnergattung ziemlich ähnlichen Schnabel, nur viel länger, obgleich weniger dick, haben; auch ist bei allen ein Theil der Beine oberhalb des Knies unbefiedert, und die drei Vorderzehen sind glatt, ohne Verbindungshaut, und sehr lang. Im Fluge ziehen sie nicht die Beine unter den Leib, wie die andern Vögel, sondern lassen sie hängen. Ihre Flügel sind klein, und sehr concav, und ihr Flug ist kurz. Diese letztern Merkmale sind den Rallen und den Wasserhühnern gemein, mit denen sie im Allgemeinen viel Aehnlichkeit haben.

Der Wachtelkönig (Wiesenknarrer, Schrecke, Schnärz, Ralle, Ginsterralle.)

(Rallus rex. L. Le râle de terre ou de genêt, vulgairement roi des cailles. B.)

Erste Art.

Aus den feuchten Wiesen dringt, sobald das Gras hoch steht, und bis zur Zeit der Ernte, aus den mit Kräutern am dichtesten bewachsenen Stellen eine rauhe Stimme, oder vielmehr ein kurzes, scharfes und trockenes Geschrei: kreck, kreck, kreck, dem Geräusch ziemlich ähnlich, welches entsteht, wenn man mit dem Finger stark über die Zähne eines großen Kammes fährt; und nähert man sich dieser Stimme, so entfernt sie sich, und man hört sie 50 Schritte weiter: es ist der Wachtelkönig, Nr. 750, der dieses Geschrei ausstößt, welches man von weitem für das Gequak eines Reptils halten könnte. Dieser Vogel flüchtet sich selten im Fluge, sondern fast immer in schnellem Gange, und läßt in den dichtesten Kräutern eine Spur zurück. Man hört ihn zuerst gegen den 10. oder 12. Mai, gleichzeitig mit den Wachteln, die er überhaupt zu begleiten scheint, denn er kommt und entfernt sich mit ihnen. Dieser Umstand, so wie jener, daß dieser Ralle und die Wachteln sich beide auf den Wiesen finden, daß er dort allein lebt, und viel weniger gemein, und etwas größer ist als die Wachteln, hat vermuthen lassen, er stelle sich als Führer oder Oberhaupt auf der Reise an die Spitze ihrer Trupps, und man hat ihn deshalb den Wachtelkönig genannt; aber er unterscheidet sich von diesen Vögeln durch die Merkmale des Körperbaues, die ihm alle mit den andern Rallen und mit den Sumpfvögeln überhaupt gemein sind, wie schon Aristoteles sehr richtig bemerkt hat. Die größte Aehnlichkeit mit der Wachtel hat dieser sogenannte Landralle im Gefieder, welches jedoch brauner und mehr goldfarbig ist. Das Falb herrscht auf den Flügeln vor; schwärzlich und fuchsröthlich sind die Farben des Körpers, auf den Seiten in Querlinien, und alle bleicher bei dem Weibchen, welches auch etwas kleiner ist als das Männchen.

In Folge der willkürlichen Anwendung einer schlecht begründeten Analogie hat man auch vorausgesetzt, der Wachtelkönig sey eben so fruchtbar wie die Wachtel; aber wir wissen durch

vielfältige Beobachtungen, daß er nur 8 bis 10 Eier legt, und nicht 18 bis 20. Bei einer so großen Vermehrung, als man sie annehmen will, würde auch seine Art viel zahlreicher an einzelnen Vögeln seyn, als sie es wirklich ist, um so mehr, als man sein in dicht stehenden Kräutern verborgenes Nest schwer auffinden kann; dieses nachlässig aus etwas Moos oder trockenen Kräutern angelegte Nest liegt gewöhnlich in einer Rasenvertiefung. Die Eier, größer als jene der Wachtel, sind mit breiteren röthlichen Flecken bezeichnet. Die Jungen laufen, sobald sie ausgeschlüpft sind, indem sie ihrer Mutter folgen, und sie verlassen die Wiese erst, wenn sie genöthigt sind, vor der Sichel zu flüchten, die ihren Aufenthalt gefährdet. Die verspäteten Bruten fallen in die Hände des Grasmähers; alle andere eilen dann in die Buchweizen- und Haferfelder und in den Ginster, wo man sie des Sommers findet, weshalb man sie auch Ginsterrallen genannt hat; einige kehren am Ende derselben Jahreszeit wieder nach den Wiesen zurück.

Wenn der Hund einen Wachtelkönig aufgespürt hat, so kann man es an der Lebhaftigkeit seiner Verfolgung, an der Hartnäckigkeit, womit der Vogel ausharrt, und sich bisweilen so nahe bedrängen läßt, daß er gefangen wird, erkennen; oft bleibt er plötzlich auf seiner Flucht stehen, und duckt sich nieder, so daß der durch seinen Eifer fortgerissene Hund über ihn springt, und seine Spur verliert; man sagt, der Wachtelkönig benutze diesen augenblicklichen Irrthum, indem er sofort einen andern Weg einschlage. Er fliegt nur in der äußersten Noth auf, und erhebt sich ziemlich hoch, bevor er grade fortstreicht; er hat einen schweren Flug, und entfernt sich nie weit. Man sieht gewöhnlich das Gebüsch, wohin er fliegt, aber man sucht ihn vergebens; denn der Vogel ist immer schon mehr als hundert Schritte entfernt, wenn man in der Gegend ankommt. Er weiß daher durch die Schnelligkeit seines Ganges [1]) die Schwerfälligkeit seines Fluges zu ersetzen; auch bedient er sich viel mehr seiner Füße als seiner Flügel, und immer unter Gras und Kräutern verborgen, legt er zu Fuße alle seine kleinen

---

[1]) Albin geräth hier in einen auffallenden Irrthum. „Man nennt, sagt er, diesen Vogel rallus oder grallus, weil er einen leisen Gang hat."

Reisen, und seine vielfachen Kreuz- und Querzüge auf den Wiesen und Feldern zurück. Wenn aber die Zeit der großen Reise herannaht, so findet er, wie die Wachtel, bisher nicht geahnte Kräfte für das Vollbringen derselben; er fliegt in der Nacht auf, und durch einen günstigen Wind unterstützt, begibt er sich nach den südlichen Provinzen Frankreichs, von wo er den Flug über das mittelländische Meer unternimmt. Ohne Zweifel kommen mehre auf diesem Zuge um, so wie auf dem zweiten bei der Rückkehr, bei welcher, wie man bemerkt hat, diese Vögel weniger zahlreich sind als bei der Abreise.

Uebrigens sieht man den Wachtelkönig in den Südprovinzen Frankreichs nur zur Zeit dieses Durchzuges. Er nistet nicht in der Provence; und wenn Belon sagt, er sey selten auf Candia, obgleich in Griechenland eben so gemein, als in Italien, so deutet dieses nur an, daß er sich dort fast nur zur Zeit seines Durchzuges im Frühling und im Herbst zeigt. Uebrigens erstrecken sich die Reisen des Wachtelkönigs weiter gegen Norden als gegen Süden, und trotz der Schwerfälligkeit seines Fluges gelangt er nach Polen, nach Schweden, nach Dänemark, und bis nach Norwegen. Er ist selten in England, wo er sich, wie man behauptet, nur in einigen Bezirken findet,*) obgleich er in Irland ziemlich gemein ist. Seine Wanderungen scheinen in Asien derselben Ordnung zu folgen, wie in Europa; in Kamtschatka wie in Europa kommen diese Vögel im Mai an; dieser Monat heißt dort tava koalch, Rallenmonat. Tava ist der Name des Vogels.

Die Umstände, die den Wachtelkönig nöthigen, in nördlichen Ländern zu nisten, sind sowohl die Nothwendigkeit seines Unterhalts, als die Annehmlichkeit kühler Gegenden, die er vorzugsweise aufsucht; denn obgleich er Samen frißt, besonders vom Ginster, Klee ꝛc., und im Käfig durch Hirse und Körner fett wird, so sind doch Insekten, Schnecken und Würmer nicht allein seine liebsten Nahrungsmittel, sondern auch nothwendig für seine Jungen, und er kann sie nur an schattigen und feuchten Orten finden. Wenn er erwachsen ist, scheint ihm jedoch

*) Turner sagt, er habe sie nirgends als in Northumberland gesehen und gehört; aber der Doctor Tancred Robinson versichert, man finde ihrer auch in dem nördlichen Theil Großbritanniens, und Sibbald zählt sie unter die schottischen Vögel.

jede Nahrung zuzusagen, denn er hat viel Fett, und sein Fleisch ist vortrefflich. Man stellt ihm, wie der Wachtel, ein Netz, in das man ihn durch die Nachahmung seines Geschreis: krek, krek, krek zieht, indem man mit einer Messerklinge stark über einen ausgezahnten Knochen fährt.

Die meisten Namen, die der Landralle in den verschiedenen Sprachen gegeben wurden, sind nachgeahmte Töne dieses seltsamen Geschreies, [1]) und nach jener Aehnlichkeit haben Turner und einige andere Naturforscher geglaubt, ihn in dem Crex der Alten wieder zu erkennen. Obgleich dieser Name Crex dem Rallen als nachgeahmter Ton seines Geschreies vollkommen entspricht, so scheinen die Alten ihn doch auf andere Vögel bezogen zu haben. Phile gibt dem Crex ein Beiwort, welches andeutet, daß sein Flug schwerfällig ist, was allerdings auf unsere Ralle paßt. Aristophanes läßt ihn aus Libyen kommen. Aristoteles sagt, er sey ein zänkischer Vogel, was ihm noch in Folge der Analogie mit der Wachtel beigelegt worden seyn könnte; aber er fügt hinzu, der Crex suche die Brut der Amsel zu zerstören, was nicht mehr auf die Ralle paßt, die nichts mit den Waldvögeln gemein hat. Der Crex des Herodot ist noch weniger eine Ralle, da er seine Größe mit jener des Ibis vergleicht, der zehnmal größer ist. Uebrigens haben der Säbler und die Kriechente bisweilen ein Geschrei: crex, crex, und der Vogel, welchen Belon dieses Geschrei an den Ufern des Nil wiederholen hörte, ist, seiner Notiz zufolge, eine Art Leimschnepfe; da folglich der Ton, den das Wort Crex nachahmt, mehren verschiedenen Arten angehört, so genügt er nicht, um die Landralle, noch einen dieser verschiedenen Vögel ins Besondere zu bezeichnen.

Die Wasserralle oder der Wiesenläufer.

(Rallus aquaticus. L. Le râle d'eau. B.)

Zweite Art.

Die Wasserralle läuft eben so schnell längs der stehenden Gewässer, als die Landralle auf den Feldern und Wiesen; sie hält sich ebenfalls immer in dichtstehenden Kräutern

---

[1]) Schrick, schaerk, korn-kaaeer, corn-crek und selbst das französische Wort râle.

und Schilf verborgen, und verläßt sie nur, um schwimmend oder selbst laufend über das Wasser zu eilen, denn man sieht sie leicht über die breiten Blätter der Wasserblumen laufen, welche die stehenden Gewässer bedecken. Dieser Vogel bahnt sich kleine Wege mitten durch die großen Kräuter; man stellt ihm [illegible] Netze, und fängt ihn um so leichter, als er fortwährend und immer auf demselben Wege nach seinem Zufluchtsort zurückkehrt. Früher stellte man ihm mit dem Sperber oder Falken nach, und das Schwerste bei dieser kleinen Jagd war, den Vogel aus seinem Versteck zu treiben; er hält sich dort eben so hartnäckig, als die Landralle in dem ihrigen; er macht dem Jäger eben so viel Mühe, und mattet den Hund eben so ab, indem er ihm mit List ausweicht, und erst in der äußersten Bedrängniß auffliegt. Er ist ungefähr von der Größe der Landralle, hat aber einen längern, nahe am Kopf röthlichen Schnabel. Seine Beine sind dunkelroth; Ray sagt, bei einigen einzelnen Vögeln seyen sie gelb, und dieses möchte wohl ein Geschlechtsunterschied seyn. Der Bauch und die Seiten haben weißliche Querstreifen auf schwärzlichem Grunde, eine allen Rallen gemeinschaftliche Farbenvertheilung; die Kehle, die Brust und die Magengegend sind bei diesem von schönem Schiefergrau; der Mantel ist fuchsbraun-olivenfarbig.

Man sieht den größten Theil des Winters über Wasserrallen um die warmen Quellen; doch haben sie, wie die Landrallen, eine bestimmte Zeit der Wanderung. Im Frühling und im Herbst ziehen ihrer bei Malta vorüber. Der Vicomte von Querhoent sah einige dieser Wasserrallen am 17. April, 50 Lieues von der portugiesischen Küste; sie waren so ermüdet, daß sie sich mit der Hand fangen ließen. Hr. Gmelin fand ihrer in den Ländern am Don. Belon nennt sie schwarze Rallen, und sagt, sie seyen in allen Gegenden bekannt, und ihre Art zahlreicher, als jene der Landrallen, die er rothe Rallen nennt.

Uebrigens ist das Fleisch der Wasserralle, Nr. 749, weniger zart als jenes der Landralle; es hat selbst einen Sumpfgeschmack, ungefähr wie jenes des Wasserhühnchens.

Die Perlralle.

(La marouette. B.)

Dritte Art.

Dieser Vogel ist eine kleine Wasserralle, nicht größer als eine Lerche. Der ganze Grund seines Gefieders ist olivenbräunlich, weißlich gefleckt und gewölkt, und der Schimmer der weißlichen Farbe auf dem düstern Anstrich läßt ihn wie emaillirt erscheinen, weßhalb man auch den Vogel die geperlte Ralle nannte. Frisch hat ihn das geperlte Wasserhuhn genannt: eine unpassende Benennung; denn dieser Vogel ist kein Wasserhuhn, sondern eine Ralle. Er erscheint zu derselben Zeit wie die große Wasserralle, hält sich an sumpfigen Teichen, und verbirgt sich und nistet im Rohr. Sein gondelförmiges Nest besteht aus Schilf, und er weiß es an einem Ende an einem Rohrhalm zu befestigen, und sozusagen anzuankern, so daß der kleine Kahn oder die schwimmende Wiege sich mit dem Wasser erheben und senken kann, ohne durch die Wellen fortgetrieben zu werden. Die Brut besteht aus 7 bis 8 Eiern. Die Jungen sind, wenn sie ausschlüpfen, ganz schwarz. Ihre Erziehung ist kurz, denn gleich, nachdem sie zur Welt gekommen, laufen und schwimmen sie und tauchen unter. Bald darauf trennen sie sich; jeder lebt allein, keiner dieser Vögel sucht den andern, und dieser wilde und einsame Instinkt ist selbst zur Zeit des Geschlechtstriebes vorherrschend, denn mit Ausnahme der Augenblicke nothwendiger Annäherung hält sich das Männchen vom Weibchen entfernt, ohne eine der zarten Sorgen darzulegen, die vielen Vögeln in dieser Zeit eigenthümlich sind, ohne es durch Gesang zu ergötzen und zu erheitern, ohne sich jener sanften Vergnügungen zu erfreuen, welche die des Genusses erhöhen, und an sie erinnern: traurige Wesen, die nicht an der Seite des geliebten Gegenstandes verweilen können; eine noch traurigere Liebe, da sie nichts als die Fruchtbarkeit zum Zweck hat.

Mit diesen wilden Sitten und diesem stumpfen Naturell scheint dieser Vogel kaum einer Erziehung oder Zähmung fähig zu seyn; wir haben jedoch einen mit Brodkrumen und Hanfsamen aufgefüttert, und er lebte einen Sommer lang. Wenn er allein war, hielt er sich fortwährend in einem großen mit

Wasser gefüllten Napf; sobald man aber in das Kabinet trat, wo er eingeschlossen war, verbarg er sich schnell in einen kleinen finsteren Winkel, ohne daß man ihn je schreien oder murmeln hörte; wenn er in Freiheit ist, läßt er jedoch eine scharfe und durchdringende Stimme ertönen, die dem Geschrei eines kleinen Raubvogels ziemlich ähnlich ist; und obgleich diese Vögel keinen Hang zur Geselligkeit haben, so bemerkt man doch, daß, sobald einer geschrien hat, ein anderer ihm sofort antwortet, und dieses Geschrei bald durch alle, die sich in demselben Bezirk befinden, wiederholt wird.

Diese Ralle, Nr. 751, hält, wie alle andere, so hartnäckig gegen die Hunde aus, daß der Jäger sie oft mit der Hand ergreifen, oder mit einem Stock niederschlagen kann. Findet sich ein Strauch auf ihrer Flucht, so schwingt sie sich hinauf, und sieht oben von ihrem Zufluchtsort die getäuschten Hunde vorüber laufen; diese Gewohnheit ist ihr mit der Wasserralle gemein; sie schwimmt und taucht unter, wenn es darauf ankommt, sich einem Feinde zu entziehen.

Diese Vögel verschwinden während der strengsten Kälte des Winters; aber sie kehren im Frühjahr zurück, und schon mit dem Monat Februar sind sie in einigen Provinzen Frankreichs und Italiens gemein; man kennt sie in der Picardie unter dem Namen Girardine. Es ist ein zartes und gesuchtes Wildpret; besonders diejenigen, die man in Piemont auf den Reisfeldern fängt, sind sehr fett und ein wohlschmeckendes Gericht.

Ausländische Vögel vom neuen Kontinent,

die mit der Ralle verwandt sind.

Der Tiklin oder die philippinische Ralle.

(Rallus philippensis. L. Le tiklin ou râle des Philippines. B.)

Erste Art.

Man gibt auf den Philippinen den Namen Tiklin Vögeln von der Gattung der Rallen, und wir kennen vier verschiedene Arten unter demselben Namen und in demselben Klima. Dieser hier, Nr. 774, ist bemerkenswerth durch die Reinheit und den angenehmen Gegensatz seiner Farben; ein

graues Schild bedeckt den Vorderhals, ein anderes fuchsröthlich-kastanienbraunes den obern Theil des Kopfs; eine weiße Linie bildet über dem Auge eine lange Augbraune; der ganze Unterleib ist wie emaillirt von kleinen Querlinien, abwechselnd schwarz und weiß in Bogenschweifungen; der Mantel ist braun, fuchsröthlich gewölkt, und besäet mit kleinen weißen Tropfen auf den Schultern und am Rand der Flügel, deren Schwungfedern gemischt schwarz, weiß und kastanienbraun sind. Dieser Tiklin ist etwas größer als unsre Wasserralle.

Der braune Tiklin.
(Le tiklin brun. B.)

Zweite Art.

Das Gefieder dieses Vogels ist von gleichförmigem düstern Braun, und nur auf der Kehle und der Brust mit einem purpurnen weinfarbigen Anstrich verwaschen, und unter dem Schwanz von etwas Schwarz und Weiß auf den untern Bedeckungen durchschnitten. Dieser Tiklin, Nr. 773, ist so klein als die mittlere Wasserralle.

Der gestreifte Tiklin.
(Le tiklin rayé. B.)

Dritte Art.

Dieser hier ist von demselben Wuchs wie der vorige; der Grund seines Gefieders hellbraun, von weißen Linien durchzogen und wie durchwirkt; der obere Theil des Kopfs und des Halses sind kastanienbraun; die Magengegend, die Brust und der Hals von olivenfarbigem Grau, und die Kehle ist fuchsröthlich-weiß.

Der Tiklin mit dem Halsband.
(Le tiklin à collier. B.)

Vierte Art.

Dieser ist etwas größer als unsre Landralle; der Mantel braun mit düster olivenfarbigem Anstrich; die Backen und die Kehle borstenfarbig; ein weißer Zug geht von dem Schnabelwinkel unter den Augen fort, und verlängert sich nach hinten.

Der Vorderhals, die Brust, der Bauch sind schwärzlich braun, mit weißen Linien gestreift; eine Binde von schöner Kastanienfarbe, einen Zoll breit, bildet eine Art Halbhalsband, über der Brust.

Ausländische Vögel vom alten Kontinent,

die mit der Ralle verwandt sind.

Die langschnäbelige Ralle.

(Le râle à long bec. B.)

Erste Art.

Die Rallenarten sind mannigfaltiger und vielleicht zahlreicher in den überschwemmten und sumpfigen Gegenden des neuen Kontinents, als in den trockenen des alten. Man wird aus der besondern Beschreibung dieser Art entnehmen, daß unter ihnen zwei viel kleiner sind als die andern; diese hier dagegen viel größer ist, als irgend eine unserer europäischen Arten. Der Schnabel dieser großen Ralle, Nr. 849, ist auch länger, selbst verhältnißmäßig, als jener der andern Ralle. Ihr Gefieder ist grau, etwas fuchsröthlich auf dem Vorderkörper, und schwärzlich oder braun gemischt auf dem Rücken und den Flügeln; der Bauch ist mit kleinen weißen und schwarzen Querbinden gestreift, wie bei den meisten andern Rallen. Man findet in Guiana zwei Arten oder wenigstens zwei Varietäten dieser langschnäbeligen Rallen, die sich sehr durch die Größe unterscheiden, indem die einen von dem Wuchs der Leimschnepfen, und die andern, wie jene auf der Tafel, Nro. 849, nur etwas größer als unsre Wasserralle sind.

Der Kiolo.

(Rallus cayennensis. L. Le kiolo. B.)

Zweite Art.

Durch diesen Namen ahmen die Eingebornen von Guiana das Geschrei oder Gepiepe dieser Ralle, Nr. 358 und Nr. 753, nach; sie läßt es des Abends zu derselben Zeit wie die Tinamus, d. h. um 6 Uhr, zu welcher Stunde die Sonne in jenem Klima untergeht, vernehmen. Die Kiolos rufen sich

durch dieses Geschrei, um sich vor der Nacht zu versammeln, denn den ganzen Tag über halten sie sich in den feuchten Gebüschen allein; sie legen dort ihr Nest zwischen den kleinen niedrigen Zweigen der Gesträuche an, und es besteht aus einer einzigen Art eines röthlichten Krautes. Es ist nach oben gewölbt, so daß der Regen nicht hineindringen kann. Diese Ralle ist etwas kleiner als die mittlere Wasserralle; der Vorderkörper und der Schnabel von schönem Fuchsroth, und der Mantel olivengrün auf braunem Grunde verwaschen. Die Nummern 368 und 753 der illuminirten Tafel stellen denselben Vogel dar, der sich nur durch das Geschlecht oder Alter unterscheidet; auch scheint es uns, daß die durch Edwards angegebene pensylvanische Ralle dieselbe ist, wie diese hier.

Die gefleckte cayennische Ralle.

(Rallus variegatus. L. Le râle tacheté de Cayenne. B.)

Dritte Art.

Diese schöne Ralle, Nr. 775, welche auch eine der größten ist, hat einen fuchsbraunen Flügel; der übrige Theil des Gefieders ist auf schönem schwarzen Grunde weiß gefleckt und gesprenkelt. Sie findet sich in Guiana wie die vorige.

Die virginische Ralle.

(Rallus virginiensis. L. Le râle de Virginie. B.)

Vierte Art.

Dieser Vogel, von der Größe der Wachtel, hat mehr Aehnlichkeit mit dem Wachtelkönig oder der Ginsterralle, als mit den Wasserrallen. Man scheint ihn in ganz Nordamerika bis zur Hudsons-Bai zu finden, obgleich Catesby ihn nur in Virginien gesehen hat; er sagt, sein Gefieder sey ganz braun, und fügt hinzu, diese Vögel würden im Herbst so fett, daß sie den Wilden nicht entwischen könnten, die eine große Anzahl fingen, indem sie dieselben im Lauf ermüdeten, und sie seyen in Virginien so gesucht, wie die Reisvögel in Karolina, und der Ortolan in Europa.

Der Vorderhals, die Brust, der Bauch sind schwärzlich braun, mit weißen Linien gestreift; eine Binde von schöner Kastanienfarbe, einen Zoll breit, bildet eine Art Halbhalsband über der Brust.

Ausländische Vögel vom alten Kontinent,

die mit der Ralle verwandt sind.

Die langschnäbelige Ralle.

(Le râle à long bec. B.)

Erste Art.

Die Rallenarten sind mannigfaltiger und vielleicht zahlreicher in den überschwemmten und sumpfigen Gegenden des neuen Kontinents, als in den trockenen des alten. Man wird aus der besondern Beschreibung dieser Art entnehmen, daß unter ihnen zwei viel kleiner sind als die andern; diese hier dagegen viel größer ist, als irgend eine unserer europäischen Arten. Der Schnabel dieser großen Ralle, Nr. 849, ist auch länger, selbst verhältnißmäßig, als jener der andern Rallen. Ihr Gefieder ist grau, etwas fuchsröthlich auf dem Vorderkörper, und schwärzlich oder braun gemischt auf dem Rücken und den Flügeln; der Bauch ist mit kleinen weißen und schwarzen Querbinden gestreift, wie bei den meisten andern Rallen. Man findet in Guiana zwei Arten oder wenigstens zwei Varietäten dieser langschnäbeligen Rallen, die sich sehr durch die Größe unterscheiden, indem die einen von dem Wuchs der Leimschnepfen, und die andern, wie jene auf der Tafel, Nro 849, nur etwas größer als unsre Wasserralle sind.

Der Kiolo.

(Rallus cayennensis. L. Le kiolo. B.)

Zweite Art.

Durch diesen Namen ahmen die Eingebornen von Guiana das Geschrei oder Gepiepe dieser Ralle, Nr. 358 und Nr. 753, nach; sie läßt es des Abends zu derselben Zeit wie die Tinamus, d. h. um 6 Uhr, zu welcher Stunde die Sonne in jenem Klima untergeht, vernehmen. Die Kiolos rufen sich

durch dieses Geschrei, um sich vor der Nacht zu versammeln, denn den ganzen Tag über halten sie sich in den feuchten Gebüschen allein; sie legen dort ihr Nest zwischen den kleinen niedrigen Zweigen der Gesträuche an, und es besteht aus einer einzigen Art eines röthlichen Krautes. Es ist nach oben gewölbt, so daß der Regen nicht hineindringen kann. Diese Ralle ist etwas kleiner als die mittlere Wasserralle; der Vorderkörper und der Schnabel von schönem Fuchsroth, und der Mantel olivengrün auf braunem Grunde verwaschen. Die Nummern 368 und 753 der illuminirten Tafel stellen denselben Vogel dar, der sich nur durch das Geschlecht oder Alter unterscheidet; auch scheint es uns, daß die durch Edwards angegebene pensylvanische Ralle dieselbe ist, wie diese hier.

Die gefleckte cayennische Ralle.

(Rallus variegatus. L. Le râle tacheté de Cayenne. B.)

Dritte Art.

Diese schöne Ralle, Nr. 775, welche auch eine der größten ist, hat einen fuchsbraunen Flügel; der übrige Theil des Gefieders ist auf schönem schwarzen Grunde weiß gefleckt und gesprenkelt. Sie findet sich in Guiana wie die vorige.

Die virginische Ralle.

(Rallus virginiensis. L. Le râle de Virginie. B.)

Vierte Art.

Dieser Vogel, von der Größe der Wachtel, hat mehr Aehnlichkeit mit dem Wachtelkönig oder der Ginsterralle, als mit den Wasserrallen. Man scheint ihn in ganz Nordamerika bis zur Hudsons-Bai zu finden, obgleich Catesby ihn nur in Virginien gesehen hat; er sagt, sein Gefieder sey ganz braun, und fügt hinzu, diese Vögel würden im Herbst so fett, daß sie den Wilden nicht entwischen könnten, die eine große Anzahl fingen, indem sie dieselben im Lauf ermüdeten, und sie seyen in Virginien so gesucht, wie die Reisvögel in Karolina, und der Ortolan in Europa.

Die Bidi-Bidiralle.

(Le râle bidi-bidi. B.)

Fünfte Art.

Bidi-Bidi ist das Geschrei und der Name dieser kleinen Ralle auf Jamaika, sie ist fast nicht größer, als eine Grasmücke; ihr Kopf ganz schwarz; der obere Theil des Halses, der Rücken, der Bauch, der Schwanz und die Flügel sind braun mit weißlichen Querstreifen auf dem Rücken, dem Bürzel und dem Bauch; die Federn des Flügels und des Schwanzes sind mit weißen Tropfen besät; der Vorderhals und der Magen bläulich-aschgrau.

Die kleine cayenner Ralle.

(Le petit râle de Cayenne. B.)

Sechste Art.

Dieser hübsche kleine Vogel, Nr. 847, ist nicht größer als eine Grasmücke; der Vorderhals und die Brust sind weiß mit einem leichten falben und gelblichen Anstrich; die Seiten und der Schwanz mit weißen und schwarzen Querstreifen durchzogen; der Grund der Federn des Mantels ist schwarz, mit weißen Flecken und Linien auf dem Rücken, und mit fuchsröthlichen Franzen. Es ist der kleinste aller Vögel dieser Gattung, die ziemlich zahlreich an Arten ist.

Uebrigens scheint diese Gattung der Rallen noch mehr verbreitet, als mannigfaltig zu seyn; die Natur hat diese Vögel in den entferntesten Ländern geschaffen, oder dorthin versetzt. Hr. Cook sah ihrer an der Magellanstraße und auf den verschiedenen Inseln der südlichen Halbkugel, auf Anamocka, Tanna, der Norfolksinsel; die Gesellschaftsinseln haben auch zwei Arten von Rallen, eine kleine schwarze gefleckte Ralle (pooa-nee) und eine kleine Ralle mit rothen Augen (maiho); es scheint, daß die beiden Acolins von Fernandes, welche er Wasserwachteln nennt, Rallen sind, derey Art dem großen See von Mexiko eigen ist, in welcher Beziehung wir bereits bemerkt haben, daß man diese Acolins

DIE SCHWANZ-RALLE ODER DER KLEINE ROSENPFAU.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Schwertschnäbler. *Gattung:* Kranich. (Cuvier.)

Pl. 561

1. DAS WASSERHUHN. 2. DAS PURPURHUHN.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langfinger. *Gattung:* Bläshuhn. (Cuv.)

oder Rallen von Fernandes nicht mit den Colins desselben Naturforschers verwechseln darf, welches Vögel sind, die man auf die Rebhühner beziehen muß.

Die Schwanzralle oder der kleine Rosenpfau.

(Ardea helias. L. Le caurâle ou petit paon des roses. B.)

Wenn man bei diesem Vogel, Nr. 782, nur die Form des Schnabels und der Füße in Betracht zöge, so würde es eine Ralle seyn; aber sein Schwanz ist viel länger, als bei irgend einem Vogel von dieser Familie. Um zugleich diesen Unterschied und diese Aehnlichkeiten zu bezeichnen, ist er auf den illuminirten Tafeln caurâle (Schwanzralle) genannt worden; wir behalten diesen Namen lieber bei, als den des kleinen Rosenpfau, den man ihm auf Cayenne gegeben hat. Sein Gefieder ist in der That sehr reich an Farben, obgleich sie alle düster sind; [1]) und um einen Begriff davon zu geben, kann man sie mit nichts besser vergleichen, als mit den Flügeln jener schönen Schmetterlinge, auf denen Schwarz, Braun, Fuchsroth, Falb und Weißgrau in Wellenlinien, Gürteln und Zickzacks unter einander gemischt, aus allen diesen Schattirungen ein markiges und sanftes Ganze bilden. So ist das Gefieder der Schwanzralle, besonders auf den Flügeln und dem Schwanz. Der Kopf hat einen schwarzen Schmuck mit langen weißen Linien über und unter dem Auge; der Schnabel ist ganz ein Rallenschnabel, nur verhältnißmäßig etwas länger, als alle andern Dimensionen dieses Vogels, dessen Kopf, Hals und Körper gestreckter sind, als bei der Ralle; sein fünf Zoll langer Schwanz reicht zwei Zoll über die eingezogenen Flügel hinaus; seine Beine sind dick und 26 Linien hoch; der unbefiederte Theil derselben 10 Linien; das Häutchen zwischen der äußern und mittleren Zehe ist ausgedehnter und bemerklicher, als bei der Landralle; die Gesammtlänge, von der Spitze des Schnabels, welcher 27 Linien lang ist, bis zu jener des Schwanzes, beträgt 15 Zoll.

[1]) Man könnte vielleicht einige Aehnlichkeit dieses Vogels mit dem Pfau, wenigstens in der Art, seinen Schwanz auszubreiten oder zu tragen, voraussetzen; aber man versichert uns, daß er ihn nicht erhebt.

Dieser Vogel ist noch nicht beschrieben worden, und erst seit kurzem bekannt; man findet ihn, aber ziemlich selten, in dem Innern der Länder von Guiana, wenn man die Flüsse verfolgt, deren Ufer er bewohnt; er lebt einsam, und läßt ein gedehntes und klagendes Pfeifen hören, das man nachahmt, um ihn zu locken.

Das Wasserhuhn.

(Fulica chloropus. L. La poule d'eau. B.)

Die Natur geht durch Uebergänge von der Gestalt der Ralle zu jener des Wasserhuhns über, welches ebenfalls einen an den Seiten zusammen gedrückten Körper hat, einen Schnabel von ähnlicher Gestalt, aber kürzer, und sich dadurch mehr jenem der Hühnervögel annähernd. Das Wasserhuhn, Nro. 877, hat auch eine unbefiederte und mit einer dicken Haut bedeckte Stirn; ein Merkmal, wovon gewisse Rallenarten schon Spuren zeigen. Es fliegt auch mit herabhängenden Beinen; endlich hat es gestreckte Zehen, wie die Ralle, aber in ihrer ganzen Länge mit einer häutigen Substanz bedeckt; eine Nuance, durch welche der Uebergang von den Vögeln mit gespaltenen Füßen, deren Zehen nackt und getrennt sind, zu den ruderfüßigen, bei denen sie durch eine Haut mit einander verbunden werden, bezeichnet wird; ein Uebergang, dessen Entwurf und Umriß wir schon an den meisten Strandvögeln bemerkten, die ein Stückchen dieser Haut bald zwischen allen Zehen haben, bald nur zwischen zwei, der äußern und der mittleren.

Die Gewohnheiten dieses Wasserhuhns entsprechen seinem Körperbau; es geht mehr in das Wasser, als die Ralle, ohne jedoch viel darauf zu schwimmen, wenn es nicht geschieht, um sich von einem Ufer nach dem andern zu begeben. Während des größten Theils des Tages im Schilf, oder unter den Wurzeln der Erlen und Weiden, sieht man es nur Abends auf dem Wasser; es besucht weniger Sümpfe und Moräste, als Flüsse und Teiche. Sein ganz nahe am Rande des Ufers befindliches Nest besteht aus einem ziemlich großen Haufen von durch einander geflochtenem Rohr und Schilf. Das Weibchen verläßt alle Abende sein Nest, und bedeckt seine Eier zuvor mit Schilf und Grashalmen. Sobald die Jungen ausgeschlüpft

sind, laufen sie, wie jene der Ralle, und folgen eben so ihrer Mutter, welche sie zum Wasser führt; ohne Zweifel bezieht sich auf diese natürliche Fähigkeit die Sorgfalt, mit welcher die Eltern das Nest immer sehr dicht am Wasser anlegen. Uebrigens führt und verbirgt die Mutter ihre kleine Familie so gut, daß es sehr schwer ist, sie ihr während der sehr kurzen Zeit, in welcher sie dieselben verpflegt, zu rauben; denn diese jungen Vögel, die bald stark genug werden, um für sich selbst sorgen zu können, lassen ihrer fruchtbaren Mutter Zeit eine neue Familie zur Welt zu bringen und zu erziehen, und man versichert selbst, daß öft in einem Jahre drei Bruten statt finden.

Die Wasserhühner verlassen im October die kalten Länder und die Berge, und bringen den ganzen Winter in unsern gemäßigten Provinzen zu, wo man sie an den Quellen und fließenden Gewässern findet, die nicht zufrieren. Das Wasserhuhn ist daher eigentlich kein Zugvogel, da man es das ganze Jahr in verschiedenen Gegenden sieht, und es nur von den Bergen nach der Ebene, und von der Ebene nach den Bergen zu ziehen scheint.

Obgleich das Wasserhuhn wenig wandert, und überall nicht sehr zahlreich ist, so scheint ihm doch die Natur die meisten bekannten Gegenden und selbst die entferntesten zum Aufenthalt angewiesen zu haben. Hr. Cook hat ihrer auf den Inseln Norfolk und Neuseeland gefunden; Hr. Adanson auf einer Insel im Senegal; Hr. Gmelin auf der Ebene von Mangasea in Sibirien, unweit des Jenisea, wo sie sehr zahlreich seyn sollen. Nicht weniger gemein sind sie auf den Antillen, Guadeloupe, Jamaika und auf der Insel Aves, obgleich es auf der letzteren kein süßes Wasser gibt. Man sieht ihrer auch viele in Canada; und in Europa findet sich das Wasserhuhn in England, Schottland, Preußen, der Schweiz, in Deutschland, und in den meisten französischen Provinzen; doch sind wir allerdings nicht ganz versichert, daß alle diejenigen, welche die Reisenden anzeigen, von derselben Art sind, wie das unsrige. Hr. le Page du Pratz sagt ausdrücklich, jenes in Luisiana sey dasselbe, wie in Frankreich, und auch das durch den Pater Feuillee beschriebene Wasserhuhn von der Insel St. Thomas ist, wie es scheint, nicht verschieden. Uebrigens unterscheiden wir drei Arten oder Varietäten, von denen man versichert, sie vermischten sich nicht mit einander, obgleich sie auf

denselben Gewässern zusammen lebten, ohne einige andere Arten zu rechnen, welche durch die Nomenklatoren auf die Gattung des Purpurhuhns zurückgeführt wurden, und die uns jener des Wasserhuhns näher zu stehen scheinen, und von noch einigen andern, über die wir nur unvollständige Angaben besitzen. Die drei in unsern Gegenden bekannten Rassen oder Arten können durch die Größe unterschieden werden. Die mittlere Art ist die gemeinste; die des großen und jene des kleinen Wasserhuhns, dessen Below unter dem Namen des Wasserhühnchens erwähnte, sind etwas seltener. Das mittlere Wasserhuhn ist fast so groß, wie ein Huhn von 6 Monaten; die Länge vom Schnabel bis zum Schwanz beträgt 1 Fuß, und vom Schnabel bis zu den Nägeln 14 bis 15 Zoll. Sein Schnabel ist gelb an der Spitze und roth an der Wurzel, welche Farbe auch die häutige Stelle an der Stirn hat, so wie der Theil der Beine über dem Knie; die Füße sind grünlich; das ganze Gefieder ist von düsterer, eisengrüner Farbe, unter dem Körper weiß gewölkt, und oben über grünlich braungrau; eine weiße Binde faßt den Flügel ein; der Schwanz zeigt, wenn er sich erhebt, Weiß an den seitlichen Federn seiner unteren Bedeckungen; übrigens ist das ganze Gefieder dicht, eng zusammen stehend, und mit Flaum versehen. Bei dem Weibchen, welches etwas kleiner ist, als das Männchen, sind die Farben heller, die weißen Wellenlinien auf dem Bauch deutlicher, und die Kehle ist weiß. Die häutige Stelle auf der Stirn ist bei den Jungen mit einem Flaum bedeckt, welcher mehr Haaren, als Federn gleicht. Ein junges Wasserhuhn, das wir öffneten, hatte in seinem Magen Ueberbleibsel von kleinen Fischen und Wasserkräutern, mit Kiessand vermischt; der Magen war stark und muskelig, wie bei dem Haushuhn. Das Brustbein schien uns viel kleiner zu seyn, als es gewöhnlich bei den Vögeln ist, und wenn dieser Unterschied nicht von dem Alter herrührte, so könnte diese Beobachtung zum Theil die Behauptung Below's bestätigen, welcher sagt, das Brustbein, so wie auch das Gefäßbein des Wasserhuhns seyen anders gestaltet, wie dieselben Knochen bei den andern Vögeln.

Das Wasserhühnchen.

(La poulette d'eau. B.)

Dieser durch Belon gegebene Diminutivname darf nicht glauben lassen, daß dieses Wasserhuhn bedeutend kleiner sey, als das vorige. Es findet wenig Unterschied statt, aber man bemerkt, daß die beiden Arten sich an denselben Orten fortwährend getrennt halten, ohne sich zu vermischen. Ihre Farben sind fast dieselben; Belon findet nur bei diesem hier einen bläulichen Anstrich auf der Brust, und er bemerkt, daß es weiße Augenlieder hat. Er fügt hinzu, sein Fleisch sey sehr zart, und die Knochen schwach und dünn. Wir haben eins dieser Wasserhühnchen gehabt; es lebte nur vom 22. November bis zum 10. December, und ohne andere Nahrung zu sich zu nehmen, als Wasser. Man hielt es in einer kleinen Kammer, die nur durch zwei in der Thüre angebrachte Scheiben Licht erhielt, es stürzte sich wiederholt gegen diese Scheiben; die übrige Zeit verbarg es sich, so sehr es konnte, mit niedergedrücktem Kopf. Nahm man es in die Hand, so wehrte es sich mit Schnabelhieben, aber diese waren ohne Kraft. In jenem harten Gefängniß hörte man es nicht ein einziges Geschrei ausstoßen. Diese Vögel sind im Allgemeinen sehr schweigsam; man hat sogar gesagt, sie seyen stumm; doch lassen sie im Zustande der Freiheit einen schwachen wiederholten Ton bri, bri, bri, hören.

Die Porzane oder das große Wasserhuhn.

(Rallus porzana. L. La porzane, ou la grande poule d'eau. B.)

Dieses Wasserhuhn muß in Italien, in der Gegend von Bologna, gemein seyn, da die Vogelsteller dieses Landes ihm einen populären Namen gegeben haben (porzana). Es ist in allen seinen Dimensionen größer, als unser gemeines Wasserhuhn. Seine Länge vom Schnabel bis zum Schwanz beträgt fast 1½ Fuß. Der obere Theil des Schnabels ist gelblich, und die Spitze schwärzlich; der Hals und der Kopf sind ebenfalls von der letzteren Farbe; der Mantel ist kastanienbraun; das übrige Gefieder gleicht jenem des gemeinen Wasserhuhns, mit welchem sich dieses hier, wie man versichert, bisweilen

auf den Teichen in Frankreich findet. Die Farben des Weibchens sind bleicher als jene des Männchens.

Die Grinette.

(Porphyrio naevius. L. La grinette. B.)

Dieser Vogel, den die Nomenklatoren unter die Gattung des Pupurhuhns gestellt haben, scheint uns jener des Wasserhuhns anzugehören. Man gibt ihm in Mantua den Namen porzana, den das große Wasserhuhn in Bologna führt; doch ist es viel kleiner, nämlich nach Willughby nicht so groß, als die Landralle, und sein Schnabel ist sehr kurz. Nach seinen verschiedenen Namen muß es im Mailändischen sehr bekannt seyn; man findet es, nach Gesner, auch in Deutschland. Dieser Naturforscher theilt nichts weiter über dasselbe mit, außer, daß es graue Füße, einen zum Theil röthlichen, zum Theil schwarzen Schnabel hat, ferner einen fuchsbraunen Mantel und einen weißen Unterleib.

Der Smirring.

(La smirring. B.)

Dieser Name, von welchem Gesner glaubt, er sey Onomatopöie oder eine Nachahmung des Geschreies, wird in Deutschland einem Vogel beigelegt, welcher der Gattung des Wasserhuhns anzugehören scheint. Rzaczynski zählt ihn zu den in Polen einheimischen Vögeln, und sagt, er halte sich an den Flüssen, und niste in den Gebüschen an deren Ufer. Er fügt hinzu, man habe ihn bisweilen wegen der Schnelligkeit seines Laufs Trochilus genannt; und an einer andern Stelle (Auct., Seite 380) beschreibt er ihn auf dieselbe Weise, wie Gesner: „Der Grund seines ganzen Gefieders, sagt er, ist fuchsroth; die kleinen Federn des Flügels sind ziegelroth; der Kopf, der Umring der Augen und der Bauch weiß; die großen Schwungfedern schwarz; der Hals, der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind mit schwarzen Flecken bestreut; die Füße und die Schnabelwurzel gelblich.

Der Glout.

(La glout. B.)

Dieser Vogel ist, Gesner zufolge, ein Wasserhuhn; er sagt, es stoße einen scharfen und hohen Schrei aus, wie der Ton einer Querpfeife. Es ist braun, mit etwas Weiß an den Flügelspitzen; es hat auch Weiß um die Augen, am Halse, an der Brust und am Bauch; die Füße sind grünlich, und der Schnabel ist schwarz.

Ausländische Arten,

die mit dem Wasserhuhn verwandt sind.

Das große cayenner Wasserhuhn.

(La grande poule d'eau de Cayenne. B.)

Der auf der illuminirten Tafel, Nr. 352, so genannte Vogel scheint sich dem Reiher durch die Länge des Halses anzunähern, und von dem Wasserhuhne durch die Länge des Schnabels zu entfernen, doch gleicht er ihm in dem übrigen Körperbau. Es ist das größte von allen Wasserhühnern, und hat 18 Zoll Länge. Der Hals und der Kopf, der Schwanz, der Unterbauch und die Schenkel sind braungrau; der Mantel ist von düsterer Olivenfarbe; die Magengegend und die Schwungfedern sind von brennendem und röthlichem Fuchsroth. Diese Vögel finden sich sehr häufig in den Sümpfen von Guiana, und man sieht ihrer selbst in den Gräben der Stadt Cayenne. Sie leben von kleinen Fischen und von Wasserinsekten. Die Jungen haben ein ganz graues Gefieder, und nehmen erst in der Mause Roth an.

Der Mittek.

(Le mittek. B.)

Die Berichte aus Grönland erwähnen unter diesem Namen einen Vogel, den sie zugleich als ein Wasserhuhn bezeichnen, der aber auch wohl irgend einer Art der Taucher oder Greben angehören könnte. Der Rücken und der Hals des Männchens ist weiß, der Bauch ist schwarz und der Kopf ins Veilchenblaue übergehend; die Federn des Weibchens sind von

einem mit Schwarz vermischten und eingefaßten Gelb, so daß sie von weitem wie grau erscheinen. Diese Vögel sind sehr zahlreich in Grönland, besonders im Winter; man sieht sie Morgens truppweise von den Meerbuchten nach den Inseln fliegen, wo sie Muscheln aufsuchen, und Abends kehren sie nach ihren Zufluchtsorten an den Buchten zurück, um dort die Nacht zuzubringen; sie folgen im Fluge den Krümmungen der Küste und der Meerengen zwischen den Inseln. Sie fliegen selten über der Erde, es sey denn, daß der Wind, besonders wenn er aus Norden kommt, sie nöthigt, sich im Bereich des Landes zu halten; dann schießen die Jäger sie von irgend einem vorspringenden Punkt der Küste, und fischen die Getödteten in Kähnen auf, denn die Verwundeten tauchen in das Wasser, und erscheinen selten wieder.

Der Kingalik.

(Rallus barbaricus. L. Le kingalik. B.)

In denselben Berichten wird dieser grönländische Vogel ein Wasserhuhn genannt. Er ist größer, als die Ente, und bemerkenswerth durch eine ausgezahnte Erhöhung auf dem Schnabel zwischen den Nasslöchern von orangegelber Farbe. Das Männchen ist ganz schwarz, außer daß es weiße Flügel und einen mit Weiß bezeichneten Rücken hat. Das Weibchen ist nur brauner.

Dieses sind alle ausländischen Vögel, welche wir auf die Gattung des Wasserhuhns beziehen zu müssen glaubten; denn es scheint uns nicht, daß die durch Dampier sogenannten gluckfenden Hühner (poules gloussantes) zu der Familie des Wasserhuhns gehören, um so weniger, da er sie selbst den Krabbenfressern und andern Vögeln von der Gattung der Reiher näher zu stellen scheint. Auch das schöne Wasserhuhn von Buenos-Ayres des Pater Feuillee ist kein wahres Wasserhuhn, da es Füße wie die Ente hat. Endlich scheint uns das kleine Wasserhuhn aus der Barbarei des Doctor Shaw (waterhen) mit gefleckten Flügeln, welches kleiner als ein Rebhuhn ist, mehr der Familie der Ralle, als jener des eigentlich sogenannten Wasserhuhns anzugehören.

Der Jakana.

(Jacana chirurgus. L. Le jacana. B.)

Erste Art.

Maregrave sagt, der Jakana der Brasilianer müsse zu den Wasserhühnern gestellt werden, denen er im Naturell, den Gewohnheiten, dem gedrängten Körperbau, der Gestalt des Schnabels, und dem kleinen Kopf gleiche. Es scheint uns jedoch, daß sich der Jakana, Nr. 322, wesentlich von den Wasserhühnern durch seltsame und ausschließliche Merkmale unterscheidet, die ihn von allen andern Vögeln trennen; er hat Sporen an den Schultern, und Hautläppchen vorn am Kopf; die Zehen und Nägel sind ungemein groß, die hintere Zehe ist überdem länger, als die mittlere vordere; alle Nägel sind grade, dünn und spitz, wie Stilette oder Nadeln. Wahrscheinlich hat man dem Jakana, in Folge dieser besondern Form seiner scharfen Nägel, den Namen Chirurgus [1]) gegeben. Die Art ist gemein auf allen Sümpfen in Brasilien, und man versichert uns, sie finde sich auch in Guiana und St. Domingo; es läßt sich vermuthen, daß sie in allen Gegenden Amerikas und auf den verschiedenen Inseln zwischen den Wendekreisen und bis Neuspanien vorhanden ist, obgleich Fernandes sie nur nach den Berichten Anderer und nicht nach eigener Anschauung beschrieben zu haben scheint, da er diese Vögel aus dem Norden kommen läßt, während sie doch im Süden einheimisch sind.

Wir kennen 4 bis 5 Jakanas, welche sich nur durch die Farben unterscheiden, indem ihre Größe dieselbe ist. Die erste von Fernandes aufgeführte Art ist die vierte von Maregrave. Der Kopf, der Hals und der Vorderkörper dieses Vogels sind schwarz mit veilchenblauem Anstrich; der übrige Mantel ist von schönem purpurnen oder schönem braunrothem Kastanienbraun. Jeder Flügel ist mit einem spitzen Sporn bewaffnet, der aus der Schulter kommt, und dessen Gestalt ganz jener der Stacheln gleicht, womit der Seeroche besetzt ist; von der Schnabelwurzel zieht sich eine Haut auf die Stirn, theilt sich

[1]) Unter diesem Namen sind sie auf St. Domingo bekannt.

in drei Lappen, und läßt noch zu jeder Seite ein kleines Stück herabfallen; der Schnabel ist gerade, gegen die Spitze etwas aufgeschwollen, und von schönem Jonquillengelb, wie die Sporen; der Schwanz ist sehr kurz, und dieses Merkmal, so wie jene der Gestalt des Schnabels, des Schwanzes, der Zehen und der Höhe der Beine, deren Hälfte unbefiedert ist, sind allen Arten dieser Gattung eigenthümlich. Marcgrave scheint ihre Größe zu übertreiben, indem er sie mit jener der Taube vergleicht; denn die Jakanas sind nicht größer, als die Wachteln, und haben nur viel höhere Beine; auch ist ihr Hals länger, und ihr Kopf klein. Sie sind immer sehr mager, aber doch soll ihr Fleisch genießbar seyn.

Der Jakana dieser ersten Art ist ziemlich gemein auf St. Domingo, von wo er unter dem Namen braunrother bewaffneter Ritter durch Hrn. Lefebvre Deshayes geschickt wurde. „Diese Vögel, sagt er, halten sich gewöhnlich paarweise; und wenn irgend ein Zufall sie trennt, hört man sie sich durch ein Lockgeschrei rufen. Sie sind sehr wild, und der Jäger kann sich ihnen nur durch List nähern, indem er sich mit Laubzweigen bedeckt, oder sich hinter Gebüschen und Rohr hält. Man sieht sie regelmäßig auf St. Domingo während oder nach dem Regen im Monat Mai oder November; doch erscheinen ihrer einige nach allen starken Regen, welche die Gewässer übertreten lassen; was vermuthen läßt, daß die Orte, wo diese Vögel sich gewöhnlich halten, nicht von einander entfernt sind. Uebrigens findet man sie nur in Lagunen, Sümpfen, oder an den Ufern der Teiche und Flüsse."

„Diese Vögel fliegen nicht sehr hoch, aber ziemlich schnell. Beim Auffliegen stoßen sie ein scharfes und kläffendes Geschrei aus, das man von weitem hört, und welches eine Aehnlichkeit mit dem eines Raubvogels hat; auch wird das Geflügel auf den Höfen dadurch getäuscht, und erschrickt, als sey es das Geschrei eines wirklichen Raubvogels, obgleich der Jakana sehr von dieser Gattung entfernt ist. Man sollte glauben, die Natur habe nach der Art seiner Bewaffnung ihn zu einem kriegerischen Vogel bestimmt; doch kennt man nicht den Feind, gegen den er seine Waffen anwenden kann."

Diese Aehnlichkeit mit den bewaffneten Kibitzen, welche zänkische und schreisüchtige Vögel sind, so wie die Gestaltung des Schnabels, scheint einige Naturforscher veranlaßt zu haben,

die Jakanas mit ihnen unter derselben Gattung zu vereinigen; aber die Gestalt ihres Körpers und ihres Kopfes entfernt sie von ihnen, und würde sie jener des Wasserhuhns annähern, wenn die Gestaltung ihrer Füße sie nicht davon trennte; und diese ist in der That so seltsam, daß sie sich bei keinem andern Vogel findet; man muß daher aus den Jakanas eine besondere Gattung bilden, die dem neuen Kontinent eigen zu seyn scheint. Ihr Aufenthalt auf dem Wasser und ihr Körperbau zeigen zur Genüge an, daß sie dieselbe Lebensart und dieselben Lebensmittel haben, wie die andern Strandvögel; und obgleich Fernandes sagt, sie besuchten nur die salzigen Gewässer der Küste, so scheint es doch nach dem, was wir eben berichtet haben, daß sie sich auch im Innern der Länder auf den Teichen von süßem Wasser finden.

Der schwarze Jakana.

(Jacana nigrus. L. Le jacana noir. B.)

Zweite Art.

Der ganze Kopf, der Hals, der Rücken und der Schwanz dieses Jakana sind schwarz; der obere Theil der Flügel und ihre Spitzen braun; das Uebrige grün, und der Unterleib braun. Die Sporen der Flügel sind gelb, so wie auch der Schnabel, von dessen Wurzel sich auf der Stirn eine röthliche Haut erhebt. Maregrave zeigt diese Art als in Brasilien einheimisch an.

Der grüne Jakana.

(Jacana viridis. L. Le jacana vert. B.)

Dritte Art.

Maregrave preist die Schönheit dieses Vogels, den er zu seiner ersten Art dieser Gattung macht. Der Rücken, die Flügel und der Bauch sind grün auf einem schwarzen Grunde, und auf dem Halse sieht man schöne Widerscheine, wie auf der Taubenkehle; der Kopf ist mit einer kurkinblauen Haut geschmückt; der Schnabel und die Nägel sind auf ihrer ersten Hälfte zinnoberroth, und an der Spitze gelb. Wir vermuthen nach der Analogie, daß diese Art bewaffnet ist, wie die andern, obgleich Maregrave nichts davon erwähnt.

Der Peka-Jakana.

(Jacana peca. L. Le jacana-péca. B.)

Vierte Art.

Die Brasilianer geben diesem Vogel den Namen aguapecaca; wir nennen ihn Peka-Jakana, um seinen Gattungsnamen mit der Artbezeichnung zu verbinden, und ihn von den andern Jakanas zu unterscheiden; seine Züge sind jedoch denen der vorigen Art ziemlich ähnlich. „Er hat, sagt Maregrave, schwächere Farben und braunere Flügel; jeder Flügel ist mit einem Sporn bewaffnet, dessen der Vogel sich zu seiner Vertheidigung bedient; aber sein Kopf hat keinen häutigen Schmuck.“ Der Name porphyrion, unter welchem Barrere diesen Jakana aufführt, scheint anzudeuten, daß er rothe Füße hat. Derselbe Schriftsteller sagt, die Art sey in Guiana gemein, wo die Indianer sie Kapua nennen, und wir vermuthen, daß man auf diesen Vogel folgende Notiz des Hrn. de la Borde beziehen muß: „Die kleine Art des Wasserhuhns oder der Chirurgus mit bewaffneten Flügeln ist, sagt er, in Guiana sehr gemein; man findet ihn auf den Teichen von süßem Wasser. Diese Vögel halten sich gewöhnlich paarweise, aber bisweilen sieht man ihrer auch 20 bis 30 zusammen. Im Sommer sieht man immer einige in den Gräben der Stadt Cayenne; und zur Regenzeit kommen sie selbst bis auf die Plätze der Neustadt; sie halten sich im Schilf, und gehen bis übers Knie ins Wasser; sie leben von kleinen Fischen und Wasserinsekten.“ Es scheint übrigens, daß es in Guiana, wie in Brasilien, mehre Arten oder Varietäten dieser Vögel giebt, und man sie unter verschiedenen Namen kennt. Hr. Aublet hat uns eine Notiz mitgetheilt, in welcher er sagt, der Chirurgusvogel finde sich ziemlich häufig in Guiana in den Pfützen und kleinen Seen der Savannen; er setze sich auf die breiten Blätter einer Wasserpflanze, die man dort insgemein volet nennt (nymphea), und die Eingeborenen hätten diesem Vogel den Namen Kinkin gegeben, ein sein scharfes Geschrei nachahmendes Wort.

Der bunte Jakana.

(Jacana variegatus. L. Le jacana varié. B.)

Fünfte Art.

Das Gefieder dieses Vogels, Nr. 846, ist in der That bunter, als das der andern Jakanas, doch sind es die bei allen vorherrschenden und gemeinschaftlichen Farben, nämlich schwarz, grünlich und purpur-kastanienbraun. An jeder Seite des Kopfs zieht sich eine weiße Binde über die Augen; der vordere Hals ist weiß, so wie auch der ganze Unterleib; man kann das Detail der Farben auf der illuminirten Tafel nachsehen, denn es würde sich schwer beschreiben lassen. Die Stirn ist mit einer orangerothen Haut bedeckt, und er hat Sporen an den Flügeln. Dieser Vogel wurde uns aus Brasilien geschickt. Edwards gibt ihn als aus Carthagena kommend an, welches beweist, wie wir bereits bemerkt haben, daß die Jakanas sich in den verschiedenen Gegenden Amerikas zwischen den Wendekreisen finden.

Das Purpurhuhn oder der Porphyrion.

(Le poule-sultane, ou le porphyrion. B.)

Die Neueren haben einen bei den Alten unter dem Namen porphyrion berühmten Vogel das Purpurhuhn genannt. Wir bemerkten bereits mehre Male, wie die durch die Griechen beigelegten Benennungen, meist auf bestimmte Merkmale gegründet, den wie durch Zufall in unsern neueren Sprachen nach eingebildeten oder seltsamen Beziehungen, welche oft durch die Anschauung der Natur widerlegt werden, gebildeten Namen vorzuziehen sind. Der französische Name poule-sultane (das Sultanshuhn) bietet uns ein neues Beispiel dar; wahrscheinlich entstand er, indem man einige Aehnlichkeit zwischen dem Huhn und diesem Strandvogel fand, der jedoch weit von der Hühnergattung entfernt ist, und eine gewisse Ueberlegenheit durch seine Schönheit und Haltung über das gewöhnliche Huhn annahm; aber der Name porphyrion war viel bezeichnender und entsprechender, indem er an die rothe oder Purpurfarbe des Schnabels und der Füße erinnerte.

Weßhalb können wir nicht alle schönen Ruinen des gelehrten Alterthums wieder herstellen, und der Natur jene glänzenden Bilder und treuen Gemälde zurückgeben, womit sie die Griechen anschaulich gemacht und immer belebt hatten, geistreiche und gefühlvolle Menschen, auf welche die Schönheiten, die sie darbietet, und das Leben, das sie überall athmet, ihren Eindruck nicht verfehlt hatten! Wir wollen uns daher mit der Geschichte des Porphyrion beschäftigen, bevor wir das Sultanshuhn beschreiben. Aristoteles bei Athenaeus sagt, der Porphyrion sey ein Vogel mit langen Füßen und getrennten Zehen, mit blauem Gefieder, dessen Schnabel, von Purpurfarbe, sehr stark in die Stirne eingefügt, und der von der Größe des Haushahns ist. Wie Athenaeus die Stelle liest, hätte Aristoteles hinzugefügt, dieser Vogel habe 5 Zehen, was ein Irrthum seyn würde, der sich jedoch bei einigen andern alten Schriftstellern wiederfindet. Ein anderer noch größerer Irrthum ist jener des Isidor, durch Albert nachgeschrieben, welcher sagt, der Porphyrion habe einen Fuß zum Schwimmen mit Verbindungshäuten, und den andern zum Laufen, wie die Landvögel; was nicht allein eine falsche Angabe ist, sondern auch durchaus der Natur widerspricht, und nichts anders bedeuten kann, als daß der Porphyrion ein Strandvogel ist, der auf dem Lande und dem Wasser lebt. Es scheint in der That, daß beide Elemente ihm seine Nahrung darbieten; denn er frißt in der Hausgenossenschaft Obst, Fleisch und Fische; sein Magen ist wie jener der Vögel, die sowohl von Körnern als von Fleisch leben.

Er läßt sich daher leicht auferziehen, und gefällt durch seine edle Haltung, durch seine schöne Gestalt, durch sein glänzendes und farbenreiches Gefieder von Purpurblau und Aquamaringrün gemischt; sein Naturell ist friedlich; er gewöhnt sich an seine Gefährten der Hausgenossenschaft, wenn sie auch von anderer Art als der seinigen sind, und wählt sich unter ihnen irgend einen besondern Freund. [1])

Er zermalmt überdem sein Futter mehr wie der Hahn; doch bedient er sich seiner Füße wie einer Hand, um es zum Schnabel zu bringen; diese Gewohnheit scheint in den Ver-

[1]) Siehe bei Aelian die Geschichte eines Porphyrion, der aus Gram starb, nachdem er den Hahn, seinen Gefährten, verloren hatte.

hältnissen des Halses begründet zu seyn, welcher sehr kurz ist, und der Beine, die sehr lang sind, wodurch es ihm sehr schwer wird, mit dem Schnabel die Nahrung von der Erde zu nehmen. Die Alten hatten bereits die meisten dieser Bemerkungen über den Porphyrion gemacht, und es ist einer der Vögel, die sie am besten beschrieben haben.

Die Griechen und die Römer enthielten sich, trotz des Luxus der letzteren, von dem Porphyrion zu essen. Sie ließen ihn aus Libyen, [1]) aus Comagene und von den balearischen Inseln kommen, um ihn aufzufüttern, und ihn in den Pallästen und Tempeln zu halten, wo man ihn frei umherlaufen ließ, als einen dieser Orte durch seine edle Haltung, die Sanftmuth seines Naturells, und die Schönheit seines Gefieders würdigen Gast.

Vergleichen wir jetzt mit diesem Porphyrion der Alten unser auf der illuminirten Tafel, Nr. 810, dargestelltes Purpurhuhn, so scheint es, daß dieser Vogel, der uns aus Madagaskar unter dem Namen Taleve zukam, ganz derselbe ist. Die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, die einen ähnlichen beschrieben haben, haben, wie wir, den Porphyrion darin erkannt. Seine Länge vom Schnabel bis zu den Nägeln beträgt ungefähr 2 Fuß. Die Zehen sind ungemein lang, und ganz getrennt, ohne Spur von Verbindungshäuten; sie stehen wie gewöhnlich, drei nach vorn und eine nach hinten; Gesner hat sie irrthümlich zwei zu zwei darstellen lassen. Der Hals ist im Verhältniß zu der Höhe der Beine, welche unbefiedert sind, sehr kurz; die Füße sind sehr lang, der Schwanz ist sehr kurz; der kegelförmige, an den Seiten abgeflachte Schnabel ist ziemlich kurz, und der letzte Zug, der diesen Vogel bezeichnet, ist, daß er, wie die Bläßhühner oder gemeinen Wasserhühner, eine kahle Stirn mit einer großen Platte hat, welche bis zum Scheitel reicht, sich zum Oval ausbreitet, und durch eine Verlängerung der hornigen Substanz des Schnabels

---

[1]) Alexander von Myndes bei Athenaeus rechnet den Porphyrion unter die Zahl der libyschen Vögel, und berichtet, er sey den Göttern dieses Landes geheiligt gewesen. Nach Diodor von Sizilien kamen Porphyrions aus dem Innern von Syrien, mit mehren andern Arten von Vögeln, die sich durch ihre reichen Farben auszeichneten.

Weßhalb können wir nicht alle schönen Ruinen des gelehrten Alterthums wieder herstellen, und der Natur jene glänzenden Bilder und treuen Gemälde zurückgeben, womit sie die Griechen anschaulich gemacht und immer belebt hatten, geistreiche und gefühlvolle Menschen, auf welche die Schönheiten, die sie darbietet, und das Leben, das sie überall athmet, ihren Eindruck nicht verfehlt hatten! Wir wollen uns daher mit der Geschichte des Porphyrion beschäftigen, bevor wir das Sultanshuhn beschreiben. Aristoteles bei Athenaeus sagt, der Porphyrion sey ein Vogel mit langen Füßen und getrennten Zehen, mit blauem Gefieder, dessen Schnabel, von Purpurfarbe, sehr stark in die Stirne eingefügt, und der von der Größe des Haushahns ist. Wie Athenaeus die Stelle liest, hätte Aristoteles hinzugefügt, dieser Vogel habe 5 Zehen, was ein Irrthum seyn würde, der sich jedoch bei einigen andern alten Schriftstellern wiederfindet. Ein anderer noch größerer Irrthum ist jener des Isidor, durch Albert nachgeschrieben, welcher sagt, der Porphyrion habe einen Fuß zum Schwimmen mit Verbindungshäuten, und den andern zum Laufen, wie die Landvögel; was nicht allein eine solche Angabe ist, sondern auch durchaus der Natur widerspricht, und nichts anders bedeuten kann, als daß der Porphyrion ein Strandvogel ist, der auf dem Lande und dem Wasser lebt. Es scheint in der That, daß beide Elemente ihm seine Nahrung darbieten; denn er frißt in der Hausgenossenschaft Obst, Fleisch und Fische; sein Magen ist wie jener der Vögel, die sowohl von Körnern als von Fleisch leben.

Er läßt sich daher leicht auferziehen, und gefällt durch seine edle Haltung, durch seine schöne Gestalt, durch sein glänzendes und farbenreiches Gefieder von Purpurblau und Aquamaringrün gemischt; sein Naturell ist friedlich; er gewöhnt sich an seine Gefährten der Hausgenossenschaft, wenn sie auch von anderer Art als der seinigen sind, und wählt sich unter ihnen irgend einen besondern Freund. [1])

Er zermalmt überdem sein Futter mehr wie der Hahn; doch bedient er sich seiner Füße wie einer Hand, um es zum Schnabel zu bringen; diese Gewohnheit scheint in den Ver-

[1]) Siehe bei Aelian die Geschichte eines Porphyrion, der aus Gram starb, nachdem er den Hahn, seinen Gefährten, verloren hatte.

hältnissen des Halses begründet zu seyn, welcher sehr kurz ist, und der Beine, die sehr lang sind, wodurch es ihm sehr schwer wird, mit dem Schnabel die Nahrung von der Erde zu nehmen. Die Alten hatten bereits die meisten dieser Bemerkungen über den Porphyrion gemacht, und es ist einer der Vögel, die sie am besten beschrieben haben.

Die Griechen und die Römer enthielten sich, trotz des Luxus der letzteren, von dem Porphyrion zu essen. Sie ließen ihn aus Libyen, [1]) aus Comagene und von den balearischen Inseln kommen, um ihn aufzufüttern, und ihn in den Palästen und Tempeln zu halten, wo man ihn frei umherlaufen ließ, als einen dieser Orte durch seine edle Haltung, die Sanftmuth seines Naturells, und die Schönheit seines Gefieders würdigen Gast.

Vergleichen wir jetzt mit diesem Porphyrion der Alten unser auf der illuminirten Tafel, Nr. 810, dargestelltes Purpurhuhn, so scheint es, daß dieser Vogel, der uns aus Madagaskar unter dem Namen Taleve zukam, ganz derselbe ist. Die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, die einen ähnlichen beschrieben, haben, wie wir, den Porphyrion darin erkannt. Seine Länge vom Schnabel bis zu den Nägeln beträgt ungefähr 2 Fuß. Die Zehen sind ungemein lang, und ganz getrennt, ohne Spur von Verbindungshäuten; sie stehen wie gewöhnlich, drei nach vorn und eine nach hinten; Gesner hat sie irrthümlich zwei zu zwei darstellen lassen. Der Hals ist im Verhältniß zu der Höhe der Beine, welche unbefiedert sind, sehr kurz; die Füße sind sehr lang, der Schwanz ist sehr kurz; der kegelförmige, an den Seiten abgeflachte Schnabel ist ziemlich kurz, und der letzte Zug, der diesen Vogel bezeichnet, ist, daß er, wie die Bläßhühner oder gemeinen Wasserhühner, eine kahle Stirn mit einer großen Platte hat, welche bis zum Scheitel reicht, sich zum Oval ausbreitet, und durch eine Verlängerung der hornigen Substanz des Schnabels

[1]) Alexander von Myndes bei Athenaeus rechnet den Porphyrion unter die Zahl der libyschen Vögel, und berichtet, er sey den Göttern dieses Landes geheiligt gewesen. Nach Diodor von Sizilien kamen Porphyrions aus dem Innern von Syrien, mit mehren andern Arten von Vögeln, die sich durch ihre reichen Farben auszeichneten.

gebildet zu seyn scheint. Dieses deutet Aristoteles bei Athenaeus an, wenn er sagt, der Schnabel des Porphyrion sey stark in den Kopf eingefügt. Die Mitglieder der Akademie haben zwei ziemlich große Blinddärme gefunden, die sich sackförmig erweitern, und die Anschwellung des untern Speiseschlundes schien ihnen die Stelle eines Kropfes zu versehen, von welchem Plinius gesagt hat, er fehle diesem Vogel.

Das durch die Mitglieder der Akademie beschriebene Purpurhuhn ist der erste von den Neuern gesehene Vogel dieser Gattung; Gesner erwähnt seiner nur nach Berichten und nach einer Zeichnung; Willughby sagt, kein Naturforscher habe den Porphyrion gesehen; wir verdanken dem Herrn Marquis de Nesle das Vergnügen, ihn lebend gesehen zu haben, und wir bezeigen ihm unsere ehrerbietige Dankbarkeit, welche wir als eine Schuld der Naturgeschichte betrachten, die er täglich durch seinen eben so aufgeklärten als freigebigen Geschmack bereichert; er hat uns in Stand gesetzt, den größten Theil dessen in Beziehung auf das Purpurhuhn zu bestätigen, was die Alten von ihrem Porphyrion mitgetheilt haben. Dieser Vogel ist in der That sehr sanftmüthig, sehr harmlos und zugleich furchtsam, scheu, die Einsamkeit und Verborgenheit liebend und aufsuchend, und sich möglichst verbergend, wenn er fressen will. Nähert man sich ihm, so hat er ein Geschrei des Schreckens, von anfangs ziemlich schwacher Stimme, die alsdann schärfer wird, und in zwei bis drei dumpfe und innere Töne übergeht. Um seine Freude zu bezeigen, hat er sanftere und leisere Töne. Er scheint Obst und Wurzeln, besonders Eichorienwurzeln, jeder andern Nahrung vorzuziehen, obgleich er auch von Körnern leben kann; aber als ich ihm Fische geben ließ, zeigte sich sein natürlicher Geschmack, und er fraß sie mit vieler Begierde. Oft tauchte er seine Nahrung mehre Male ins Wasser; und ist es ein irgend großes Stück, so faßt er es mit dem Fuß zwischen seinen langen Zehen, indem er die hintere Zehe zu Hülfe nimmt, und den Fuß halb erhoben hält; er zerlegt sein Futter in kleine Stücke.

Es gibt kaum, was die Farben betrifft, einen schönern Vogel; das Blau seines marmigen und schimmernden Gefieders wird durch glänzende Widerscheine verschönert; seine langen Füße und die Platte auf dem Scheitel, so wie die Schnabelwurzel sind von schönem Roth; und ein Busch weißer Feder-

unter dem Schwanz erhebt den Glanz der schönen blauen Farbe. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen nur dadurch, daß es etwas kleiner ist. Letzteres ist größer als ein Rebhuhn, aber etwas kleiner als ein Huhn. Der Hr. Marquis de Nesle hat dieses Paar aus Sizilien mitgebracht, wo diese Purpurhühner nach der Notiz, welche er die Güte hatte, uns mitzutheilen, unter dem Namen **gallo-fagiani** bekannt sind; man findet sie an dem See Lentini oberhalb Catania. Man verkauft sie in der Stadt um einen mäßigen Preis, so wie auch in Syrakus und den benachbarten Städten; man sieht ihrer lebende auf den öffentlichen Plätzen, wo sie sich neben den Gemüse- und Obsthändlerinnen halten, um Ueberbleibsel von Obst und Kräutern zu erhaschen. Dieser schöne, bei den Römern in Tempeln gehaltene Vogel erfährt auch, wie man sieht, etwas von der Erniedrigung Italiens. Ein interessanter Schluß, den die letztere Thatsache folgern läßt, ist jedoch, daß die Rasse des Purpurhuhns in Sizilien durch einige Paare jener aus Afrika gebrachten Porphyrions sich naturalisirt haben muß, und es läßt sich vermuthen, daß diese schöne Art sich auch in einigen andern Ländern fortgepflanzt hat; denn aus einer Stelle Gesners geht hervor, daß dieser Naturforscher sich überzeugt hielt, es fänden sich von diesen Vögeln in Spanien, und selbst in den südlichen Provinzen Frankreichs.

Uebrigens ist dieser Vogel einer von denen, die sich zur Hausgenossenschaft von Natur sehr geneigt zeigen, und welche zu vervielfältigen angenehm und nützlich seyn würde. Das in den Vogelschlägen des Hrn. Marquis de Nesle aufgefütterte Paar hat im letzten Frühling (1778) genistet; man sah das Männchen und das Weibchen gemeinschaftlich an der Erbauung des Nestes arbeiten; sie legten es in einiger Höhe von der Erde auf einem Mauervorsprung mit Reisern und mit vielem Stroh an. Das Weibchen legte sechs weiße Eier, welche eine rauhe Schaale hatten, ganz rund, und halb so groß wie eine Billardkugel waren. Da das Weibchen nicht eifrig brütete, so gab man sie einem Huhn, aber ohne Erfolg. Man dürfte ohne Zweifel hoffen, eine andere Brut besser glücken zu sehen, wenn sie durch die Mutter selbst gebrütet und gepflegt würde; man müßte dann diesen Vögeln die Ruhe und Zurückgezogenheit gönnen, welche sie besonders zur Zeit ihres Geschlechtstriebes zu suchen scheinen.

Vögel,

die mit dem Purpurhuhn verwandt sind.

Da die ursprüngliche und Hauptart des Purpurhuhns aus den südlichen Gegenden unseres Kontinents stammt, so ist es nicht wahrscheinlich, daß sich im Norden untergeordnete Arten dieser Gattung finden, auch muß man mehre von jenen zurückweisen, welche dort durch Hrn. Brisson aufgestellt wurden, nemlich seine 4te, 5te, 6te, 7te und 8te Art, von denen er willkürlich annimmt, sie hätten eine Stirnplatte, obgleich Gesner, dem er die Nachrichten über diese Vögel entnahm, diese Platte weder in seinen Notizen noch in seinen Abbildungen angibt. Die zweite dieser Arten scheint eine Ralle zu seyn, und wir haben sie auf jene Gattung zurückgeführt; die vier andern sind Wasserhühner, wie Gesner selbst sagt; und was die 9te Art Brissons betrifft, die er Sultanshühner von der Hudsons-Bay nennt, so muß sie ebenfalls des Klimas wegen aus dieser Gattung zurückgewiesen werden, um so mehr, als Edwards sie in der That unter die Fulken oder gemeinen Wasserhühner stellt, obgleich er dabei bemerkt, sie hätten mehr Aehnlichkeit mit den Rallen. Dieser Beschreibungen ungeachtet, bleiben uns dann noch drei Arten auf dem alten Kontinent, welche Uebergänge zwischen unserm Purpurhuhn, [1]) den Bläßhühnern und den Wasserhühnern zu seyn scheinen, und wir werden auch auf dem neuen Kontinent drei Arten von Vögeln finden, welche in Amerika die Stellvertreter des Purpurhuhns, und seiner untergeordneten Arten vom alten Kontinent zu seyn scheinen.

Das grüne Purpurhuhn.

(La poule-sultane verte. B.)

Erste Art.

Dieser Vogel, den wir nach Hrn. Brisson auf das Purpurhuhn beziehen, ist viel kleiner als dasselbe, und nicht

[1]) Hr. Forster hat auf Middelburg, einer der Freundschaftsinseln, Bläßhühner mit blauem Gefieder gefunden, welches Purpurhühner zu seyn scheinen.

größer wie eine Ralle. Der ganze Oberkörper ist von düsterem, aber schimmerndem Grün, und der ganze Unterleib, von den Backen und der Kehle bis zum Schwanze, weiß. Der Schnabel und die Stirnplatte sind gelblich-grün. Man findet es in Ostindien.

Das braune Purpurhuhn.

(La poule-sultane brune. B.)

Zweite Art.

Dieses Purpurhühn, Nr. 896, welches aus China kommt, ist 15 bis 16 Zoll lang. Es erglänzt nicht von den reichen Farben, welche dieser Vogelgattung eigenthümlich zu seyn scheinen, und man hat hier vielleicht nur ein Weibchen dargestellt; der ganze Oberkörper ist braun oder schwärzlich-aschgrau, der Bauch fuchsroth, der Unterleib, der untere Theil des Halses und der Kehle und der Augenumring sind weiß. Uebrigens ist die Stirnplatte ziemlich klein, und der Schnabel entfernt sich ein wenig von der kegelförmigen Gestalt des Schnabels des ächten Purpurhuhns; er ist mehr gestreckt, und nähert sich jenem der Wasserhühner.

Der Angoli.

(Gallinula maderaspatana. L. L'angoli. B.)

Dritte Art.

Der Name Angoli ist eine Abkürzung von Caunangoli, wie dieser Vogel insgemein zu Madras genannt wird, wo er in dem edlern Dialekt Boollucory heißt. Es ist schwer zu entscheiden, ob man ihn mehr auf das Purpurhuhn, als auf das Wasserhuhn, oder selbst auf die Rallen beziehen soll; alles was wir von ihm wissen, beschränkt sich auf die kurze Nachricht, welche Petiver in seinem Zusatz zur Ray's Synopsis über ihn mittheilt; aber diese, wie alle andere Nachrichten jenes Fragments, nur Abbildungen entnommen, die aus Madras geschickt würden, gibt die Unterscheidungs-Merkmale nicht an, wonach man die Gattung dieses Vogels bestimmen könnte. Hr. Brisson, der seine zehnte Purpurhuhn-Art daraus macht, gibt ihm in Folge dessen die unbefiederte Stirnplatte, wovon die Nachricht nichts erwähnt; nach derse-

ben hat er im Gegentheil einen länglichen Schnabel (rostrum acutum, teres, longiusculum) und es werden ihm die Namen crex und rail-hen beigelegt, welche ihn auf die Ralle zurückzuführen scheinen; aber er ist viel größer, als dieser Vogel, und selbst als das Wasserhuhn. Er gleicht daher mehr dem Purpurhuhn (magnitudine anatis, von der Größe der Ente.) Dies ist alles, was wir von dieser Art mitzutheilen wissen, bis sie uns genauer bekannt seyn wird.

Das kleine Purpurhuhn.

(La petite poule-sultane. B.)

Vierte Art.

Die Gattung des Purpurhuhns findet sich, wie wir bereits bemerkt haben, in der neuen Welt, wenn auch nicht ganz in denselben, doch in verwandten Arten wieder. Diese in Guiana einheimische ist nur etwas größer als die Wasserralle; übrigens gleicht sie so sehr unserm Purpurhuhn, daß es in der ganzen Naturgeschichte der Vögel wenig Beispiele von so vollkommener Aehnlichkeit und so genauen Wiederholungen in beiden Kontinenten gibt. Sein Rücken ist bläulich-grün, und der ganze Vorderkörper von sanftem und markigem violettem Blau, welches auch den Hals und den Kopf bedeckt, indem es eine dunklere Färbung annimmt. Es scheint uns dasselbe Purpurhuhn zu seyn, aus welchem Hr. Brisson seine zweite Art macht; aber es geschah nur in Folge des Vorurtheils, welches ihn das große Purpurhuhn nach Amerika bringen ließ, daß er diese wirklich amerikanische Art, die wir aus Cayenne erhielten, nach Ostindien versetzt.

Die Favorite.

(Fulica flavirostris. L. La favorite. B.)

Fünfte Art.

Dieser Name wurde auf der illuminirten Tafel. Nr. 897, einem Purpurhuhn beigelegt, welches ungefähr von der Größe des vorigen, und aus demselben Lande ist. Es möchte wohl nur das Weibchen in dieser Art seyn; das bläuliche Grün der Flügel und der Seiten des Halses ist von matterer Färbung; das Braun dringt auf dem Rücken durch, und ist vorherrschend auf dem Schwanz; der ganze Vorderkörper ist weiß.

Der Acintli.

(Fulica purpurea. L. L'acintli. B.)

Sechste Art.

Dieser mexikanische Vogel, welchen Hr. Brisson auf unser Purpurhuhn oder auf den Porphyrion der Alten bezieht, unterscheidet sich von ihm durch mehre Merkmale; außer dem Gegensatz der Klimate, der wohl nicht annehmen läßt, daß ein im Süden einheimischer Vogel mit schwerem Fluge aus einem Kontinent in den andern gezogen ist, hat der Acintli nicht rothe Zehen und Füße, sondern gelbe oder grünliche; sein ganzes Gefieder ist von schwärzlichem Purpurroth, mit einigen weißen Federn untermischt. Fernandes gibt ihm die Namen Quachiltoa und Yacacintli; wir haben den letztern angenommen; und ihn abgekürzt; aber die Benennung avis siliquastrini capitis, welche derselbe Schriftsteller auf ihn bezieht, ist sehr bezeichnend, und deutet an, daß die Stirnplatte wie eine breite Schote abgeflacht ist; ein Merkmal, durch welches dieser Vogel sich mit der Familie des Bläßhuhn oder des Purpurhuhns vereinigt. Derselbe Schriftsteller fügt hinzu, der Acintli krähe wie der Hahn in der Nacht und am frühen Morgen, welches den Zweifel erregen könnte, ob er wirklich der Gattung unseres Purpurhuhns angehöre, in welchem man diese Gewohnheit nicht bemerkte; und dessen Stimme nichts von dem lauten und klaren Ton des Hahns hat.

Ein Vogel von einer, der Art des Acintli sehr benachbarten, wenn nicht derselbe, wurde durch den Pater Feuillee unter dem Namen des Wasserhuhns beschrieben. Er hat das Merkmal des Purpurhuhns, den breiten, abgeflachten Schild auf der Stirn, das ganz blaue Gefieder, mit Ausnahme einer schwarzen Kapuze auf dem Kopf und dem Halse. Außerdem bemerkt der Pater Feuillee Farbenunterschiede zwischen dem Männchen und Weibchen, die sich nicht bei unsern Purpurhühnern finden, deren Weibchen noch kleiner ist als das Männchen, welchem es jedoch vollkommen in den Farben gleicht.

Die Natur hat also in großen Entfernungen Arten von der Gattung des Purpurhuhns hervorgebracht, aber immer in südlichen Breiten. Wir haben gesehen, daß unser Purpurhuhn

sich auf Madagaskar findet. Hr. Forster hat ihrer im Südmeer beobachtet, und das purpurfarbige Wasserhuhn, welches derselbe Naturforscher auf Anamocka gesehen, scheint ebenfalls ein Vogel dieser selben Familie zu seyn.

Das Bläßhuhn oder gemeine Wasserhuhn.

(Fulica atra. L. La foulque. B.)

Die Art des Bläßhuhns, welches in der französischen Sprache auch morelle heißt, muß als die erste Familie betrachtet werden, womit das große und zahlreiche Geschlecht der eigentlichen Wasservögel beginnt. Obgleich das Bläßhuhn, Nr. 197, nicht ganz Ruderfüße hat, so steht es hinter keinem der andern schwimmenden Vögel zurück, und bleibt selbst länger auf dem Wasser, als irgend einer von ihnen, wenn man die Taucher ausnimmt. Es ist sehr selten, das Bläßhuhn auf dem Lande zu sehen; es ist dort so wenig einheimisch, daß es sich oft mit der Hand fangen läßt. Es hält sich den ganzen Tag auf den Teichen, welche es den Flüssen vorzieht, und es kommt fast nur auf das Land, um sich von einem Teiche auf den andern zu begeben; auch darf die Entfernung nicht sehr groß seyn, sonst fliegt es hinüber, indem es sich sehr hoch schwingt; aber gewöhnlich unternehmen sie ihre Reisen nur bei Nacht.

Die Bläßhühner sehen, so wie mehre andere Wasservögel, sehr gut in der Dunkelheit, und selbst die ältesten suchen ihre Nahrung nur während der Nacht.*) Den größten Theil des Tages über bleiben sie im Schilf, und wenn man sie in ihrem Zufluchtsort beunruhigt, verbergen sie sich dort, und wühlen sich lieber im Schlamm ein, als daß sie fortfliegen. Es scheint, daß es ihnen schwer wird, sich zu der den andern Vögeln so natürlichen Bewegung des Fluges zu entschließen, denn sie fliegen ungern vom Lande oder vom Wasser auf. Die jüngsten Bläßhühner, weniger einsiedlerisch und unvorsichtiger, zeigen sich zu allen Stunden des Tages, und spielen unter sich, indem sie

*) Hrn. Salerne zufolge taucht das Bläßhuhn unter, und reißt die Wurzel des großen Schilfs (scirpus), welche weiß und saftig ist, aus dem Boden des Wassers, und gibt sie ihren Jungen zu saugen, wenn es an anderer Nahrung fehlt, (was jedoch selten der Fall seyn dürfte.)

DAS BLÄSSHUHN.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langfinger. *Gattung:* Blässhuhn. *(Cuvier.)*

Pl. 162

DER JAKANA.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langfinger. *Gattung:* Jakana. *(Cuv.)*

sich einander gegenüber aus dem Wasser emporschwingen, und in kleinen Sätzen zurückfallen lassen. Man kann sich ihnen leicht nähern, doch blicken sie scharf auf den Jäger, und tauchen so schnell in dem Augenblick unter, wo sie das Feuer bemerken, daß sie oft dem mörderischen Blei entgehen; aber im Herbst, wenn diese Vögel, nachdem sie die kleinen Teiche verlassen, sich auf den großen vereinigt haben, stellt man Jagden gegen sie an, auf denen man mehre Hundert tödtet. [2]) Man schifft sich zu diesem Zweck auf einer Anzahl Nachen ein, welche, in einer Linie geordnet, die Breite des Teiches einnehmen; diese kleine Flotte treibt die Bläßhühner vor sich, bis in eine kleine Bucht. Durch die Furcht und die Nothwendigkeit bedrängt, fliegen dann diese Vögel zusammen auf, um mitten auf das Wasser zurückzukehren; indem sie über den Köpfen der Jäger sich bewegen, schießen diese gleichzeitig, und tödten ihrer eine große Menge. Man wiederholt dann dasselbe Manöver gegen das andere Ende des Teichs, wohin die Bläßhühner sich begeben haben; und es ist seltsam, daß weder das Geräusch und das Feuer der Waffen und der Jäger, noch das Herannahen der kleinen Flotte, noch der Tod ihrer Gefährten, diese Vögel vermögen kann, die Flucht zu ergreifen; erst in der folgenden Nacht verlassen sie die ihnen so viel Unheil bringenden Orte, und man findet immer noch dort am andern Morgen einige Nachzügler.

Diese trägen Vögel haben mit Recht mehre Feinde; der Thurmfalke frißt ihre Eier und raubt ihre Jungen, und dieser Vernichtung muß man die geringe Anzahl dieser Art zuschreiben, welche an und für sich sehr fruchtbar ist; denn das Bläßhuhn legt 18 bis 20 Eier von schmutzigem Weiß, welche fast von der Größe der Hühnereier sind; und wenn die erste Brut verunglückte, so erfolgt oft eine zweite von 10 bis 12 Eiern. Das Weibchen legt sein Nest an überschwemmten und mit trockenem Schilf bedeckten Orten an; es wählt eine Lage Schilf, auf welche es mehre andere häuft, und dieser über dem Wasser erhobene Haufen wird in seiner Höhlung mit kleinen trockenen Kräutern und Schilfspitzen ausgelegt, wodurch ein ziemlich unförmliches und von weitem sichtbares Nest ent-

---

[2]) Besonders in Lothringen auf den großen Teichen von Thiaucourt und Lindre.

sich einander gegenüber aus dem Wasser emporschwingen, und in kleinen Sätzen zurückfallen lassen. Man kann sich ihnen leicht nähern, doch blicken sie scharf auf den Jäger, und tauchen so schnell in dem Augenblick unter, wo sie das Feuer bemerken, daß sie oft dem mörderischen Blei entgehen; aber im Herbst, wenn diese Vögel, nachdem sie die kleinen Teiche verlassen, sich auf den großen vereinigt haben, stellt man Jagden gegen sie an, auf denen man mehre Hundert tödtet. [2]) Man schifft sich zu diesem Zweck auf einer Anzahl Nachen ein, welche, in einer Linie geordnet, die Breite des Teiches einnehmen; diese kleine Flotte treibt die Bläßhühner vor sich, bis in eine kleine Bucht. Durch die Furcht und die Nothwendigkeit bedrängt, fliegen dann diese Vögel zusammen auf, um mitten auf das Wasser zurückzukehren; indem sie über den Köpfen der Jäger sich bewegen, schießen diese gleichzeitig, und tödten ihrer eine große Menge. Man wiederholt dann dasselbe Manöver gegen das andere Ende des Teichs, wohin die Bläßhühner sich begeben haben; und es ist seltsam, daß weder das Geräusch und das Feuer der Waffen und der Jäger, noch das Herannahen der kleinen Flotte, noch der Tod ihrer Gefährten, diese Vögel vermögen kann, die Flucht zu ergreifen; erst in der folgenden Nacht verlassen sie die ihnen so viel Unheil bringenden Orte, und man findet immer noch dort am andern Morgen einige Nachzügler.

Diese trägen Vögel haben mit Recht mehre Feinde; der Thurmfalke frißt ihre Eier und raubt ihre Jungen, und dieser Vernichtung muß man die geringe Anzahl dieser Art zuschreiben, welche an und für sich sehr fruchtbar ist; denn das Bläßhuhn legt 18 bis 20 Eier von schmutzigem Weiß, welche fast von der Größe der Hühnereier sind; und wenn die erste Brut verunglückte, so erfolgt oft eine zweite von 10 bis 12 Eiern. Das Weibchen legt sein Nest an überschwemmten und mit trockenem Schilf bedeckten Orten an; es wählt eine Lage Schilf, auf welche es mehre andere häuft, und dieser über dem Wasser erhobene Haufen wird in seiner Höhlung mit kleinen trockenen Kräutern und Schilfspitzen ausgelegt, wodurch ein ziemlich unförmliches und von weitem sichtbares Nest ent-

---

[2]) Besonders in Lothringen auf den großen Teichen von Thiaucourt und Lindre.

steht.[1]) Es brütet 22 bis 23 Tage, und sobald die Jungen ausgeschlüpft sind, springen sie aus dem Nest, und kehren nicht wieder dorthin zurück. Die Mutter wärmt sie nicht unter ihren Flügeln; sie liegen auf dem Schilf um sie her. Sie führt sie nach dem Wasser, worin sie gleich nach ihrer Geburt sehr gut schwimmen und tauchen. Sie sind in diesem ersten Alter mit einem schwarzen rauchfarbigen Flaum bedeckt, und sehen sehr häßlich aus; man sieht nur den Umriß der weißen Platte, welche ihre Stirn schmücken soll. In dieser Zeit führt der Raubvogel einen grausamen Krieg gegen sie, und nimmt oft die Mutter sammt den Jungen mit.[2]) Die alten Bläßhühner, welche mehre Mal ihre Brut verloren haben, legen, durch das Unglück gewitzigt, ihr Nest am Ufer in den Blättern der Schwertlilie an, wo es besser verborgen ist; sie halten hier ihre Jungen mit großen Kräutern bedeckt. Durch diese Brutenwird die Art fortgepflanzt, denn die Zerstörung der andern ist so bedeutend, daß ein guter Beobachter, der besonders die Sitten dieser Vögel studirte,[3]) annimmt, es entginge höchstens nur $^1/_{10}$ den Klauen der Raubvögel, besonders der Busarden.

Die Bläßhühner nisten schon im Anfang des Frühjahrs, und man findet schon mit dem Ende des Winters kleine Eier in dem Körper der Weibchen; sie bleiben den größten Theil des Jahrs über auf unsern Teichen, und verlassen sie selbst im Winter nicht.[4]) Im Herbst vereinigen sie sich jedoch zu großen Trupps, und alle fliegen von den kleinen Teichen ab, um sich auf den großen zu versammeln; bisweilen bleiben sie dort bis zum Dezember, und wenn die Fröste, der Schnee, und besonders das Eis sie aus den höhern und kältern Gegenden vertreiben,

---

[1]) Es ist wenig wahrscheinlich, daß das Bläßhuhn, wie Hr. Salerne behauptet, zwei Nester anlegt, das eine um zu brüten, das andere für die Aufnahme seiner ausgeschlüpften Brut. Vielleicht wurde diese Angabe dadurch veranlaßt, daß die Jungen wirklich nicht wieder zum Nest zurückkehren, wenn sie es einmal verlassen haben, sondern mit ihrer Mutter im Schilf liegen.

[2]) Derselbe Hr. Salerne behauptet, sie wisse sich gegen den Raubvogel zu vertheidigen, indem sie ihre Krallen vorhält, die in der That ziemlich scharf sind; aber es scheint, daß diese schwache Vertheidigung sie in den meisten Fällen gegen ihre stärkeren Feinde nicht zu schützen vermag.

[3]) Hr. Baillon.

[4]) Wie in der untern Picardie nach den Beobachtungen des Herrn Baillon.

kommen sie in die Ebenen, wo die Temperatur milder ist, und mehr der Mangel an Wasser als die Kälte nöthigt sie, ihren Aufenthalt zu verändern. Hr. Hebert hat ihrer in einem sehr strengen Winter an dem See von Nantua gesehen, welcher erst spät zufriert; er sah ihrer auf den Ebenen von Brie, aber in geringer Anzahl, und mitten im Winter; es ist jedoch wahrscheinlich, daß die Mehrzahl der Art sich allmälig nach den benachbarten Gegenden begeben, wo die Temperatur gemäßigter ist, denn da diese Vögel einen mühsamen und schwerfälligen Flug haben, so können sie sich nicht weit entfernen, und sie kommen in der That gegen den Monat Februar an.

Man findet das Bläßhuhn in ganz Europa von Italien bis nach Schweden; auch in Asien ist es bekannt; man sieht es in Grönland, wenn Eggede zwei grönländische Namen gut übersetzt, welche nach seiner Uebertragung das große und das kleine Bläßhuhn bezeichnen. Man unterscheidet in der That zwei Arten oder vielmehr zwei Varietäten, zwei Rassen, welche auf demselben Gewässer bestehen, ohne sich miteinander zu vermischen, und die sich nur dadurch unterscheiden, daß die eine größer ist als die andere; denn diejenigen, welche das große Bläßhuhn von dem kleinen Bläßhuhn durch die Farbe der Stirnplatte unterscheiden wollen, wissen nicht, daß bei beiden dieser Theil nur zur Zeit des Geschlechtstriebes roth wird, und zu jeder andern weiß ist, was aber die übrige Gestaltung betrifft, so sind das große und das kleine Bläßhuhn sich ganz ähnlich.[1])

Diese dicke und nackte Haut, welche den Vordertheil des Kopfs in Gestalt eines Schildes bedeckt, und Veranlassung war, daß die Alten dem Bläßhuhn das Beiwort kahl gaben, scheint eine Verlängerung der obern Lage der Schnabelsubstanz zu seyn, welche an ihrer Wurzel weich und fast fleischig ist. Dieser kegelförmig gestaltete und an den Seiten abgeflachte Schnabel ist von bläulichem Weiß, welches jedoch röthlich wird, wenn zur Zeit des Geschlechtstriebes die Stirnplatte ihre Zinnoberfarbe annimmt.

Das ganze Gefieder ist mit einem sehr dichten Flaum versehen, welcher durch feine und dicht zusammenstehende Fe-

---

[1]) Hr. Klein hält sie, und vielleicht mit Recht, nur für zwei Varietäten in derselben Art.

dern bedeckt wird; es ist von bleifarbigem Schwarz, voll u... tief auf dem Kopf und dem Halse, mit einem weißen Zug am Flügelgelenk. Das Geschlecht wird durch keinen Unterschied angedeutet. Die Größe des Bläßhuhns kommt jener des Haushuhns gleich, und ihr Kopf und Körper sind fast von derselben Gestalt. Ihre Zehen sind zur Hälfte mit Schwimmhäuten versehen; von beiden Seiten breit mit einer in Ausschweifungen abgeschnittenen Haut gefranst, deren Knoten sich bei jeder Gliederung der Gelenke begegnen; diese Häutchen sind, wie die Füße, bleifarbig; über dem Knie ist ein kleiner Theil des Beines unbefiedert und mit Roth umzogen; die Schenkel sind dick und fleischig. Diese Vögel haben zwei große Blinddärme und eine weite Gallenblase. Sie leben besonders, wie die Wasserhühner, von Wasser-Insekten, kleinen Fischen und Blutigeln; doch suchen sie auch Körner, und verschlingen kleine Kieselsteinchen. Ihr Fleisch ist schwarz, wird als Fastenspeise gegessen, und hat einen kleinen Sumpfgeschmack.

In dem Zustand der Freiheit hat das Bläßhuhn ein doppeltes Geschrei, ein abgebrochenes und ein gedehntes; das letztere meinte Aratus ohne Zweifel, indem er der Vorhersagung erwähnt, die man daraus entnahm, da es scheint, daß Plinius von dem ersten reden will, indem er sagt, es verkünde Sturm; aber die Gefangenschaft macht wahrscheinlich einen so großen Eindruck auf diesen Vogel, daß er die Stimme verliert, oder den Willen, sie hören zu lassen, so daß man ihn für ganz stumm halten sollte.

Das große Bläßhuhn. [1])

(Fulica magna, L. La macroule, ou grande foulque.)

Alles, was wir von dem Bläßhuhn gesagt haben, paßt auch auf diese Art; ihre natürlichen Gewohnheiten, so wie auch ihre Gestalt, sind dieselben; nur ist dieses hier etwas größer als das erstere, und die kahle Platte auf der Stirn ist breiter. Einer dieser im März 1779 in der Umgegend von Montbard in den Weinbergen, wohin ein Windstoß

[1]) Eine andere Art Wasserhuhn, auch Makrule oder Meerteufel genannt.

ihn getrieben hatte, gefangenen Vögel hat uns folgende Beobachtungen während eines Monats, in welchem man ihn lebend erhalten konnte, dargeboten. Er schlug anfangs alle Art zubereitete Nahrung aus, wie Brod, Käse, gekochtes und selbst rohes Fleisch; eben so wies er Erdwürmer und kleine todte oder lebendige Frösche zurück; und man mußte ihm in Wasser geweichte Brodkrumen einschnäbeln. Er war sehr gern in einem mit Wasser angefüllten Becken; er verweilte stundenlang darin; sonst suchte er sich zu verbergen; doch war er nicht böse, ließ sich fangen, und wies nur mit einigen Schnäbelhieben die Hand zurück, die ihn ergreifen wollte, aber so sanft, sey es wegen der geringen Härte seines Schnabels, oder wegen der Schwäche seiner Muskeln, daß er nur einen leichten Eindruck auf die Haut machte. Er zeigte weder Zorn noch Ungeduld, suchte nicht zu entfliehen, und verrieth weder Erstaunen noch Furcht. Diese Ruhe ohne Stolz und Muth war jedoch wahrscheinlich nur die Folge der Betäubung, in welcher sich dieser, zu weit von seinem Element und allen seinen Gewohnheiten entfernte Vogel befand. Er schien taub und stumm zu seyn; er blieb unempfindlich, so viel Geräusch man auch vor seinem Ohr machen mochte, und wendete nicht den Kopf um; und obgleich man ihn oft verfolgte oder anlockte, so hörte man nicht das mindeste Geschrei von ihm. Wir sahen das Wasserhuhn eben so stumm in der Gefangenschaft. Das Unglück der Sklaverei ist daher noch größer, als man glaubt, weil es Wesen gibt, denen es die Fähigkeit benimmt, sich darüber zu beklagen.

Das große Bläßhuhn mit dem Kamm.

(La grande foulque à crête. B.)

Bei diesem Bläßhuhn, Nro. 797, theilt sich die fleischige Platte der Stirn in zwei Lappen, die eine Art von Hahnenkamm bilden; außerdem ist es merklich größer als das vorige, welchem es fast an Gestalt und Gefieder gleicht. Wir erhielten diese Art aus Madagaskar; sollte es nicht im Grunde dieselbe seyn, wie die europäische, nur durch den Einfluß eines wirksameren und heißern Klimas vergrößert und mehr entwickelt?

dern bedeckt wird; es ist von bleifarbigem Schwarz, voll und tief auf dem Kopf und dem Halse, mit einem weißen Zug am Flügelgelenk. Das Geschlecht wird durch keinen Unterschied angedeutet. Die Größe des Bläßhuhns kommt jener des Haushuhns gleich, und ihr Kopf und Körper sind fast von derselben Gestalt. Ihre Zehen sind zur Hälfte mit Schwimmhäuten versehen; von beiden Seiten breit mit einer in Bogenschweifungen abgeschnittenen Haut gefranst, deren Knoten sich bei jeder Gliederung der Gelenke begegnen; diese Häutchen sind, wie die Füße, bleifarbig; über dem Knie ist ein kleiner Theil des Beines unbefiedert und mit Roth umzogen; die Schenkel sind dick und fleischig. Diese Vögel haben zwei große Blinddärme und eine weite Gallenblase. Sie leben besonders, wie die Wasserhühner, von Wasser-Insekten, kleinen Fischen und Blutigeln; doch suchen sie auch Körner, und verschlingen kleine Kieselsteinchen. Ihr Fleisch ist schwarz, wird als Fastenspeise gegessen, und hat einen kleinen Sumpfgeschmack.

In dem Zustand der Freiheit hat das Bläßhuhn ein doppeltes Geschrei, ein abgebrochenes und ein gedehntes; das letztere meinte Aratus ohne Zweifel, indem er der Vorhersagung erwähnt, die man daraus entnahm, da es scheint, daß Plinius von dem ersten reden will, indem er sagt, es verkünde Sturm; aber die Gefangenschaft macht wahrscheinlich einen so großen Eindruck auf diesen Vogel, daß er die Stimme verliert, oder den Willen, sie hören zu lassen, so daß man ihn für ganz stumm halten sollte.

Das große Bläßhuhn. [1]

(Fulica magna. L. La macroule, ou grande foulque.)

Alles, was wir von dem Bläßhuhn gesagt haben, paßt auch auf diese Art; ihre natürlichen Gewohnheiten, so wie auch ihre Gestalt, sind dieselben; nur ist dieses hier etwas größer als das erstere, und die kahle Platte auf der Stirn ist breiter. Einer dieser im März 1779 in der Umgegend von Montbard in den Weinbergen, wohin ein Windstoß

[1] Eine andere Art Wasserhuhn, auch Makrule oder Meerteufel genannt.

ihn getrieben hatte, gefangenen Vögel hat uns folgende Beobachtungen während eines Monats, in welchem man ihn lebend erhalten konnte, dargeboten. Er schlug anfangs alle Art zubereitete Nahrung aus, wie Brod, Käse, gekochtes und selbst rohes Fleisch; eben so wies er Erdwürmer und kleine todte oder lebendige Frösche zurück; und man mußte ihm in Wasser geweichte Brodkrumen einschnäbeln. Er war sehr gern in einem mit Wasser angefüllten Becken; er verweilte stundenlang darin; sonst suchte er sich zu verbergen; doch war er nicht böse, ließ sich fangen, und wies nur mit einigen Schnäbelhieben die Hand zurück, die ihn ergreifen wollte, aber so sanft, sey es wegen der geringen Härte seines Schnabels, oder wegen der Schwäche seiner Muskeln, daß er nur einen leichten Eindruck auf die Haut machte. Er zeigte weder Zorn noch Ungeduld, suchte nicht zu entfliehen, und verrieth weder Erstaunen noch Furcht. Diese Ruhe ohne Stolz und Muth war jedoch wahrscheinlich nur die Folge der Betäubung, in welcher sich dieser, zu weit von seinem Element und allen seinen Gewohnheiten entfernte Vogel befand. Er schien taub und stumm zu seyn; er blieb unempfindlich, so viel Geräusch man auch vor seinem Ohr machen mochte, und wendete nicht den Kopf um; und obgleich man ihn oft verfolgte oder anlockte, so hörte man nicht das mindeste Geschrei von ihm. Wir sahen das Wasserhuhn eben so stumm in der Gefangenschaft. Das Unglück der Sklaverei ist daher noch größer, als man glaubt, weil es Wesen gibt, denen es die Fähigkeit benimmt, sich darüber zu beklagen.

Das große Bläßhuhn mit dem Kamm.

(La grande foulque à crête. B.)

Bei diesem Bläßhuhn, Nro. 797, theilt sich die fleischige Platte der Stirn in zwei Lappen, die eine Art von Hahnenkamm bilden; außerdem ist es merklich größer als das vorige, welchem es fast an Gestalt und Gefieder gleicht. Wir erhielten diese Art aus Madagaskar; sollte es nicht im Grunde dieselbe seyn, wie die europäische, nur durch den Einfluß eines wirksameren und heißern Klimas vergrößert und mehr entwickelt?

Die Sturmsegler.

(Les phalaropes. B.)

Wir verdanken Hrn. Edwards die erste Kenntniß dieser neuen Gattung kleiner Vögel, welche, mit dem Wuchs und fast der Gestaltung der Zinkel oder der Sandpfeifer, Füße haben, die denen des Bläßhuhn ähnlich sind; ein Merkmal, welches Hr. Brisson durch den Namen Phalarope ausdrückte,*) während Herr Edwards, sich an der ersten Analogie haltend, ihnen nur den Namen Tringa gibt. Es sind in der That kleine Wasserschnepfen oder Sandpfeifer, denen die Natur Bläßhuhnfüße gegeben hat. Sie scheinen den Ländern oder vielmehr den Gewässern der nördlichsten Gegenden anzugehören; alle diejenigen, welche Hr. Edwards darstellen ließ, kamen von der Hudsonsbay, und wir erhielten einen aus Sibirien. Es erschienen ihrer bisweilen in England, möge es nun seyn, daß sie wandern, oder sich verirren, indem Hr. Edwards eines dieser im Winter in der Grafschaft York getödteten Vögel erwähnt; er beschreibt ihrer vier verschiedene, die auf drei Arten zurückzuführen sind; denn er selbst führt den Sturmsegler seiner Tafel 46, als ein Weibchen oder Junges, auf den seiner Tafel 143 zurück; und doch hat Hr. Brisson aus jeder eine besondere Art gemacht. Was unsern sibirischen Sturmsegler betrifft, so ist es derselbe, wie jener von der Hudsonsbai, auf der Edwardsschen Tafel Nro. 143, welcher hier unsere erste Art seyn wird.

Der aschgraue Sturmsegler oder Phalarop.

(Lopibes hyperboreus. L. Le phalarope cendré. B.)

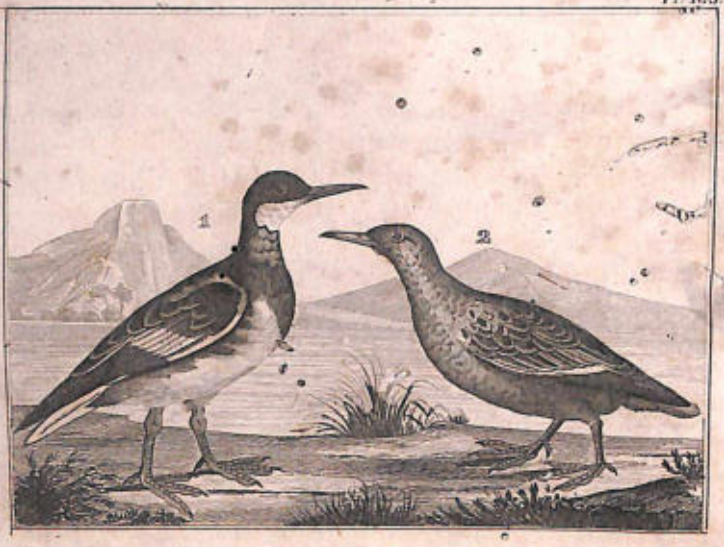
Erste Art.

Dieser Sturmsegler, Nr. 766, hat 8 Zoll Länge vom Schnabel bis zum Schwanz, welcher nicht über die eingezogenen Flügel hinausreicht; sein Schnabel ist dünn, horizontal, abgeflacht, 13 Linien lang, gegen die Spitze leicht aufgeschwellt und gebogen, seine kleinen Füße sind wie bei dem Bläßhuhn breit mit einer Haut in Festons gefränst, deren Abschnitte oder Kno-

*) Indem er den Namen phalaris als die wahre griechische Benennung des Bläßhuhn annahm.

1. DER ASCHGRAUE STURMSEGLER.
2. DER STURMSEGLER MIT AUSGEZAHNTER KRAUSE.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langschnäbler. *Gattung:* Schnepfe. (*Cuvier.*)



1. DER GEHAUBTE GREBE.
2. DER GREBE MIT GRAUEN BACKEN.

Ordnung: Schwimmhäuter. *Familie:* Taucher.

Gattung: Tauchvogel. (*Cuvier.*)

ten ebenfalls den Gelenken der Zehen entsprechen. Der ganze obere Theil des Kopfs, des Halses und des Mantels sind grau, welches auf dem Rücken leicht mit Braun und Schwärzlich gewölkt ist; er trägt einen weißen Ringkragen, der mit einer orangefarbig fuchsrothen Linie eingefaßt ist; unten wird der Hals von einer grauen Binde umgeben, und der ganze Oberleib ist weiß. Willughby sagt, er habe von dem Doktor Johnson vernommen, daß dieser Vogel die durchdringende und lärmende Stimme der Meerschwalbe habe; aber er thut Unrecht, ihn zu diesen Schwalben zu ziehen, besonders nachdem er anfangs anerkannt hatte, er habe so auffallende Aehnlichkeit mit den Blaßhühnern.

Der rothe Sturmsegler.

(Le phalarope rouge. B.)

Zweite Art.

Bei diesem Sturmsegler sind der Vorderhals, die Brust und der Bauch ziegelroth; der obere Theil des Kopfs und des Halses mit der Kehle fuchsbraun mit schwärzlichen Flecken; der Schnabel ist ganz grade, wie jener des Sandpfeifers oder der Wasserschnepfe; die Zehen sind breit, mit Häuten festonsartig gefranst. Er ist etwas größer als der vorige, und von der Größe der Meeramsel.

Der Sturmsegler mit ausgezahnter Krause.

(Phalaropus lobatus. L. Le phalarope à festons dentelés. B.)

Dritte Art.

Die an den beiden vorigen Arten glatten Festons an den Membranen der Zehen sind bei dieser Art an den Rändern zart ausgezahnt, welches Merkmal sie hinreichend unterscheidet. Sie hat wie die vorige einen horizontal abgeflachten, etwas gegen die Spitze aufgeschwellten, und oben mit zwei Rinnen versehenen Schnabel; die Augen stehen etwas nach dem hinten Kopf zu, auf dessen Scheitel sich ein schwärzlicher Flecken findet; der obere Körper ist schiefergrau mit braunen Anstrichen und dunklen länglichen Flecken. Dieser Vogel ist von der Größe der kleinen Heerschnepfe, deren Namen ihm der Uebersetzer von Edwards mit Unrecht beilegt.

Der Grebe.

(Colymbus urinator. L. Le grèbe. B.)

Erſte Art.

Der Grebe iſt wohlbekannt durch jene ſchönen Maſſe von ſilberweißer Farbe, welche mit der weichen Dichtigkeit des Flaums die Biegſamkeit der Feder und den Glanz der Seide vereinigen. Sein Gefieder und beſonders das auf der Bruſt iſt in der That ein ſchöner, ſehr dichtſtehender, feſter, wohlgeordneter Flaum, deſſen ſchimmernde Fäden aneinander liegen, daß ſie nur eine glatte leuchtende, und der Kälte der Luft ſowohl, als der Feuchtigkeit des Waſſers undurchdringliche Oberfläche bilden. Dieſe ſichere Hülle war dem Grebe, Nr. 941, nothwendig, indem er ſich in den ſtrengſten Wintern fortwährend auf dem Waſſer hält, wie unſere Taucher, mit denen man ihn oft unter dem gemeinſchaftlichen Namen colymbus verwechſelt hat, welcher ſeiner Wortableitung nach Vögeln gleichmäßig zukommt, die untertauchen und unter dem Waſſer ſchwimmen können; aber dieſer Namen ſpricht nicht ihre Unterſchiede aus, denn die Arten von der Familie des Grebe unterſcheiden ſich weſentlich von jenen der Taucher, indem letztere vollkommene Ruderfüße haben, bei den Greben dagegen die Membrane zwiſchen den Zehen getheilt, und lappenförmig um jede Zehe zerſchnitten iſt, abgeſehen von jenen andern Unterſchieden, die wir in den vergleichenden Beſchreibungen mittheilen werden. Auch ſtellen die genauen Naturforſcher, indem ſie den Tauchern die Namen mergus, uria, aethya geben, den Namen colymbus für die großen und kleinen Greben feſt, das heißt, für die eigentlich ſogenannten und für die kaſtanienbraunen Greben.

Seinem Körperbau nach, kann der Grebe nur ein Bewohner der Gewäſſer ſeyn; ſeine ganz nach hinten ſtehenden, und faſt in den Bauch zurückgezogenen Beine laſſen nur ruderförmige Füße erſcheinen, deren Stellung und natürliche Bewegung beſtimmt iſt, ſeitwärts zu wirken, und die auf dem Lande den Körper des Vogels nur unterſtützen können, wenn er ſich ganz aufrecht hält. In dieſer Stellung kann jedoch das Schlagen mit den Flügeln, ſtatt ihn in die Luft zu erheben, ihn nur vornüber ſtürzen, indem die Beine die Richtung nicht zu un-

terstützen vermögen, welche der Körper von den Flügeln erhält; nur mit großer Mühe und Anstrengung fliegt er von der Erde auf; und als fühle er, wie sehr er dort fremd ist, sucht er sie, wie man bemerkt hat, zu vermeiden, und um nicht gegen das Land getrieben zu werden, schwimmt er häufig gegen den Wind. Wirft ihn eine Woge auf den Strand, so macht er mit den Beinen und Flügeln fast immer vergebliche Anstrengungen, um sich in die Luft zu erheben oder auf das Wasser zurückzukehren; man fängt ihn daher häufig mit der Hand, trotz der heftigen Schnabelhiebe, womit er sich vertheidigt. Seine Thätigkeit und Gewandtheit im Wasser ist jedoch eben so groß, als seine Ohnmacht auf dem Lande; er schwimmt, taucht unter, durchschneidet die Wogen, und bewegt sich mit erstaunlicher Schnelligkeit auf ihrer Oberfläche, indem er über sie hinstreicht. Man behauptet, seine Bewegungen seyen nie lebhafter und schöner, als unter dem Wasser; er verfolgt dort die Fische in bedeutender Tiefe; die Fischer fangen ihn oft in ihren Netzen; er dringt tiefer hinab, als die schwarzen wilden Enten, welche nur auf den bei der Ebbe trocken liegenden Muschelbänken gefangen werden, während man sich des Grebe auf hoher See, oft in mehr als 20 Fuß Tiefe bemächtigt.

Die Greben besuchen sowohl das Meer, als süße Gewässer, obgleich die Naturforscher fast nur jener erwähnt haben, die man auf den Seen, den Teichen und in den Buchten der Flüsse sieht. Es finden sich ihrer von mehren Arten an den Küsten der Bretagne, der Picardie und am Kanal de la Manche. Der Grebe vom Genfersee, der sich auch auf dem Zürcher und den andern Seen in der Schweiz findet, und bisweilen auf jenem von Mantua, und selbst auf mehren Teichen in Burgund und Lothringen, ist die bekannteste Art. Er ist etwas größer als das Bläßhuhn; seine Länge vom Schnabel bis zum Bürzel beträgt 1 Fuß 5 Zoll, und vom Schnabel bis zu den Nägeln 1 Fuß 9 bis 10 Zoll. Der ganze Oberleib ist von dunkelm aber schimmerndem Braun, und der ganze Vorderkörper von sehr schönem Silberweiß. Er hat, wie alle andern Greben, einen kleinen Kopf, einen graden und spitzen Schnabel, an dessen Winkeln sich eine kleine Stelle mit nackter und rother Haut findet, die sich bis zum Auge zieht. Die Flügel sind kurz, und stehen wenig im Verhältniß zur Dicke des

Körpers. Auch wird es dem Vogel schwer aufzufliegen, doch mit dem Winde hat er einen ziemlich langen Flug. Seine Stimme ist rauh und schallend; das Bein, oder besser gesagt, die Ferse, ist breit und seitwärts abgeflacht; die Schuppen, womit sie bedeckt ist, bilden am hintern Theil eine doppelte Auszahnung; die Nägel sind breit und platt; der Schwanz fehlt allen Greben durchaus; sie haben jedoch am Bürzel die kleinen Erhöhungen, aus denen gewöhnlich die Schwanzfedern hervorkommen; aber, diese Tuberkuln sind kleiner als bei den andern Vögeln, und es kommt aus ihnen nur ein Strauß kleiner Federn und keine wirklichen Steuerfedern.

Diese Vögel sind gewöhnlich sehr fett; sie ernähren sich nicht allein von kleinen Fischen, sondern sie fressen auch Seeschilf und andere Kräuter, und verschlingen Schlamm. Man findet auch ziemlich oft in ihren Magen weiße Federn, nicht daß sie Vögel verschlingen, aber wahrscheinlich halten sie die Feder, die auf dem Wasser spielt, für einen kleinen Fisch. Uebrigens ist zu vermuthen, daß die Greben, wie der Kormoran oder Seerabe, die nicht verdauten Stoffe wieder ausbrechen; wenigstens findet man zusammengeknäuelte und unveränderte Fischgräten in ihrem Kropf.

Die Fischer der Picardie nehmen an der englischen Küste die Nester der Greben aus, die in der That an den französischen nicht nisten; sie finden diese Vögel in den Felsenhöhlen, wohin sie wahrscheinlich stiegen, da sie nicht hinaufklettern können, und von wo ihre Jungen sich in das Meer stürzen müssen. An unsern großen Teichen baut jedoch der Grebe sein Nest aus zusammengeflochtenem Rohr und Schilf; es ist halb untergetaucht und wie auf dem Wasser schwimmend, das es jedoch nicht fortreißen kann; denn es ist an Rohrhalmen befestigt, und nicht ganz den Wellen überlassen, wie Linné sagt. Man findet gewöhnlich zwei Eier darin, und selten mehr als drei. Vom Monat Juni an sieht man die Jungen mit ihrer Mutter schwimmen.

Die Gattung dieser Vögel besteht aus zwei Familien, welche sich durch die Größe unterscheiden. Wir werden die großen den Namen Grebe lassen, und die kleinen Kasten nien greben nennen. Diese Eintheilung ist der Natur angemessen, alt, und scheint bei Athenäus durch die Namen colymbis und colymbida angedeutet zu seyn; denn dieser

Schriftsteller fügt fortwährend zu dem letzten Beiwort parvus hinzu; doch gibt es in der Familie der großen Greben Arten, die an Größe sehr verschieden sind.

Der kleine Grebe.

(Colymbus parvus. L. Le petit grèbe. B.)

Zweite Art.

Dieser hier, Nro. 942, ist zum Beispiel viel kleiner als der vorige, und es ist fast der einzige Unterschied, der zwischen ihnen statt findet; wenn dieser Unterschied aber sich durchgängig findet, so sind sie nicht von derselben Art, um so mehr, da der kleine Grebe in der Manche bekannt ist, und sich auf dem Meere hält, wogegen der Grebe sich häufiger in süßen Gewässern findet.

Der gehaubte Grebe.

(Colymbus cristatus. L. Le grèbe huppé. B.)

Dritte Art.

Die Federn auf dem Scheitel dieses Greben, Nr. 944, verlängern sich etwas nach hinten, und bilden eine Art Haube, die sich erhebt oder senkt, jenachdem er ruhig oder aufgeregt ist. Er ist größer als der gemeine Grebe, indem er wenigstens 2 Fuß vom Schnabel bis zu den Zehen mißt; aber er unterscheidet sich von ihm durch das Gefieder; der ganze Vorderkörper ist ebenfalls von schönem Silberweiß, und der Oberleib schwärzlich-braun, mit etwas Weiß in den Flügeln; und diese Farben sind im Allgemeinen den Greben eigen.

Aus den vergleichenden Notizen der Ornithologen geht hervor, daß der gehaubte Grebe sich sowohl auf dem Meer, als auf den Seen findet, im mittelländischen Meer, wie an den französischen Küsten des Oceans; seine Art findet sich selbst in Nordamerika, und wir haben sie in Fernandes Acitli vom See von Mexiko wieder erkannt.

Man hat bemerkt, daß die jungen Greben dieser Art erst nach der Mause ihr schönes sammtartiges Weiß erhalten; und wahrscheinlich verhält es sich eben so mit den andern; die Iris des Auges, das immer sehr glänzend röthlich ist, entflammt

sich zur Zeit des Geschlechtstriebes, und wird rubinroth. Man versichert, daß dieser Vogel viele junge Fische so wie Stockfischlaich verschlingt, und nur kleine Meerkrebse frißt, wenn es ihm an anderer Nahrung fehlt. [1])

Der kleine gehaubte Grebe.

(Le petit grèbe huppé. B.)

Vierte Art.

Dieser Grebe ist nicht größer als eine Krickente, und er unterscheidet sich von dem vorigen nicht allein durch die Größe, sondern auch dadurch, daß die Federn des Scheitels, welche die Haube bilden, sich in zwei kleine Sträuße theilen, und daß kastanienbraune Flecken sich mit dem Weiß am Vorderhals vermischen. Was die durch Hrn. Brisson vermuthete Gleichförmigkeit dieser Art mit jener des aschgrauen Grebe von Willughby betrifft, so ist es schwer, etwas darüber zu entscheiden, indem dieser letztere Naturforscher und Ray ihren aschgrauen Grebe nur nach einer Zeichnung von Brown beschrieben haben.

Der gehörnte Grebe oder Haubentaucher.

(Colymbus cornutus. L. Le grèbe cornu. B.)

Fünfte Art.

Dieser Grebe trägt eine schwarze, nach hinten liegende, und wie in zwei Hörner getheilte Haube; er hat ferner eine Art Mähne oder aufgeschwellte Federn, fuchsroth an der Wurzel, schwarz an der Spitze, welche den Hals umgeben, und wodurch er ein seltsames Ansehen erhält, so daß man ihn als eine Art Monstrum betrachtet. Er ist etwas größer als der gemeine Grebe; sein Gefieder dasselbe, mit Ausnahme der Mähne und der Seiten, welche fuchsroth sind. Die Art dieses gehörnten Grebe, Nr. 400, scheint sehr verbreitet zu seyn; man kennt sie in Italien, in der Schweiz, in Deutschland, in Polen, in Holland und in England. Da dieser Vogel eine sehr seltsame Gestalt hat, so wurde er überall bemerkt: Fernandes, der ihn

[1]) Bemerkungen, mitgetheilt durch Hrn. Baillon von Montreuil-sur-Mer.

sehr gut in Mexiko beschrieben hat, fügt hinzu, er habe dort den Beinamen des Wasserhasen, ohne jedoch den Grund davon anzugeben.

Der kleine gehörnte Grebe.

(Colymbus caspicus. L. Le petit grèbe cornu. B.)

Sechste Art.

Zwischen den zwei gehörnten Greben findet derselbe Unterschied in den Größen statt, wie zwischen den beiden gehaubten; der kleine gehörnte Grebe, Nr. 404, Fig. 2, hat die beiden Federbüschel, welche, sich hinter den Augen erhebend, ihm orangefuchsrothe Hörner bilden; dies ist auch die Farbe des Vorderhalses und der Seiten. Der obere Theil des Halses und die Kehle sind mit angeschwellten aber nicht mähnenförmigen Federn versehen; diese Federn sind braun mit grünlichem Anstrich, so wie auch der Obertheil des Kopfs; der Mantel ist braun und das Brustschild silberweiß, wie bei den andern Greben. Von diesem ins Besondere hat Linne gesagt, sein Nest schwimme in den Buchten auf dem Wasser. Er fügt hinzu, dieser Grebe lege vier bis fünf Eier, und sein Weibchen sey ganz grau.

Er ist in den meisten Gegenden Europas, sowohl an den Küsten der größern, als der mittelländischen Meere bekannt. Hr. Edwards erhielt ihn von der Hudsonsbai; er findet sich also auch in Nordamerika; aber dieser Grund scheint nicht genügend, um mit Hrn. Brisson, Fernandes Yacapitzahoac auf ihn zu beziehen, welcher allerdings ein Grebe zu seyn scheint, den aber nichts hinlänglich bezeichnet, um versichern zu können, daß er dieser Art ins Besondere angehöre; und was Gesners Trapazorola betrifft, den Brisson ebenfalls darauf bezieht, so ist dieses wahrscheinlich der Kastaniengrebe, oder wenigstens weiß man bestimmt, daß es kein gehörnter Grebe ist, indem Gesner ausdrücklich sagt, er habe keine Art Horn.

Der Duc-Laart-Grebe.

(Le grèbe Duc-Laart. B.)

Siebente Art.

Wir lassen diesem Grebe den Namen, den ihm die Bewohner der Insel St. Thomas geben, wo er durch den Pater Feuillee beobachtet und beschrieben wurde. Am meisten unterscheidet er sich durch einen schwarzen Flecken, der sich mitten auf dem schönen Weiß des Brustschildes findet, und durch die Farbe der Flügel, welches ein bleiches Fuchsroth ist. Seine Größe ist, dem Pater Feuillee zufolge, die eines jungen Huhns. Er bemerkt auch, die Spitze des Schnabels sey leicht gekrümmt; ein Merkmal, welches sich auch in der folgenden Art findet.

Der luisianische Grebe.

(Colymbus lodovicianus. L. Le grèbe de la Louisiane. B.)

Achte Art.

Außer dem Merkmal der leicht gekrümmten Schnabelspitze, unterscheidet sich dieser Grebe, Nr. 943, dadurch von den meisten andern, daß sein Brustschild nicht völlig weiß ist, sondern an den Seiten mit Braun und Schwärzlich untermischt, so wie der Vorderhals von der letztern Farbe. Er ist ebenfalls nicht so groß wie der gemeine Grebe.

Der Grebe mit grauen Backen
oder
der rothhalsige Silbertaucher.

(Colymbus rubricollis. L. Le grèbe à joues grises, ou le jougris. B.)

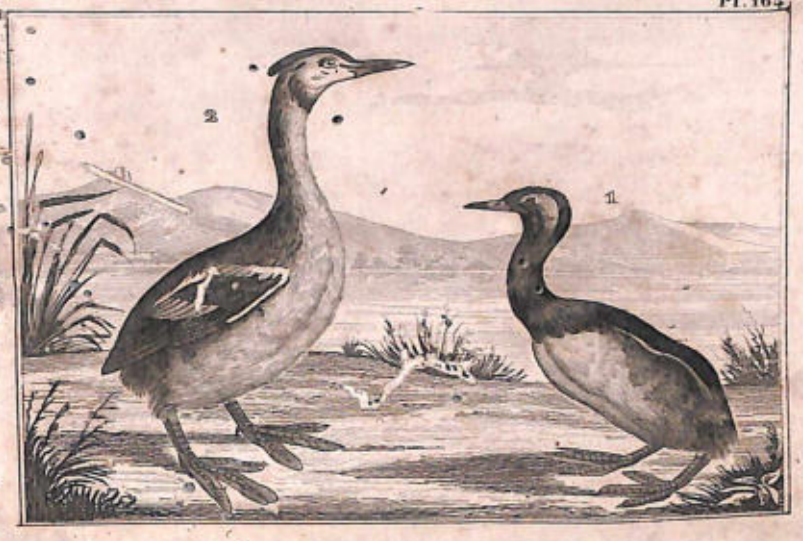
Neunte Art.

Um Arten besonders zu benennen, welche zahlreich, und deren Unterschiede oft wenig bemerkbar sind, muß man sich oft mit kleinen Merkmalen begnügen, die man sonst nicht hervorheben würde; aus welchem Grunde man diesen Grebe, Nr. 931, den graubackigen genannt hat, weil in der That die Backen grau sind, so wie die Gegend um das Kinn; der vor-

1. DER OHRENGREBE. 2. DER SLAVONISCHE GREBE.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Taucher. *Gattung:* Tauchvogel. *Ord.*

Pl. 16.



DER KASTANIENGREBE.

Ordnung: Schwimmhäutler. . . . . *id.*

ge Theil seines Halses ist fuchsroth, und sein Mantel schwarzbraun; er ist ungefähr von der Größe des gehörnten Grebe.

Der große Grebe.

(Colymbus cayanensis. L. Le grand grèbe. B.)

Zehnte Art.

Dieser Grebe, Nr. 404, Fig. 1, ist weniger in Folge der Dimensionen seines Körpers, als der Länge des Halses der größte Vogel dieser Gattung. Diese Länge des Halses veranlaßt, daß sein Kopf sich 3 bis 4 Zoll höher erhebt, als jener des gemeinen Grebe, obgleich er weder dicker noch in seinen übrigen Längenverhältnissen größer ist. Der Mantel ist braun, der Vorderhals fuchsbraun, welche Farbe sich auf die Seiten zieht, und das Weiß des Brustschildes beschattet, welches fast erst mitten in der Magengegend ganz rein wird. Er findet sich in Cayenne.

Aus unserer Aufzählung wird man entnehmen, daß die Arten der Grebefamilie in beiden Kontinenten verbreitet sind. Sie scheinen sich auch an beiden Polen zu finden: der Kaarsaak und der Esarokitsok der Grönländer sind, wie es scheint, Greben; und nach dem Südpol zu hat Hr. Bougainville auf den malvinischen Inseln Vögel gefunden, welche uns mehr den Greben, als den Tauchern anzugehören scheinen.

Der Kastaniengrebe oder Meertaucher.

(Podiceps europaeus. L. Le castagneux. B.)

Erste Art.

Wir haben bemerkt, daß der Kastaniengrebe viel kleiner sey, als alle andern Grebe; man kann selbst hinzufügen, daß er mit Ausnahme des kleinen Sturmvogels der kleinste aller schwimmenden Vögel ist; er gleicht auch dem Sturmvogel durch den Flaum, womit er statt der Federn bedeckt ist; aber übrigens sind der Schnabel, die Füße und der ganze Körper durchaus gestaltet wie bei den Grebe. Er hat fast dieselbe Farbe, aber da er kastanienbraun auf dem Rücken ist, so gab man ihm den Namen Kastaniengrebe. Bei einigen einzelnen Vögeln ist der Körper grau, und nicht von schimmerndem

Weiß; andere sind mehr schwärzlich als braun auf dem R
ken, und dieser Unterschied in den Farben ist durch Aldrovan
angegeben worden. Der Kastaniengrebe, Nr. 905, kann s
eben so wenig, wie der gemeine Grebe, auf dem Lande halt
und gehen; seine nach hinten stehenden Beine können den Kö
per nicht unterstützen, und dienen ihm nur zum Schwimme
Er fliegt nur mit Mühe auf; aber hat er sich einmal erh
ben, so ist sein Flug anhaltend. Man sieht ihn auf d
Flüssen den ganzen Winter über, zu welcher Zeit er sehr fe
ist; aber obgleich man ihn Flußgrebe genannt hat, so sie
man ihrer auch auf dem Meere, wo er Seekrebse und Stin
frißt, so wie er sich auch von kleinen Krebsen und Fischen in
den süßen Gewässern ernährt. Wir fanden in seinem Magen
Sandkörner; dieses Eingeweide ist muskelig und innerhalb mit
einer drüsigen, dichten und wenig anhangenden Haut bekleidet;
die Därme sind, wie Belon bemerkt, sehr lang und dünn;
die beiden Beine sind an den Hinterkörper durch eine Haut
befestigt, welche nachgibt, wenn die Beine sich ausdehnen, und
die sehr nahe an der Fersenwurzel sich anschließt. Oben auf
dem Bürzel sieht man statt des Schwanzes zwei kleine Flaum
büschel, deren jedes aus einer Erhöhung kommt; man be
merkt ferner, daß die Haut an den Zehen mit einem ausge
zahnten Rande von kleinen symmetrisch geordneten Schuppen
eingefaßt ist.

Uebrigens glauben wir, daß Gesners Tropazorola
unser Kastaniengrebe ist. Dieser Naturforscher sagt, es sey
der erste Vogel, der nach dem Winter auf den Schweizer-
seen erscheine.

Der Kastaniengrebe von den Philippinen.

(Colymbus philippensis. L. Le castagneux des Philippines. B.)

Zweite Art.

Obgleich dieser Kastaniengrebe, Nr. 945, etwas größer
ist als der europäische, und sich von ihm durch zwei gro
Züge fuchsrother Farbe auf den Backen und an den Sei
des Halses unterscheidet, so wie auch durch eine auf seinen
Mantel geworfene fuchsrothe Farbung, so ist es doch vielleicht
nur derselbe durch das Klima veränderte Vögel. Wir würden
bestimmter darüber entscheiden können, wenn die Grenzlinien,

welche die Arten trennen, oder die Kette, welche sie vereinigt, was genauer bekannt wären, aber wer kann die große Verwandtschaft aller Genealogien in der Natur verfolgt haben? man müßte mit ihr geboren seyn, und sozusagen gleichzeitige Beobachtungen haben. Es ist schon viel in der kurzen Zeit, die uns gesetzt wurde, ihre Uebergänge zu verfolgen, ihre Nuancen anzugeben, und die unendlichen Verwandlungen zu ahnen, welche sie seit den undenklichen Zeiten, seit denen sie in ihren Schöpfungen wirksam war, überstanden oder veranlaßt haben kann.

Der Kastaniengrebe mit dem Schnabelringe.

(Colymbus podiceps L. Le castagneux à bec cerclé. B.)

Dritte Art.

Ein kleines schwarzes Band, welches den Schnabel dieses Kastaniengreben in der Mitte ringförmig umgibt, ist das Merkmal, durch welches wir ihn zu bezeichnen glaubten. Er hat überdem einen bemerklichen schwarzen Flecken an der untern Schnabelwurzel; sein Gefieder ist ganz braun, dunkel auf dem Kopf und dem Halse, hell und grünlich auf der Brust. Man findet ihn an den Teichen von süßem Wasser in den unbewohnten Gegenden Karolinas.

Der Kastaniengrebe von St. Domingo.

(Colymbus dominicensis, L. Le castagneux de Saint-Domingue. B.)

Vierte Art.

Man sieht, daß die Familie der Kastaniengreben oder der kleinen Greben nicht weniger verbreitet ist, als jene der großen. Dieser, der sich auf St. Domingo findet, ist noch kleiner als der europäische; seine Länge vom Schnabel bis zum Bürzel beträgt kaum 7½ Zoll; er ist schwärzlich [illegible] auf dem Körper, und am Unterleib von grauem Silberweiß mit braunen Flecken.

Der Bläßhuhn-Grebe.

(Le grèbe-foulque. B.)

Fünfte Art.

Die Natur hat fast überall Uebergänge, so wir nu Zwischenräume und Abschnitte bezeichnen möchten; ohne ein Form plötzlich aufzugeben, um sich einer andern zuzuwende entlehnt sie von beiden, ein Zwischenwesen bildend, welche beide Extreme vereinigt, und so füllt sie bis auf den geringsten Raum ein Ganzes aus, in welchem nichts vereinzelt dasteht. Ein solches Zwischenwesen ist der Bläßhuhn-Grebe, Nr. 893, der bisher unbekannt war, und uns aus Südamerika geschickt wurde. Wir geben ihm diesen Namen, weil er die beiden Merkmale der Grebe und des Bläßhuhns hat. Sein Schwanz ist, wie jener des letztern, ziemlich breit; auch hat er, wie es, ziemlich lange Flügel. Sein ganzer Mantel ist olivenbraun, und der ganze Vorderkörper von sehr schönem Weiß; die Zehen und die Häute an denselben haben schwarze oder gelbliche Querstreifen, welches einen angenehmen Effekt macht. Uebrigens ist dieser Bläßhuhn-Grebe, der sich in Cayenne findet, eben so klein, als unser Kastaniengrebe.

Die Taucher.

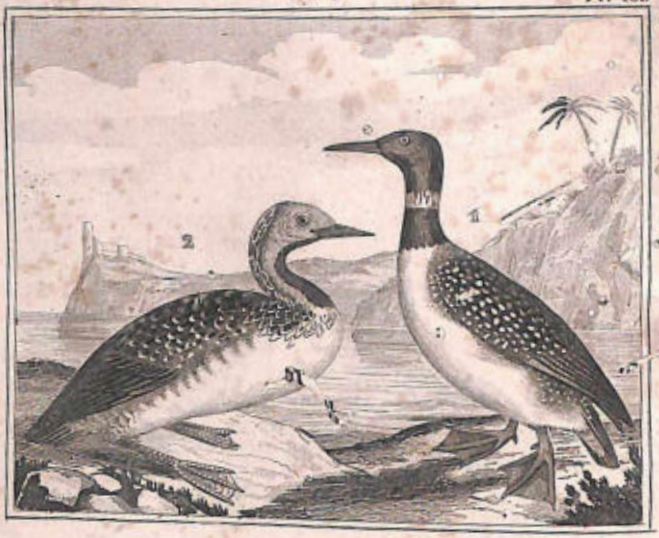
(Les plongeons. B.)

Obgleich viele Wasservögel die Gewohnheit haben, bei der Verfolgung ihrer Beute bis auf den Grund des Wassers zu tauchen, so hat man doch vorzugsweise den Namen Taucher einer kleinen besondern Familie dieser untertauchenden Vögel gegeben, die sich von den andern dadurch unterscheiden, daß sie einen graden und spitzen Schnabel haben, und die drei Vorderzehen durch eine ganze Schwimmhaut verbunden sind, welche längs der innern Zehe, von welcher jedoch die hintere getrennt ist, einen Umschlag hat. Die Taucher haben überdem kleine und spitze Nägel, [1]) einen kurzen, kaum bemerkbaren Schwanz, sehr

[1]) Von der Grebe und nicht von dem Taucher gilt, was Schwenkfeld sagt, er sey der einzige unter den Vögeln mit abgeflachten Nägeln: Mergo unico inter aves lati sunt ungues.

1. DER GROSSE TAUCHER
2. DER MEERKATER ODER BAILLONS-TAUCHER.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Taucher. *Gattung:* Tauchvogel
(Cuv.)



1. DIE GEHAUBTE TAUCHENTE.
2. DIE KLEINE GEHAUBTE TAUCHENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lamellenschnäbler.
Gattung: Tauchente. *(Cuvier.)*

platte und ganz nach hinten stehende Füße, endlich die Beine an den Leib zurück gezogen, welches zum Schwimmen sehr zweckmäßig ist, aber das Gehen ungemein erschwert; auch sind in der That die Taucher, wie die Greben, genöthigt, auf dem Lande sich aufrecht in einer geraden und fast senkrechten Stellung zu halten, ohne das Gleichgewicht in ihren Bewegungen behaupten zu können; wohingegen sie sich im Wasser mit so vieler Gewandtheit und Schnelligkeit bewegen, daß sie der Kugel entgehen, indem sie sich mit der Schnelligkeit des Blitzes in demselben Augenblick untertauchen, in welchem auf sie geschossen wird; weshalb auch erfahrene Jäger, um diese Vögel zu schießen, ein Stück Pappendeckel auf ihrer Flinte anbringen, welches, indem es die Hand frei läßt, das Abblitzen des Pulvers dem Blick des Vogels entzieht.

Wir kennen 5 Arten in der Gattung des Tauchers, von denen zwei, die eine ziemlich groß und die andere kleiner, sich in süßen Gewässern im Innern des Landes, und auf salzigen Gewässern in der Nähe der Seeküsten finden; die drei andern Arten scheinen sich nur an den Seeküsten, und besonders an denen der nördlichen Meere aufzuhalten; wir wollen jede insbesondere beschreiben.

Der große Taucher.

(Urinator immer. L. Le grand plongeon. B.)

Erste Art.

Dieser Taucher, Nr. 914, ist fast von der Größe und dem Wuchs der Gans. Er ist an den Schweizerseen bekannt, und der Name Studer, den man ihm am Bodensee gibt, bezeichnet nach Gesner seine Schwerfälligkeit zu Lande, und die Unfähigkeit zu gehen, trotz der Anstrengung, die er gleichzeitig mit den Flügeln und den Beinen macht. Er fliegt nur vom Wasser auf, aber in diesem Element gehen seine Bewegungen eben so leicht, als lebhaft und schnell von Statten; er taucht in sehr große Tiefen unter, und schwimmt unter dem Wasser auf hundert Schritte Entfernung, ohne daß er wieder erscheint, um Athem zu holen; ein in der erweiterten Luftröhre eingeschlossener Theil Luft genügt während dieser Zeit für die Respiration dieses geflügelten Amphibiums, welches weniger dem Element der Luft, als jenem des Wassers anzugehören

scheint. Eben so verhält es sich mit den andern Tauchern und den Greben; sie bewegen sich mit Leichtigkeit nach allen Richtungen im Wasser; finden dort ihren Unterhalt, ihren Schutz, und Zufluchsort; denn wenn der Raubvogel in der Luft erscheint, oder sich ein Jäger am Ufer zeigt, so sucht der Taucher seine Sicherheit nicht in der Flucht durch den Flug, sondern er taucht unter, und entzieht sich, unter dem Wasser verborgen, dem Blick aller seiner Feinde; doch der Mensch, noch mächtiger durch Gewandtheit, als durch Kraft, weiß ihn auch dorthin zu verfolgen; ein Netz, ein Angelhaken mit der Lockspeise eines kleinen Fisches sind die Mittel, durch die der Vogel gefangen wird, indem er seine Beute verschlingt; er stirbt so, während er sich ernähren will, und in demselben Element, auf welchem er geboren wurde; denn man findet sein Nest auf dem Wasser mitten unter großem Schilf. Aristoteles bemerkt mit Grund, die Taucher begönnen ihre Brut mit dem Anfang des Frühlings, die Möven dagegen nisteten erst am Ende dieser Jahreszeit oder im Anfang des Sommers; aber mit Unrecht widerspricht hier Plinius diesem Naturforscher, den er oft nur abschreibt, indem er sich des Namens **mergus** bedient, um einen Wasservogel zu bezeichnen, der auf den Bäumen nistet; diese Gewohnheit, welche der Seerabe und einige andere Wasservögel haben, ist keineswegs die des Tauchers, der sein Nest im Schilf anlegt.

Einige Beobachter haben geschrieben, dieser große Taucher sey sehr schweigsam, doch schreibt ihm Gesner ein besonderes und sehr gellendes Geschrei zu, vermuthlich hört man ihn aber nur selten.

Uebrigens scheint Willughby in dieser Art eine Varietät anzuerkennen, die sich dadurch von der ersten unterscheidet, daß der Vogel eine einzige gleichförmige Farbe auf dem Rücken hat, wohingegen der Mantel des großen Tauchers weißaraue Wellenlinien auf braungrauem Grunde mit einem gewölkten und weißlich punktirten Braun oben auf dem Kopf und dem Halse hat, welcher letztere überdem nach unten zu mit einem Halbhalsband von denselben Farben geschmückt ist, woran sich das schöne Weiß der Brust und des Unterleibs schließt.

Der kleine Taucher.

(Urinator parvus. L. Le petit plongeon. B.)

Zweite Art.

Dieser kleine Taucher, Nr. 992, gleicht sehr dem großen in den Farben, und hat ebenfalls einen ganz weißen Vorderkörper; der Rücken und obere Theil des Kopfes und des Halses sind schwärzlich-aschgrau, und ganz mit kleinen weißen Tropfen durchsät. Er ist jedoch kleiner, und die größeren Vögel dieser Art sind höchstens 1 Fuß 9 Zoll von der Spitze des Schnabels bis zu jener des Schwanzes lang, 2 Fuß bis zur Spitze der Zehen, und die Flugweite beträgt 2½ Fuß; bei dem großen Taucher dagegen mehr als 4, und die Länge vom Schnabel bis zu den Zehen 2½ Fuß. Uebrigens sind ihre natürlichen Gewohnheiten fast dieselben.

Man sieht das ganze Jahr hindurch Taucher von dieser Art auf unsern Teichen, welche sie nur verlassen, wenn das Eis sie zwingt, sich nach den Flüssen und Bächen, die nicht zufrieren, zu begeben; sie fliegen während der Nacht auf, und entfernen sich nur so wenig als möglich von ihrem ersten Aufenthalt. Man hat es schon zur Zeit des Aristoteles bemerkt, daß sie sich während des Winters nicht entfernten. Dieser Philosoph sagt auch, ihre Brut bestehe aus 2 bis 3 Eiern; unsere Jäger aber versichern, aus 3 bis 4, und sie fügen hinzu, wenn man sich dem Nest nähere, so tauche die Mutter unter, und die Jungen stürzten sich in das Wasser, um ihr zu folgen. Uebrigens schwimmen und tauchen diese Vögel immer mit Geräusch und einer sehr lebhaften Bewegung der Flügel und des Schwanzes unter, mit den Füßen rudern sie nicht von vorn nach hinten, sondern von der Seite und sich in der Diagonale kreuzend. Herr Hebert hat jene Bewegung beobachtet, indem er einen dieser Taucher gefangen hielt, welcher, nur an einem langen Bindfaden zurückgehalten, immer diese Richtung nahm; er schien nichts von seiner natürlichen Freiheit verloren zu haben, und befand sich auf einem Fluß, wo er seine Nahrung fand, indem er kleine Fische erhaschte.

Der Meerkater (Meerkatze) oder Baillons-Taucher.

(Urinator Bailloni. L. Le plongeon cat-marin. B.)

Dritte Art.

Dieser Taucher, unserm kleinen Taucher aus süßen Gewässern sehr ähnlich, wurde uns von den Küsten der Picardie geschickt, wo er sich besonders im Winter aufhält, und wo die Fischer ihn Meerkater nennen, weil er vielen Fischlaich frißt und zerstört. Oft fangen sie ihn in dem für die schwarzen wilden Enten, mit denen dieser Taucher gewöhnlich ankommt, ausgespannten Netze; denn man bemerkt, daß er sich im Sommer entfernt, als bringe er diese Jahreszeit mehr im Norden zu; einige nisten jedoch nach dem Bericht der Matrosen in den Sorlingen auf Felsen, wohin sie nur gelangen können, wenn sie sich, durch die Bewegung der Wogen unterstützt, mit einem Aufschwung dorthin begeben; denn auf dem Lande sind sie wie die andern Taucher unfähig, sich empor zu schwingen; sie können selbst nur auf den Wogen so zu sagen laufen, indem sie dieselben in gerader Haltung und mit dem hintern Theil des Körpers im Wasser durchstreichen.

Dieser Vogel dringt mit der Fluth in die Mündungen der Flüsse ein. Kleine Stinte und andere Fische, so wie Störlaich sind ihre liebste Nahrung. Da sie fast eben so schnell schwimmen, als die andern Vögel fliegen, und so gut untertauchen, wie ein Fisch, so stehen ihnen alle möglichen Vortheile zu Gebote, um sich flüchtiger Beute zu bemächtigen.

Die Jungen, weniger geschickt und geübt, als die Alten, fressen nur kleine Meerkrebse, doch sind sowohl erstere als letztere in allen Jahreszeiten sehr fett. Hr. Baillon, der diese Taucher an den Küsten der Picardie sehr gut beobachtet hat, und uns diese Nachrichten mittheilt, fügt hinzu, in dieser Art unterscheide sich das Männchen vom Weibchen, indem dieses ungefähr 2 Zoll kleiner sey. Die Männchen sind von der Spitze des Schnabels bis zu jener der Zehen 2 Fuß 3 Zoll lang, und haben 3 Fuß 2 Zoll Flugweite. Das Gefieder der Jungen bis zur Mause ist von räucherigem Schwarz, ohne einen der weißen Flecken, womit der Rücken der Alten übersät ist.

Wir wollen auf diese Art als Varietät einen Taucher mit schwarzem Kopf zurückführen, aus welchem Hr. Brisson seine fünfte Art machte, indem er auf ihn Notizen von Willughby und Ray anwendete, die dem Imbrim oder großen Taucher der nördlichen Meere zukommen, den wir beschreiben werden, welche Notizen aber nicht auf die kleinen Taucher bezogen werden können.

Uebrigens hat man die Bemerkung gemacht, daß das Fleisch dieser Vögel besser wird, wenn sie in der Bai von Longh-Foyle in der Nähe von Londonderry in Irland sich von einer gewissen Pflanze ernährt haben, deren Halm zart, und, wie man sagt, fast so süß seyn soll, wie das Zuckerrohr.

Der Imbrim, [1])
oder
große Taucher der nordischen Meere.

(Colymbus glacialis. L. L'imbrim ou grand plongeon de la mer du nord. B.)

Vierte Art.

Imbrim, Nr. 952, ist der Name, den man auf den Feroeinseln diesem großen Taucher gibt, der auf den Orkaden unter dem Namen Embergoose bekannt ist. Er ist größer, als eine Gans, indem er 3 Fuß vom Schnabel bis zu den Nägeln mißt, und 4 Fuß Flugweite hat. Er zeichnet sich auch durch ein bogenartig ausgeschnittenes Halsband quer über den Hals, und aus kleinen länglichen abwechselnd schwarzen und weißen Streifen bestehend, aus; der Farbengrund, gegen den dieses Halsband absticht, ist schwarz, mit grünen Widerscheinen am Halse, und mit veilchenblauen auf dem Kopf; der Mantel ist auf schwarzem Grunde weiß gesprenkelt; der ganze Unterleib von schönem Weiß.

Dieser große Taucher erscheint bisweilen in England in strengen Wintern; [2]) aber zu jeder andern Zeit verläßt er die

---

[1]) Huubrye bei den Isländern, Anderson zufolge, welcher sagt, dieser Vogel gleiche sehr dem Geier (geir-fugl) durch seine Größe und sein Geschrei; aber dieser vermeintliche Geier ist eine Tauchente.

[2]) Wir haben einen erkannt, der diesen Winter (1780) an der Küste der Picardie getödtet wurde.

nordischen Meere nicht, und findet sich gewöhnlich an der Küsten der orkadischen und Feroeinseln, so wie von Island und Grönland, denn er ist leicht in dem Tuglek der Grönländer zu erkennen. Einige Schriftsteller aus dem Norden, wie Hoierus, Arzt in Bergen, haben behauptet, diese Vögel nisteten und brüteten unter dem Wasser, was weder wahr, noch selbst wahrscheinlich ist, und eben so fabelhaft erscheint hier, was man in dieser Beziehung in den philosophischen Untersuchungen liest, der Imbrim halte nämlich seine Eier unter den Flügeln, und brüte sie so aus, indem er sie überall mit sich nehme. Alles, was aus diesen Erdichtungen hervorgeht, ist, daß wahrscheinlich dieser Vogel an Klippen oder wüsten Küsten nistet, und daß bis jetzt noch kein Beobachter sein Nest gesehen.

Der Lumme,
oder
kleine Taucher der nordischen Meere.

(Le lumme ou petit plongeon de la mer du nord. B.)

Fünfte Art.

Lumme oder Loom bedeutet in der lappländischen Sprache hinkend, und dieser Name bezeichnet den schwankenden Gang des Vogels, wenn er sich am Lande befindet, wohin er sich jedoch selten begibt, indem er fast immer schwimmt, und dicht am Rande des Wassers an wüsten Küsten nistet. Nur wenige haben sein Nest gesehen, und die Isländer behaupten, er brüte seine Eier unter den Flügeln auf hoher See, was nicht wahrscheinlicher ist, als die Brut des Imbrim unter dem Wasser.

Der Lumme, Nr. 308, ist kleiner als der Imbrim, und nur von der Größe der Ente. Sein Rücken ist schwarz, mit kleinen weißen Vierecken übersät; die Kehle schwarz, so wie auch der Vorderhals, dessen oberer Theil mit grauen Federn bedeckt ist; der Hals hat oben über ähnliche graue Federn und vorn einen langen wolkigen schwarzen Flecken, der in Veilchenblau und Grün schillert; ein dichter Flaum, wie der des Schwans, bekleidet die ganze Haut; und die Lappländer machen sich Wintermützen aus diesem guten Pelz.

Diese Taucher scheinen selten die nordischen Meere zu verlassen, obgleich sie sich, nach dem Bericht Kleins, von Zeit zu Zeit an den Küsten der Ostsee zeigen, und in ganz Schweden gut bekannt sind. Sie halten sich besonders an den Küsten von Norwegen, Island und Grönland auf, sie besuchen sie den ganzen Sommer über, und erziehen und pflegen dort ihre Jungen mit großer Sorgfalt. Anderson theilt uns in dieser Beziehung Nachrichten mit, welche, wenn ganz genau, interessant seyn würden. Er sagt, die Brut bestehe nur aus 2 Eiern und sobald ein junger Lumme stark genug sey, um das Nest zu verlassen, führten ihn die Eltern an das Wasser, einer von beiden immer über ihm fliegend, um ihn gegen den Raubvogel zu vertheidigen, der andere unter ihm, um ihn, wenn er fallen sollte, auf dem Rücken aufzufangen; und falle, trotz dieser Vorsichtsmaßregeln, der junge Vogel auf die Erde, so stürzten die Eltern ihm nach, und ehe sie ihn aufgäben, ließen sie sich lieber durch die Menschen fangen oder durch die Füchse fressen, welche solche Gelegenheiten auszuspähen wüßten, und in diesen kalten mit Landwildpret wenig versehenen Gegenden alle ihre Aufmerksamkeit und List der Jagd der Vögel zuwendeten. Dieser Schriftsteller fügt hinzu, wenn einmal die Lummen mit ihren Jungen das Meer erreicht hätten, kehrten sie nicht wieder an das Land zurück; er versichert selbst, die Alken, welche aus Zufall ihre Familie verloren hätten, oder zu alt zum Brüten seyen, kämen nie an das Land, und schwämmen immer in Trupps von 60 bis 100 zusammen. „Wenn man ein Junges, sagt er, vor einem dieser Trupps in das Meer wirft, so umgeben es sofort alle Lummen, und jeder beeilt sich, es zu begleiten, so daß sie sich selbst unter einander bekämpfen, bis der stärkste es mit sich führt; kommt aber zufällig die Mutter des Jungen hinzu, so ist der Streit sofort beendigt, indem man es ihr überläßt."

Mit der Annäherung des Winters entfernen sich diese Vögel, und verschwinden bis zur Rückkehr des Frühlings. Anderson vermuthet, daß sie sich südwestlich nach Amerika zurückziehen, und Edwards gibt in der That zu, daß die Art den nördlichen Meeren dieses Kontinents und des europäischen gemein ist; wir können auch noch die nördlichen Meere des asiatischen Kontinents hinzufügen; denn der aus Sibirien gekommene rothkehlige Taucher, der unter dieser Benennung auf

der illuminirten Tafel, Nr. 308, dargestellt wurde, ist ganz derselbe, wie jener von Edwards 97ster Tafel, und dieser Naturforscher sagt, es sey das Weibchen des Lumme, und zwar nach dem nicht verdächtigen Zeugniß seines Korrespondenten Isham, eines guten Beobachters, der ihm beide Vögel aus Grönland gebracht hatte.

In der Zeit, wenn die Lummen nach der norwegischen Küste kommen, dient ihr verschiedenes Geschrei den Bewohnern als Verkündigung des schönen Wetters oder Regens, und wahrscheinlich verschonen sie aus dem Grunde ihr Leben, und sehen es selbst nicht gern, wenn sie sich in ihren Netzen gefangen haben.

Linne unterscheidet in dieser Art eine Varietät, und sagt mit Wormius, der Lumme niste am Ufer und selbst am Rande des Wassers; worüber Anderson mit sich selbst im Widerspruche zu seyn scheint. [1]) Uebrigens scheint der spitzbergische Lumme von Martens, nach der Beobachtung des Hrn. Ray, von der grönländischen und isländischen Lummen verschieden zu seyn, indem er einen gekrümmten Schnabel hat, obgleich übrigens seine Anhänglichkeit zu seinen Jungen, die Art, wie er sie auf das Meer begleitet und vor den Raubvögeln beschützt, ihm viel Aehnlichkeit mit diesen Vögeln in Beziehung auf natürlichen Gewohnheiten gibt; und was die Loms des Schiffahrers Barentz betrifft, so verhindert nichts, daß man sie für dieselben Vögel, wie unsere Lummen, halte, welche wohl auch Neuseeland besuchen können.

Die Tauchente.

(Mergus merganser. L. Le harle. B.)

Erste Art.

„Die Tauchente, sagt Belon, richtet eben so viel Schaden in einem Teich an, als ein Biber nur thun könnte, weßhalb das Volk auch diesem Vogel den Namen Biber gibt.“ Belon

[1]) Im ersten Bande seiner Naturgeschichte von Island und Grönland, Seite 93, sagt er, der Lumme niste an wüsten Küsten am Rande des Wassers; „so daß er unmittelbar aus dem Meere in sein Nest kommen, und selbst auf seinen Eiern sitzend trinken könne.“ Im zweiten Bande, Seite 52, behauptet er, die Lummen nisteten „auf hohen Felsen, und kleinen vorspringenden Felsstücken.“ Dieser

scheint sich aber hier mit dem Volk in Beziehung auf den Biber zu täuschen, der keine Fische, sondern Baumrinde und zartes Holz frißt, und man hätte diesen fischfressenden Vogel mit der Fischotter vergleichen sollen, da von allen vierfüßigen Thieren kein einziges so viele Fische vernichtet.

Die Größe der Tauchente steht zwischen jener der Ente und der Gans; aber ihr Wuchs, ihr Gefieder und ihre geringere Flugweite machen sie der Ente ähnlicher. Mit wenig Grund hat ihr Gesner den Namen merganser (Tauchergans) nur in Folge der Aehnlichkeit des Schnabels mit jenem des Tauchers beigelegt, indem diese Aehnlichkeit sehr unvollkommen ist. Der Schnabel der Tauchente ist fast cylindrisch und gerade bis zur Spitze, wie jener des Tauchers, aber er unterscheidet sich dadurch, daß diese Spitze gekrümmt, und wie ein krummer Zehennagel von harter und horniger Substanz gebogen ist; er unterscheidet sich ferner dadurch, daß seine Ränder mit nach hinten gerichteten Auszahnungen versehen sind. Die Zunge ist mit harten und wie die Auszahnungen des Schnabels nach hinten gerichteten Warzen versehen, welches dazu dient, den schlüpfrigen Fisch zurück zu halten, und selbst in die Kehle des Vogels zu bringen; auch verschlingt er in übermäßiger Begierde Fische, die viel zu groß sind, als daß sie ganz in seinem Magen Raum hätten; er zieht den Kopf zuerst in seinen Speiseschlund, wo derselbe verdaut wird, bevor der Körper nachfolgen kann.

Die Tauchente schwimmt mit ganz untergetauchtem Körper, und nur mit dem Kopf außer dem Wasser; sie taucht sehr tief unter, bleibt lange unter dem Wasser, und durchschwimmt eine große Strecke, bevor sie wieder erscheint. Obgleich sie kurze Flügel hat, ist doch ihr Flug schnell, und meist streicht sie über dem Wasser, in welchem Fall sie fast ganz weiß erscheint; auch nennt man sie in einigen Gegenden, wie in Brie, wo sie ziemlich selten ist, die weiße Tauchente. Der Vorderkörper ist von bleichem verwaschenem Gelb; der Hals oben über mit dem ganzen Kopf schwarz mit grünen Widerscheinen, und die Federn desselben, welche fein seidenartig

---

Widerspruch läßt sich vereinigen, wenn man annimmt, daß die Lummen ihre Nester anzulegen wissen, je nachdem die Küste ein flaches oder felsiges Ufer ist.

der illuminirten Tafel, Nr. 308, dargestellt wurde, ist ganz derselbe, wie jener von Edwards 97ster Tafel, und dieser Naturforscher sagt, es sey das Weibchen des Lumme, und zwar nach dem nicht verdächtigen Zeugniß seines Korrespondenten Isham, eines guten Beobachters, der ihm beide Vögel aus Grönland gebracht hatte.

In der Zeit, wenn die Lummen nach der norwegischen Küste kommen, dient ihr verschiedenes Geschrei den Bewohnern als Verkündigung des schönen Wetters oder Regens, und wahrscheinlich verschonen sie aus dem Grunde ihr Leben, und sehen es selbst nicht gern, wenn sie sich in ihren Netzen gefangen haben.

Linne unterscheidet in dieser Art eine Varietät, und sagt, mit Wormius, der Lumme niste am Ufer und selbst am Rande des Wassers; worüber Anderson mit sich selbst im Widerspruch zu seyn scheint. *) Uebrigens scheint der spitzbergische Lumo von Martens, nach der Beobachtung des Hrn. Ray, von den grönländischen und isländischen Lummen verschieden zu seyn, indem er einen gekrümmten Schnabel hat, obgleich übrigens seine Anhänglichkeit zu seinen Jungen, die Art, wie er sie auf das Meer begleitet und vor den Raubvögeln beschützt, ihm viel Aehnlichkeit mit diesen Vögeln in Beziehung auf die natürlichen Gewohnheiten gibt; und was die Loms des Schiffahrers Barentz betrifft, so verhindert nichts, daß man sie für dieselben Vögel, wie unsere Lummen, halte, welche wohl auch Neuseeland besuchen können.

Die Tauchente.

(Mergus merganser. L. Le harle. B.)

Erste Art.

„Die Tauchente, sagt Belon, richtet eben so viel Schaden in einem Teich an, als ein Biber nur thun könnte, weshalb das Volk auch diesem Vogel den Namen Biber gibt.“ Belon

*) Im ersten Bande seiner Naturgeschichte von Island und Grönland, Seite 93, sagt er, der Lumme niste an wüsten Küsten am Rande des Wassers, „so daß er unmittelbar aus dem Meere in sein Nest kommen, und selbst auf seinen Eiern sitzend trinken könne.“ Im zweiten Bande, Seite 52, behauptet er, die Lummen nisteten „auf hohen Felsen, und kleinen vorspringenden Felsstücken.“ Dieser

scheint sich aber hier mit dem Volk in Beziehung auf den Name über zu täuschen, der keine Fische, sondern Baumrinde und zartes Holz frißt, und man hätte diesen fischfressenden Vogel mit der Fischotter vergleichen sollen, da von allen vierfüßigen Thieren kein einziges so viele Fische vernichtet.

Die Größe der Tauchente steht zwischen jener der Ente und der Gans; aber ihr Wuchs, ihr Gefieder und ihre geringere Flugweite machen sie der Ente ähnlicher. Mit wenig Grund hat ihr Gesner den Namen merganser (Tauchergans) nur in Folge der Aehnlichkeit des Schnabels mit jenem des Tauchers beigelegt, indem diese Aehnlichkeit sehr unvollkommen ist. Der Schnabel der Tauchente ist fast cylindrisch und gerade bis zur Spitze, wie jener des Tauchers, aber er unterscheidet sich dadurch, daß diese Spitze gekrümmt, und wie ein krummer Zehennagel von harter und horniger Substanz gebogen ist; er unterscheidet sich ferner dadurch, daß seine Ränder mit nach hinten gerichteten Auszahnungen versehen sind. Die Zunge ist mit harten und wie die Auszahnungen des Schnabels nach hinten gerichteten Warzen versehen, welches dazu dient, den schlüpfrigen Fisch zurück zu halten, und selbst in die Kehle des Vogels zu bringen; auch verschlingt er in übermäßiger Begierde Fische, die viel zu groß sind, als daß sie ganz in seinem Magen Raum hätten; er zieht den Kopf zuerst in seinen Speiseschlund, wo derselbe verdaut wird, bevor der Körper nachfolgen kann.

Die Tauchente schwimmt mit ganz untergetauchtem Körper, und nur mit dem Kopf außer dem Wasser; sie taucht sehr tief unter, bleibt lange unter dem Wasser, und durchschwimmt eine große Strecke, bevor sie wieder erscheint. Obgleich sie kurze Flügel hat, ist doch ihr Flug schnell, und meist streicht sie über dem Wasser, in welchem Fall sie fast ganz weiß erscheint; auch nennt man sie in einigen Gegenden, wie in Brie, wo sie ziemlich selten ist, die weiße Tauchente. Der Vorderkörper ist von bleichem verwaschenem Gelb; der Hals oben über mit dem ganzen Kopf schwarz mit grünen Widerscheinen, und die Federn desselben, welche fein seidenartig

---

Widerspruch läßt sich vereinigen, wenn man annimmt, daß die Lummen ihre Nester anzulegen wissen, je nachdem die Küste ein flaches oder felsiges Ufer ist.

und lang sind, auch sich von dem Nacken bis auf die Stirn emporsträuben, vergrößern sehr den Umfang des Kopfes. Der Rücken ist von drei Farben, schwarz oben und auf den großen Schwungfedern, weiß auf den mittlern und den meisten Bedeckungen, und hübsch mit Grau und Weiß eingefaßt am Bürzel; der Schwanz ist grau; die Augen, die Füße und ein Theil des Schnabels sind roth.

Die Tauchente ist, wie man sieht, ein sehr schöner Vogel; aber ihr Fleisch ist trocken und ein schlechtes Essen. [1]) Ihre Körpergestalt ist breit und auf dem Rücken merklich abgeflacht. Man hat bemerkt, daß sich in der Luftröhre drei Anschwellungen finden, von denen die letzte nahe an der Gabeltheilung ein knochiges Labyrinth umhüllt; diese Zurüstung enthält die Luft, welche der Vogel unter dem Wasser athmet. Belon sagt, er habe auch bemerkt, der Schwanz der Tauchente sey oft an der Spitze wie zerquetscht und durch einander gewirrt, und sie setze sich, wie der Seerabe, auf Bäume, wo sie, so wie auch in Felsenhöhlen, ihr Nest anlege; aber Aldrovande sagt im Gegentheil, und mit mehr Wahrscheinlichkeit, die Tauchente niste am Ufer, und verlasse das Wasser nicht. Wir haben nicht Gelegenheit gehabt, diese Angabe zu bewahrheiten; die Tauchenten erscheinen nur ab und zu in den Provinzen Frankreichs, und aus allen Nachrichten, die wir erhielten, konnten wir nur entnehmen, daß sie sich an verschiedenen Orten und immer im Winter einfinden. In der Schweiz glaubt man, ihr Erscheinen auf den Seen verkünde einen strengen Winter, und obgleich dieser Vogel an der Loire ziemlich bekannt seyn muß, weil man ihm dort, nach Belon, den Namen harle oder herle gegeben, so scheint es doch, nach diesem Beobachter selbst, daß er sich im Winter in südliche Klimate begibt; denn er gehört zu den Vögeln, die aus dem Norden bis nach Egypten kommen, um dort, Belon zufolge, den Winter zuzubringen; obgleich es nach seinen eigenen Beobachtungen scheint, daß dieser Vogel sich auf dem Nil zu jeder andern Jahreszeit, als im Winter, findet, was ziemlich schwer zu vereinigen ist.

[1]) Belon führt das Volkssprichwort an: „Wer den Teufel bewirthen wolle, würde ihm das Fleisch von Tauchenten und Seeraben vorsetzen."

Wie dem auch seyn möge, die Tauchenten sind in England nicht häufiger, als in Frankreich, obgleich sie sich bis Norwegen und Island, vielleicht noch weiter in den Norden begeben. Man erkennt die Tauchente in dem geier-fugl der Isländer, denen Anderson unpassend den Namen Geier gibt, wenn man es nicht so verstehen will, daß die Tauchente, ihrer Gefräßigkeit wegen, der Geier des Meeres sey. Es scheint jedoch, daß diese Vögel nicht fortwährend sich an der isländischen Küste aufhalten, indem die Einwohner, jedesmal wenn sie erscheinen, irgend ein großes Ereigniß erwarten. In der Gattung der Tauchente ist das Weibchen, Nr. 953, immer bedeutend kleiner, als das Männchen, Nr. 951. Ersteres unterscheidet sich auch, wie die der meisten Arten der Wasservögel, durch die Farben: der Kopf ist fuchsroth und der Mantel grau; und aus diesem durch Belon unter dem Namen Biber beschriebenen Weibchen, macht Brisson seine siebente Art der Tauchenten, wie man sich davon überzeugen kann, wenn man seine Notiz, Seite 254, und seine Abbildung, Tafel 25, mit unserer illuminirten Tafel, Nr. 953, vergleicht, welche dieses Weibchen darstellt.

Die gehaubte Tauchente (Hauben-Tauchente).

(Mergus serrator. L. Le harle huppé. B.)

Zweite Art.

Die gemeine Tauchente, die wir eben beschrieben, hat nur ein Federbüschel und keine Haube, diese hier, Nr. 207, trägt eine wohlgebildete, deutlich von dem Kopf abstehende, und aus feinen und langen, gegen den Hinterkopf gerichteten Federhalmen bestehende Haube. Sie ist von der Größe der Ente; der Kopf und der obere Hals sind von veilchenblauem in Goldgrün schillerndem Schwarz; die Brust ist fuchsroth mit Weiß untermischt; der Rücken schwarz; der Bürzel und die Seiten sind in Zickzacks braun und weißgrau gestreift; der Flügel ist bunt von Schwarz und Braun, von Weiß und von Aschgrau. Zu beiden Seiten der Brust, gegen die Schultern, finden sich ziemlich lange, schwarz eingefaßte Federn, die das Flügelgelenk bei eingezogenem Flügel bedecken. Der Schnabel und die Füße sind roth. Das Weibchen unterscheidet sich vom

Männchen dadurch, daß der Kopf matt fuchsroth, der Rücken grau, und der ganze Vorderkörper weiß ist, auf der Brust mit schwachem Anstrich von falber Farbe.

Diese Art ist, Willughby zufolge, sehr gemein auf den Lagunen von Venedig; und da Müller berichtet, sie finde sich in Dänemark und Norwegen, und Linne sagt, sie bewohne auch Lappland, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie die dazwischen liegenden Gegenden besucht; auch versichert Schwenkfeld, dieser Vogel komme nach Schlesien, wo man ihn im Anfang des Winters auf den Teichen in den Bergen sieht. Herr Salerne sagt, er sey sehr gemein an der Loire, aber nach der Art, wie er seiner erwähnt, scheint er ihn sehr schlecht beobachtet zu haben.

Die kleine gehaubte Tauchente.

(Mergus albellus. L. La piette ou le petit harle huppé. B.)

Dritte Art.

Dies ist eine hübsche kleine Tauchente mit elsterartigem Gefieder, welcher man bisweilen den Namen Nonne gegeben hat, ohne Zweifel wegen der schönen weißen Farbe, des schwarzen Mantels, und des mit weißen Federbalmen geschmückten Kopfs, welche sich unter das Kinn ziehen, und in Gestalt einer Binde emporrichten, die hinten von einer Art dunkel violetgrünem Schleier durchschnitten wird. Ein schwarzes Halbhalsband oben am Halse vollendet den bescheidenen und pikanten Schmuck dieser kleinen geflügelten Nonne. Sie ist auch unter dem Namen piette sehr bekannt an den Flüssen Are und Somme in der Picardie, wo es, wie Belon sagt, keinen Landmann gibt, der sie nicht zu benennen wüßte. Sie ist etwas größer, als die Kriechente, aber kleiner, als die Blauente; ihr Schnabel ist schwarz und die Füße sind bleigrau; die Ausdehnung der weißen und schwarzen Farbe auf ihrem Gefieder ist sehr Veränderungen unterworfen, so daß sie bisweilen fast ganz weiß ist. Das Weibchen, Nr. 450, ist nicht so schön, wie das Männchen, Nr. 449; es hat keine Haube; sein Kopf ist fuchsroth, und der Mantel grau.

Die Tauchente mit schwarzem Mantel.

(Le harle à manteau noir. B.)

Vierte Art.

Wir vereinigen hier unter derselben Art die schwarze Tauchente und die weiße und schwarze Tauchente Brissons, welche die dritte und sechste von Schwenkfeld sind, weil es uns scheint, daß zwischen ihnen weniger Verschiedenheiten statt finden, als man gewöhnlich in dieser Gattung zwischen dem Männchen und Weibchen bemerkt, um so mehr, als diese beiden Tauchenten fast von derselben Größe sind. Belon, der eine von ihnen unter dem Namen tiers beschreibt, sagt, man nenne sie so, weil sie zwischen der Blauente und der wilden Ente in der Mitte stehe, und die dritte unter diesen bilde, indem ihre Flügel fast eben so bunt sind, wie jene der Blauente; aber er hat Unrecht, seine tiers-Tauchente neben diesen Vogel zu stellen, weil sein Schnabel ganz von jenem der Blauente verschieden ist. Auch nähert sich ihre Größe mehr jener der zahmen Ente. Uebrigens sind ihr Kopf, der Hals oben über, der Rücken, die großen Schwungfedern und der Bürzel schwarz, der ganze Vorderkörper schön weiß, und der Schwanz braun; diese Beschreibung entspricht nun ganz Brissons weiß und schwarzer Tauchente und eben so seiner schwarzen Tauchente, außer daß man an deren Hals braunroth sieht, und sie einen schwarzen Schwanz hat. Der Schnabel und die Beine sind bei beiden roth. Indem Schwenkfeld von der ersteren sagt, man sehe sie selten in Schlesien, läßt er nicht vermuthen, daß die letztere dort gemeiner sey, indem er bemerkt, es zeigten sich einige dieser Vögel im Monat März, wenn das Eis schmilzt, auf den Flüssen.

Die gesternte Tauchente.

(Mergus stellaris. L. Le harle étoilé. B.)

Fünfte Art.

Der große Unterschied des Gefieders zwischen dem Männchen und dem Weibchen in der Gattung der Tauchenten hat mehr als eine doppelte Klassifikation in der Aufzählung ihrer

Arten veranlaßt, wie man es in den Listen unserer Nomenklatoren bemerken kann; wir vermuthen, daß auch Irrthümer zum Grunde liegen, wie sie in der Nomenklatur nur zu häufig sind: es scheint uns, daß die Art dieser gesternten Tauchente, besser beschrieben und gekannt, vielleicht nur ein Weibchen einer der vorigen Arten seyn dürfte. Willughby glaubte es auch; er sagt, diese gesternte Tauchente, welche Gesners, mergus glacialis ist, sey nur das Weibchen der kleinen gehaubten Tauchente, was auch daraus hervorzugehen scheint, daß der mergus glacialis bisweilen ganz weiß ist, wie es sich auch bei der kleinen gehaubten Tauchente findet. Wie dem auch seyn möge, Brisson entnimmt die Benennung gesternte Tauchente einem weißen sternförmigen Flecken, welchen, wie er sagt, diese Tauchente unter einem die Augen umgebenden schwarzen Flecken hat; der obere Theil des Kopfs ist braunroth; der Mantel schwärzlich-braun; der ganze Vorderkörper weiß, und der Flügel halb getheilt weiß und schwarz; der Schnabel ist schwarz oder bleifarbig, wie bei der kleinen gehaubten Tauchente; und die Größe dieser beiden Vögel ist fast dieselbe. Gesner sagt, in der Schweiz nenne man diese Tauchente die Eisente, weil sie erst etwas vor dem großen Forst auf den Seen erscheine.

Die gekrönte Tauchente.

(Mergus cuculatus. L. Le harle couronné. B.)

Sechste Art.

Diese Tauchente, die sich in Virginien findet, ist sehr bemerkenswerth durch ihren mit einem schönen Rand gekrönten Kopf, welche Krone am Umfang schwarz und in der Mitte weiß ist, und aus scheibenförmig emporstehenden Federn gebildet wird; was einen schönen Effekt macht, der sich aber nur bei dem lebenden Vogel gut zeigt, und den aus diesem Grunde unsere illuminirte Tafel nicht wiedergibt. Man sieht ihn auf der schönen Abbildung, welche Catesby von diesem Vogel gibt, der er lebend gezeichnet hat. Seine Brust und sein Bauch sind weiß; der Schnabel, der vordere Theil des Kopfs, der Hals und der Rücken schwarz; die Schwung- und die Steuerfedern braun; die mittelsten Schwungfedern sind schwarz, und mit einem weißen Zuge bezeichnet. Diese Tauchente ist ungefähr

DER PELIKAN.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Ganzschwimmhäutler.

Gattung: Pelikan. *(Cuvier.)*

DER KORMORAN ODER SEERABE.

Ordnung: Schwimmhäutler..... *id.*

von der Größe der zahmen Ente. Das Weibchen, Nr. 936, ist ganz braun, und seine Haube kleiner als jene des Männchens, Nro. 935. Fernandes hat beide unter dem mexikanischen Namen Ecatototl beschrieben, indem er den Zunamen avis venti (Windvogel) hinzufügt, ohne einen Grund dafür anzugeben. Diese Vögel finden sich sowohl in Mexiko und Carolina, als auch in Virginien, und halten sich oft an den Flüssen und den Teichen.

Der Pelikan.

(Pelicanus onocrotalus. L. Le pélican. B.)

Der Pelikan ist für einen Naturforscher merkwürdiger und interessanter wegen seines hohen Wuchses, und des großen Sacks, den er unter seinem Schnabel trägt, als wegen der fabelhaften Berühmtheit seines Namens, der in den religiösen Sinnbildern unwissender Völker geheiligt wurde. Man hat ihn als das Sinnbild der Elternliebe dargestellt, indem er sich die Brust öffne, um mit seinem Blut die dahinschmachtenden Jungen zu ernähren; aber diese Fabel, welche die Egyptier schon von dem Geier vorbrachten, sollte nicht auf den Pelikan angewendet werden, der in Ueberfluß lebt, [1]) und welchem die Natur überdem eine große Tasche gegeben hat, die den andern Wasservögeln fehlt, und worin er den reichen Vorrath des Ertrages seines Fischfanges trägt und aufbewahrt.

Der Pelikan, Nr. 87, ist dem Schwan an Größe gleich, und übertrifft ihn sogar, [2]) und es würde der größte von den Wasservögeln seyn, wenn der Albatros nicht dicker wäre, und der Flamingo nicht viel höhere Beine hätte; die des Pelikan sind dagegen sehr kurz, während er so breite Flügel hat, daß seine Flugweite 11 bis 12 Fuß beträgt. [3]) Er erhält sich da-

[1]) Der heil. Augustin und der heil. Hieronimus scheinen zuerst diese ursprünglich egyptische Fabel auf den Pelikan angewendet zu haben.

[2]) Hr. Edwards schätzt jenen, den er beschreibt, als doppelt so groß, und dicker wie den Schwan. „Der, den Ellis erwähnt, war, sagt er, zweimal dicker als ein dicker Schwan."

[3]) Die durch die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften beschriebenen Pelikane hatten 11 Fuß Flugweite, welches nach ihrer Bemerkung die doppelte der Schwäne und der Adler ist.

her sehr leicht und sehr lange in der Luft; schwebt in ihr ohne Mühe, und verändert dort seine Stellung nur, um auf seine Beute zu stürzen, die ihm nicht entgehen kann; denn die Heftigkeit des Angriffs und die große Ausdehnung der Flügel, welche die Oberfläche des Wassers schlagen und bedecken, setzen es in Bewegung, und lassen es aufschäumen, indem zugleich der Fisch betäubt wird, der dann nicht mehr entfliehen kann. Auf diese Weise verfolgen die Pelikane die Fische, wenn sie allein sind; aber in Trupps wissen sie ihren Angriff zu verändern, und gemeinschaftlich zu handeln; man sieht sie zusammen in einer Linie schwimmen, worauf sie einen großen Kreis bilden, den sie allmälig verengern, um die Fische in die Mitte zu treiben, und dann ihren Fang zu theilen. Diese Vögel wählen zum Fischfang die Morgen- und Abendstunden, in denen die Fische am meisten in Bewegung sind, und die Orte, wo es ihrer am meisten gibt; es ist ein interessantes Schauspiel, wenn man sie sich über das Wasser erheben oder es streifen sieht; dann mit steifem Halse und halb angefülltem Sack zurücksinken, sich mühsam wieder erheben, von neuem zurücksinken, und dieses Treiben fortsetzen, bis ihr großer Sack ganz gefüllt ist, dessen Inhalt sie dann mit Muße auf irgend einer Felsenspitze fressen und verdauen, wo sie bis zum Abend unbeweglich und wie in einem Zustand der Erschlaffung bleiben.

Ich glaube, daß es möglich wäre, diesen Instinkt des Pelikans zu benutzen, der nicht gleich seine Beute verschlingt, sondern sie als Vorrath sammelt, und man aus ihm, wie aus dem Seeraben ein fischendes Hausthier machen könnte; auch versichert man, dieses sey den Chinesen gelungen. Labat berichtet, auch die Wilden hätten einen Pelikan abgerichtet, den sie Morgens abschickten, nachdem sie ihn mit Ruth gerötet, und der Abends nach ihrer Hütte zurückkam, und seinen Sack mit Fischen angefüllt hatte, welche sie ihn wieder auswürgen ließen.

Dieser Vogel muß vortrefflich schwimmen; er hat vollkommene Ruderfüße, indem die vier Zehen durch ein einziges Stück Haut verbunden sind; diese Haut und die Füße sind roth oder gelb, je nach dem Alter. Er scheint auch mit dem Alter eine schöne zart rosenfarbige und wie durchsichtige Färbung anzunehmen, die seinem Gefieder einen Firnißglanz gibt. Die Federn des Halses sind nur ein kurzer Flaum; jene des Nackens aber länger, und eine Art von Kamm oder kleiner Haube bil-

send.[1]) Der Kopf ist an den Seiten abgeflacht; die Augen sind klein und liegen in zwei breiten unbefiederten Backen; der Schwanz besteht aus 18 Steuerfedern. Die Farben des Schnabels sind gelb und blaßroth auf einem grauen Grunde, mit lebhaft rothen Zügen auf der Mitte und gegen die Spitze; dieser Schnabel ist oben abgeflacht wie eine breite Platte, mit einer Kante der Länge nach, und läuft in eine hakenförmige Spitze aus; das Innere dieser Platte, welche die obere Kinnlade bildet, hat fünf vorspringende Reifen, von denen die beiden äußern schneidende Ränder bilden; die untere Kinnlade besteht nur aus zwei unbeweglichen Theilen, die der Ausdehnung der häutigen Tasche folgen, welche an ihnen befestigt ist, und die unter ihnen hängt, wie ein Sack in Gestalt einer Fischreuse. Diese Tasche kann mehr als 20 Pinten Flüssigkeit aufnehmen; sie ist so breit und so lang, daß man den Fuß hineinstellen, oder den Arm bis zum Ellenbogen hineinstecken kann. Ellis sagt, er habe einen Menschen seinen Kopf darin verbergen sehen; doch ist kaum glaublich, was Sanctius von einem dieser Vögel sagt, er habe nemlich oben aus der Luft ein Negerkind herabfallen lassen, das er in seinem Sack mitgenommen hätte.

Dieser große Vogel scheint einiger Erziehung, und trotz seiner Schwerfälligkeit einer gewissen Heiterkeit fähig zu seyn; er ist weder scheu noch böse, und gewöhnt sich sehr leicht an den Menschen.[2]) Belon sah einen auf der Insel Rhodus, der zutraulich durch die Stadt spazierte, und Culmann erzählt bei Gesner die berühmte Geschichte jenes Pelikans, welcher dem Kaiser Maximilian folgte, indem er über der Armee flog, wenn sie auf dem Marsch war, und sich bisweilen so hoch erhob, daß er nicht größer als eine Schwalbe aussah, obgleich seine Flügel 15 Fuß rheinländisch von einem Ende bis zum andern maßen.

---

[1]) Belon übertreibt dieses in seiner Abbildung, indem er ihm einen Federbusch gibt, den er unpassend mit jenem des Kibitz vergleicht, worin Gesner und Aldrovande ihm gefolgt sind. Die Abbildung Gesners ist noch fehlerhafter, indem der Vogel darauf fünf Zehen hat.

[2]) Rzaczynski erzählt von einem 40 Jahre lang am baierischen Hof ernährten Pelikan, der gern in Gesellschaft war, und besonders Vergnügen an der Musik zu finden schien.

her sehr leicht und sehr lange in der Luft; schwebt in ihr ohne Mühe, und verändert dort seine Stellung nur, um auf seine Beute zu stürzen, die ihm nicht entgehen kann; denn die Schnelligkeit des Angriffs und die große Ausdehnung der Flügel, welche die Oberfläche des Wassers schlagen und bedecken, setzen es in Bewegung, und lassen es aufschäumen, indem zugleich der Fisch betäubt wird, der dann nicht mehr entfliehen kann. Auf diese Weise verfolgen die Pelikane die Fische, wenn sie allein sind; aber in Trupps wissen sie ihren Angriff zu verändern, und gemeinschaftlich zu handeln; man sieht sie zusammen in einer Linie schwimmen, worauf sie einen großen Kreis bilden, den sie allmälig verengern, um die Fische in die Mitte zu treiben, und dann ihren Fang zu theilen. Diese Vögel wählen zum Fischfang die Morgen- und Abendstunden, in denen die Fische am meisten in Bewegung sind, und die Orte, wo es ihrer am meisten gibt; es ist ein interessantes Schauspiel, wenn man sie sich über das Wasser erheben oder es streifen sieht; dann mit steifem Halse und halb angefülltem Sack zurücksinken, sich mühsam wieder erheben, von neuem zurücksinken, und dieses Treiben fortsetzen, bis ihr großer Sack ganz gefüllt ist, dessen Inhalt sie dann mit Muße auf irgend einer Felsenspitze fressen und verdauen, wo sie bis zum Abend unbeweglich und wie in einem Zustand der Erschlaffung bleiben.

Ich glaube, daß es möglich wäre, diesen Instinkt des Pelikans zu benutzen, der nicht gleich seine Beute verschlingt, sondern sie als Vorrath sammelt, und man aus ihm, wie aus dem Seeraben ein fischendes Hausthier machen könnte; auch versichert man, dieses sey den Chinesen gelungen. Labat berichtet, auch die Wilden hätten einen Pelikan abgerichtet, den sie Morgens abschickten, nachdem sie ihn mit Roku gerötbet, und der Abends nach ihrer Hütte zurückkam, und seinen Sack mit Fischen angefüllt hatte, welche sie ihn wieder auswürgen ließen.

Dieser Vogel muß vortrefflich schwimmen; er hat vollkommene Ruderfüße, indem die vier Zehen durch ein einziges Stück Haut verbunden sind; diese Haut und die Füße sind roth oder gelb, je nach dem Alter. Er scheint auch mit dem Alter eine schöne zart rosenfarbige und wie durchsichtige Färbung anzunehmen, die seinem Gefieder einen Firnißglanz gibt. Die Federn des Halses sind nur ein kurzer Flaum; jene des Nackens aber länger, und eine Art von Kamm oder kleiner Haube bil-

send.[1]) Der Kopf ist an den Seiten abgeflacht; die Augen sind klein und liegen in zwei breiten unbefiederten Backen; der Schwanz besteht aus 18 Steuerfedern. Die Farben des Schnabels sind gelb und blaßroth auf einem grauen Grunde, mit lebhaft rothen Zügen auf der Mitte und gegen die Spitze; dieser Schnabel ist oben abgeflacht wie eine breite Platte, mit einer Kante der Länge nach, und läuft in eine hakenförmige Spitze aus; das Innere dieser Platte, welche die obere Kinnlade bildet, hat fünf vorspringende Reifen, von denen die beiden äußern schneidende Ränder bilden; die untere Kinnlade besteht nur aus zwei unbeweglichen Theilen, die der Ausdehnung der häutigen Tasche folgen, welche an ihnen befestigt ist, und die unter ihnen hängt, wie ein Sack in Gestalt einer Fischreuse. Diese Tasche kann mehr als 20 Pinten Flüssigkeit aufnehmen; sie ist so breit und so lang, daß man den Fuß hineinstellen, oder den Arm bis zum Ellenbogen hineinstecken kann. Ellis sagt, er habe einen Menschen seinen Kopf darin verbergen sehen; doch ist kaum glaublich, was Sanctius von einem dieser Vögel sagt, er habe nemlich oben aus der Luft ein Negerkind herabfallen lassen, das er in seinem Sack mitgenommen hätte.

Dieser große Vogel scheint einiger Erziehung, und trotz seiner Schwerfälligkeit einer gewissen Heiterkeit fähig zu seyn; er ist weder scheu noch böse, und gewöhnt sich sehr leicht an den Menschen.[2]) Belon sah einen auf der Insel Rhodus, der zutraulich durch die Stadt spazierte, und Cutmann erzählt bei Gesner die berühmte Geschichte jenes Pelikans, welcher dem Kaiser Maximilian folgte, indem er über der Armee flog, wenn sie auf dem Marsch war, und sich bisweilen so hoch erhob, daß er nicht größer als eine Schwalbe aussah, obgleich seine Flügel 15 Fuß rheinländisch von einem Ende bis zum andern maßen.

---

[1]) Belon übertreibt dieses in seiner Abbildung, indem er ihm einen Federbusch gibt, den er unpassend mit jenem des Kibitz vergleicht, worin Gesner und Aldrovande ihm gefolgt sind. Die Abbildung Gesners ist noch fehlerhafter, indem der Vogel darauf fünf Zehen hat.

[2]) Rzaczynski erzählt von einem 40 Jahre lang am baierischen Hof ernährten Pelikan, der gern in Gesellschaft war, und besonders Vergnügen an der Musik zu finden schien.

Dieſe große Flugkraft würde dennoch an einem Vogel auffallen, der 24 bis 25 Pfund wiegt, wenn ſie nicht auf bewundernswerthe Weiſe durch die Menge Luft unterſtützt würde, womit ſein Körper ſich anſchwellt, und auch durch die Leichtigkeit ſeines Knochengerüſtes: ſein ganzes Skelett wiegt noch nicht 1½ Pfund; die Knochen ſind ſo dünn, daß man faſt hindurch ſehen kann, und Aldrovande behauptet, ſie enthielten kein Mark. Ohne Zweifel verdankt der Pelikan der Natur dieſer harten Theile, die ſich erſt ſpät verknöchern, ſein ſehr langes Leben. [1]) Man hat ſelbſt bemerkt, daß er in der Gefangenſchaft länger lebte, als die meiſten andern Vögel.

Uebrigens iſt der Pelikan, ohne unſern Gegenden ganz fremd zu ſeyn, doch ziemlich ſelten, beſonders im Innern des Landes. Wir haben im Kabinet die Ueberbleibſel zweier dieſer Vögel geſehen, von denen der eine in der Dauphine, und der andere an der Saone getödtet wurde. [2]) Gesner erwähnt eines Pelikans, der auf dem Zürcher-See getödtet, und dort für einen unbekannten Vogel gehalten wurde. Er iſt nicht gemein in dem nördlichen Deutſchland, obgleich ſich eine Menge von ihnen in den ſüdlichen Provinzen an der Donau finden. Dieſer Aufenthalt an der Donau iſt eine alte Gewohnheit jener Vögel, denn indem Ariſtoteles ſie unter die Zahl derer ſtellt, welche ſich truppweiſe halten, ſagt er, ſie flögen vom Strymon ab, erwarteten ſich gegenſeitig auf den Gebirgen, und ließen ſich zuſammen an den Ufern der Donau nieder, wo ſie niſteten. Dieſer Fluß und der Strymon ſcheinen daher die Gegenden zu begrenzen, wohin ſie ſich truppweiſe in unſerm Kontinent von Norden nach Süden begeben, und Plinius kannte ihren Weg nicht genau, indem er ſie aus dem Norden Galliens kommen ließ, denn ſie ſind dort unbekannt, und ſcheinen es noch mehr in Schweden und noch nördlicheren Klimaten zu ſeyn, wenigſtens nach dem Stillſchweigen der Naturforſcher im Norden; denn was Olaus Magnus darüber ſagt,

---

[1]) Turner erwähnt eines gezähmten Pelikans, der 50 Jahre lebte, von welchem Culmann erzählt, hielt man 80 Jahre lang, und in ſeinem Alter wurde er auf Befehl des Kaiſers für 4 Thaler täglich ernährt.

[2]) Hr. von Piolenc berichtet uns, er habe einen in einem Sumpf bei Arles geſchoſſen; und Hr. Lottinger tödtete einen andern auf einem Teich zwiſchen Dieuze und Saarburg.

ist nur eine Zusammenstellung ohne Kritik von Dem, was die Alten von dem Onocrotalus geschrieben haben, ohne irgend eine Thatsache, die seinen Uebergang nach den nördlichen Ländern, oder seinen dortigen Aufenthalt bewiese. Er scheint selbst England nicht zu besuchen, da die Verfasser der brittischen Zoologie ihn nicht unter der Zahl ihrer brittischen Thiere aufnehmen, und de Charleton berichtet, man habe zu seiner Zeit in dem Park von Windsor aus Rußland geschickte Pelikane gesehen. Es finden sich ihrer in der Thas, und sogar ziemlich häufig auf den Seen in Rothrußland und Lithauen, sowie auch in Volhynien, in Podolien und in Pokucien, wie es Rzaczynski bezeugt, aber nicht bis in die nördlichsten Theile der Provinz Moskau, wie Ellis behauptet. Im Allgemeinen scheinen diese Vögel mehr den wärmern als den kältern Klimaten besonders anzuhören. Man tödtete im Juni 1773 einen der größten, und der 25 Pfund wog, auf der Insel Majorka, in der Nähe der Bay von Alcudia. Es erscheinen ihrer alle Jahre regelmäßig auf den Seen von Nantua und Orbitello. Man sieht außerdem aus einer Stelle des Martial, daß die Pelikane in dem Gebiet von Ravenna häufig waren. Man findet sie auch in Kleinasien, in Griechenland und an mehren Punkten des mittelländischen Meeres und der Propontis. Belon hat selbst auf der See zwischen Rhodus und Alexandrien ihren Zug beobachtet; sie fliegen truppweise von Norden nach Süden gegen Egypten zu; und derselbe Beobachter erfreute sich ein zweites Mal dieses Schauspiels gegen die Grenze von Arabien und Palästina zu. Endlich berichten uns die Reisenden, daß die Seen von Judäa und Egypten, die Ufer des Nils im Winters, und die des Strymon im Sommer, von den Hügeln herabgesehen, weiß durch die große Anzahl der Pelikane erscheinen, welche sie bedecken.

Sammeln wir die Zeugnisse der verschiedenen Seefahrer, so entnehmen wir daraus, daß die Pelikane sich in allen südlichen Gegenden unseres Kontinents, und wenig verschieden, aber in größerer Anzahl, in jenen der neuen Welt finden. Sie sind sehr gemein in Afrika an den Ufern des Senegal und der Gambra, wo die Neger ihnen den Namen Pokko beilegen; die große Landzunge an der Mündung des ersteren dieser Flüsse ist von ihnen angefüllt. Man findet ihrer auch in Loango und an den Küsten von Angola, von Sierra Leona, und von

Guinea. An der Saldana-Bai vermischen sie sich mit der Menge von Vögeln, welche die Luft und das Meer dieser Küste zu erfüllen scheinen. Man findet sie auf Madagaskar, in Siam, in China, auf den Sonvischen Inseln, und auf den Philippinen, besonders auf dem großen fischreichen See von Manilla. Bisweilen sieht man sie auf dem Meer; und endlich fand man ihrer an den entfernten Küsten des indischen Oceans, wie auf Neuholland, wo sie nach Herrn Cook von außerordentlicher Größe sind.

In Amerika hat man Pelikane von den Antillen und der Terra Firma, der Landenge von Panama und der Campeche-Bay bis nach Luisiana und den benachbarten Ländern der Hudsons-Bay gefunden. Man sieht ihrer auch auf den Inseln und längs der unbewohnten Buchten bei St. Domingo, und in noch größerer Anzahl auf jenen kleinen, mit dem schönsten Grün bedeckten Inseln, in der Nähe von Guadeloupe, welche mehre Arten von Vögeln zu ihrem gemeinschaftlichen Zufluchtsort gewählt zu haben scheinen. Eine dieser Inseln wurde selbst die Insel der Großkehligen (l'île aux grands gosiers) genannt. Sie vermehren noch die Zahl der Vögel, welche die Insel Aves bewohnen; die sehr fischreiche Küste der Sambalen zieht sie in großer Menge an; und auf jener von Panama sieht man sie truppweise die Sardellen verfolgen, welche die Fluth dahin treibt; endlich sind alle Klippen und benachbarten Inseln mit diesen Vögeln so bedeckt, daß man viele Kähne voll von ihnen fängt, und ihr Fett schmilzt, dessen man sich als Oel bedient.

Der Pelikan fischt im süßen wie im Meerwasser; es kann daher nicht befremden, wenn man ihn auf den großen Flüssen findet; aber es ist auffallend, daß er sich nicht allein in niedrigen und feuchten, von großen Flüssen durchströmten Gegenden hält, sondern auch die trockensten Länder, wie Arabien und Persien, besucht, wo er unter dem Namen des Wasserträgers (lacah) bekannt ist. Man hat bemerkt, daß, da er genöthigt ist, sein Nest von den durch die Karavanen sehr besuchten Quellen zu entfernen, er seinen Jungen von sehr weit süßes Wasser in seinem Sack zuträgt. Die gläubigen Muselmänner behaupten, Gott habe diesem Vogel befohlen, die Wüste zu besuchen, um nöthigenfalls die Pilgrimme, die nach Mekka ziehen, mit Wasser zu versorgen, wie er früher den

Raben schickte, der den Propheten Elias in der Wüste ernährte. Auch haben die Egyptier in Beziehung auf die Art, wie dieser große Vogel Wasser in seiner Tasche trägt, ihm den Beinamen des Flußkameels gegeben.

Uebrigens darf man den Pelikan aus der Barbarei, dessen der Doktor Shaw erwähnt, nicht mit dem eigentlichen Pelikan verwechseln, indem dieser Reisende sagt, jener Vogel sey nicht größer als ein Kibitz. Ebenso verhält es sich mit Kolbes Pelikan, welches der Löffelreiher ist. Nachdem Pigafetta den Pelikan an der Küste von Angola gut erkannt hat, irrt er sich, indem er dessen Namen einem Vogel von Loango, mit hohen Beinen wie der Reiher, gibt. Wir bezweifeln auch sehr, ob der Alcatraz, den einige Reisende auf hoher See zwischen Afrika und Amerika gefunden haben wollen, unser Pelikan ist, obgleich die Spanier von den Philippinen und von Mexiko ihm den Namen Alcatraz beigelegt haben; denn der Pelikan entfernt sich wenig von den Küsten, und begegnet man ihm auf dem Meer, so kann man der Nähe des Landes ziemlich sicher seyn.

Von den beiden Namen Pelekan und Onocrotalus, den die Alten diesem großen Vogel gegeben haben, bezieht sich der letztere auf seine seltsame Stimme, welche sie mit jener des Esels verglichen. Klein glaubt, der Vogel bringe diesen lärmenden Ton mit in das Wasser getauchtem Schnabel hervor; aber dieses scheint der Rohrdommel entlehnt zu seyn, denn der Pelikan läßt seine rauhe Stimme entfernt vom Wasser hören, und stößt sein lautes Geschrei in freier Luft aus. Aelian beschreibt und kennzeichnet den Pelikan gut unter dem Namen Cela; aber man weiß nicht, weßhalb er ihn für einen indischen Vogel ausgibt, da er sich in Griechenland findet, und ohne Zweifel schon damals dort bekannt war.

Der erste Name Pelekan gab Veranlassung zu einem Irrthum der Uebersetzer des Aristoteles, und selbst des Cicero und Plinius; man übersetzte Pelekan durch platea, was den Pelikan mit dem Löffelreiher verwechseln ließ; und indem Aristoteles selbst vom Pelikan sagt, er verschlinge kleine Muscheln, und werfe sie halb verdaut wieder aus, um die Schalen von ihnen zu trennen, legt er ihm eine Gewohnheit bei, die mehr dem Löffelreiher in Betracht des Baues seines Speiseschlundes zukommt; denn der Sack des Pelikan ist nicht ein Magen, in

welchem die Verdauung beginnt, und Plinius vergleicht unpaſſend die Art, wie der Onocrotalus (Pelikan) ſeine Nahrung verſchlingt und verdaut, mit jener der wiederkäuenden Thiere. „Es findet ſich hier nichts, ſagt ſehr gut Hr. Perrault, was nicht dem allgemeinen Plan der Organiſation der Vögel entſpräche; alle haben einen Kropf, in welchem ſie ihre Nahrung aufbewahren; der Pelikan hat ihn außerhalb und trägt ihn unter dem Schnabel, ſtatt ihn im Innern verborgen und unten am Speiſeſchlund zu haben; aber dieſer äußere Kropf hat nicht die verdauende Wärme wie jener der andern Vögel, und der Pelikan bringt die Fiſche, die er gefangen hat, ganz friſch ſeinen Jungen. Um ſie auszuwürgen, drückt er nur dieſen Sack auf ſeine Bruſt, und dieſe ſehr natürliche Bewegung mag die allgemein verbreitete Fabel veranlaßt haben, der Pelikan öffne ſich die Bruſt, um ſeine Jungen mit ſeiner eigenen Subſtanz zu ernähren.“

Das Neſt des Pelikans findet ſich gewöhnlich am Rande der Gewäſſer; er legt es auf der flachen Erde an, und Herr Salerne ſagt irrthümlich, und indem er, wie es ſcheint, den Löffelreiher mit dem Pelikan verwechſelt, er niſte auf den Bäumen. Trotz ſeiner Schwerfälligkeit und ſeiner breiten Ruderfüße, ſetzt er ſich allerdings auf dieſelben; und dieſe Gewohnheit, die uns weniger von den amerikaniſchen Pelikanen befremdet haben würde, weil mehre Waſſervögel ſich dort aufſetzen, [1]) iſt auch den Pelikanen in Afrika und in andern Theilen unſeres Kontinents eigenthümlich.

Uebrigens verſchlingt dieſer eben ſo gefräßige als zerſtörungsſüchtige Vogel mehr Fiſche bei einem einzigen Fange, als nöthig ſeyn würden, um ſechs Menſchen zu ſättigen. Er verſchlingt leicht einen Fiſch von 7 bis 8 Pfund; man verſichert, er freſſe auch Ratten und andere kleine Thiere. Piſon ſagt, er habe eine kleine lebendige Katze durch einen Pelikan verſchlingen ſehen, welcher ſo zahm war, daß er auf den Markt kam, wo die Fiſcher ſich beeilten, ihm ſeinen Sack zuzubinden, weil er ihnen ſonſt unfehlbar einige Fiſche entwendet haben würde. Er frißt bei Seite, und wenn man ihm ein Stück zuwirft, erſchnappt er es. Die Taſche, die ihm als Vorraths-

[1]) Siehe den Aufſatz über die Tinamus und das guianiſche Rebhuhn im achten Bande.

kammer für seine Beute dient, besteht aus zwei Häuten; die innere hängt mit der Haut des Speiseschlundes zusammen; die äußere ist nur eine Verlängerung der Halshaut; die Falten in derselben dienen dazu, den Sack einzuziehen, wenn er leer ist, und schlaff wird. Man benutzt diese Tasche des Pelikans zu Tabaksbeuteln; auch nennt man diese Taschen auf den französischen Inseln **blagues** oder **blades** nach dem englischen Wort **bladder**, welches Blase bedeutet. Man behauptet, diese zubereiteten Häute seyen schöner und weicher als Lammsfelle; einige Matrosen machen sich Mützen daraus; die Siameser machen Saiten zu musikalischen Instrumenten davon, und die Fischer am Nil bedienen sich des noch an der Kinnlade befestigten Sacks als eines Gefäßes, um Wasser aus ihren Kähnen zu schöpfen oder zum Trinken darin aufzubewahren; denn diese Haut wird durch das Wasser nicht verdorben und ist zugleich wasserdicht.

Die Natur scheint besondere Aufmerksamkeit darauf verwendet zu haben, daß der Pelikan nicht ersticke, wenn er, um seine Beute zu verschlucken, die ganze Tasche dem Wasser öffnet; die Luftröhre zieht sich dann von den Halswirbeln nach vorn; und veranlaßt, indem sie unter die Tasche tritt, eine sehr merkliche Anschwellung; wobei gleichzeitig zwei Muskeln den Speiseschlund so zusammenziehen, daß kein Wasser eindringen kann. Im Grunde dieser Tasche ist eine so kurze Zunge verborgen, daß man geglaubt hat, sie fehle dem Vogel gänzlich. Die Nasslöcher sind auch fast unsichtbar, und stehen an der Schnabelwurzel; das Herz ist sehr groß, die Milz sehr klein, so wie auch die Blinddärme, welche viel unbedeutender sind, als bei der Gans, der Ente und dem Schwan. Endlich versichert Aldrovande, der Pelikan habe nur 12 Rippen, und er bemerkt, eine starke mit dicken Muskeln versehene Haut bedecke die Flügelknochen.

Eine sehr interessante Beobachtung ist jedoch die des Hrn. Mery und des Pater Tachard, über die unter der Haut des ganzen Körpers dieses Vogels verbreitete Luft; man kann selbst sagen, daß diese Beobachtung eine allgemeine Thatsache ist, welche sich auf bestimmtere Weise beim Pelikan darlegte, die aber bei allen Vögeln wahrzunehmen ist, und die Herr Lorry, ein berühmter und gelehrter Arzt in Paris, durch die Verbindung der Luft bis in die Knochen und Federkiele der

Vögel nachgewieſen hat. Beim Pelikan geht die Luft aus der Bruſt in die Achſelhöhlen, und von dort in Bläschen einer zelligen, dichten und angeſchwellten Haut, welche die Muskeln bedeckt und den ganzen Körper unter jener Haut umhüllt, worin die Federn ſich einfügen; dieſe Bläschen ſind ſo mit Luft gefüllt, daß, wenn man den Körper dieſes Vogels drückt, man von allen Seiten eine Menge Luft unter den Fingern ſich verbreiten ſieht. Nach dem Tode tritt die in der Bruſt zuſammengedrückte Luft in die Achſelhöhlen, und verbreitet ſich von dort in alle Blaſen des Zellengewebes; man kann ſelbſt, indem man in die Luftröhre bläſt, dieſen Weg der Luft dem Auge bemerkbar machen; und man begreift daher, wie ſehr der Pelikan dadurch ſeinen Umfang vermehren kann, ohne ſchwerer zu werden, und wie ſehr der Flug dieſes großen Vogels dadurch erleichtert werden muß.

Uebrigens wäre es nicht nöthig geweſen, den Juden das Fleiſch des Pelikans als unrein zu verbieten; denn es verbietet ſich von ſelbſt durch ſeinen ſchlechten Geſchmack, ſeinen Sumpfgeruch und ſein öliges Fett; doch haben einige Schiffahrer ſich damit begnügen müſſen.

Varietäten des Pelikans.

Wir haben in mehren Aufſätzen dieſer Naturgeſchichte bemerkt, daß im Allgemeinen die Arten der großen Vögel, wie jener der Vierfüßer, vereinzelt, allein, und faſt ohne Varietäten beſtehen, daß ſie ferner überall dieſelben zu ſeyn ſcheinen, während in jeder Gattung oder jeder Familie kleiner Thiere, und beſonders in jener der kleinen Vögel, es eine Menge mehr oder weniger nahe verwandter Raſſen gibt, die man unpaſſend Arten nennt. Dieſer Name einer Art, und der metaphyſiſche Begriff, den er enthält, entfernen uns oft viel mehr von der Kenntniß der Uebergänge der Natur in ihren Erzeugniſſen, als die Namen Varietät, Raſſe und Familie. Dieſe in der Verwirrung der Abzweigungen unter den kleinen Arten, ſich verlierende Verwandtſchaft erhält ſich jedoch in den großen; denn ſie laſſen höchſtens einige Varietäten zu, welche ſich immer leicht auf die erſte Art als ein unmittelbar wie von dem Hauptſtamm abgehender Zweig zurückführen laſſen. Der Strauß, der Caſuar, der Kondor, der Schwan,

alle größere Vögel haben wenig oder gar keine Varietäten in ihren Arten; diejenigen dagegen, die man als untergeordnet an Größe oder Kraft betrachten kann, wie der Kranich, der Storch, der Pelikan ꝛc., haben schon eine kleine Anzahl dieser Varietäten, wie wir in der Art des Pelikans jetzt darlegen wollen, die sich auf zwei Varietäten beschränkt.

Der braune Pelikan.

(Pelicanus fuscus. L. Le pélican brun. B.)

Erste Varietät.

Wir haben bereits bemerkt, daß das Gefieder des Pelikans Veränderungen unterworfen, und dem Alter nach mehr oder weniger weiß und etwas rosenfarbig ist; es scheint sich auch durch andere Umstände zu verändern, denn es ist bisweilen mit Grau und Schwarz untermischt. Diese Unterschiede wurden unter einigen einzelnen Vögeln beobachtet, die dennoch alle sicher derselben Art angehörten; diese Mischungen der Farbe stehen nun aber einer allgemeinen grauen oder braunen Färbung so nahe, daß Hr. Klein nicht Anstand genommen hat, bestimmt zu erklären, der braune Pelikan, Nro. 957, und der weiße, seyen nur Varietäten derselben Art. Hans Sloane, der die braunen amerikanischen Pelikane gut beobachtet hat, gibt auch zu, es schienen ihm dieselben zu seyn, wie die weißen Pelikane. Indem Oviedo der großkehligen Pelikane mit aschgrauem Gefieder erwähnt, die sich an den Flüssen auf den Antillen finden, bemerkt er, man sehe ihrer zugleich von sehr schönem Weiß, und wir sind geneigt zu glauben, daß die braune Farbe sich auf dem Gefieder der jüngsten Pelikane findet; denn man hat bemerkt, daß die braunen im Allgemeinen kleiner waren, wie die weißen; diejenigen, die man an der Hudsonsbay gesehen hat, waren auch kleiner und aschfarbig. Ihre weiße Farbe kann daher nicht durch den Einfluß des kalten Klimas bewirkt werden. Man bemerkt dieselbe Farbenvarietät in den heißen Klimaten des alten Kontinents. Nachdem Hr. Sonnerat zwei Pelikane von den Philippinen, einen braunen und einen rosenfarbigen, beschrieben, vermuthet er, wie wir, daß es derselbe mehr oder weniger alte Vogel ist, und unsere Ansicht wird dadurch bestätigt, daß uns Hr. Brisson einen Peli-

kan von den Philippinen geſchickt hat, der den Uebergang zwiſchen beiden zu machen ſcheint, und nicht mehr ganz grau oder braun iſt, ſondern bei welchem noch die Flügel und ein Theil des Rückens dieſe Farbe hat, und das übrige Gefieder weiß iſt.

Der Pelikan mit ausgezahntem Schnabel.

(Pelicanus mexicanus. L. Le pélican à bec dentelé. B.)

Zweite Varietät.

Wenn die Auszahnung des Schnabels dieſes mexikaniſchen Pelikans natürlich und regelmäßig iſt, wie jene des Schnabels der Tauchente und einiger andern Vögel, ſo würde dieſes beſondere Merkmal genügen, um eine von der erſten verſchiedene Art daraus machen zu können, obgleich Hr. Briſſon ſie nur als eine Varietät aufſtellt; wenn aber dieſe Auszahnung nur durch das zufällige Abbrechen der dünnen Schnabelränder entſtand, wie wir es bei dem Schnabel gewiſſer Calaos bemerkten, ſo verdient dieſe zufällige Verſchiedenheit, weit entfernt, ein feſtes und natürliches Merkmal zu bilden, nicht einmal, als Varietät zugelaſſen zu werden; und wir ſind um ſo mehr geneigt, es voraus zu ſetzen, als man, Hernandes zufolge, an denſelben Orten den gewöhnlichen Pelikan und dieſen Pelikan mit ausgezahntem Schnabel findet.

Der Kormoran oder Seerabe.

(Pelicanus carbo. L. Le cormoran. B.)

Der Name Kormoran wurde früher Kormaran, Kormarin ausgeſprochen, und kommt von corbeau marin oder corbeau de mer (Seerabe.) Die Griechen nannten denſelben Vogel den kahlen Raben; [1]) doch hat er nichts mit dem Raben gemein, als deſſen ſchwarzes Gefieder, welches ſich noch dadurch von jenem des Raben unterſcheidet, daß es mit Flaum verſehen, und von weniger dunklem Schwarz iſt. Der Kormoran, Nro. 927, iſt ein ziemlich großer Vogel mit Ru-

[1]) Phalacrocorax, wörtlich kahler Rabe. Bei Ariſtoteles lieſt man nur corax; aber es iſt von einem Waſſervogel die Rede, und an den Kennzeichen, welche der Philoſoph ihm beilegt, erkennt man deutlich den Kormoran.

derfüßen, der eben so gut untertaucht als schwimmt, und den Fischen sehr nachstellt. Er ist fast von der Größe der Gans, aber von weniger starkem Wuchs, mehr schmächtig als dick, und noch gestreckter durch einen großen mehr ausgebreiteten Schwanz, als ihn gewöhnlich die Wasservögel haben; dieser Schwanz besteht aus 14 Federn, die eben so steif sind wie jene des Spechtschwanzes; ihre Farbe, wie die des ganzen Gefieders, ist ein grünschimmerndes Schwarz. Den Mantel durchziehen auf einem braunen Grunde schwarze festonsartige Wellenzüge; aber die Nuancen sind bei einzelnen Vögeln verschieden, denn Hr. Salerne sagt, die Farbe des Gefieders sey bisweilen grünlich-schwarz. Beide haben zwei weiße Flecken an der äußern Seite der Beine; eine weiße Kehle, die wie eine Kinnkrause unter das Kinn reicht, und weiße seidenartige Federhalme sträuben sich oben auf dem Hals und auf dem obern Theile des Kopfes hervor, dessen vorderer Theil und dessen Seiten kahl sind. Eine ebenfalls nackte Haut bedeckt den untern Theil des Schnabels, welcher bis zur Spitze grade ist, wo er sich stark in einen sehr scharfen Haken umkrümmt.

Dieser Vogel gehört zu der geringen Zahl derer, bei denen die vier Zehen durch eine zusammenhängende Haut aus einem Stück verbunden sind, und dessen mit diesem breiten Ruder versehener Fuß anzudeuten scheint, daß er sehr gut schwimmt; doch bleibt er weniger im Wasser, als mehre andere Wasservögel, deren Schwimmhaut weder so breit, noch so zusammenhängend ist, als die seinige; er fliegt häufig auf, und setzt sich auf die Bäume. Aristoteles schreibt ihm, unter allen Vögeln mit Ruderfüßen, diese Gewohnheit ausschließlich zu; doch hat er sie mit dem Pelikan, dem Fregatten-, dem tropischen Vogel und einigen andern Wasservögeln gemein; und es ist auffallend, daß diese Vögel mit ihm die kleine Anzahl der Arten von Wasservögeln bilden, bei denen die vier Zehen ganz durch zusammenhängende Schwimmhäute verbunden sind. Diese Gleichförmigkeit hat die neuern Ornithologen veranlaßt, jene 5 bis 6 Vögel in eine einzige Familie zu vereinigen, und sie gemeinschaftlich mit dem Gattungsnamen Pelikan zu bezeichnen.[1])

---

[1]) Klein und Linne haben diese Familie aufgestellt; der Kormoran wird in ihr pelecanus carbo genannt; die Fregatte pelecanus aquilus ꝛc.

Doch nur in ſcholaſtiſcher Allgemeinheit, und indem man der Analogie Zwang anthut, kann man nach der Aehnlichkeits-Beziehung eines einzigen Theils denſelben Namen auf Arten anwenden, die ſo verſchieden ſind, wie zum Beiſpiel der tropiſche Vogel von dem eigentlichen Pelikan.

Der Kormoran iſt ſo geſchickt zum Fiſchen, und dabei ſo gefräßig, daß er allein in einem Teich mehr Schaden anrichtet, als ein ganzer Trupp von andern fiſchfreſſenden Vögeln. Glücklicherweiſe hält er ſich faſt immer an der Seeküſte, und man findet ihn ſelten in davon entfernten Gegenden. Da er ſehr gut untertauchen kann, und unter dem Waſſer mit der Schnelligkeit eines Pfeils dahinſchießt, ſo entgeht ihm ſeine Beute ſelten, und er kehrt faſt immer mit einem Fiſch im Schnabel auf das Waſſer zurück. Um ihn zu verſchlingen, hat er ein eigenes Verfahren: er wirft ſeinen Fiſch in die Luft, und iſt ſo gewandt, ihn mit dem Kopf zuerſt aufzufangen, ſo daß die Floßfedern ſich an die Seite der Kehle legen, während die Haut, die den Schnabel bekleidet, ſich ſo weit ausdehnt, als nöthig iſt, um den ganzen Körper des Fiſches, der oft im Verhältniß zu dem Halſe des Vogels ſehr groß iſt, aufzunehmen und hindurchzulaſſen.

In einigen Ländern, wie in China, und früher in England, hat man das Talent des Kormoran für den Fiſchfang zu benutzen, und ſozuſagen ein fiſchendes Hausthier aus ihm zu machen gewußt, indem man ſeinen Hals unten mit einem Ringe umgab, damit er ſeine Beute nicht verſchlingen könne, und ihn gewöhnte, ſeinem Herrn den gefangenen Fiſch im Schnabel zu bringen. Man ſieht auf den Flüſſen in China Kormorane mit ſolchen Ringen um den Hals auf dem Vordertheil der Schiffe ſtehen, und auf ein Zeichen, das man gibt, indem man mit einem Ruder auf das Waſſer ſchlägt, hinabſtürzen, untertauchen, und bald mit ihrer Beute zurückkehren, die man ihnen aus dem Schnabel nimmt. Dieſes Verfahren wird fortgeſetzt, bis der Beſitzer des Vogels, durch deſſen Fiſchzug befriedigt, ihm den Ring abnimmt, und ihm geſtattet, auf ſeine eigene Rechnung zu fiſchen.

Nur der Hunger macht den Kormoran thätig; er wird faul und träge, ſobald er geſättigt iſt, auch ſetzt er viel Fett an, und obgleich er ſtark riecht und ſein Fleiſch einen ſchlechten Geſchmack hat, ſo wird es doch nicht immer durch die

Matrosen verschmäht, für welche die einfachste und gewöhnlichste Nahrung oft kostbarer ist, als die feinsten Gerichte es für unsern verwöhnten Geschmack nur seyn können.

Die Schiffahrer können wenigstens dieses schlechte Wildpret auf allen Meeren finden; denn man sieht den Kormoran an den entferntesten Küsten, auf den Philippinen, in Neuholland, und bis nach Neuseeland. In der Saldana-Bay liegt eine Insel, die Insel der Seeraben genannt, weil sie mit diesen Vögeln sozusagen bedeckt ist. Sie sind nicht weniger gemein an andern Punkten um das Vorgebirge der guten Hoffnung. „Man sieht ihrer bisweilen, sagt der Vicomte de Querhoent, zu Schaaren von mehr als 300 auf der Rhede des Cap. Sie sind wenig furchtsam, was ohne Zweifel daher kommt, weil man ihnen nicht sehr nachstellt. Sie sind von Natur sehr träge; ich sah ihrer länger als 6 Stunden hintereinander auf unsern Ankerbogen sitzen. Unter dem Schnabel haben sie eine schöne orangefarbige Haut, die sich einige Linien unter die Kehle zieht, und nach Belieben aufschwellen läßt. Die Iris ist von schönem hellem Grün, die Pupille schwarz, die Augenlieder sind mit einer veilchenblauen Haut umgeben; der Schwanz ist gestaltet wie jener des Spechts, indem er 14 harte und spitze Steuerfedern hat. Die Alten sind ganz schwarz, die Jungen des Jahrs aber ganz grau; auch haben sie keine orangefarbige Haut unter dem Schnabel. Sie waren alle sehr fett."

Die Seeraben finden sich auch, nach dem Bericht des Hrn. Adanson, in großer Menge am Senegal. Wir glauben sie ferner in des Reisenden Leguat Plutons der Morityinsel zu erkennen; und es ist merkwürdig, daß sie sowohl die Hitze dieses Klimas, als die Kälte Sibiriens ertragen können; es scheint jedoch, daß die harten Winter dieser kalten Gegenden sie zu einigen Wanderungen nöthigen; denn man bemerkt, daß diejenigen, welche im Sommer sich auf den Seen in der Umgegend von Selinginskoi finden, wo man sie Baklans nennt, sich im Herbst nach dem Baikalsee begeben, um dort den Winter zuzubringen. Ebenso muß es sich mit den Uriles oder Kormorans in Kamtschatka verhalten, die durch Kraschenikoff gut beschrieben wurden, und eine Rolle in den fabelhaften Erzählungen der Kamtschadalen spielen, welche sagen, diese Vögel hätten ihre Zunge mit den wilden Ziegen gegen die

ſeidenartigen weißen Federbüſchel ausgetauſcht, welche ſie am Halſe und an den Schenkeln haben, obgleich es falſch iſt, daß dieſen Vögeln die Zunge fehlt, und ſie Morgens und Abends, wie Steller ſagt, ein Geſchrei ausſtoßen, das dem Ton einer kleinen rauhen Trompete ähnlich iſt.

Die kamtſchadaliſchen Kormorane bringen die Nacht verſammelt auf den Vorſprüngen ſteiler Felſen zu, von wo ſie oft während ihres Schlafes auf die Erde fallen, und dann die Beute der ihnen ſtets auflauernden Füchſe werden. Die Kamtſchadalen nehmen bei Tage ihre Neſter aus, wobei ſie der Gefahr trotzen, in Abgründe oder in das Meer zu ſtürzen, und um die Vögel ſelbſt zu fangen, befeſtigen ſie nur eine Schlinge an das Ende einer Stange; wenn der träge und ſchwerfällige Kormoran ſich einmal geſetzt hat, verläßt er ſeinen Platz nicht, und wendet nur ſeinen Kopf rechts und links, um der Schlinge zu entgehen, bis es gelingt, ſie ihm über den Hals zu werfen. Der Kopf des Kormoran iſt, wie faſt bei allen untertauchenden Vögeln, merklich abgeflacht; die Augen ſtehen ſehr nach vorn, und mehr an den Winkeln des Schnabels, deſſen Subſtanz hart und glänzend wie Horn iſt; die Füße ſind ſchwarz, kurz und ſehr ſtark; die Fußwurzel iſt ſehr breit und ſeitwärts abgeflacht; der mittlere Nagel iſt nach innen ſägenförmig ausgezahnt, wie jener des Reihers; die Flügelknochen ſind ziemlich lang, die Schwungfedern aber kurz, woher es kommt, wie Schwenkfeld bemerkt, daß er einen ſchwerfälligen Flug hat; aber dieſer Naturforſcher iſt der einzige, der einen beſondern kleinen Knochen bemerkt haben will, welcher von dem hintern Theil des Schädels, wie er ſagt, in einer dünnen Platte ſich hinabziehen ſoll, um ſich in die Muskeln des Halſes einzufügen.

Der kleine Kormoran oder kleine Seerabe.

(Pelicanus graculus. L. Le petit cormoran ou le nigaud. B.)

Die Schwerfälligkeit aller Kormorane oder vielmehr ihre natürliche Trägheit zeigt ſich noch in höherm Grade bei dieſem kleinen Kormoran, da alle Reiſenden ihm darauf hindeutende Beinamen, wie shagg, niais oder nigaud gegeben haben. Dieſe kleine Kormoran-Art iſt nicht weniger verbreitet als die erſte. Sie findet ſich beſonders auf den Inſeln und Landſpitzen der

Australländer; die Herren Cook und Forster fanden ihrer viele auf der Insel Georgien. Dieses letztere unbewohnte, den Menschen fast unzugängliche Land, ist von kleinen Kormorans bewohnt, die dessen Besitz mit den Pinguinen theilen, und sich in jenem dichten rauhen Grase halten, welches fast die einzige Vegetation dieses Landes bildet, so wie auf der Staateninsel, wo man ebenfalls diese Vögel in großer Menge findet. Eine Insel in der Magellanstraße, die ganz von ihnen bedeckt zu seyn scheint, erhielt durch Cook den Namen Shagg-Insel. Dort an jenem äußersten Ende der Erde läßt die durch die Kälte erstarrte Natur noch fünf bis sechs Thierarten, Vögel oder Amphibien, bestehen, die letzten Bewohner dieser erkalteten Länder; sie leben dort in träger Ruhe, welche man als die Vorbereitung zu dem ewigen Stillschweigen betrachten kann, das bald in diesen Gegenden herrschen wird. „Man ist erstaunt, sagt Hr. Cook, über die Ruhe und Stille in dieser Gegend; die Thiere, welche sie bewohnen, scheinen einen Bund geschlossen zu haben, um gegenseitig ihren Frieden nicht zu stören; die Seelöwen nehmen den größten Theil der Küste ein, die Seebären bewohnen das Innere der Insel, und die Seeraben die höchsten Felsen; die Pinguine verweilen, wo sie den besten Zugang zum Meer haben, und die andern Vögel wählen entlegenere Orte. Wir sahen alle diese Thiere sich vermischen und zusammengehen, wie eine Heerde von Hausthieren, oder wie Geflügel auf einem Hofe, ohne daß sie je sich gegenseitig zu beeinträchtigen suchten."

Auf dieser halb eisigen, gänzlich von Bäumen entblößten Küste nisten die kleinen Seeraben in den steilen Seiten oder den Vorsprüngen der über das Meer hinausragenden Felsen. An einigen Punkten findet man ihre Nester an den kleinen Bergen, wo die Schwertlilien wachsen, oder in dem rauhen Grase, dessen wir vorhin erwähnten. Sie sind dort zu Tausenden versammelt; das Geräusch eines Flintenschusses zerstreut sie nicht; sie erheben sich nur um einige Fuß, und sinken dann wieder auf ihre Nester zurück. Man bedarf zu dieser Jagd nicht einmal der Feuerwaffen; denn man kann sie mit Stangen und Stöcken tödten, ohne daß der Anblick der neben ihnen liegenden und sterbenden Gefährten sie vermöchte, zu entfliehen, um demselben Schicksal zu entgehen. Uebrigens ist ihr Fleisch, besonders das der Jungen, ziemlich gut zu essen.

Dieſe Vögel begeben ſich nicht weit auf das Meer, und verlieren ſelten das Land aus dem Geſicht; ſie ſind, wie die Pinguine, mit ſehr dichten Federn bekleidet, welche ganz geeignet ſind, ſie vor der ſtrengen und anhaltenden Kälte dieſer eiſigen Gegenden zu ſchützen. Hr. Forſter ſcheint mehre Arten oder Varietäten dieſes Vogels aufzuſtellen; da er ſich aber nicht beſtimmt über ihre Verſchiedenheiten erklärt, und ohne Zweifel der Unterſchied, ob Vögel an Sümpfen oder in Felſenſpalten niſten, nicht genügt, um mehre Arten anzunehmen, ſo wollen wir hier nur den kleinen Seeraben beſchreiben, den wir in unſern Gegenden kennen.

Man ſieht ihrer ziemlich viele auf der Küſte von Cornwallis in England und in dem irländiſchen Meere, beſonders auf der Inſel Man. Es finden ſich ihrer auch an der preußiſchen Küſte, und in Holland bei Sevenhuis, wo ſie auf großen Bäumen niſten. Willughby ſagt, ſie ſchwämmen mit untergetauchtem Körper, indem ſie nur den Kopf aus dem Waſſer hielten, und eben ſo gewandt und ſchnell in dieſem Element, als ſie auf dem Lande ſchwerfällig ſind, entgingen ſie dem Flintenſchuß, indem ſie in dem Augenblick, wo ſie Feuer geben ſahen, den Kopf untertauchten. Uebrigens hat dieſer kleine Kormoran dieſelben natürlichen Gewohnheiten, wie der große, welchem er im Allgemeinen an Geſtalt und Farbe gleicht. Die Unterſchiede beſtehen darin, daß der Körper und die Glieder kleiner und dünner ſind, ſein Gefieder unten am Körper brauner, ſeine Kehle nicht nackt iſt, und er nur 12 Steuerfedern im Schwanze hat.

Einige Ornithologen haben dieſem kleinen Seeraben den Namen des Hebers mit Ruderfüßen gegeben; aber mit eben ſo wenig Grund, als das Volk hatte, den großen Kormoran Waſſerrabe zu nennen. Dieſe Heher mit Ruderfüßen, die der Kapitain Wallis auf dem ſtillen Meer bemerkte, gehören wahrſcheinlich der Art unſers kleinen Kormoran an, und wir beziehen ebenfalls darauf die hübſchen Kormorane, die Hr. Cook in großen Trupps in den Höhlungen niſten ſah, welche dieſe Vögel ſelbſt in den blättrigen ſteilen Felſen vergrößert zu haben ſcheinen, welche die Küſte Neuſeelands umgeben.

Die innere Organiſation dieſes Vogels bietet mehre Beſonderheiten dar, welche wir hier nach den Beobachtungen der

Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften angeben wollen. Ein knochiger Ring umſchließt die Luftröhre über der Gabeltheilung; die rechte Mündung des Magens iſt nicht unterhalb, wie gewöhnlich, ſondern in der Mitte, ſo daß die Hälfte wie ein Sack herabhängt; und dieſer untere Theil iſt ſehr fleiſchig, und ſtark genug mit Muskeln verſehen, um durch ſeine Zuſammenziehung den Speiſebrei bis zur Mündung hinauf zu drängen; der aufgeſchwellte Speiſeſchlund erweitert ſich ſo, daß er faſt wie eine Fortſetzung des Magens erſcheint, welcher aber durch zuſammenziehende Muskeln von ihm getrennt iſt; die Därme ſind mit einem Netz umgeben, welches mit vielem Fett von der Conſiſtenz des Talges verſehen iſt. Dieſes begründet eine Ausnahme in der Bemerkung des Plinius, daß im Allgemeinen die eierlegenden Thiere kein Netz hätten. Die Geſtalt der Nieren iſt ebenfalls merkwürdig; ſie ſind nicht in drei Lappen getheilt, wie bei den andern Vögeln, ſondern an ihrem convexen Theil hahnenkammartig ausgezahnt, und von dem übrigen Unterbauch durch eine Haut getrennt, welche ſie umhüllt. Die Hornſubſtanz des Auges iſt lebhaft roth, und die kriſtalliſche nähert ſich der Kugelform, wie bei den Fiſchen. Die Schnabelwurzel iſt mit einer rothen Haut verſehen, welche auch das Auge umgibt; die Oeffnung der Naslöcher iſt nur eine ſo kleine Spalte, daß ſie den Beobachtern entging, welche behauptet haben, die Kormorane, ſowohl die großen als die kleinen, hätten keine Naslöcher. Die größte Zehe bei beiden Arten iſt die äußere, und dieſe beſteht aus fünf Gliedern, die folgende aus vier, die dritte aus drei, und die letzte, welche die kürzeſte iſt, nur aus zwei Gliedern; die Füße ſind glänzend ſchwarz, und mit ſpitzen Nägeln bewaffnet. [1]) Unter den Federn findet ſich ein ſehr feiner Flaum, der ſo dicht iſt, wie jener des Schwans. Kleine ſeidenartige wie Sammt dichtſtehende Federn bedecken den Kopf, woraus Hr. Perrault ſchließen will, daß der Kormoran nicht der kahlköpfige Rabe (**phalacrocorax**) der Alten ſey; aber er hätte ſeine Behauptung modifiziren ſollen, indem er ſelbſt zuvor bemerkt hat, daß

---

[1]) Hr. Perrault widerlegt ernſtlich die fabelhafte Angabe Gesners, es gebe eine Art Kormoran, der einen Ruderfuß habe, mit welchem er ſchwimme, und einen andern mit getrennten Zehen, womit er ſich ſeiner Beute bemächtige.

ſich an der Seeküſte ein großer Kormoran finde, der von dem durch ihn beſchriebenen kleinen Kormoran verſchieden ſey; und dieſer große Kormoran, der einen kahlen Kopf hat, iſt, wie wir geſehen haben, der wahre phalacrocorax der Alten.

Die Meerſchwalben.

(Les hirondelles de mer. B.)

Unter der großen Anzahl der, meiſt ohne Grund, von den Landthieren auf die Seethiere übertragenen Namen, finden ſich einige ziemlich glücklich angewendete, wie jener der Schwalbe, den man einer kleinen Familie fiſchfreſſender Vögel gegeben hat, die unſern Schwalben durch ihre langen Flügel und ihren geſpaltenen Schwanz gleichen, und, da ſie fortwährend an der Oberfläche des Waſſers fliegen, ziemlich gut über der feuchten Fläche die Bewegungen der Landſchwalben auf unſern Gefilden und um unſere Wohnungen darſtellen; nicht weniger gewandt und eben ſo umherſchwärmend ſtreifen die Meerſchwalben mit ſchnellem Fluge über das Waſſer, und bemächtigen ſich fliegend der kleinen Fiſche, die ſich der Oberfläche nähern, ſo wie unſere Schwalben der Inſekten. Die Aehnlichkeit in der Geſtalt und den natürlichen Gewohnheiten ließen ihnen mit einigem Grund den Namen Schwalben geben, trotz der weſentlichen Verſchiedenheiten der Schnabelform und der Geſtaltung der Füße, welche bei den Meerſchwalben mit kleinen, zwiſchen den Zehen zurückgezogenen Häuten verſehen ſind, und ihnen nicht zum Schwimmen dienen; [1]) denn es ſcheint, daß die Natur dieſe Vögel nur der Kraft ihrer Flügel anvertraut hat, die ſehr lang und ausgeſchweift ſind, ſo wie bei unſern Schwalben. Sie bedienen ſich ihrer eben ſo, um in der Luft alle möglichen Bewegungen zu machen, jenachdem die Laune, die Munterkeit, oder der Anblick der flüchtigen Beute dieſelben veranlaſſen; [2]) ſie bemächtigen

[1]) Daher kommt es, daß Aldrovande, indem er die Meerſchwalben für kleine Goelands hielt, ſie durch den Namen Goelands mit geſpaltenen Füßen unterſcheidet.

[2]) „Die Seeleute geben allen jenen Vögeln mit leichtem Fluge, die man auf hoher See findet, den Namen Kreuzer, wenn ſie groß, und Goeletten, wenn ſie klein ſind.“ Dieſe Bemerkungen hat uns der Hr. Vicomte de Querhoent mitgetheilt; und

ſich ihrer nur im Fluge, oder indem ſie ſich einen Augenblick auf das Waſſer ſetzen, ohne ſie ſchwimmend zu verfolgen; denn ſie ſchwimmen nicht gern, obgleich ihre halb mit Schwimmhäuten verſehene Füße ihnen es leicht machen müſſen. Sie halten ſich gewöhnlich an der Meeresküſte, beſuchen aber auch Seen und große Flüſſe. Dieſe Meerſchwalben ſtoßen im Fluge ein durchdringendes und ſcharfes Geſchrei aus, wie die Sturmſegler, beſonders wenn ſie ſich bei heiterm Wetter hoch in die Luft erheben, oder im Sommer truppweiſe verſammeln, um große Strecken zuſammen zu laufen, aber beſonders zur Brutzeit, denn ſie ſind dann unruhiger und lärmender als je; ſie wiederholen fortwährend ihre Bewegungen und ihr Geſchrei, und da ſie immer ſehr zahlreich vereinigt ſind, ſo kann man ſich dem Ufer, wenn ſie Eier gelegt, oder ihre Jungen verſammelt haben, nicht nähern, ohne daß die Ohren durch ihr Geſchrei betäubt werden. [1]) Sie kommen truppweiſe auf den franzöſiſchen Küſten am Ocean, Anfangs Mai zuſammen; [2]) die meiſten bleiben dort, und verlaſſen die Ufer nicht; andere ziehen weiter nach den Seen und großen Teichen, [3]) indem ſie den Flüſſen folgen; überall leben ſie von kleinen Fiſchen, und einige erſchnappen ſelbſt in der Luft fliegende Inſekten. Das Geräuſch der Feuerwaffen erſchreckt ſie nicht; dieſes Zeichen der Gefahr, weit entfernt, ſie zu verſcheuchen, ſcheint ſie vielmehr anzuziehen; denn ſobald der Jäger einen in dem Trupp getroffen hat, ſtürzen ſich die andern in Menge um den verwundeten Gefährten, und flattern mit ihm bis auf die Oberfläche des Waſſers hinab. Man bemerkt eben ſo, daß unſere Landſchwalben bisweilen auf Flintenſchüſſe herbeikommen, oder wenigſtens nicht ſo dadurch erſchreckt werden, daß ſie ſich weit entfernen. Sollte dieſe Gewohnheit nicht eine Folge blinden Zutrauens

---

nach den hinzugefügten Notizen dieſes vortrefflichen Beobachters erkennen wir in der That in den Kreuzern und den Goeletten Meerſchwalben.

[1]) Von ihnen und ihrem läſtigen Geſchrei leitet Turner das Sprichwort ab, womit man das unausſtehliche Geplauder eines langweiligen Schwätzers bezeichnete, Iarus partuit.

[2]) Beobachtungen, welche Hr. Baillon über die Vögel an den Küſten der Picardie angeſtellt hat.

[3]) Wie nach jenem von Lindre bei Dieuze in Lothringen, welcher mit allen ſeinen Krümmungen und Buchten 7 Lieues im Umfang hat.

seyn? Diese Vögel, die immer durch einen schnellen Flug fortgerissen werden, sind weniger erfahren, als jene, die in den Furchen kauern oder auf den Bäumen sitzen; sie haben nicht, wie jene gelernt, uns zu beobachten, zu erkennen, und ihre gefährlichsten Feinde zu fliehen.

Uebrigens unterscheiden sich die Füße der Meerschwalbe von jenen der Landschwalbe nur dadurch, daß sie halbe Schwimmhäute haben; denn sie sind ebenfalls sehr kurz, sehr klein, und fast zwecklos zum Gehen. Die spitzen Nägel an den Zehen scheinen der Meerschwalbe nicht nothwendiger zu seyn, als der Landschwalbe, indem sich beide ihrer Beute mit dem Schnabel bemächtigen. Jener der Meerschwalbe ist grade, an der Spitze dünn, glatt, ohne Auszahnungen und an den Seiten abgeflacht. Die Flügel sind so lang, daß der in Ruhe befindliche Vogel dadurch belästigt zu werden, und in der Luft er ganz Flügel zu seyn scheint; wenn aber diese große Flugkraft aus der Meerschwalbe einen Luftvogel macht, so erscheint sie in ihren andern Eigenschaften als Wasservogel; denn abgesehen von der ausgeschweiften Haut zwischen den Zehen, ist ein kleiner Theil ihres Beines, wie bei fast allen Wasservögeln, unbefiedert, und der Körper mit einem sehr dichten Flaum bekleidet.

Diese Familie der Meerschwalben besteht aus mehren Arten, von denen die meisten die Meere überflogen, und deren Küsten besucht haben. Man findet sie von den Meeren, den Seen [1]) und den Flüssen des Nordens bis zu den Küstengegenden des australischen Oceans, und sie bewohnen fast alle zwischenliegenden Gegenden, welches wir darlegen wollen, indem wir ihre verschiedenen Arten beschreiben, und wir beginnen mit denen, die unsere Küsten besuchen.

---

1) Derselbe Name taern, Stern, den man im Norden diesen Schwalben beilegt, bedeutet See.

Die große Meerschwalbe.[1])

(Sterna hirundo. L. Le pierre-garin ou la grande hirondelle de mer de nos côtes. B.)

Erste Art.

Wir stellen hier als die erste Art die größte Meerschwalbe auf, die sich an unsern Küsten findet, Nr. 987; sie mißt fast 13 Zoll von der Spitze des Schnabels bis zu den Zehen, fast 16 bis zur Spitze das Schwanzes, und hat fast 2 Fuß Flugweite. Ihr feiner und schlanker Wuchs, das hübsche Grau ihres Mantels, das schöne Weiß des ganzen Vorderleibes, die schwarze Kappe auf dem Kopf, und der rothe Schnabel und die rothen Füße machen einen schönen Vogel aus ihr.

Mit der Rückkehr des Frühlings trennen sich diese Schwalben, die in großen Trupps an unsern Seeküsten ankommen, in kleinen Abtheilungen, von denen einige in das Innere unserer Provinzen, wie in Orleanois,[2]) in Lothringen, in den Elsaß,[3]) und vielleicht noch weiter, indem sie den Flüssen folgen, eindringen; aber der größte Theil bleibt an den Küsten zurück, und begibt sich weit auf die Meere hin. Hr. Ray hat beobachtet, daß man ihrer gewöhnlich eine Menge auf hoher See, 50 Lieues von den westlichsten Küsten Englands findet, so wie noch jenseits dieser Entfernung auf der ganzen Ueberfahrt bis Madera; daß endlich diese große Menge sich zu versammeln scheint, um auf den Salvages, kleinen wüsten Inseln, in der Nähe der kanarischen, zu nisten.

An den Küsten der Picardie nennt man diese Meerschwalben pierre-garins. Es sind, sagt Hr. Baillon, eben so lebhafte als leichte Vögel, kühne und gewandte Fischer; sie stürzen sich in das Meer auf den Fisch, den sie erspähen, und nachdem sie untergetaucht haben, steigen sie oft in einem Augenblick wieder zu derselben Höhe in die Luft empor. Sie verdauen den Fisch fast eben so schnell als sie ihn fangen; denn er löst sich in kurzer Zeit in ihrem Magen auf; der Theil, der den

---

[1]) Diese Art ins Besondere wird in Schweden taerna genannt:

[2]) Hr. Salerne sagt, in Sologne nenne man sie petit criard.

[3]) Am Rhein in der Gegend von Straßburg gibt man ihr, Gesner zufolge, den Namen Spurer.

Grund berührt, zuerſt, was man auch bei den Reihern und den Möven bemerkt hat. Die Verdauungskraft dieſer Meerſchwalben iſt ſo groß, daß ſie leicht eine oder zwei Stunden nach dem erſten Mal ein zweites zu ſich nehmen können; ſie ſchlagen ſich häufig, indem ſie ſich ihre Beute ſtreitig machen, und verſchlingen Fiſche, die dicker als ein Daumen ſind, und deren Schwanz ihnen aus dem Schnabel hinausreicht. Diejenigen, die man fängt, und bisweilen in den Gärten hält, [1]) weigern ſich nicht, Fleiſch zu freſſen; aber es ſcheint, daß ſie es im Zuſtand der Freiheit nicht thun.

Dieſe Vögel paaren ſich gleich nach ihrer Ankunft in den erſten Tagen des Mai. Jedes Weibchen legt in eine kleine Höhlung auf dem nackten Sande zwei bis drei im Verhältniß zu ihrem Wuchs ſehr dicke Eier; die ſandige Stelle, welche ſie dazu wählen, iſt immer vor dem Nordwind geſchützt, und liegt unter einigen kleinen Dünen. Nähert man ſich der Brut, ſo ſtürzen ſich die Eltern aus der Luft hinab auf den Menſchen zu, indem ſie ein wiederholtes Geſchrei des Zorns und der Unruhe ausſtoßen.

Ihre Eier ſind nicht alle von derſelben Farbe; einige ſind braun, andere grau, und noch andere faſt grünlich; wahrſcheinlich ſind dieſe letztern jene der jungen Paare; denn ſie ſind etwas kleiner, und man weiß, daß bei allen Vögeln, deren Eier gefärbt ſind, die der Alten dunklere Farben haben und etwas dicker und weniger ſpitz ſind, wie jene der Jungen, und beſonders in den erſten Bruten. Das Weibchen dieſer Art brütet nur während der Nacht, und bei Tage, wenn es regnet; zu jeder andern Zeit überläßt es ſeine Eier der Sonnenwärme. „Wenn der Frühling ſchön iſt, ſchreibt mir Hr. Baillon, und beſonders wenn die Bruten im warmen Wetter begonnen haben, brechen die drei Eier, aus denen gewöhnlich die Brut

---

[1]) „Ich hatte mehrere in meinem Garten, wo ich jedoch ihres fortwährenden läſtigen Geſchreies wegen, das ſelbſt in der Nacht nicht aufhörte, ſie nicht lange halten konnte. Dieſe gefangenen Vögel verlieren überdem faſt ganz ihre Munterkeit; geſchaffen, um in der Luft zu flattern, ſind ſie auf der Erde nicht einheimiſch; ihre kurzen Füße verwickeln ſich in Alles, was ihnen im Wege ſteht.“ (Auszug aus einer Abhandlung des Hrn. Baillon über die großen Meerſchwalben, woraus wir die Details der Naturgeſchichte dieſer Vögel entnehmen.)

der großen Meerſchwalben beſteht, in drei Tagen nach einander auf; das zuerſt gelegte einen Tag vor dem zweiten, welches ebenfalls dem dritten vorhergeht, weil die Entwickelung des Keims, der in dieſem nur mit dem Augenblick des angefangenen Brütens beginnt, in den beiden andern durch die Sonnenwärme beſchleunigt wurde, welcher ſie auf dem Sande ausgeſetzt waren. War das Wetter zur Zeit des Eierlegens regnig, oder auch nur neblig, ſo erfolgt dieſe Wirkung nicht, und die Eier brechen zuſammen auf. Man hat dieſelbe Bemerkung über die Eier der Meerlerchen und Meerelſtern gemacht, und man kann annehmen, daß es ſich eben ſo bei allen Vögeln verhält, die auf dem nackten Sande der Küſten ihre Eier legen.

„Die kleinen Meerſchwalben ſchlüpfen mit einem dichten weißgrauen Flaum bedeckt aus, der auf dem Kopf und dem Rücken mit einigen ſchwarzen Flecken beſät iſt; gleich nach der Geburt ſchleppen ſie ſich fort, und verlaſſen das Neſt; die Eltern bringen ihnen kleine Stücke von Fiſchen, und beſonders von der Leber und den Kiemen. Wenn die Mutter Abends zurückkehrt, um über dem noch nicht ausgeſchlüpften Ei zu brüten, ſo kriechen die Neugebornen unter ihre Flügel. Dieſe mütterliche Sorgfalt währt nur wenige Tage; die Jungen vereinigen ſich während der Nacht und drängen ſich an einander. Die Alten geben ihnen noch lange aus dem Schnabel zu freſſen; ohne jedesmal Anab zu fliegen, laſſen ſie das Futter auf ſie fallen, und, ſo zu ſagen, auf ſie regnen; die ſchon gefräßigen Jungen bekämpfen ſich darum, und machen ſich es unter vielem Geſchrei ſtreitig. Ihre Eltern wachen jedoch fortwährend aus der Höhe der Lüfte über ihnen; ein Geſchrei warnt ſie vor Gefahr, und im Augenblick bleiben die Jungen unbeweglich auf dem Sande kauernd; es würde ſchwer ſeyn, ſie dann zu entdecken, wenn das Geſchrei der Mutter auch dazu behülflich wäre; ſie entfliehen nicht, und man nimmt ſie mit der Hand auf, wie Steine.

„Sie fliegen erſt ſechs Wochen, nachdem ſie ausgeſchlüpft ſind, weil ſie dieſer Zeit bedürfen, damit ihre langen Flügel wachſen; hierin den Landſchwalben ähnlich, die länger in dem Neſt bleiben, als alle andern Vögel von derſelben Größe, und es beſſer befiedert verlaſſen. Die erſten Federn, welche dieſe jungen Meerſchwalben erhalten, ſind weißgrau auf dem

Grund berührt, zuerſt, was man auch bei den Reihern und den Möven bemerkt hat. Die Verdauungskraft dieſer Meerſchwalben iſt ſo groß, daß ſie leicht eine oder zwei Stunden nach dem erſten Mal ein zweites zu ſich nehmen können; ſie ſchlagen ſich häufig, indem ſie ſich ihre Beute ſtreitig machen, und verſchlingen Fiſche, die dicker als ein Daumen ſind, und deren Schwanz ihnen aus dem Schnabel hinausreicht. Diejenigen, die man fängt, und bisweilen in den Gärten hält,[1]) weigern ſich nicht, Fleiſch zu freſſen; aber es ſcheint, daß ſie es im Zuſtand der Freiheit nicht thun.

Dieſe Vögel paaren ſich gleich nach ihrer Ankunft in den erſten Tagen des Mai. Jedes Weibchen legt in eine kleine Höhlung auf dem nackten Sande zwei bis drei im Verhältniß zu ihrem Wuchs ſehr dicke Eier; die ſandige Stelle, welche ſie dazu wählen, iſt immer vor dem Nordwind geſchützt, und liegt unter einigen kleinen Dünen. Nähert man ſich der Brut, ſo ſtürzen ſich die Eltern aus der Luft hinab auf den Menſchen zu, indem ſie ein wiederholtes Geſchrei des Zorns und der Unruhe ausſtoßen.

Ihre Eier ſind nicht alle von derſelben Farbe; einige ſind braun, andere grau, und noch andere faſt grünlich; wahrſcheinlich ſind dieſe letztern jene der jungen Paare; denn ſie ſind etwas kleiner, und man weiß, daß bei allen Vögeln, deren Eier gefärbt ſind, die der Alten dunklere Farben haben und etwas dicker und weniger ſpitz ſind, wie jene der Jungen, und beſonders in den erſten Bruten. Das Weibchen dieſer Art brütet nur während der Nacht, und bei Tage, wenn es regnet; zu jeder andern Zeit überläßt es ſeine Eier der Sonnenwärme. „Wenn der Frühling ſchön iſt, ſchreibt mir Hr. Baillon, und beſonders wenn die Bruten im warmen Wetter begonnen haben, brechen die drei Eier, aus denen gewöhnlich die Brut

[1]) „Ich hatte mehrere in meinem Garten, wo ich jedoch ihres fortwährenden läſtigen Geſchreies wegen, das ſelbſt in der Nacht nicht aufhörte, ſie nicht lange halten konnte. Dieſe gefangenen Vögel verlieren überdem faſt ganz ihre Munterkeit; geſchaffen um in der Luft zu flattern, ſind ſie auf der Erde nicht einheimiſch; ihre kurzen Füße verwickeln ſich in Alles, was ihnen im Wege ſteht.“ (Auszug aus einer Abhandlung des Hrn. Baillon über die großen Meerſchwalben, woraus wir die Details der Naturgeſchichte dieſer Vögel entnehmen.)

der großen Meerſchwalben beſteht, in drei Tagen nach einander auf; das zuerſt gelegte einen Tag vor dem zweiten, welches ebenfalls dem dritten vorhergeht, weil die Entwickelung des Keims, der in dieſem nur mit dem Augenblick des angefangenen Brütens beginnt, in den beiden andern durch die Sonnenwärme beſchleunigt wurde, welcher ſie auf dem Sande ausgeſetzt waren. War das Wetter zur Zeit des Eierlegens regnig, oder auch nur neblig, ſo erfolgt dieſe Wirkung nicht, und die Eier brechen zuſammen auf. Man hat dieſelbe Bemerkung über die Eier der Meerlerchen und Meerelſtern gemacht, und man kann annehmen, daß es ſich eben ſo bei allen Vögeln verhält, die auf dem nackten Sande der Küſten ihre Eier legen.

„Die kleinen Meerſchwalben ſchlüpfen mit einem dichten weißgrauen Flaum bedeckt aus, der auf dem Kopf und dem Rücken mit einigen ſchwarzen Flecken beſät iſt; gleich nach der Geburt ſchleppen ſie ſich fort, und verlaſſen das Neſt; die Eltern bringen ihnen kleine Stücke von Fiſchen, und beſonders von der Leber und den Kiemen. Wenn die Mutter Abends zurückkehrt, um über dem noch nicht ausgeſchlüpften Ei zu brüten, ſo kriechen die Neugebornen unter ihre Flügel. Dieſe mütterliche Sorgfalt währt nur wenige Tage; die Jungen vereinigen ſich während der Nacht und drängen ſich an einander. Die Alten geben ihnen noch lange aus dem Schnabel zu freſſen; ohne jedesmal Knab zu fliegen, laſſen ſie das Futter auf ſie fallen, und, ſo zu ſagen, auf ſie regnen; die ſchon gefräßigen Jungen bekämpfen ſich darum, und machen ſich es unter vielem Geſchrei ſtreitig. Ihre Eltern wachen jedoch fortwährend aus der Höhe der Lüfte über ihnen; ein Geſchrei warnt ſie vor Gefahr, und im Augenblick bleiben die Jungen unbeweglich auf dem Sande kauernd; es würde ſchwer ſeyn, ſie dann zu entdecken, wenn das Geſchrei der Mutter auch dazu behülflich wäre; ſie entfliehen nicht, und man nimmt ſie mit der Hand auf, wie Steine.

„Sie fliegen erſt ſechs Wochen, nachdem ſie ausgeſchlüpft ſind, weil ſie dieſer Zeit bedürfen, damit ihre langen Flügel wachſen; hierin den Landſchwalben ähnlich, die länger in dem Neſt bleiben, als alle andern Vögel von derſelben Größe, und es beſſer befiedert verlaſſen. Die erſten Federn, welche dieſe jungen Meerſchwalben erhalten, ſind weißgrau auf dem

Kopf, dem Rücken und den Flügeln; die wahren Farben kommen erſt mit der Mauſe; aber Junge und Alte haben alle daſſelbe Gefieder, wenn ſie im Frühjahr zurückkehren. An den Küſten der Picardie fliegen ſie gegen die Mitte des Auguſt ab, und ich habe in dem letzten Jahr 1779 bemerkt, daß es mit einem Nordoſtwind geſchah."

Die kleine Meerſchwalbe.

(Sterna parva. L. La petite hirondelle de mer. E.)

Zweite Art.

Dieſe kleine Meerſchwalbe, Nr. 996, gleicht ſo ſehr in den Farben der vorigen, daß man ſie kaum unterſcheiden würde, wenn nicht zwiſchen dieſen beiden Arten oder Raſſen eine bedeutende und konſtante Verſchiedenheit der Größe ſtatt fände, indem dieſe hier nur die Größe einer Lerche hat; aber ſie iſt eben ſo ſchreiſüchtig, eben ſo umher ſchweifend wie die große; doch weigert ſie ſich nicht, in der Gefangenſchaft zu leben, wenn ſie durch die Falle in dieſelbe geräth, welche ſeit Belons Zeit die Fiſcher auf dem Waſſer gegen ſie anbrachten, indem ſie ein Kreuz von Holz ſchwimmen ließen, in deſſen Mitte ſie einen kleinen Fiſch als Lockſpeiſe befeſtigten, mit Leimruthen an den vier Ecken, zwiſchen denen der Vogel, auf ſeine Beute ſtürzend, mit ſeinen Flügeln hängen blieb. Dieſe kleinen Meerſchwalben beſuchen, wie die großen, die franzöſiſchen Küſten, die Seen und Flüſſe, und ſie entfernen ſich ebenfalls mit der Annäherung des Winters.

Die Guifette.

(Sterna naevia. L. La guifette. B.)

Dritte Art.

Wir nehmen, um dieſe Art der Meerſchwalbe, Nr. 924, zu bezeichnen, den Namen Guifette an, den man ihr an den Küſten der Picardie beilegt. Ihr unter dem Köper weiß. Gefieder iſt ziemlich angenehm bunt, von Schwarz am Hinterkopf, von Braun mit Fuchsröthlich gewölkt auf dem Rücken, und von hübſchem weißlich gefranztem Grau auf den Flügeln. Der Größe nach ſteht ſie zwiſchen den beiden vorigen, von

denen sie sich aber in mancher Beziehung durch ihre Gewohnheiten unterscheidet. Hr. Baillon, der sie mit der großen Meerschwalbe vergleicht, sagt, sie fände sich ebenfalls an den Küsten der Picardie, unterscheide sich aber durch mehre Merkmale: 1) die Guifetten suchen nicht, wie die großen Meerschwalben, fortwährend ihre Nahrung auf der See; sie fressen nicht Fische, sondern vielmehr Insekten, und nähren sich sowohl von den fliegenden Insekten, welche sie in der Luft erhaschen, als von denen, die sie im Wasser suchen; 2) sie sind nicht so schreisüchtig, und beläſtigen nicht, wie die großen Meerschwalben, durch ihr fortwährendes Geschrei; 3) sie legen ihre Eier nicht auf den nackten Sand, sondern wählen in den Sümpfen eine vom Wasser umgebene, mit Gras oder Moos bedeckte Stelle, oder am Ufer; sie bringen einige trockene Grashalme dorthin, und legen darauf ihre Eier, gewöhnlich drei an der Zahl; 4) sie brüten 17 Tage fortwährend über ihren Eiern, und die Jungen schlüpfen alle an demselben Tage aus; sie können erst nach Verlauf eines Monats fliegen, und doch ziehen sie ziemlich früh mit ihren Eltern fort, und oft vor den großen Meerschwalben; man sieht ihrer zur Zeit der Wanderung längs der Seine und der Loire fliegen. Uebrigens sind die Bewegungen der Guifetten im Fluge ganz jenen der großen Meerschwalben ähnlich; sie halten sich ebenfalls fortwährend in der Luft; fliegen auch meist, über das Wasser oder das Gras streichend, und erheben sich sehr hoch und sehr schnell.

Die schwarze Guifette.

(Sterna nigra. L. La guifette noire, ou l'épouvantail. B.)

Vierte Art.

Dieser Vogel, Nr. 333, hat so viel Aehnlichkeit mit dem vorigen, daß man ihn in der Picardie die schwarze Guifette nennt. Der Name épouvantail (Schreckbild), den man ihm außerdem noch gibt, kommt wahrscheinlich von dem sehr dunkel aschfarbigen Anstrich, den er auf dem Kopf, dem Halse und dem Leibe hat; nur die Flügel sind von dem hübschen Grau, welches das gewöhnliche Gefieder der Meerschwalben ist. Die Größe kommt ungefähr jener der gemeinen Guifette gleich; der Schnabel ist schwarz, und die Füße sind dunkelroth. Man

unterscheidet das Männchen an einem weißen Flecken unter der Kehle.

Diese Vögel haben nichts Abschreckendes, als das Gefieder; denn sie sind sehr munter, fliegen unaufhörlich, und machen, wie die andern Meerschwalben, tausend Bewegungen und Wendungen in der Luft. Sie nisten, wie die andern Guifetten, auf dem Schilf in den Sümpfen, und legen drei bis vier schmutzig grüne Eier, mit schwärzlichen Flecken, die einen Gürtel gegen die Mitte zu bilden. Sie stellen ebenfalls geflügelten Insekten nach, und gleichen ihnen sonst in allen ihren Bewegungen. [1])

Die schwarzköpfige Meerschwalbe.

(Sterna fissipes. L. Le gachet. B.)

Fünfte Art.

Ein schönes Schwarz bedeckt den Kopf, die Kehle, den Hals und den obern Theil der Brust dieser Meerschwalbe wie ein Mantel, Kragen oder Domino; der Rücken ist grau, der Bauch weiß; sie ist etwas größer, als die Guifetten. Diese Art scheint an den französischen Küsten nicht häufig zu seyn, aber sie findet sich an den amerikanischen, wo der Pater Feuillee sie beschrieben und bemerkt hat, daß diese Vögel auf den nackten Felsen zwei für ihren Wuchs sehr große, und mit dunkel purpurfarbigen Flecken auf weißlichem Grunde marmorirte Eier legen. Uebrigens war der durch diesen Reisenden beobachtete Vogel größer, als jener, den Hr. Brisson beschrieben hat, der sie jedoch beide auf dieselbe Art bezieht, welcher er, ohne einen Grund dafür anzugeben, den Namen gachet gegeben hat.

Die philippinische Meerschwalbe.

(Sterna philippensis. L. L'hirondelle de mer des Philippines. B.)

Sechste Art.

Diese durch Hrn. Sonnerat auf der Insel Panay, einer der Philippinen, gefundene Meerschwalbe ist in seiner Reise

[1]) Beobachtungen, mitgetheilt durch Hrn. Baillon in Montreuil-sur-Mer.

nach Neuguinea angezeigt. Ihre Größe kommt jener unserer großen Meerschwalbe gleich, und vielleicht ist es dieselbe durch den Einfluß des Klimas modifizirte Art; denn bei ihr, wie der großen Meerschwalbe, ist der ganze Vorderleib weiß, der obere Theil des Kopfs schwarz gefleckt, und sie unterscheidet sich von ihr nur durch die Flügel und den Schwanz, die oben graulich, und unten von umbrafarbigem Braun sind, so wie der Schnabel und die Füße schwarz.

Die Meerschwalbe mit großer Flugweite.

(L'hirondelle de mer à grande envergure. B.)

Siebente Art.

Obgleich dieses Merkmal einer großen Flugweite allen Meerschwalben anzugehören scheint, so kann es dennoch besonders auf diese bezogen werden, welche, ohne von Körper größer zu seyn, als unsere gemeine Meerschwalbe, 2 Fuß 9 Zoll Flugweite hat. Auf ihrer Stirn sieht man einen kleinen weißen Halbmond; der Obertheil des Kopfs und des Schwanzes sind schön schwarz, und der ganze Unterleib ist weiß; der Schnabel und die Füße sind schwarz. Wir verdanken dem Hrn. Vicomte de Querhoent die Kenntniß dieser Art, die er auf der Insel Ascension fand, und über die er uns folgende Notiz mitgetheilt hat.

„Man kann sich kaum vorstellen, wie groß die Anzahl dieser Schwalben auf der Insel Ascension ist; die Luft wird bisweilen von ihnen verdunkelt, und ich habe kleine Ebenen gesehen, welche sie gänzlich bedeckten. Sie sind sehr schreisüchtig, und stoßen fortwährend ein scharfes und heiseres Geschrei aus, welches ganz jenem des Thurmfalken gleicht. Sie sind nicht furchtsam, sie flogen so dicht über mir, daß sie mich fast berührten; die auf ihren Nestern brüteten, entfernten sich nicht, wenn ich mich ihnen näherte, griffen mich aber mit heftigen Schnabelhieben an, sobald ich sie ergreifen wollte. Unter mehr als 600 Nestern dieser Vögel sah ich nur 3, worin 2 Junge oder 2 Eier waren, alle andern hatten nur eins; sie legen sie auf flacher Erde neben einem Häufen Steine, und alle neben einander an. Auf einem Theil der Insel, wo sich ein Trupp dieser Vögel niedergelassen hatte, fand ich in allen Nestern

die Jungen schon groß, und nicht ein einziges Ei; den nächsten Morgen sah ich eine andere Niederlassung, wo sich in jedem Nest nur 1 Ei befand, welches zu bebrüten das Weibchen begann, und nicht ein einziges Junges. Dieses Ei, dessen Größe mir auffiel, ist gelblich mit braunen Flecken, und mit andern am dicken Ende häufigeren Flecken von bleichem Veilchenblau. Diese Vögel haben ohne Zweifel jährlich mehre Bruten. Die Jungen sind in ihrem ersten Alter mit einem weißgrauen Flaum bedeckt. Wenn man sie im Nest fangen will, so würgen sie sofort den Fisch aus, den sie im Magen haben."

Die große cayenner Meerschwalbe.

(Sterna cajensis. L. La grande hirondelle de mer de Cayenne. B.)

Achte Art.

Man könnte diese Art die sehr große Meerschwalbe nennen, denn sie ist in ihren Hauptdimensionen um mehr als 2 Zoll größer, als die große Meerschwalbe, welche die größte unserer europäischen Meerschwalben ist. Diese hier, Nr. 9[illegible] findet sich auf Cayenne, sie hat, wie die meisten Arten dieser Gattung, einen ganz weißen Oberkörper, eine schwarze Mütze hinten auf dem Kopf, und die Federn des Mantels sind auf grauem Grunde gelblich, oder schwach fuchsröthlich gefranzt.

Wir kennen nur diese acht Meerschwalben, und wir glauben von dieser Familie den Vogel trennen zu müssen, den Hr. Brisson zu seiner dritten Art macht, unter der Benennung aschgraue Meerschwalbe, weil sie kurze Flügel hat, und die große Länge der Flügel ein Hauptzug und ein konstantes Merkmal zu seyn scheint, womit die Natur die Meerschwalbe bezeichnet hat, und weil auch ihre natürlichen Gewohnheiten meist durch diese Bildung bedingt werden, die ihnen allen gemeinschaftlich ist.

Der Tropen-Vogel.

(Phaëton aethereus. L. L'oiseau du tropique, ou le paille-en-queue. B.)

Wir sahen Vögel sich von Norden nach Süden begeben, und in freiem Fluge alle Klimate der Erde und der Meere

DIE GROSSE MEERSCHWALBE.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Langflügler. *Gattung:* Meerschwalbe.
(Cuvier.)

Pl 16

DER TROPENVOGEL.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Ganzschwimmhäutler.
Gattung: Strohschwanz. *(Cuvier.)*

durchziehen; wir werden andere sehen, die auf die Polargegenden beschränkt sind, als die letzten Kinder der in dieser eisigen Gegend erstorbenden Natur; [1]) dieser hier scheint im Gegentheil unter der brennenden Zone, welche die Wendekreise begränzen, an die Sonne gefesselt zu seyn. [2]) Fortwährend unter diesem heißen Himmel fliegend, ohne sich von den beiden äußersten Gränzen des Weges, den die Sonne bezeichnet, zu entfernen, verkündet er den Schiffahrern ihren Eintritt in diese Regionen; man hat ihn daher allgemein den tropischen Vogel genannt, weil sein Erscheinen den Anfang der heißen Zone verkündet, man möge nun aus Norden oder Süden auf alle Meere der Erde kommen, welche dieser Vogel gleichmäßig besucht.

Diese Vögel scheinen sich selbst vorzugsweise auf den entferntesten Inseln der beiden Indien, wie Ascension, St. Helena, Rodrigue und France und Bourbon aufzuhalten. In dem weiten atlantischen Ocean scheinen sie sich nördlich bis zu den bermudischen Inseln verirrt zu haben; denn dies ist der Punkt, wo sie sich am weitesten von den Gränzen der heißen Zone entfernten, deren Breite sie ganz bewohnen und durchziehen, und sich gegen Süden an ihrer andern Gränze auf jener Reihefolge von Inseln wiederfinden, die Hr. Cook unter dem südlichen Wendekreis entdeckt hat, nämlich den Marquisen, der Osterinsel, den Gesellschafts- und den Freundschaftsinseln. [3]) Die Herren Cook und Forster fanden auch diese Vögel mehre Mal auf hoher See unter denselben Breitengraden; denn obgleich ihr Erscheinen als ein Zeichen der Nähe des Landes betrachtet wird, so ist es doch sicher, daß sie sich bisweilen sehr weit davon entfernen, und gewöhnlich mehre 100 Lieues in einer Strecke zurücklegen.

Außer einem kräftigen und sehr schnellen Fluge sind diese Vögel für so lange Züge mit der Fähigkeit begabt, sich auf dem Wasser ausruhen zu können, [4]) und dort einen Stütz-

---

[1]) Siehe in den letzten Aufsätzen dieser Naturgeschichte der Vögel jene vom Sturmvogel, von den Pinguinen ꝛc.

[2]) Ohne Zweifel gab ihm Hr. Linne in diesem Sinne den poetischen Namen phaeton (phaeton aethereus).

[3]) Auf den erstern Inseln nennt man ihn manoo-roa (manoo heißt Vogel).

[4]) Labat glaubt selbst, daß sie dort schlafen.

punkt vermittelst ihrer breiten Ruderfüße zu finden, deren Zehen, wie jene der Seeraben, der Fregatten-Vögel ꝛc., durch eine ganze Schwimmhaut verbunden sind, welchen eben genannten Vögeln der tropische Vogel durch dieses Merkmal, und auch durch die Gewohnheit gleicht, sich auf die Bäume zu setzen. Er hat jedoch viel mehr Aehnlichkeit mit den Meerschwalben, als mit einem dieser Vögel; er gleicht ihnen in der Länge der Flügel, die sich auf dem Schwanz kreuzen, wenn sie eingezogen sind, er gleicht ihnen ferner in der Gestalt des Schnabels, welcher jedoch stärker, dicker und an den Rändern ausgezahnt ist.

Seine Größe ist ungefähr die einer gemeinen Taube. Das schöne Weiß seines Gefieders würde genügen, um ihn bemerkbar zu machen; aber sein auffallendstes Kennzeichen ist ein doppelter langer Federhalm, der wie ein in seinen Schwanz gesteckter Strohhalm aussieht, weshalb man ihn auch den Strohschwanz (paille-en-queue) genannt hat. Dieser doppelte lange Federhalm besteht aus zwei Fäden, jeder aus einer fast nackten und nur mit kleinen sehr kurzen Federn versehenen Federrippe bestehend, und es sind Verlängerungen der beiden mittelsten Steuerfedern, die aus dem sehr kurzen und fast unbemerklichen Schwanz hervortreten. Diese Federhalme haben bis 22 oder 24 Zoll Länge; oft ist einer von beiden länger als der andere, und bisweilen findet sich nur ein einziger, was durch irgend einen Zufall oder die Zeit der Mause veranlaßt wird; denn diese Vögel verlieren sie dann, und die Bewohner von Otahaiti und der andern benachbarten Inseln suchen sie in ihren Hainen auf, wo diese Vögel die Nacht zubringen. Diese Inselbewohner machen Federbüsche für ihre Krieger daraus, die Karaiben von den amerikanischen Inseln tragen diese Federhalme durch die Scheidewand der Nase gezogen, um sich schöner oder schrecklicher zu machen.

Man begreift leicht, daß ein Vogel von so hohem, so freiem, so weitem Fluge, sich nicht an die Gefangenschaft gewöhnen kann; außerdem machen ihn seine kurzen nach hinten stehenden Beine eben so schwerfällig und ungeschickt auf der Erde, als er leicht und gewandt in den Lüften ist. Man hat oft diese Vögel, wenn sie ermüdet oder durch Sturmwinde verschlagen waren, sich auf die Maste der Schiffe setzen gesehen, wo sie sich mit der Hand greifen ließen. Der Reisende

Legnat berichtet von einem ergötzlichen Kriege zwiſchen ihnen und den Matroſen ſeines Schiffes, denen ſie ihre Mützen abnahmen.

Man unterſcheidet zwei bis drei Arten des tropiſchen Vogels, welches jedoch nur Raſſen und Varietäten zu ſeyn ſcheinen, die dem gemeinſchaftlichen Stamm ſehr nahe ſtehen. Wir wollen über dieſe Arten berichten, ohne jedoch zu behaupten, daß wirklich Artverſchiedenheiten vorhanden ſind.

Der große tropiſche Vogel.

(Le grand paille-en-queue. B.)

Erſte Art.

Man kann beſonders die Arten oder Varietäten dieſer Vögel durch den Unterſchied der Größe trennen. Dieſer hier, Nr. 998, iſt ſo groß und ſelbſt größer, als eine gemeine Taube; ſeine Federhalme ſind faſt 2 Fuß lang, und man ſieht auf ſeinem ganz weißen Gefieder kleine ſchwarz ſchraffirte Linien oben auf dem Rücken, und einen ſchwarzen Zug, in Geſtalt eines Hufeiſens, der das Auge am innern Winkel durchzieht; der Schnabel und die Füße ſind roth. Dieſer tropiſche Vogel, der ſich auf den Inſeln Rodrigue, Ascenſion und Cayenne findet, ſcheint der größte von allen zu ſeyn.

Der kleine tropiſche Vogel.

(Le petit paille-en-queue. B.)

Zweite Art.

Dieſer hier, Nr. 369, iſt nur von der Größe einer kleinen gemeinen Taube, oder ſelbſt darunter; er hat, wie der vorige, das Hufeiſen über dem Auge, und iſt überdem auf den dem Körper zunächſt ſtehenden Flügelfedern und den großen Schwungfedern ſchwarz gefleckt; der ganze übrige Theil ſeines Gefieders iſt weiß, ſo wie die langen Federhalme. Die Ränder des Schnabels, welche bei dem großen tropiſchen Vogel kleine ſägenartige, nach hinten gerichtete Auszahnungen haben, ſind bei dieſem hier viel weniger ausgezahnt. Er ſtößt von Zeit zu Zeit ein kleines Geſchrei: ſchiric, ſchiric, aus, und legt ſein Neſt in den Höhlungen ſteiler Felſen an. Man

findet darin, dem Pater Feuillee zufolge, nur zwei Eier, welc bläulich und etwas größer, als Taubeneier sind.

In Folge einer durch uns angestellten Vergleichu zwischen mehren einzelnen Vögeln dieser zweiten Art, hab wir bemerkt, daß einige eine röthliche oder falbe Färbu auf dem weißen Grund ihres Gefieders haben, eine Variet die wir dem Alter zuschrieben, und auf welche wir Briſſo falben tropischen Vogel mit um so mehr Wahrscheinlichk zurückführen, als er sagt, dieser sey kleiner, als der weiße tropische Vogel. Wir haben auch bedeutende, obgleich indi viduelle Varietäten in der Größe dieser Vögel bemerkt, und mehre Reisende versicherten uns, das Gefieder der Jungen sey nicht von reinem Weiß, sondern mit schmutzig brauner oder schwärzlicher Farbe gefleckt. Sie unterscheiden sich auch von den Alten dadurch, daß sie noch keine langen Federhalme im Schwanze haben, und daß ihre Füße, welche roth werden müssen, von bleichem Blau sind. Uebrigens müssen wir bemerken, daß, obgleich Catesby versichert, der Schnabel und die Füße dieser Vögel seyen im Allgemeinen roth, dieses nur, ohne Ausnahme, für die vorige und die folgende Art wahr ist; denn bei dieser, die sich auf Isle de France am häufigsten findet, ist der Schnabel gelblich oder hornfarbig, und die Füße sind schwarz.

Der tropische Vogel mit rothen Federhalmen.

(Le paille-en-queue à brins rouges. B.)

Dritte Art.

Die beiden Fäden oder langen Federhalme des Schwanzes sind bei dieser Art, Nr. 979, von demselben Roth, wie der Schnabel; das übrige Gefieder ist weiß, mit Ausnahme einiger schwarzen Flecken auf dem Flügel nahe am Rücken, und des schwarzen hufeisenförmigen Zuges am Auge. Der Hr. Vicomte de Querhoent hat die Güte gehabt, uns folgende Notiz über diesen Vogel mitzutheilen, den er auf Isle de France beobachtete: „Der tropische Vogel mit rothen Federhalmen nistet auf dieser Insel, so wie auch der gemeine tropische Vogel; der letztere in Baumhöhlen, auf der großen Insel; der andere in Löchern auf den kleinen benachbarten Inseln. Man

…t den tropiſchen Vogel mit rothen Federhalmen faſt nie … die große Inſel kommen; und außer der Zeit des Geſchlechtstriebes beſucht der gemeine tropiſche Vogel ſie auch nur ſelten. Sie ſtellen den Fiſchen auf hoher See nach, und ruhen ſich auf der kleinen Inſel Coin-de-mire aus, welche 2 Lieues von Isle de France entfernt iſt, und wo ſich noch viele andere Seevögel finden. Ich habe im September und Oktober Neſter von tropiſchen Vögeln geſehen; jedes enthielt nur 2 gelblich weiße mit fuchsrothen Flecken bezeichnete Eier. Man verſichert, es finde ſich oft nur ein Ei in dem Neſt des großen tropiſchen Vogels, auch ſcheint keine von den Arten oder Varietäten dieſes ſchönen Vogels zahlreich zu ſeyn." Uebrigens ſcheint keine von den eben beſchriebenen drei Arten oder Varietäten beſonders an einen beſtimmten Ort gebunden zu ſeyn; oft finden ſich die beiden erſtern, oder die beiden letztern zuſammen, und der Vicomte de Querhoent ſagt, er habe ſie alle drei auf der Inſel Aſcenſion vereinigt gefunden.

Die Tölpel oder Fiſchraben. [1])

(Les fous. B.)

Bei allen gut organiſirten Weſen zeigt ſich der Inſtinkt in beſtimmten Gewohnheiten, welche alle ihre Erhaltung bezwecken; dieſes Gefühl treibt ſie an, Allem, was ihnen ſchaden kann, ſich zu entziehen, und aufzuſuchen, was zur Behauptung ihrer Exiſtenz oder ſelbſt zu den Bequemlichkeiten des Lebens dienen kann. Den Vögeln, die wir jetzt beſchreiben wollen, ſcheint die Natur nur die Hälfte dieſes Inſtinktes verliehen zu haben; groß und ſtark, mit einem kräftigen Schnabel bewaffnet, mit langen Flügeln und breiten Schwimmhäuten verſehen, beſitzen ſie alle Erforderniſſe, die nothwendig für die Ausübung ihrer Fähigkeiten, ſowohl in der Luft, als im Waſſer ſind. Sie haben daher alles, was ſie bedürfen, um zu leben, und doch ſcheinen ſie nicht zu wiſſen, was ſie zu thun oder

[1]) Im Engliſchen booby (dumm, thöricht), woraus der Name boubie entſtand, den man ſo häufig in den Berichten aus dem Südmeer lieſt. Die Portugieſen in Indien nennen ſie paxaros bobos oder einfältige Vögel; im neueren und Nomenklaturlatein, sula.

findet darin, dem Pater Feuillee zufolge, nur zwei Eier, welche bläulich und etwas größer, als Taubeneier sind.

In Folge einer durch uns angestellten Vergleichung zwischen mehren einzelnen Vögeln dieser zweiten Art, haben wir bemerkt, daß einige eine röthliche oder falbe Färbung auf dem weißen Grund ihres Gefieders haben, eine Varietät, die wir dem Alter zuschrieben, und auf welche wir Brisson's falben tropischen Vogel mit um so mehr Wahrscheinlichkeit zurückführen, als er sagt, dieser sey kleiner, als der weiße tropische Vogel. Wir haben auch bedeutende, obgleich individuelle Varietäten in der Größe dieser Vögel bemerkt, und mehre Reisende versicherten uns, das Gefieder der Jungen sey nicht von reinem Weiß, sondern mit schmutzig brauner oder schwärzlicher Farbe gefleckt. Sie unterscheiden sich auch von den Alten dadurch, daß sie noch keine langen Federhalme im Schwanze haben, und daß ihre Füße, welche roth werden müssen, von bleichem Blau sind. Uebrigens müssen wir bemerken, daß, obgleich Catesby versichert, der Schnabel und die Füße dieser Vögel seyen im Allgemeinen roth, dieses nur, ohne Ausnahme, für die vorige und die folgende Art wahr ist; denn bei dieser, die sich auf Isle de France am häufigsten findet, ist der Schnabel gelblich oder hornfarbig, und die Füße sind schwarz.

Der tropische Vogel mit rothen Federhalmen.

(Le paille-en-queue à brins rouges. B.)

Dritte Art.

Die beiden Fäden oder langen Federhalme des Schwanzes sind bei dieser Art, Nr. 979, von demselben Roth, wie der Schnabel; das übrige Gefieder ist weiß, mit Ausnahme einiger schwarzen Flecken auf dem Flügel nahe am Rücken, und des schwarzen hufeisenförmigen Zuges am Auge. Der Hr. Vicomte de Querhoent hat die Güte gehabt, uns folgende Notiz über diesen Vogel mitzutheilen, den er auf Isle de France beobachtete: „Der tropische Vogel mit rothen Federhalmen nistet auf dieser Insel, so wie auch der gemeine tropische Vogel; der letztere in Baumhöhlen, auf der großen Insel; der andere in Löchern auf den kleinen benachbarten Inseln. Man

...t den tropischen Vogel mit rothen Federhalmen fast nie die große Insel kommen; und außer der Zeit des Geschlechtstriebes besucht der gemeine tropische Vogel sie auch nur selten. Sie stellen den Fischen auf hoher See nach, und ruhen sich auf der kleinen Insel Coin-de-mire aus, welche 2 Lieues von Isle de France entfernt ist, und wo sich noch viele andere Seevögel finden. Ich habe im September und Oktober Nester von tropischen Vögeln gesehen; jedes enthielt nur 2 gelblich weiße mit fuchsrothen Flecken bezeichnete Eier. Man versichert, es finde sich oft nur ein Ei in dem Nest des großen tropischen Vogels, auch scheint keine von den Arten oder Varietäten dieses schönen Vogels zahlreich zu seyn." Uebrigens scheint keine von den eben beschriebenen drei Arten oder Varietäten besonders an einen bestimmten Ort gebunden zu seyn; oft finden sich die beiden erstern, oder die beiden letztern zusammen, und der Vicomte de Querhoent sagt, er habe sie alle drei auf der Insel Ascension vereinigt gefunden.

Die Tölpel oder Fischraben. [1]

(Les fous. B.)

Bei allen gut organisirten Wesen zeigt sich der Instinkt in bestimmten Gewohnheiten, welche alle ihre Erhaltung bezwecken; dieses Gefühl treibt sie an, Allem, was ihnen schaden kann, sich zu entziehen, und aufzusuchen, was zur Behauptung ihrer Existenz oder selbst zu den Bequemlichkeiten des Lebens dienen kann. Den Vögeln, die wir jetzt beschreiben wollen, scheint die Natur nur die Hälfte dieses Instinktes verliehen zu haben; groß und stark, mit einem kräftigen Schnabel bewaffnet, mit langen Flügeln und breiten Schwimmhäuten versehen, besitzen sie alle Erfordernisse, die nothwendig für die Ausübung ihrer Fähigkeiten, sowohl in der Luft, als im Wasser sind. Sie haben daher alles, was sie bedürfen, um zu leben, und doch scheinen sie nicht zu wissen, was sie zu thun oder

[1] Im Englischen booby (dumm, thöricht), woraus der Name boubie entstand, den man so häufig in den Berichten aus dem Südmeer liest. Die Portugiesen in Indien nennen sie paxaros bobos oder einfältige Vögel; im neueren und Nomenklaturlatein, sula.

zu lassen haben, um den Tod zu vermeiden. Von einem Ende der Erde bis zum andern, und von den nördlichen bis zu den südlichen Meeren verbreitet, haben sie nirgend gelernt, ihren gefährlichsten Feind kennen zu lernen; der Anblick des Menschen erschreckt sie nicht, noch schüchtert er sie ein; sie lassen sich nicht allein auf den Schiffen im Meere, sondern auch auf dem Lande, auf den kleinern Inseln und an den Küsten fangen, wo man sie mit Stockschlägen und in großer Anzahl tödtet, ohne daß der einfältige Trupp zu entfliehen oder seinen Aufflug zu nehmen, noch sich von den Jägern abzuwenden weiß, welche sie einen nach dem andern und bis zum letzten tödten. Diese Gleichgültigkeit gegen Gefahr ist weder eine Folge der Entschlossenheit, noch des Muthes, da sie weder Widerstand leisten, noch sich vertheidigen, und viel weniger angreifen, obgleich ihnen alle Mittel dazu gegeben sind, sowohl in der Kraft ihres Körpers, als ihrer Waffen. Es geschieht also nur aus Einfalt, daß sie sich nicht vertheidigen; und diese Vögel sind mehr dumm, als närrisch, denn man kann der auffallendsten Beraubung des Instinktes nicht einen Namen beilegen, der höchstens dem Mißbrauch zukommt, welcher damit getrieben wird. Da jedoch alle innern Fähigkeiten und die moralischen Eigenschaften der Thiere aus ihrer Konstitution hervorgehen, so muß man diese unbegreifliche Einfalt, welche das Aufgeben seiner selbst veranlaßt, irgend einer physischen Ursache zuschreiben, und diese scheint die Mühe zu seyn, die es diesen Vögeln macht, ihre zu langen Flügel in Bewegung zu setzen; [1]) eine Unfähigkeit, die vielleicht so groß ist, daß jene Schwerfälligkeit daraus entsteht, welche sie, selbst in den Augenblicken der dringendsten Gefahr, und unter den Hieben, womit man sie tödtet, unbeweglich bleiben läßt.

Wenn sie auch den Nachstellungen des Menschen entgehen, so scheint es, daß ihr Mangel an Muth sie einem andern Feinde überliefert, der sie fortwährend beunruhigt; dieser Feind ist der Vogel, den man die Fregatte nennt; er stößt auf sie, sobald er dieselben bemerkt, verfolgt sie oh-

[1]) Wir werden sehen, daß selbst der Fregatte, trotz ihres kräftigen Fluges, das Auffliegen sehr schwer zu werden scheint. Siehe den Aufsatz über diesen Vogel.

Unterlaß, und zwingt sie mit Flügel- und Schnabelhieben ihre Beute ihm zu überlassen, welche er sofort ergreift und verschlingt; denn diese thörichten und feigen Vögel geben ihren Raub bei dem ersten Angriff auf, und suchen sich dann eine andere Beute, welche sie oft eben so durch die Raubsucht dieses Fregattenvogels wieder verlieren.

Uebrigens stellt der Tölpel den Fischen nach, indem er mit fast unbeweglichen Flügeln über dem Wasser streift, und in dem Augenblick auf den Fisch stürzt, wenn dieser an der Oberfläche erscheint. Sein obgleich schneller und anhaltender Flug ist es viel weniger, als jener der Fregatte; auch begeben sich die Tölpel nicht so weit als jene auf die hohe See, und die Schiffahrer können aus ihrem Erscheinen ziemlich sicher auf die Nähe einer Küste schließen. Einige dieser Vögel, welche unsere nordischen Küsten besuchen, hat man jedoch auf den entferntesten und einzeln liegenden Inseln mitten im Ocean gefunden; sie bewohnen sie mit den Möven, den tropischen Vögeln ꝛc., und die Fregatte, welche ihnen vorzugsweise nachstellt, ist ihnen dorthin gefolgt.

Dampier theilt uns einen merkwürdigen Bericht, über die Feindseligkeiten des Fregattenvogels, den er den Krieger nennt, gegen die Tölpel, welche er boubies [1]) nennt, auf den Alcranischen Inseln, an der Küste von Yucatan, mit. „Die Menge dieser Vögel ist dort so groß, sagt er, daß ich nicht in diese Gegend kommen konnte, ohne von ihren Schnabelhieben belästigt zu werden. Ich bemerkte, daß sie sich paarweise hielten, woraus ich schloß, es sey Männchen und Weibchen. Als ich sie schlug, flogen einige davon, aber die meisten blieben; sie entfernten sich nicht, ungeachtet meiner Bemühungen, sie dazu zu zwingen. Ich bemerkte auch, daß die Krieger und die Boubies immer einige Vögel zur Aufsicht bei ihren Jungen zurückließen, besonders in der Zeit, wenn die Alten sich Vorrath an Nahrung auf dem Meere suchten. Ich sah eine ziemlich große Anzahl kranker oder verstümmelter Krieger, welche außer Stand zu seyn schienen, sich ihre Nahrung zu suchen; sie hielten sich nicht zu den Vögeln ihrer Art, und, mochten sie nun von deren Gesellschaft ausgeschlossen seyn, oder sich freiwillig davon getrennt haben, sie

[1]) Es ist das englische Wort booby, dumm, einfältig.

waren an mehren Orten zerstreut, um dort wahrscheinlich Gelegenheit zum Raub zu finden. Ich sah eines Tags mehr als zwanzig auf einer der Inseln, welche von Zeit zu Zeit Ausfälle auf das flache Land machten, um sich Beute zu suchen; aber sie zogen sich fast gleich zurück. Derjenige, welcher einen jungen Boubie ohne Aufsicht überraschte, gab ihm einen großen Schnabelhieb auf den Rücken, damit er seine Nahrung auswürge, was auch sofort geschah. Er warf einen oder zwei faustgroße Fische aus, die der Krieger noch schneller verschlang. Die alten Krieger spielen den alten Boubies, welche sie auf dem Meere finden, denselben Streich. Ich sah selbst einen, der gerade auf einen Boubie zuflog, und durch einen Schnabelhieb ihn zwang, einen Fisch von sich zu geben, den er eben geraubt hatte; der Krieger stürzte so schnell darauf zu, daß er ihn noch in der Luft erhaschte, bevor er in das Wasser gefallen war."

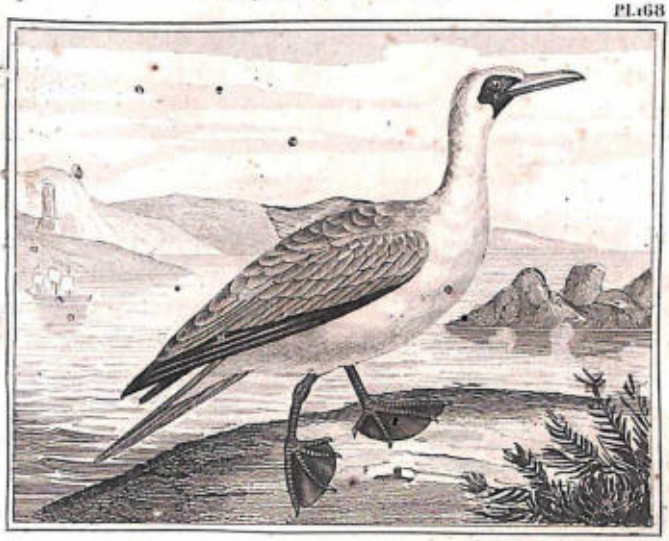
Die Tölpel haben in Beziehung auf ihre Gestalt und Organisation die meiste Aehnlichkeit mit den Kormorans, nur hat ihr Schnabel keine hakenförmige, sondern eine leicht gekrümmte Spitze; sie unterscheiden sich von ihnen ferner dadurch, daß ihr Schwanz nicht über die Flügel hinausreicht. Ihre vier Zehen sind durch eine zusammenhängende Schwimmhaut verbunden; der Nagel der mittleren ist nach innen sägenförmig ausgezahnt; die Augen werden durch eine nackte Haut umgeben; ihr Schnabel ist gerade, kegelförmig, an der Spitze etwas gekrümmt, und die Ränder sind fein ausgezahnt; die Naslöcher sind nicht bemerklich; man sieht an ihrer Stelle nur zwei hohle Rinnen; am merkwürdigsten ist jedoch an diesem Schnabel, daß seine obere Hälfte wie gegliedert ist, und aus drei durch zwei Nähte vereinigte Stücke besteht, deren erstes sich gegen die Spitze zu findet, welches sie wie einen abgelösten Falz erscheinen läßt; die andere gegen die Schnabelwurzel zu, nahe am Kopf, läßt die obere Hälfte sich nach oben umlegen und öffnen, indem ihre Spitze mehr als zwei Zoll über jene der untern Kinnlade reicht.

Diese Vögel stoßen ein starkes Geschrei aus, welches einige Aehnlichkeit mit jenem des Raben und der Gans hat, und man hört es besonders, wenn sie durch den Fregattenvogel verfolgt oder von einem plötzlichen Schreck erfaßt werden. Uebrigens strecken sie im Fluge den Kopf vor, und

DER GEMEINE TÖLPEL.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Ganzschwimmhäutler.
Gattung: Pelikan. *(Cuvier.)*

PL.68



DER FREGATTENVOGEL.

Ordnung: Schwimmhäutler ..... *id.*.

breiten den Schwanz aus. Sie können nur von irgend einem erhöhten Punkt gut auffliegen; auch setzen sie sich auf Bäume, wie die Kormorane. Dampier bemerkt selbst, auf der Insel Aves nisteten sie auf Bäumen, obgleich man sie an andern Orten auf der Erde [1]) und immer in großer Anzahl in demselben Bezirk nisten sieht; denn eine Gemeinschaft, nicht des Instinkts, sondern der Dummheit, scheint sie zu versammeln. Sie legen nur ein oder zwei Eier. Die Jungen bleiben lange mit einem sehr weichen und meist sehr weißen Flaum bedeckt; doch die übrigen Besonderheiten über diese Vögel müssen ihre Stelle in der Aufzählung ihrer Arten finden.

Der gemeine Tölpel.

(Sula vulgaris. L. Le fou commun. B.)

Erste Art.

Die Größe dieses Vogels, dessen Art auf den Antillen die gemeinste zu seyn scheint, steht zwischen jener der Ente und der Gans. Seine Länge von der Spitze des Schnabels bis zu jener des Schwanzes beträgt 2 Fuß 5 Zoll, und 1 Fuß 11 Zoll bis zur Spitze der Nägel; der Schnabel ist 4½ Zoll lang, der Schwanz fast 10 Zoll. Die nackte Haut, welche die Augen umgibt, ist gelb, so wie auch die Wurzel des Schnabels, dessen Spitze braun ist; die Füße sind von bleichem Gelb; der Bauch ist weiß, und das übrige Gefieder braun aschfarbig.

So einfach dieses Gefieder ist, bemerkt doch Catesby, daß es allein diese Art nicht kennzeichnen kann, weil sich so viele einzelne Unterschiede finden. „Ich habe bemerkt, sagt er, daß einer dieser Vögel einen weißen Bauch und einen braunen Rücken hatte; bei einem andern war die Brust, wie der

[1]) Indem Hr. Valmont de Bomare den Grund erörtert, weshalb dieser Vogel den Namen Tölpel erhielt, irrt er sich sehr, wenn er sagt, es sey der einzige Vogel mit Ruderfüßen, der sich aufsetze, da dieses nicht allein der Kormoran thut, sondern auch der Pelikan, der Säbelschnäbler und der tropische Vogel, und am auffallendsten ist es, daß alle diese Vögel zur Gattung derer mit vollkommenen Ruderfüßen gehören, indem ihre vier Zehen durch eine zusammenhängende Schwimmhaut verbunden sind.

Bauch, weiß, und andere waren ganz braun." Einige Reisende scheinen auch diese Art der Tölpel mit dem Namen falbe Vögel bezeichnet zu haben. Ihr Fleisch ist schwarz und hat einen Sumpfgeruch; doch haben die Matrosen und die Abenteurer auf den Antillen sich oft davon ernährt. Dampier erzählt, eine kleine französische Flotte, die an der Insel Aves scheiterte, habe diese Hülfsquelle benutzt, und so viele von diesen Vögeln verzehrt, daß ihre Anzahl auf jener Insel bedeutend abnahm.

Man findet sie in großer Menge nicht allein auf der Insel Aves, sondern auch auf der Insel Remire und besonders auf dem zuckerhutförmigen einzeln im Meer liegenden Felsen Grand-Connetable, den man von Cayenne aus sieht. Sie sind auch sehr zahlreich auf den kleinen Inseln in der Nähe der Küste von Neuspanien, nach Caraque zu, und es scheint, daß man dieselbe Art an der brasilianischen Küste und auf den Bahamainseln findet, wo sie, wie man versichert, jeden Monat 2 bis 3 Eier, oder bisweilen ein einziges, auf den nackten Felsen legen.

Der weiße Tölpel.

(Pelecanus piscator. L. Le fou blanc. B.)

Zweite Art.

Wir hatten eben bemerkt, daß man in der vorigen Art in der weißen und braunen Farbe viel Verschiedenheit finde; doch scheint es uns nicht, daß man diese darauf beziehen kann, um so weniger, als Du Tertre, der diese beiden Vögel lebend sah, sie von einander unterscheidet. Sie sind in der That sehr verschieden, weil der eine Weiß, und der andere Braun hat; nämlich auf dem Rücken, dem Hals und dem Kopf, und überdem dieser hier etwas größer ist; nur seine Schwungfedern und ein Theil seiner Bedeckungen sind braun; auch scheint er weniger einfältig zu seyn. Er setzt sich fast nie auf die Bäume, und läßt sich noch weniger auf Schiffen fangen, doch hält sie diese zweite Art in denselben Gegenden, wie die erste. Man findet sie beide auf der Insel Ascension. „Es gibt auf dieser Insel, sagt der Vicomte de Quechoent, Tausende dieser Vögel; die weißen sind weniger zahlreich; man sieht beide Arten auf

Steinhaufen ſitzen, gewöhnlich paarweiſe; man findet ſie dort zu allen Stunden; und ſie entfernen ſich nur, wenn der Hunger ſie zwingt, Fiſche zu fangen. Sie haben ihre Hauptniederlaſſung unter dem Winde der Inſel gewählt; man nähert ſich ihnen dort bei hellem Tage, und fängt ſie ſelbſt mit der Hand. Es gibt noch Vögel dieſer Gattung, die ſich von den vorhin erwähnten unterſcheiden; auf hoher See unter 10 Grad 6 Sekunden nördlicher Breite haben wir ihrer geſehen, die einen ſchwarzen Kopf hatten."

Der große Tölpel.

(Pelecanus magnus. L. Le grand fou. B.)

Dritte Art.

Dieſer Vogel, der größte in ſeiner Gattung, iſt von der Größe der Gans, und hat 6 Fuß Flugweite. Sein Gefieder iſt dunkelbraun, und mit kleinen weißen Flecken auf dem Kopf beſäet, mit breiteren auf der Bruſt, mit noch breiteren auf dem Rücken; der Bauch iſt von mattem Weiß. Das Männchen hat lebhaftere Farben, als das Weibchen.

Dieſer große Vogel findet ſich an den Küſten von Florida, und auf den großen Flüſſen dieſes Landes. „Er taucht unter, ſagt Catesby, und bleibt lange unter dem Waſſer, wo er, wie ich mir denke, Haifiſchen oder andern großen Raubfiſchen begegnet, die ihn verſtümmeln oder verſchlingen; denn ich habe oft an der Küſte dieſe Vögel verſtümmelt oder todt gefunden."

Ein Vogel dieſer Art wurde in der Gegend der Stadt Eu am 18. Oktober 1772 gefangen. Sehr weit auf dem Meere durch Stürme überraſcht, hatte ihn ohne Zweifel ein Windſtoß an unſere Küſte getrieben. Der Mann, der ihn fand, bemächtigte ſich ſeiner, indem er ſeinen Rock über ihn warf. Man ernährte ihn eine Zeit lang. In den erſten Tagen wollte er ſich nicht niederbücken, um den Fiſch aufzunehmen, den man ihm vorlegte, und man mußte ihn ihm an den Schnabel reichen. Er war auch immer niedergekauert, und wollte nicht gehen; aber allmälig gewöhnte er ſich an den Aufenthalt auf der Erde, ging umher, wurde ziemlich zahm, und beläſtigte ſelbſt ſeinen Herrn, indem er ihm fortwährend folgte, und dabei ein ſcharfes und rauhes Geſchrei ausſtieß.

Der kleine Tölpel.

(Pelicanus parvus. L. Le petit fou. B.)

Vierte Art.

Dieser hier, Nr. 973, ist in der That der kleinste Vogel, den wir in der Gattung der Tölpel kennen; seine Länge von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze beträgt etwa nur $1^1/_2$ Fuß. Die Kehle, die Magengegend und der Bauch sind weiß, und das ganze übrige Gefieder ist schwärzlich. Er wurde uns aus Cayenne geschickt.

Der kleine braune Tölpel.

(Le petit fou brun. B.)

Fünfte Art.

Dieser Vogel, Nr. 974, unterscheidet sich dadurch von dem vorigen, daß er ganz braun ist, und obgleich größer, ist er es doch weniger, als der gemeine braune Tölpel von der ersten Art. Wir wollen daher die beiden Arten getrennt lassen, indem wir abwarten, ob neue Beobachtungen uns bestimmen, sie zu vereinigen. Beide finden sich an denselben Orten, und besonders auf Cayenne und den karaibischen Inseln.

Der gefleckte Tölpel.

(Le fou tacheté. B.)

Sechste Art.

Man könnte diesen Vogel, Nr. 986, seiner Farben und selbst seiner Größe wegen, auf unsere dritte Art Tölpel zurückführen, wenn er sich von ihnen nicht zu sehr durch seine kurzen Flügel unterschiede, die selbst bei dem auf der Tafel dargestellten Vogel so kurz sind, daß man geneigt seyn möchte, zu zweifeln, ob dieser Vogel wirklich zu jener Familie gehöre, wenn die Kennzeichen des Schnabels und der Füße es nicht anzudeuten schienen. Wie dem auch seyn möge, dieser Vogel, der von der Größe des großen Tauchers ist, hat, wie dieser, auf einem schwärzlich braunen Farbengrund weiße Flecken, die

kleiner auf dem Kopf, breiter auf dem Rücken und den Flügeln sind, und auf dem weißen Farbengrund des Bauchs und der Magengegend sieht man bräunliche Wellenlinien.

Der Bassan-Tölpel.

(Pelicanus bassanus. L. Le fou de Bassan. B.)

Siebente Art.

Die Insel Bass oder Bassan in dem kleinen Meerbusen von Edinburg ist nur ein sehr großer Felsen, wo sich diese Vögel versammeln, die einer großen und schönen Art angehören. Man hat sie Bassan-Tölpel genannt, weil man glaubte, sie fänden sich nur an diesem Punkt; doch weiß man aus dem Zeugniß von Clusius und von Sibbald, [1]) daß es ihrer auf den Feroeinseln, auf der Insel Alise, und auf den hebridischen Inseln gibt. [2])

Dieser Vogel, Nr. 278, ist von der Größe einer Gans; er hat fast 3 Fuß Länge, und mehr als 5 Fuß Flugweite. Er ist ganz weiß, mit Ausnahme der größten Schwungfedern, die braun oder schwärzlich sind, und des Hinterkopfes, der einen gelben Anstrich hat; [3]) die nackte Haut des Augenumringes ist von schönem Blau, so wie der bis 6 Zoll lange

---

[1]) Hector Boetius berichtet in seiner Beschreibung Schottlands, diese Vögel nisteten auch auf einer der hebridischen Inseln; aber was derselbe hinzufügt, nämlich daß sie zu diesem Zweck so viel Holz zusammentragen, als die Einwohner für das ganze Jahr bedürfen, erscheint fabelhaft, um so mehr, als diese Vögel auf der Bassaninsel ihre Eier, wie die andern amerikanischen Vögel dieser Gattung, auf den nackten Felsen legen.

[2]) Einige Personen versichern uns, bisweilen würden durch Windstöße diese Vögel auf die Küsten der Bretagne, selbst bis in das Innere des Landes verschlagen, und man habe ihrer in der Umgegend von Paris gesehen.

[3]) „Ich möchte dieses fast für ein Zeichen des Alters halten; der gelbe Flecken ist wie jener unten am Halse der Löffelreiher; ich habe einige gesehen, bei denen dieser Theil fast goldfarbig war. Auch die weißen Hühner werden mit dem Alter gelb." (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Baillon.) Ray ist dieser Ansicht in Bezug auf den Bassantölpel, und Willughby zufolge sind die Jungen in dem ersten Alter auf dem Rücken braun oder schwärzlich gezeichnet.

Schnabel, der ſich ſo weit öffnen läßt, daß ein Fiſch von der Größe einer großen Makrele hindurch kann, und ein ſo großer Biſſen genügt nicht immer, um ſeine Freßbegierde zu befriedigen. Hr. Baillon hat uns einen dieſer Tölpel geſchickt, der auf hoher See gefangen wurde, und ſich ſelbſt erſtickt hatte, indem er einen zu großen Fiſch verſchlang. [1]) An der Kuſte der Baſſaninſel und der Ebuden ſtellen dieſe Vögel meiſt den Häringen nach. Ihr Fleiſch behält den Fiſchgeſchmack; doch iſt das der Jungen, die immer ſehr fett ſind, [2]) gut genug, um die Mühe des Ausnehmens der Neſter zu belohnen, welches geſchieht, indem man ſich an Stricken die Felſen hinabläßt. Die Jungen ſind nur auf dieſe Weiſe zu fangen; es würde leicht ſeyn, die Alten mit Stöcken oder Steinen zu tödten, aber ihr Fleiſch iſt zu ſchlecht. Uebrigens ſind ſie eben ſo einfältig, wie die andern Tölpel.

Sie niſten auf der Baſſaninſel in Felſenlöchern, wo ſie nur ein Ei legen; das Volk behauptet, ſie brüteten es ſehr einfach aus, indem ſie nur einen ihrer Füße darauf ſetzten. Dieſe Fabel entſprang vielleicht daher, weil der Vogel einen ſehr breiten Fuß hat; ſeine Schwimmhaut iſt ausgedehnt, und die mittlere Zehe, ſo wie die äußere, ſind jede an 4 Zoll lang, und alle vier durch eine zuſammenhängende Schwimmhaut verbunden. Die Haut des Körpers hängt weder an den Muskeln, noch dicht an dem Körper; ſie iſt nur mit ihm durch kleine Bündel von Faſern verbunden, die in ungleichen Entfernungen ſtehen, wie von 1 zu 2 Zoll, und ſich eben ſo weit ausdehnen können, ſo daß, wenn die Haut angezogen wird, ſie ſich an den Körper legt, und wenn ſie aufgeblaſen wird, wie ein Ball anſchwillt. Zu dieſem Zweck dient ſie ohne Zweifel dem Vogel, um ſeinen Umfang anzuſchwellen, und ſich dadurch leichter in ſeinem Fluge zu machen. Man entdeckte jedoch nicht Kanäle, die von der Bruſt nach der Haut gehen;

---

[1]) Hr. Baillon von Montreuil-ſur-Mer ſchickte uns dieſen Fiſch im Dezember 1777; aber es war nur eine Fabel, wenn man Geßner erzählte, ſobald dieſer Vogel einen neuen Fiſch ſehe, gebe er den eben verſchlungenen wieder von ſich, und verzehre immer nur den zuletzt gefangenen.

[2]) Geßner ſagt, die Schotten machten aus dem Fett dieſes Vogels eine ſehr gute Salbe.

aber vielleicht dringt die Luft durch das Zellgewebe ein, wie bei mehren andern Vögeln. Diese Beobachtung, die ohne Zweifel für alle Arten der Tölpel gilt, wurde durch Daubenton dem Jüngern an einem von der Küste der Picardie geschickten Bassan-Tölpel angestellt.

Die Vögel, die im Frühling ankommen, um auf den nordischen Inseln zu nisten, verlassen sie im Herbst, und indem sie weiter nach Süden ziehen, nähern sie sich ohne Zweifel der Mehrzahl ihrer Arten, welche die südlichen Gegenden nicht verlassen; vielleicht würde man selbst finden, wenn die Wanderungen dieser letztern Art besser bekannt wären, daß sie sich mit den andern Arten an der Küste von Florida vereinigen, einem allgemeinen Versammlungsort der Vögel, die aus dem Norden herabziehen, und Flugkraft genug haben, um sich über das Meer zwischen Europa und Amerika zu begeben.

Der Fregattenvogel (die Fregatte).

(Fregata aquilus. L. La frégate. B.)

Der Vogel, der am schnellsten und am meisten auf unsern Meeren fliegt, hat nach dem besten Segler, dem schnellsten unserer Schiffe, der Fregatte, seinen Namen erhalten. Der Fregattenvogel, Nr. 961, hat in der That von allen diesen geflügelten Seglern, den stärksten, schnellsten und weitesten Flug; mit ungemein langen Flügeln versehen, ohne merkliche Bewegung dahin schwebend, scheint der Vogel ruhig in der Luft zu schwimmen, um den Augenblick abzuwarten, wo er sich mit der Schnelligkeit des Blitzes auf seine Beute stürzt; und wenn Stürme die Luft bewegen, erhebt sich der Fregattenvogel, leicht wie der Wind, bis zu den Wolken, und begibt sich in eine Höhe, wo die Luft ruhig ist. Er reiset in allen Richtungen, in die Höhe, wie in die Ferne; er durchfliegt mehre 100 Lieues, und legt in einem Fluge jene bedeutenden Entfernungen zurück, für welche die Dauer eines Tages nicht genügt; er setzt seinen Weg in der Finsterniß der Nacht fort, und hält auf dem Meer nur an den Punkten an, die ihm hinreichende Nahrung darbieten.

Die Fische, welche schaarenweise auf der hohen See einherziehen, wie die fliegenden Fische, erheben sich in die Luft, um ihren Verfolgern, den Haifischen ꝛc., zu entgehen; aber sie

entfliehen nicht den Fregattenvögeln, welche durch dieſelben Fiſche nach der hohen See gelockt werden. Sie entdecken ſchon in großer Entfernung die Orte, wo ihre Schaaren vorüberziehen, welche oft ſo gedrängt ſind, daß ſie die Oberfläche des Meeres ganz weiß erſcheinen laſſen; die Fregattenvögel ſtürzen dann hoch aus der Luft hinab, und indem ſie ihren Flug ſo lenken, daß ſie über das Waſſer ſtreifen, ohne es zu berühren, bemächtigen ſie ſich im Fluge des Fiſches, den ſie mit dem Schnabel oder den Krallen, oft mit beiden zugleich, ergreifen, jenachdem er auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmt, oder ſich in die Luft ſchnellt.

Man findet die Fregattenvögel nur zwiſchen den Wendekreiſen oder etwas jenſeits auf den Meeren zwiſchen beiden Kontinenten. Sie üben über die Vögel der heißen Zone eine Art Herrſchaft aus; ſie zwingen mehre, beſonders den Tölpel, ihre Beute ihnen zu überlaſſen; indem ſie dieſelben mit den Flügeln ſchlagen, oder mit ihrem gekrümmten Schnabel angreifen, ſind dieſe genöthigt, den Fiſch auszuwürgen, den ſie verſchlungen hatten, und deſſen der Fregattenvogel ſich bemächtigt, bevor er in das Waſſer fällt. In Folge dieſer Feindſeligkeiten gaben ihm die Schiffahrer den Beinamen des Kriegers, den er aus mehr als einem Grunde verdient, denn er bietet in ſeiner Kühnheit ſelbſt dem Menſchen Trotz. „Als wir auf der Inſel Ascenſion landeten, ſagt der Vicomte de Querhoent, wurden wir von einer Wolke von Fregattenvögeln umgeben. Ich ſchlug einen, der mir einen Fiſch aus der Hand nehmen wollte, mit einem Stock; zugleich flogen mehre um den Keſſel, in welchem auf der Erde das Fleiſch kochte, obgleich ein Theil der Mannſchaft umherſtand."

Dieſe Verwegenheit des Fregattenvogels wird eben ſo ſehr durch die Kraft ſeiner Waffen und ſeinen kühnen Flug, als durch ſeine Gefräßigkeit veranlaßt. Er iſt in der That kriegeriſch bewaffnet; ſcharfe Krallen, ein Schnabel, der in einen ſehr ſcharfen Haken ausläuft, kurze und ſtarke Beine, wie jene der Raubvögel mit Federn bedeckt, ein ſchneller Flug, ein ſcharfer Blick: alle dieſe Attribute ſcheinen ihm einige Aehnlichkeit mit dem Adler zu geben, und aus ihm den Tyrannen der Luft über den Meeren zu machen. Uebrigens gehört aber der Fregattenvogel durch ſeinen Körperbau viel mehr dem Element des Waſſers an, und obgleich man ihn faſt nie ſchwimmen

ſteht, ſo ſind doch ſeine vier Zehen durch eine bogenartig ausgeſchnittene Schwimmhaut verbunden;[1]) und durch dieſe Verbindung aller Zehen nähert er ſich der Gattung des Kormorans, des Tölpels, des Pelikans, welche vollkommene Ruderfüße haben. Obgleich der Schnabel des Fregattenvogels ſehr geeignet zum Angriff iſt, da er in eine ſcharfe und gekrümmte Spitze ausläuft, ſo unterſcheidet er ſich doch weſentlich von dem Schnabel der Landraubvögel, weil er ſehr lang, etwas concav an ſeinem obern Theil iſt, und der ganz an der Spitze befindliche Haken ein beſonderes Stück zu bilden ſcheint, wie an dem Schnabel der Tölpel, welchem jener der Fregatte durch ſeine Nahten, und dadurch gleicht, daß die Naslöcher nicht bemerklich ſind.

Der Körper des Fregattenvogels iſt nicht größer als der eines Huhns, aber die ausgebreiteten Flügel haben 8, 10 und zu 14 Fuß Flugweite. Vermittelſt dieſer ſo ungemein langen Flügel durchfliegt er ſo weite Strecken, und begibt ſich bis mitten auf die Meere, wo er oft der einzige Gegenſtand iſt, der ſich zwiſchen dem Himmel und dem Waſſer den Blicken der Schiffahrer darbietet; aber dieſe übermäßige Länge der Flügel beläſtigt zugleich den kriegeriſchen Vogel, wie den feigen Vogel, und verhindert den Fregattenvogel wie den Tölpel, aufzufliegen, wenn ſie ſich geſetzt haben, ſo daß ſie ſich oft todtſchlagen laſſen, ſtatt ihren Aufflug zu nehmen. Dieſes iſt ihnen nur von einer Felſenſpitze oder dem Gipfel eines Baumes möglich, und ſelbſt dann macht es ihnen viel Mühe. Es läßt ſich vermuthen, daß alle dieſe Vögel mit Ruderfüßen, welche ſich ſetzen, es nur thun, um leichter auffliegen zu können; denn dieſe Gewohnheit entſpricht dem Bau ihrer Füße nicht, und die zu große Länge ihrer Flügel zwingt ſie, ſich nur an hohen Punkten zu ſetzen, von wo ſie ſicher auffliegen können.

Die Fregattenvögel laſſen ſich daher gemeinſchaftlich auf hohen Klippen oder bewaldeten Inſeln nieder, um in Ruhe zu niſten. Dampier bemerkt, ſie legten ihre Neſter auf Bäume, an einſamen Orten, unweit des Meeres an. Die Brut beſteht nur aus einem oder zwei fleiſchfarbig weißen Eiern mit

[1]) Dampier hat nicht genau beobachtet, wenn er ſagt, die Füße des Fregattenvogels ſeyen ſo geſtaltet, wie jene der andern Landvögel.

kleinen karmoisinrothen Punkten. Die Jungen sind in ihrem ersten Alter mit einem weißgrauen Flaum bedeckt; die Füße von derselben Farbe, und der Schnabel ist fast weiß, doch verändert sich später seine Farbe; er wird entweder roth oder schwarz, und in der Mitte bläulich; eben so verhält es sich mit der Farbe der Zehen. Der Kopf ist ziemlich klein und oben abgeflacht; die Augen sind groß, schwarz und glänzend, und mit einer bläulichen Haut umgeben. Das erwachsene Männchen hat unter der Kehle eine große nackte, lebhaft rothe, mehr oder weniger angeschwellte oder herabhängende Haut. Niemand hat diese Theile gut beschrieben; gehören sie aber nur dem Männchen an, so könnten sie einige Aehnlichkeit mit der lappigen Haut des Truthahns haben, die in gewissen Augenblicken des Geschlechtstriebes oder des Zorns anschwillt und sich röthet.

Man erkennt die Fregattenvögel auf dem Meer schon in großer Entfernung, nicht allein an der ungewöhnlichen Länge ihrer Flügel, sondern auch an ihrem sehr gespaltenen Schwanze.[1]) Das ganze Gefieder ist gewöhnlich schwarz mit bläulichem Widerschein, wenigstens beim Männchen. Diejenigen, welche braun sind, wie der bei Edwards abgebildete kleine Fregattenvogel, scheinen die Jungen zu seyn, und die mit weißem Bauch sind die Weibchen. Unter der Anzahl der auf der Insel Ascension durch den Vicomte de Querhoent gesehenen Fregattenvögel, die alle von derselben Größe waren, zeigten sich einige ganz schwarz, andere dunkelbraun mit weißem Kopf und weißem Bauch. Die Federn ihres Halses sind so lang, daß die Bewohner der Insel in der Südsee sich Mützen daraus machen. Sie schätzen auch sehr das Fett dieser Vögel, oder vielmehr das Oel, welches sie daraus bereiten, indem sie ihm große Kraft gegen rheumatische Schmerzen zuschreiben. Uebrigens ist der Augenumring des Fregattenvogels, wie jener des Tölpels, unbefiedert; und auch der Nagel der mittleren Zehe innerhalb ausgezahnt. Die Fregattenvögel sind daher, obgleich geborne Feinde der Tölpel, ihnen nahe verwandt; ein trauriges Beyspiel in der Natur von einer Gattung von Wesen, welche, wie wir, oft ihre Feinde in den ihnen zunächst stehenden finden.

---

[1]) Die Portugiesen nennen den Fregattenvogel, seines sehr gespaltenen Schwanzes wegen, rabo forcado.

Die Goelands und die Möven.

(Les goélands et les mouettes. B.)

Diese bald vereinigten, bald getrennten Namen dienten bis jetzt weniger dazu, die Arten einer der zahlreichsten Familien der Wasservögel zu unterscheiden, als sie zu verwechseln. Mehre Naturforscher haben Goelands genannt, was andere Möven nannten, und einige wendeten ohne Unterschied beide Namen als gleichbedeutend auf dieselben Vögel an; doch müssen sich bei jeder Benennung einige Spuren ihres Ursprungs oder einige Anzeigen der Unterschiede finden, und es scheint mir, daß die Namen Goeland und Möve im Lateinischen mit den Worten larus und gavia bezeichnet werden, deren ersteres durch Goeland, und das zweite durch Möve zu übersetzen ist. Es scheint mir überdem, daß der Name Goeland die größten Arten dieser Gattung bezeichnet, und der Name Möve nur auf die kleinsten angewendet werden darf. Man kann selbst bis zu den Griechen die Spuren dieser Trennung verfolgen; denn das Wort kepphos, das man bei Aristoteles, bei Aratus und Andern liest, bezeichnet eine Art oder einen besondern Zweig der Familie des Laros oder Goeland. Suidas und der Scholiast des Aristophanes übersetzen kepphos durch larus; und wenn Goza es nicht im Aristoteles ebenso übersetzt hat, so geschah es, nach der Vermuthung von Pierius, weil dieser Uebersetzer die Stelle aus der Georgica vor Augen hatte, an welcher Virgil, indem er die Verse des Aratus wörtlich wieder zu geben scheint, für kepphos, wie man im griechischen Dichter liest, den Namen fulica gesetzt hat. Wenn aber die fulica der Alten unser Wasserhuhn ist, so kommt ihm keineswegs zu,[1]) was ihm hier der lateinische Dichter zuschreibt, daß es nämlich den Sturm verkünde, wenn es auf dem Sande spiele, indem das Wasserhuhn das Meer nicht besucht, und nicht auf dem Sande spielt, wo es sich nur mit Mühe aufrecht erhalten kann. Was Aristoteles seinem

[1]) Das Beiwort, welches Cicero, indem er dieselben Verse des Aratus übersetzt, dem Wasserhuhn gibt, paßt auf dasselbe eben so wenig, als auf den Goeland:

Cana fulix itidem fugiens e gurgite ponti
Nunciat horribiles clamans instare procellas.
(De Divinatione, lib. I.)

kepphos zuschreibt, er nähre sich von dem Schaum des Meeres, und lasse sich damit als Lockspeise fangen, kann wohl nicht auf gefräßige Vögel, wie die Goelands oder Möven, bezogen werden; auch schließt Aldrovande aus diesen vergleichenden Andeutungen, daß der Name larus bei Aristoteles eine Gattungsbenennung, und kepphos eine Art-Benennung ist, oder vielmehr irgend einer untergeordneten Art derselben Gattung angehört. Eine Bemerkung, welche Turner über die Stimme eines dieser Vögel gemacht hat, scheint jedoch hier unsere Unsicherheit zu heben; er hält das Wort kepphos für den nachgeahmten Ton der Stimme einer Möve, welche gewöhnlich jede Wiederholung ihres scharfen Geschreies mit einem kleinen kurzen Ton schließt, eine Art heiserm keph, während der Goeland sein Geschrei mit einem verschiedenen und tiefern Ton, kob, abbricht.

Der griechische Name kepphos wird daher in unserer Eintheilung dem lateinischen Namen gavia entsprechen, und eigentlich die untergeordneten Arten der Gattung dieser Vögel, nämlich die Möven, bezeichnen, so wie der griechische Name laros, oder im lateinischen larus, durch Goeland übersetzt, jener der großen Arten seyn wird. Um nun einen vergleichenden Ausdruck in diesen Graden der Größe festzustellen, wollen wir als Goelands alle diejenigen dieser Vögel annehmen, die größer sind als die Ente, und 18 bis 20 Zoll von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze messen, und wir wollen alle jene Möven nennen, welche kleiner sind. Aus dieser Eintheilung wird sich ergeben, daß Brissons sechste, mit dem Namen erste Möve bezeichnete Art, zu den Goelands gezogen werden muß, und mehre von Linnes Goelands nur Möven seyn werden. Bevor wir jedoch auf diesen Unterschied der Arten eingehen, wollen wir die allgemeinen Kennzeichen, und die der ganzen Gattung gemeinschaftlichen Gewohnheiten angeben.

Alle diese Vögel, Goelands und Möven, sind gleich gefräßig und schreisüchtig: man kann sie die Geier des Meeres nennen; sie reinigen es von Leichnamen jeder Art, die auf dessen Oberfläche schwimmen, oder an den Strand geworfen werden; eben so feige als gefräßig, greifen sie nur schwache Thiere an, und sättigen sich an todten Körpern. Ihre unedle Haltung, ihr lästiges Geschrei, ihr scharfer und gekrümmter Schnabel, bieten das widrige Bild von Vögeln dar, die blut-

dürſtig und zugleich grauſam und feige ſind. Auch ſieht man ſie heftig untereinander um ihre Beute kämpfen; und ſelbſt, wenn ſie eingeſperrt ſind, und die Gefangenſchaft ihre Bosheit noch erhöht, verwunden ſie ſich ohne erſichtlichen Grund, und der erſte, deſſen Blut fließt, wird das Opfer der andern; denn ihre Wuth nimmt alsdann zu, und ſie reißen den Unglücklichen in Stücken, den ſie ohne Grund verwundet hatten. Dieſes Uebermaß von Grauſamkeit zeigt ſich faſt nur bei den großen Arten; aber alle, größe und kleine, beobachten ſich fortwährend, um ſich zu berauben, und gegenſeitig die Nahrung oder Beute abzunehmen. Alles ſagt ihrer Gefräßigkeit zu: friſche oder verdorbene Fiſche, blutendes, friſches oder halbfaules Fleiſch, Fiſchſchuppen, ſelbſt Knochen, Alles verſchlingen ſie, ja ſelbſt die Lockſpeiſe mit der Angel. Sie ſtürzen ſich mit ſo großer Heftigkeit auf ihre Beute, daß ſie ſich ſelbſt an einer Spitze aufſpießen, die der Fiſcher unter dem Häring anbringt, den er ihnen als Lockſpeiſe vorhält, und dieſe Art, ſie anzulocken, iſt nicht die einzige; Oppian behauptet, es genüge eines mit Fiſchen bemalten Brettes, um dieſe Vögel darauf ſtürzen zu laſſen; aber dieſe Fiſche mußten doch wohl eben ſo treu gemalt ſeyn, als die Trauben des Parrhaſius?

Die Goelands haben wie die Möven einen ſcharfen, geſtreckten, an den Seiten abgeflachten Schnabel, deſſen Spitze ſtark und hakenförmig gekrümmt iſt, und mit einem vorſpringenden Winkel an der untern Kinnlade. Die bei den Goelands auffallenden Merkmale zeigen ſich jedoch auch bei allen Arten von Möven; dieſes trennt ſie ſelbſt von den Seeſchwalben, die weder den Haken an dem obern Theil des Schnabels haben, noch den Vorſprung an dem untern, abgeſehen davon, daß die größten Seeſchwalben kleiner ſind, als die kleinſten Möven. Außerdem haben die Möven keinen geſpaltenen, ſondern einen vollen Schwanz, ihre Beine, oder vielmehr ihre Fußwurzeln ſind ſehr hoch, und die Goelands und die Möven würden ſelbſt von allen Vögeln mit Schwimmhäuten am höchſten auf den Beinen ſtehen, wenn der Flamingo, der Säbelſchnäbler und der Strandreiter nicht noch längere, und ſo übermäßig lange Beine hätten, daß ſie in dieſer Beziehung faſt monſtröſe geſtaltet ſind. Alle Goelands und Möven haben drei durch eine zuſammhängende Schwimmhaut verbundene Vorderzehen, und die Hinterzehe iſt ſehr klein. Ihr Kopf iſt dick, ſie tra-

gen ihn schlecht und fast zwischen den Schultern, mögen sie nun gehen oder sich in Ruhe befinden. Sie laufen ziemlich schnell am Strande, und fliegen noch besser über den Wogen; ihre langen Flügel, welche eingezogen über den Schwanz hinausreichen, und die vielen Federn, womit ihr Leib bekleidet ist, machen sie sehr leicht. Sie sind auch mit einem sehr dichten Flaum versehen, welcher, besonders in der Magengegend, von bläulicher Farbe ist; sie werden mit diesem Flaum geboren; aber die andern Federn wachsen erst spät, und sie erhalten erst vollständig ihre Farben, das heißt das schöne Weiß auf dem Leibe, und schwarz oder bläulich-grau auf dem Mantel, nachdem sie mehre Mausen überstanden haben, und in ihrem dritten Jahr. Oppian scheint diese Farbenveränderungen erkannt zu haben, indem er sagt, diese Vögel würden mit dem Alter blau. Sie halten sich truppweise an den Küsten, wo sie oft die Klippen bedecken, welche sie mit ihrem lästigen Geschrei erfüllen, und auf denen sie zu wimmeln scheinen, indem einige ihren Aufflug nehmen, andere sich niederlassen, um auszuruhen, und immer in sehr großer Anzahl. Im Allgemeinen gibt es keine Gattung von Vögeln, die sich zahlreicher an den Küsten findet, und man sieht sie auf dem Meere auf eine Entfernung von 100 Lieues. Sie besuchen die Inseln und die dem Meer benachbarten Gegenden in allen Klimaten; die Schiffahrer haben sie überall gefunden. Die größten Arten scheinen sich an den Küsten der nördlichen Meere zu halten. Man erzählt, die Goelands von den Feroeischen Inseln seyen so stark und so gefräßig, daß sie oft Lämmer zerreißen, und die Stücke in ihre Nester tragen. In den Eismeeren sieht man sie in großer Anzahl sich auf den todten Körpern der Wallfische versammeln; sie halten sich auf diesen fäulenden Massen, ohne die verderbliche Ausdünstung zu scheuen; sie befriedigen hier ihre Freßgier, und nehmen zugleich Vorrath mit, um der angebornen Gefräßigkeit ihrer Jungen ein Genüge zu thun. Diese Vögel legen zu Tausenden ihre Eier

---

*) Aldrovande behauptet, in Holland benutze man diesen Flaum der Möven; aber was er hinzufügt, ist schwer zu glauben, nämlich daß dieser Flaum zur Zeit des Vollmondes anschwelle, und zwar in Folge einer sympathetischen Verbindung mit dem Zustande des Meeres, dessen Fluth dann am höchsten ist.

bis in die eisigen Gegenden der beiden Polarzonen; sie verlassen sie im Winter nicht, scheinen an das Klima gebunden zu seyn, wo sie sich befinden, und überhaupt für die Veränderung jeder Temperatur wenig Empfänglichkeit zu haben. Aristoteles hatte bereits unter einem allerdings viel milderen Himmel bemerkt, daß die Goelands und die Möven sich nicht entfernen, und das ganze Jahr über an den Orten bleiben, wo sie geboren wurden. Eben so verhält es sich an den französischen Küsten, und man sieht mehre Arten dieser Vögel im Winter wie im Sommer; man nennt sie auf dem Ocean Mauves oder Miaules, und auf dem mittelländischen Meer Gabians; überall sind sie durch ihre Gefräßigkeit und ihr lästiges fortwährendes Geschrei bekannt. Bald folgen sie den niedrigen Seeküsten, bald ziehen sie sich in die Felsenhöhlungen zurück, um die Fische zu erwarten, welche die Wogen dorthin werfen; oft begleiten sie die Fischer, um sich die Ueberbleibsel des Fischzuges zu Nutz zu machen. Diese Gewohnheit ist ohne Zweifel die einzige Ursache der Freundschaft für den Menschen, welche die Alten diesem Vogel zuschreiben. Da ihr Fleisch nicht gut zu essen ist, *) und ihr Gefieder wenig Werth hat, so verschmäht man es, ihnen nachzustellen, und läßt sie sich nähern, ohne auf sie zu schießen.

Da wir uns selbst von den Gewohnheiten dieser Vögel überzeugen wollten, suchten wir uns einige lebende zu verschaffen, und Hr. Baillon, immer geneigt, unserm Verlangen freundlich zu entsprechen, schickte uns den großen Goeland mit schwarzem Mantel, die erste Art, und den Goeland mit grauem Mantel, die zweite Art. Wir haben sie fast 15 Monate in einem Garten gehalten, wo wir sie zu jeder Stunde beobachten konnten. Sie gaben anfangs unverkennbare Zeichen ihres bösen Naturells, indem sie sich fortwährend verfolgten, und der größte nie duldete, daß der kleine in seiner Nähe sein Futter zu sich nahm. Man nährte sie mit in Wasser getauchtem Brod, den Eingeweiden von Wildpret und Geflügel, und andern Ueberbleibseln der Küche, wovon sie nichts verschmähten;

*) Man könnte es nicht genießen, ohne sich zu erbrechen, wenn man sie nicht einige Tage mit dem Kopf nach unten in die Luft gehängt hat, damit das Oel oder das Wallfischfett austräufelt, und die Luft dem Fleisch seinen üblen Geschmack benimmt.

auch suchten sie noch in dem Garten die Würmer und Schnecken auf, welche sie gut aus ihren Schaalen zu ziehen wußten. Sie badeten sich oft in einem kleinen Bassin, und wenn sie aus dem Wasser kamen, so schüttelten sie sich, schlugen mit den Flügeln, erhoben sich auf den Zehen, und putzten ihr Gefieder, wie die Gänse und die Enten zu thun pflegen. Sie schwärmten während der Nacht umher, und oft sah man sie um 10 und 11 Uhr Abends noch in Bewegung. Sie verbergen nicht, wie die meisten andern Vögel, den Kopf unter den Flügel, um zu schlafen; sie wenden ihn nur nach hinten, indem sie ihren Schnabel zwischen die obern Theile des Flügels und den Rücken legen.

Wenn man diese Vögel fangen wollte, so suchten sie zu beißen, und kniffen stark mit dem Schnabel; um dieses zu verhindern, und sich ihrer zu bemächtigen, mußte man ihnen ein Schnupftuch über den Kopf werfen. Wenn man sie verfolgte, so beschleunigten sie ihren Lauf, indem sie die Flügel ausbreiteten; gewöhnlich gingen sie langsam, und mit ziemlich schlechtem Anstand. Ihre Faulheit zeigte sich selbst in ihrem Zorn; denn verfolgte der größte den andern, so begnügte er sich, langsam hinter ihm her zu gehen, als habe er keine große Eile; der letztere dagegen schien seine Schritte nicht mehr zu beschleunigen, als nothwendig war, um den Kampf zu vermeiden; und sobald er sich hinlänglich entfernt glaubte, blieb er stehen, und wiederholte dasselbe Treiben, so oft es nöthig war, um sich immer außer dem Bereich seines Feindes zu halten; worauf dann beide ruhig blieben, als genüge die Entfernung, um die Feindschaft zu beschwichtigen. Sollte der Schwächste nicht immer so seine Sicherheit finden, indem er sich von dem Stärkeren entfernt? Doch unglücklicher Weise ist die Tyrannei in den Händen des Menschen ein Werkzeug, das er so weit anwendet, als seine Gedanken.

Diese Vögel schienen uns während des ganzen Winters den Gebrauch ihrer Flügel vergessen zu haben; sie bezeigten keine Lust fortzufliegen; sie wurden in der That sehr reichlich genährt, und ihre Gefräßigkeit, so stark sie ist, konnte sie wohl nicht belästigen; aber im Frühling fühlten sie neue Bedürfnisse und zeigten andere Wünsche; man sah, wie sie sich bemühten, ihren Aufflug zu nehmen, was ihnen auch gelungen seyn würde, wenn man ihre Flügel nicht um mehre Zoll be-

DER COELAND MIT SCHWARZEM MANTEL.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Langflügler. *Gattung:* Goeland.

Pl. 169.

DER BUNTE GOELAND.

Ordnung: Schwimmhäutler.

schnitten hätte; sie konnten daher nur sprungweise sich emporheben, oder mit ausgebreiteten Flügeln auf den Fußspitzen schweben. Der Drang des Geschlechtstriebes, der mit dem Frühling wieder erwacht, schien den der Feindschaft zu besiegen; jeder von den beiden Vögeln gab dem Instinkt nach, seines Gleichen aufzusuchen, und obgleich sie sich nicht zusagten, indem sie von zu verschiedenen Arten waren, suchten sie sich doch einander zu nähern; sie fraßen, schliefen und ruhten zusammen; aber ein klagendes Geschrei und unruhige Bewegungen deuteten hinlänglich an, daß das sanfteste Gefühl der Natur nur aufgeregt war, ohne befriedigt zu seyn.

Wir wollen jetzt die verschiedenen Arten dieser Vögel aufzählen, von denen wir die größten, wie wir bereits bemerkten, unter dem Namen Goeland, die kleinsten unter dem Namen Möven beschreiben werden.

Der Goeland mit schwarzem Mantel.

(Die Seemöve.)

(Larus marnus. L. Le goéland à manteau noir. B.)

Erste Art.

Wir räumen dieser Art, als der größten der Goelands, die erste Stelle ein; sie ist 2 Fuß und bisweilen $2\frac{1}{2}$ Fuß lang. Ein großer schwarzer oder schiefer-schwärzlicher Mantel bedeckt den breiten Rücken dieses Vogels; das ganze übrige Gefieder ist weiß. Sein starker und kräftiger Schnabel, $3\frac{1}{2}$ Zoll lang, ist gelblich mit einem rothen Flecken an dem vorspringenden Winkel der untern Kinnlade, das Augenlied ist auroragelb; die Füße mit ihrer Schwimmhaut sind von einer weißlichen und wie mehligen Fleischfarbe. Das Geschrei dieses großen Goeland, Nro. 990, den wir ein ganzes Jahr lang gehalten haben, ist ein heiserer Laut: qua, qua, qua, mit rauhem Ton ausgestoßen, und sehr schnell wiederholt; aber der Vogel läßt ihn nicht häufig hören; und als man ihn fing, stieß er ein anderes schmerzliches und sehr scharfes Geschrei aus.

Der Goelaud mit grauem Mantel.

(Le goéland à manteau gris. B.)

Zweite Art.

Das Aschgrau auf dem Rücken und den Schultern ist mehren Mövenarten gemeinschaftlich, und zeichnet diesen Goeland aus. Er ist etwas kleiner als der vorige, und mit Ausnahme seines grauen Mantels und der schwarzen Bogenschweifungen an den großen Schwungfedern ist ebenfalls sein übriges Gefieder weiß. Das Auge ist glänzend und die Iris gelb, wie beim Sperber; die Füße sind von blasser Fleischfarbe; der Schnabel, bei den Jungen fast schwärzlich, ist bei den erwachsenen Vögeln von bleichem Gelb, und bei den Alten von schönem fast orangefarbigem Gelb; es findet sich ein rother Flecken an der Anschwellung des untern Halbschnabels, ein mehren Arten von Goelands und Möven gemeinschaftliches Merkmal. Dieser hier, Nr. 253, flieht vor dem vorigen, und wagt es nicht, ihm seine Beute streitig zu machen; aber er rächt sich dafür an den Möven, denen er an Stärke überlegen ist; er beraubt und verfolgt sie, und führt einen fortwährenden Krieg mit ihnen. In den Monaten November und Dezember besucht er viel unsere Küsten der Normandie und Picardie, wo man ihn gros miaulard und Blaumantel nennt, so wie man jenem der ersten Art den Namen Schwarzmantel gibt. Dieser hier hat mehre sehr bestimmte Arten von Geschrei, die er in dem Garten hören ließ, wo er mit dem vorigen lebte. Das erste und häufigste scheint zu lauten: kiu, welche beide Silben sich wie ein Pfeifen anhören; anfangs kurz und scharf, dann in einen tieferen und sanfteren Ton gezogen. Dieses Geschrei wird von Zeit zu Zeit wiederholt, und um es auszustoßen, streckt der Vogel den Hals vor, beugt den Kopf hinab, und scheint sich dabei anzustrengen. Sein zweites Geschrei, das er nur ausstieß, wenn man ihn verfolgte oder hart bedrängte, und welches folglich ein Ausdruck der Furcht oder des Zorns war, läßt sich durch tia, tia, widergeben, pfeifend und schnell wiederholt. Wir bemerken beiläufig, daß bei allen Thieren das Geschrei des Zorns oder der Furcht immer schärfer und kürzer ist, als das gewöhnliche. Endlich gegen den Frühling nahm dieser Vogel einen neuen,

sehr scharfen und durchdringenden Ton an, den man durch kiöt oder piöt wiedergeben kann, bald kurz und schnell wiederholt, und bald auf die Endsilbe öt gezogen, mit bemerklichen Pausen, wie diejenigen, welche die Seufzer einer betrübten Person trennen. In beiden Fällen scheint dieses Geschrei der klagende Ausdruck eines nicht befriedigten Bedürfnisses des Geschlechtstriebes zu seyn.

Der braune Goeland.

(Larus catarractes. L. Le goéland brun. B.)

Dritte Art.

Dieser Goeland hat ein düsterbraunes, auf dem ganzen Körper gleichförmiges Gefieder, mit Ausnahme des Bauches, welcher braune Querstreifen auf schwarzem Grunde hat, und der großen Schwungfedern, welche schwarz sind. Er ist noch etwas kleiner als der vorige; seine Länge vom Schnabel bis zur Schwanzspitze beträgt nur 1 Fuß 8 Zoll, und 1 Zoll weniger vom Schnabel bis zu den Nägeln, welche spitz und stark sind. Ray bemerkt, daß dieser Goeland seinem ganzen Körperbau nach das Ansehen eines Raubvogels hat; und so ist in der That die unedle und grausame Physiognomie aller Vögel, die zu dem blutdürstigen Geschlecht der Goelands gehören. Die Naturforscher scheinen überein gekommen zu seyn, auf diesen hier den Vogel catarractes von Aristoteles zu beziehen, welcher, wie sein Name es andeutet, wie ein Pfeil über das Wasser stürzt, um sich seiner Beute zu bemächtigen; was sehr wohl der Nachricht Willughbys über unsern Goeland entspricht, er stoße nämlich so heftig auf einen Fisch, den die Fischer an ein Brett befestigen, um ihn anzuziehen, daß er sich den Kopf daran zerbreche. Ueberdem ist der catarractes von Aristoteles sicher ein Meervogel, da er, diesem Philosophen zufolge, Meerwasser trinkt. *) Der braune Goeland findet sich in der That

*) Nichts ist ohne Zweifel weniger begründet, als was Oppian sagt, nämlich der catarractes lege seine Eier nur auf Seegräser, und überlasse dem Winde die Sorge, sie auszubrüten; ebenso was er hinzufügt, daß gegen die Zeit, wo die Jungen ausschlüpfen sollen, das Männchen und das Weibchen jedes die Eier in die Krallen nehmen, von denen sie vorhersehen, daß ein Junges ihres Ge-

auf den größten Meeren, und die Art scheint sich auch unter den höhern Breitengraden an beiden Polen niedergelassen zu haben; sie ist gemein auf den Feroeinseln, und gegen die schottische Küste zu; sie scheint noch mehr verbreitet an den Küsten des südlichen Oceans zu seyn, und es scheint, daß es der Vögel ist, den die französischen Schiffahrer mit dem Namen Schuster bezeichnet haben, ohne daß man den Grund dieser Benennung einsehen kann. [1]) Die Engländer, welche viele dieser Vögel in dem Hafen von Egmont, auf den Falklands- oder Malvinen-Inseln fanden, gaben ihnen den Namen Hühner aus dem Egmonthafen, und sie erwähnen ihrer oft unter dieser Benennung in ihren Berichten. Wir wollen mittheilen, was man darüber am ausführlichsten in der zweiten Reise des berühmten Kapitain Cook liest: „Der Vogel, sagt er, den wir auf unserer ersten Reise Huhn aus dem Egmontshafen genannt hatten, flog mehre Mal auf das Schiff (unter 64 Grad 12 Minuten südlicher Breite, und 40 Grad östlicher Länge); wir erkannten ihn als die große nordische Möve, larus catarractes, die sich in diesen hohen Brei-

---

schlechts daraus hervorkommen werde, und indem sie dieselben mehre Mal in das Meer fallen ließen, schlüpften die Jungen unter dieser Bewegung aus.

[1]) Nach den Notizen, welche der Vicomte de Querhoent die Güte hatte, uns mitzutheilen, fand er die Schustervögel auf seiner Reise nicht allein gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung hin, sondern auch in mehr nördlicher oder südlicher Breite auf hoher See. Dieser Beobachter scheint auch eine große und eine kleine Art der Schustervögel zu unterscheiden, wie aus folgender Notiz hervorgeht:

„Ich glaube, daß die Bewohner der Gewässer, obgleich von sehr verschiedenen Arten und Größen, einiger und geselliger zusammen leben, als die des Landes. Man sieht sie ohne Mißtrauen sich einander ziemlich nahe sitzen. Sie jagen gemeinschaftlich, und ich sah nur ein einziges Mal einen Kampf zwischen einer großen Enper gure (allem Vermuthen nach einem Fregattenvogel) und einem Schustervogel von der kleinen Art; sie kämpften ziemlich lange in der Luft; jeder vertheidigte sich mit Flügel- und Schnabelhieben. Der bei weitem schwächere Schustervogel wich durch seine Gewandheit den heftigen Hieben seines Gegners aus, ohne nachzugeben; er war besiegt, als ein in der Nähe befindlicher Sturmvogel mehremal zwischen den Kämpfenden hin und herflog, und durch sein Erscheinen sie trennte. Der dankbare Schustervogel folgte seinem Befreier, und kam mit ihm in die Nähe des Schiffes."

tengraden beider Hemisphären häufig findet. Sie war dick und kurz, ungefähr von der Größe einer großen Krähe, von dunkelbrauner oder Schokoladefarbe, mit einem weißlichen, halbmondförmigen Streifen unter jedem Flügel. Man hat mir gesagt, diese Hühner fänden sich zahlreich auf den Feroeinseln, nördlich von Schottland, und sie entfernten sich nie vom Lande. Bis dahin hatte ich ihrer nie mehr als 40 Stunden von der Küste gesehen; aber ich erinnere mich nicht, jemals weniger als zwei zusammen bemerkt zu haben, statt daß ich hier nur ein einziges fand, das vielleicht von sehr weit auf die Eisinseln gekommen war. Einige Tage darauf sahen wir ein anderes von derselben Art, das sich sehr hoch über unsere Köpfe erhob, und mit vieler Aufmerksamkeit nach uns hinabblickte, was uns etwas Neues war, da wir gewohnt waren, alle Wasservögel dieses Klimas sich dicht an der Oberfläche des Meeres halten zu sehen."

Der bunte Goeland.

(Larus canus. L. Le goéland varié, ou le grisard. B.)

Vierte Art.

Das Gefieder dieses Goeland ist braungrau auf weißem Grunde schraffirt und gefleckt; die großen Schwungfedern sind schwärzlich; der schwarze, dicke und starke Schnabel ist 4 Zoll lang. Dieser Goeland, Nr. 266, gehört der größten Art an; er hat 5 Fuß Flugweite, welches Maß an einem lebenden, von Hrn. Baillon aus Montreuil-sur-Mer geschickten Vogel dieser Art genommen wurde, welcher lange auf einem Geflügelhof gelebt, und seinen Gefährten durch Schnabelhiebe getödtet hatte. Er zeigte jene gemeine Vertraulichkeit des gefräßigen Thiers, das nur der Hunger an die Hand fesselt, welche es ernährt. Dieser verschlang Plattfische, die fast so breit waren wie sein Körper, und fraß auch mit derselben Begierde rohes Fleisch, und selbst ganze lebende kleine Thiere, wie Maulwürfe, Ratten und Vögel. [1]) Ein Goeland von derselben Art, den

---

1) Daher kommt es vermuthlich, daß man auf den bunten Goeland die Fabel angewendet hat, welche Oviedo von einem Vogel erzählt, der einen Ruderfuß zum Schwimmen, und den andern mit Raubkrallen bewaffnet hat, um sich seiner Beute zu bemächtigen.

Anderſon aus Grönland erhalten hatte, griff die kleinen Thiere an, und vertheidigte ſich mit heftigen Schnabelhieben gegen die Hunde und die Katzen, denen in den Schwanz zu beißen ihm Vergnügen zu machen ſchien. Wenn man ihm ein weißes Schnupftuch zeigte, ſo ſtieß er ein durchdringendes Geſchrei aus, als ob dieſer Gegenſtand ihn an einen der Feinde erinnert hätte, die er auf dem Meer zu fürchten haben kann.

Alle bunte Goelands ſind nach den Beobachtungen des Hrn. Baillon in ihrem erſten Alter von ſchmutzigem und düſterm Grau; aber mit der erſten Mauſe hellt ſich die Farbe auf; der Bauch und der Hals werden zuerſt weiß, und nach drei Mauſen iſt das Gefieder ganz mit grauen und weißen Wellenlinien durchzogen, und grau und weiß gefleckt, wie wir es beſchrieben haben; dann breitet ſich das Weiß mehr aus, je älter der Vogel wird, und die älteſten bunten Goelands ſind faſt ganz weiß. Man ſieht daher, wie ſehr man ſich irren könnte, wenn man mehre Arten nach dieſem einzigen Merkmal aufſtellen wollte, da die Natur in den Farben je nach dem Alter ſo ſehr abwechſelt.

Bei dem bunten Goeland, wie bei allen andern Goelands und Möven ſcheint ſich das Weibchen von dem Männchen nur durch den etwas kleinern Wuchs zu unterſcheiden. Belon hatte bereits bemerkt, daß die bunten Goelands auf dem mittelländiſchen Meere nicht häufig ſind; daß man ihrer nur durch Zufall auf dem Lande findet,[1]) daß ſie ſich aber in großer Menge an den franzöſiſchen Küſten des Oceans finden. Sie haben ſich weit auf die Meere begeben, da man uns verſichert, ihrer aus Madagaskar erhalten zu haben; doch ſcheint die wahre Wiege dieſer Art im Norden zu ſeyn. Dieſe Vögel ſind die erſten, denen die Schiffe begegnen, indem ſie ſich Grönland nähern, und ſie folgen denen, die auf den Wallfiſchfang gehen, bis mitten in das Eis. Wenn ein Wallfiſch getödtet iſt, ſtürzen ſie ſich zu Tauſenden auf den Körper, und reißen von allen Seiten Stücke ab.[2]) Obgleich die Schiffer ſich bemüh-

[1]) Hr. Lottinger behauptet, einige dieſer Vögel auf den großen Teichen Lothringens zur Zeit der Fiſchzüge geſehen zu haben; und Hr. Hermann erwähnt eines in der Gegend von Straßburg erlegten bunten Goeland.

[2]) Dieſe Legionen von Vögeln freſſen auch viele Häringe. Zorgdrager ſagt, er habe eine Menge Häringsgräten um die Neſter der Waſſervögel auf den grönländiſchen Felſen gefunden.

ten, sie durch Hiebe mit Stricken oder Stangen zu entfernen, so ist dies doch kaum möglich, man müßte sie denn todtschlagen. In Folge dieser rücksichtslosen Begierde erhielten sie den Beinamen dumme Thiere, mallemucke im Holländischen.*) Es sind in der That dumme und böse Vögel, die sich schlagen und beißen, sagt Martens, indem sie sich einander ihre Beute fortreißen, obgleich auf den großen Körpern der Wallfische sich Vorrath genug für ihre Gefräßigkeit findet.

Belon findet einige Aehnlichkeit zwischen dem Kopf des bunten Goeland und jenem des Adlers, aber seine unedlen Gewohnheiten entsprechen vielmehr denen des Geiers. Seine starke und harte Constitution macht ihn fähig, das rauheste Wetter zu ertragen; auch haben die Schiffahrer bemerkt, daß er die Stürme wenig fürchtet; er ist außerdem gut mit Federn versehen, welche uns den größten Theil des Volumens seines sehr magern Körpers zu bilden scheinen. Doch können wir nicht versichern, daß diese Vögel alle und immer mager seyen; denn der, den wir gesehen haben, war es aus Zufall; er hatte einen Angelhacken in seinem Gaumen stecken, der eine Anschwellung verursacht hatte, welche ihn verhindern mußte, seine Nahrung leicht zu verschlingen. Anderson zufolge hat er unter der Haut eine Luftmembrane, ähnlich jener des Pelikans. Derselbe Naturforscher bemerkt, sein grönländischer Mallemucke sey in einigen Beziehungen von dem durch Martens beschriebenen spitzbergischen verschieden; und wir müssen hierzu bemerken, daß Martens selbst unter dem Namen Mallemucke zwei Vögel zu vereinigen scheint, die er sonst unterscheidet, und deren zweiter, oder jener von Spitzbergen, nach dem Bau seines aus mehren Stücken gegliederten und mit röhrenförmigen Naslöchern versehenen Schnabels, so wie auch nach seinem Froschgequak mehr eine Kriechente, als ein Goeland zu seyn scheint. Uebrigens wird in die Art des bunten Goeland noch eine Rasse oder Varietät aufzunehmen seyn, welche größer ist, als die gemeine Art, und deren Ge-

*) Von dem Wort mall, welches dumm, einfältig bedeutet, und mocke, in der alten deutschen Sprache, ein Thier. Martens gibt eine andere Ableitung für das letztere Wort an, und behauptet, es bezeichne die Art und Weise, wie diese Vögel, ganzen Wolken von Mücken ähnlich, über die Körper der Wallfische herfallen; aber die Ableitung von Anderson scheint uns die richtige zu seyn.

fieder mehr Weißenlinien, als Flecken oder Streifen hat. Diese, durch Lidbeck beschriebene Varietät findet sich am bothnischen Meerbusen, und einige einzelne Vögel haben bis 8 oder 16 Zoll mehr Länge in ihren Haupt-Dimensionen, als unsere gemeinen bunten Goelands.

Der Goeland mit braungrauem Mantel oder der Burgermeister.

(Le goéland à manteau gris brun ou le bourgmestre. B.)

Fünfte Art.

Die Holländer, welche die nördlichen Meere des Wallfischfanges wegen besuchen, sehen sich fortwährend von Wolken von Möven und Goelands begleitet. Sie haben sich bemüht, sie durch die bezeichnenden oder nachahmenden Namen Mallemucke, Kirmew, Ratsher, Kutgeghef[1]) zu unterscheiden, und haben diesen hier den Burgermeister genannt wegen seines gravitätischen Ganges, und seines hohen Wuchses, gleichsam als sey er der Vorgesetzte, der mit Autorität diese unruhigen und gefräßigen Vögel beherrscht. Dieser Burgermeister-Goeland ist in der That von der ersten Größe, und so groß wie der Schwarzmantel. Sein Rücken ist braungrau, so wie auch die Schwungfedern, von denen einige weiße Spitzen haben, andere schwarze; das übrige Gefieder ist weiß; das Augenlied roth oder gelb eingefaßt; der Schnabel von der letztern Farbe mit sehr hervorspringendem und lebhaft rothem innern Winkel, was Martens sehr gut ausdrückt, indem er sagt, er scheine eine Kirsche am Schnabel zu haben. Wahrscheinlich gab dieser Reisende seinem Burgermeister nur aus Unachtsamkeit, oder indem er die Hinterzehe nicht mitrechnete, welche in der That sehr klein ist, nicht mehr als drei Zehen; denn man erkennt ihn mit Sicherheit und nach allen andern Zügen als den großen Goeland der englischen Küsten, der dort herring-gull genannt wird, weil er den Häringen nachstellt. In den nördlichen Meeren leben diese Vögel von den todten Körpern der großen Fische. „Wenn man einen Wallfisch hinter einem Schiff am Schlepptau hat, sagt Martens, so folgen diese Vögel [illegible] und rauben große Stücke von seinem Fett; dann werden sie

[1]) Siehe den vorigen Aufsatz und die folgenden Artikel.

leichter getödtet, denn es iſt faſt unmöglich, ſie in ihren Neſtern zu erreichen, welche ſie auf der Spitze und in den Spalten der höchſten Felſen anlegen. Der Burgermeiſter, fügt er hinzu, weiß dem Mallemucke Furcht einzujagen, der ſich, ſo ſtark er iſt, ohne ſich zu wehren, von ihm ſchlagen und beißen läßt. Wenn der Burgermeiſter fliegt, breitet er ſeinen weißen Schwanz wie einen Fächer aus. Sein Geſchrei gleicht jenem des Raben. Er verfolgt die jungen Fiſche, und oft findet man ihn hinter den Seepferden, deren Unrath er zu verſchlingen ſcheint."

Willughby zufolge ſind die Eier dieſes Goeland weißlich, mit einigen ſchwärzlichen Flecken durchſäet, und von der Größe der Hühnereier. Der Pater Feuillee erwähnt eines Vogels von den Küſten von Chili und Peru, welcher, ſeiner Geſtalt, ſeinen Farben und ſeiner Gefräßigkeit nach, dieſem nordiſchen Goeland gleicht, aber wahrſcheinlich kleiner iſt; denn jener reiſende Naturforſcher ſagt, ſeine Eier ſeyen nur ein wenig größer, als die des Rebhuhns. Er fügt hinzu, er habe den Magen dieſes Goeland ganz mit den Federn gewiſſer kleiner Vögel von den Küſten der Südſee vollgefüllt gefunden, welche die Bewohner des Landes Tocoquito nennen.

Der Goeland mit grauem und weißem Mantel.

(Le goéland à manteau gris et blanc. B.)

Sechſte Art.

Es iſt ziemlich wahrſcheinlich, daß dieſer durch den Pater Feuillee beſchriebene Goeland, der ungefähr von der Größe des Goeland mit grauem Mantel iſt, nur eine Nuance oder Varietät dieſer Art, oder irgend einer andern der vorigen in verſchiedenem Alter geweſen ſeyn mag; ſeine Züge und ſeine Geſtalt ſcheinen es anzudeuten. Der Mantel, ſagt Feuillee, iſt grau mit Weiß vermiſcht, ſo wie auch der ganze Schmuck; die Steuerfedern ſind von dunklem Braun, und der Scheitel iſt grau. Er fügt, als eine Merkwürdigkeit über die Zahl der Glieder an den Zehen hinzu, daß der innere nur zwei Glieder hat, der mittlere drei, und der äußere vier, ſo daß er der längſte iſt; aber dieſer Bau, der vortheilhafteſte zum Schwimmen, indem die größte Breite des Ruders dadurch nach der Seite des größten Bogens ſeiner Bewegung gelegt wird, iſt

derſelbe bei einer großen Anzahl von Waſſervögeln, und ſelbſt bei mehren Strandvögeln; wir haben es beſonders am Jakana, dem Purpurhuhn und dem Waſſerhuhn bemerkt. Die äußere Zehe hat bei dieſem Vogel vier Glieder, die mittlere drei, und die innere nur zwei.

Die weiße Möve.

(Larus albus. L. La mouette blanche. B.)

Erſte Art.

Nach Dem, was wir von den bunten Goelands geſagt haben, die im Alter weiß werden, könnte man glauben, dieſe weiße Möve, Nr. 994, ſey nur ein alter bunter Goeland; aber ſie iſt viel kleiner, ihr Schnabel weder ſo groß noch ſo ſtark, und ihr vollkommen weißes Gefiedrr hat keinen grauen Flecken oder Anſtrich. Dieſe weiße Möve iſt nicht mehr als 15 Zoll von der Schnabel- bis zur Schwanzſpitze lang. Man erkennt ſie in der Notiz des Kapitain Phipps in ſeiner Reiſe nach Spitzbergen. Er bemerkt ſehr richtig, daß dieſe Art durch Linne nicht beſchrieben worden iſt, und daß der von Martens Ratsher oder der Rathsherr genannte Vogel ihm vollkommen gleicht, bis auf das Merkmal der Füße, denen Martens nur drei Zehen beilegt; wenn man aber annehmen kann, daß die in der That ſehr kleine vierte Zehe der Aufmerkſamkeit dieſes Schiffahrers entgangen iſt, ſo wird man an allem übrigen unſere weiße Möve in ſeinem Rathsherrn erkennen. Das Gefieder, ſagt er, iſt weißer als Schnee, was ſich zeigt, wenn der Vogel auf dem Eiſe mit einer Gravität umhergeht, die ihm den Namen Rathsherr geben ließ. Seine Stimme iſt tief und ſtark; und ſtatt daß die kleinen Möven oder Kirmews kir oder kair zu ſchreien ſcheinen, ſchreit der Rathsherr kar. Er hält ſich gewöhnlich allein, wenn nicht irgend eine Beute eine gewiſſe Anzahl von ihnen verſammelt. Martens hat ihrer ſich auf den Körper von Seeroſſen ſetzen, und ihren Unrath freſſen ſehen.

Die gefleckte Möve oder der Kutgeghef.

(La mouette tachetée, ou le kutgeghef. B.)

Zweite Art.

„Zu der Zeit, sagt Martens, als wir das Fett der Wallfische abschnitten, kam eine Menge dieser Vögel schreiend um unser Schiff; sie scheinen kutgeghef auszusprechen.“ Dieses Wort gibt in der That jene Art nießen keph, keph wieder, welches wir von mehren gefangenen Möven hörten, und woher der griechische Name kepphos vielleicht abgeleitet werden kann. Die Kutgeghef-Möve, Nro. 387, ist nicht größer als die weiße, und ebenfalls nur 15 Zoll lang. Das Gefieder zeichnet sich auf einem schön weißen Grunde am Vorderkörper und einem grauen auf dem Mantel durch einige Züge desselben Grau aus, die oben am Halse eine Art Halbhalsband bilden, und durch Schwarz und Weiß gemischte Flecken auf den Flügelbedeckungen, jedoch mit Varietäten, deren wir erwähnen werden. Die Hinterzehe, die bei allen Möven sehr klein ist, verschwindet bei dieser fast ganz, wie Belon und Ray bemerken, und aus diesem Grunde gibt ihr Martens wahrscheinlich nur drei Zehen. Er fügt hinzu, diese Möve fliege immer schnell gegen den Wind, so heftig er auch seyn möge; sie habe aber in dem Vogel Strundjager [1]) einen hartnäckigen Verfolger, der sie beunruhige, um sie zu nöthigen, daß sie ihren Unrath fallen lasse, den er begierig verschlinge. Man wird in dem folgenden Aufsatz ersehen, daß man mit Unrecht diesen entarteten Geschmack dem Strundjager zuschreibt. [2])

Uebrigens findet sich diese gefleckte Möve nicht allein in den nordischen Meeren, sondern auch an den Küsten Englands und Schottlands. Belon, der sie in Griechenland gefunden hat, sagt, er habe sie schon an dem Namen Laros erkannt, den sie dort noch führt, und nachdem Martens sie auf Spitzbergen beobachtet, hat er sie in dem spanischen Meere wiedergefunden, allerdings etwas verschieden, aber erkennbar genug, um sich nicht zu täuschen, woraus er sehr richtig schließt, daß Thiere derselben Art, aber in sehr entfernte und verschiedene

[1]) Wörtlich Dreckjäger.

[2]) Siehe den Aufsatz über den Labbe.

Klimate versetzt, immer eine Spur dieses Unterschiedes der Klimate an sich haben müssen. Dieser Unterschied ist hier so groß, daß man zwei Arten aus einer einzigen gemacht hat; denn Brissons aschgraue Möve muß bestimmt auf die gefleckte aschgraue Möve zurückgeführt werden, wie ein einziger Blick auf die beiden Abbildungen, die er davon gibt, es zur Genüge andeutet; aber noch bestimmter geht es aus der Vergleichung hervor, die wir zwischen einer Menge einzelner Vögel angestellt haben, wo sich alle Uebergänge von mehr oder weniger schwarz und weiß auf dem Flügel von dem entschiedenen Gefieder der gefleckten Möve, wie die illuminirte Tafel es darstellt, bis zu der einfach grauen und fast gar nicht mehr mit Schwarz vermischten Farbe, wie bei Brissons aschgrauer Möve zeigen; aber das oben am Halse befindliche graue oder bisweilen schwärzliche Halbhalsband ist ein allen einzelnen Vögeln dieser Art gemeinschaftlicher Zug der Aehnlichkeit.

Im Monat Februar 1775 erschienen große Trupps dieser Möven plötzlich in der Umgebung von Semur in Auxois; man tödtete sie sehr leicht, und fand auf den Wiesen, den Feldern und am Ufer der Bäche, vor Hunger gestorbene und dahin sterbende. Als man sie öffnete, fand man in ihren Mägen nur einige Ueberbleibsel von Fischen, und in den Därmen eine schwärzliche Flüssigkeit. Diese Vögel waren in dem Lande nicht bekannt; sie zeigten sich nur während des Tages, und waren mit einem starken Südwind gekommen, der die ganze Zeit über wehte. [1])

Die große aschgraue Möve, oder die Möve mit blauen Füßen.

(Larus cinereus. L. La grande mouette cendrée, ou mouette à pieds bleus. B.)

Dritte Art.

Die in dieser Art, Nro. 977, konstante bläuliche Farbe der Füße und des Schnabels muß sie von den andern unterscheiden, bei denen im Allgemeinen die Füße von mehr oder

[1]) Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. de Montbeillard.

weniger röthlichen oder blassen Fleischfarbe sind. Die Möve mit blauen Füßen ist von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze 16 bis 17 Zoll lang. Ihr Mantel ist hell aschgrau, mehre Schwungfedern sind schwarz ausgeschweift, das ganze übrige Gefieder ist schneeweiß.

Willughby scheint diese Art als die gemeinste in England zu bezeichnen.[1]) Man nennt sie an den Küsten der Picardie grande miaule; und folgendes sind die Beobachtungen, welche Hr. Baillon mir über die verschiedenen Farben-Nuancen mitgetheilt hat, welche nach und nach das Gefieder dieser Möve in der Reihenfolge ihrer Mausen dem verschiedenen Alter gemäß annimmt. In dem ersten Jahr sind die Schwungfedern schwärzlich; erst nach der zweiten Mause werden sie entschieden schwarz, und erhalten weiße Flecken. Bei keiner jungen Möve ist der Schwanz weiß, dessen Spitze aber immer schwarz oder grau. Zu derselben Zeit sind der Kopf und der Hals obenüber mit einigen Flecken bezeichnet, die allmälig verschwinden, und dem reinen Weiß weichen. Der Schnabel und die Füße erhalten ihre bestimmten Farben erst gegen das Alter von zwei Jahren.

Diesen sehr interessanten Beobachtungen, weil sie dazu dienen, zu verhindern, daß man die Arten nicht nach einfachen individuellen Varietäten vervielfacht, fügt Hr. Baillon einige über das besondere Naturell der Möve mit blauen Füßen hinzu. Sie läßt sich schwerer zähmen als die andern, scheint aber im Zustand der Freiheit weniger wild zu seyn; sie schlägt sich weniger, und ist nicht so gefräßig, als die meisten andern, aber auch nicht so munter wie die kleine Möve, die wir gleich beschreiben werden. In einem Garten gehalten, suchte sie Erdwürmer; hielt man ihr kleine Vögel vor, so berührte sie diese nur, wenn sie schon halb von einander gerissen waren; woraus hervorgeht, daß sie nicht so blutgierig ist, wie die Goelands, und da sie auch nicht die Lebhaftigkeit und Munterkeit der kleinen Möven hat, so scheint sie, sowohl dem Naturell als der Größe nach, zwischen beiden zu stehen.

[1]) The common-sea-mew.

Die kleine aſchgraue Möve.

(Larus trydactilus. L. La petite mouette cendrée. B.)

Vierte Art.

Die verſchiedene Farbe der Füße und ein kleiner Wuchs unterſcheiden dieſe Möve, Nr. 969, von der vorigen, der ſie übrigens vollkommen in den Farben gleicht; man ſieht ebenfalls eine hell-aſchgrau und bläuliche Farbe auf ihrem Mantel, dieſelben ſchwarzen, weißgefleckten Ausſchweifungen an den großen Schwungfedern, und endlich dieſelbe ſchneeweiße Farbe auf dem ganzen übrigen Gefieder, mit Ausnahme eines ſchwarzen Fleckens, den dieſe kleine Möve immer an den Seiten des Halſes hinter dem Auge hat. Die jüngſten haben braune Flekken auf den Flügelbedeckungen; die ältern einen leichten roſenfarbigen Anſtrich auf den Federn des Bauchs, und erſt im zweiten oder dritten Jahr werden die Füße und der Schnabel ſchön roth; früher ſind ſie blaugrau.

Dieſe und die lachende Möve ſind die beiden kleinſten der ganzen Familie; nur von der Größe einer großen Taube, aber bei weitem nicht ſo dick. Dieſe aſchgrauen Möven haben nur 13 bis 14 Zoll Länge; ſie ſind ſehr hübſch, ſehr reinlich, nicht ſo wild als die großen, und doch viel lebhafter. Sie freſſen viel Inſekten; man ſieht ſie im Sommer in tauſend ſich durchkreuzenden Bewegungen den Käfern und Fliegen nachſtellen; ſie fangen ihrer ſo viele, daß oft ihr Speiſeſchlund bis zum Schnabel damit angefüllt iſt. Sie folgen auf den Flüſſen der ſteigenden Fluth, *) und verbreiten ſich auf einige Lieues in das Land, indem ſie in den Sümpfen Würmer und Blutigel fangen, und Abends kehren ſie nach dem Meer zurück. Hr. Baillon, der dieſe Beobachtungen angeſtellt hat, fügt hinzu, ſie ließen ſich leicht in Gärten halten, und lebten dort von Inſekten, von kleinen Eidechſen, und andern Reptilien; doch kann man ſie auch mit in Waſſer getauchtem Brod ernähren; aber man muß ihnen immer viel Waſſer geben, weil ſie ſich jeden Augenblick den Schnabel und die Füße waſchen. Sie ſind ſehr ſchreiſüchtig, beſonders die Jungen, und an den Küſten der Picardie nennt man ſie peutes [illegible]

*) Bisweilen verfolgen ſie dieſelben ſehr weit; Hr. Baillon hat ihrer auf der Loire mehr als 50 Lieues von ihrer Mündung geſehen.

aules. Der Name Tattaret scheint ihnen auch in Beziehung auf ihr Geschrei beigelegt worden zu seyn; und nichts verhindert, daß man nicht als dieselben Vögel jene grauen Möven betrachte, deren in den Berichten der Portugiesen aus Ostindien unter dem Namen Garaios erwähnt wird, und welche die Schiffahrer auf der Ueberfahrt von Madagaskar nach den maldivischen Inseln in großer Anzahl sehen. Der auf der Insel Lucon Tambitagan genannte Vogel, welcher eine graue Möve von kleinem Wuchs, der kurzen Beschreibung zufolge ist, welche Camel in seiner in den philosophischen Untersuchungen mitgetheilten Nachricht über die Vögel auf den Philippinen gibt, muß auf irgend eine ähnliche Art, oder auf dieselbe zurückgeführt werden.

Die lachende Möve.

(Larus ridens. L. La mouette rieuse. B.)

Fünfte Art.

Das Geschrei dieser kleinen Möve, Nr. 970, hat einige Aehnlichkeit mit einem Gelächter, daher ihr Beiname der Lachenden. Sie scheint etwas dicker als eine Taube zu seyn, aber ihr Körper ist, wie bei allen Möven, nicht so dick, als man nach dem scheinbaren Umfang glauben sollte. Die Menge seiner Federn, womit sie bekleidet ist, macht sie sehr leicht; auch fliegt sie fast fortwährend über dem Wasser, und während der kurzen Zeit, in welcher sie sich auf der Erde befindet, ist sie sehr lebhaft und beweglich, und auch sehr schreisüchtig, besonders in der Brütezeit, wo die kleinen Möven sich mehr versammeln. Das Weibchen legt 6 olivenfarbige und schwarz gefleckte Eier. Die Jungen sind ein gutes Essen, und den Verfassern der brittischen Zoologie zufolge fängt man ihrer viele in den Grafschaften Essex und Stafford.

Einige dieser lachenden Möven lassen sich an den Flüssen und selbst an den Teichen im Innern des Landes nieder,[1]) und es scheint, daß sie überdem die Meere der beiden Kontinente besuchen. Catesby hat sie auf den Bahamainseln gefunden; Fernandes beschreibt sie unter dem mexikanischen Namen Pi-

[1]) Man sieht, Albin zufolge, einige dieser Vögel auf der Themse bei Gravesend.

pican, und wie alle andern Möven ſind ſie beſonders in den nordiſchen Gegenden zahlreich. Martens, der ſie auf Spitzbergen beobachtet hat, und ſie Kirmews nennt, ſagt, ſie legten ihre Eier auf ein weißlichtes Moos, wo man ſie kaum unterſcheiden kann, weil ſie faſt dieſelbe Farbe hätten, nämlich ſchmutzig-weiß oder grünlich, mit ſchwarzen Punkten; ſie ſind von der Größe der Taubeneier, aber ſehr ſpitz an dem einem Ende; der Eidotter iſt roth, und das Eiweiß iſt bläulich. Martens ſagt, er habe von dieſen Eiern gegeſſen, und ſie ſehr gut und von demſelben Geſchmack gefunden, wie Kibitzeier. Die Eltern greifen lebhaft diejenigen an, die ihre Brut ausnehmen wollen, und ſuchen ſie ſelbſt durch Schnabelhiebe und mit großem Geſchrei davon zu entfernen. Der Name Kirmews drückt in ſeiner erſten Silbe kir dieſes Geſchrei demſelben Reiſenden zufolge aus, der jedoch bemerkt, er habe Unterſchiede in der Stimme dieſer Vögel gefunden, je nachdem er ſie an den Polargegenden oder an weniger nördlichen Küſten, wie von Island, Schottland und Deutſchland, fand. Er behauptet, man finde im Allgemeinen einen Unterſchied in dem Geſchrei von Thieren derſelben Art, je nach den Klimaten, wo ſie lebten, was ſehr wohl der Fall ſeyn könnte, beſonders bei den Vögeln, indem das Geſchrei der Thiere nur ein Ausdruck der vorherrſchenden Empfindung iſt, und das Klima einen Haupteinfluß auf die Vögel äußert, welche mehr als alle andern Thiere für die Veränderungen der Atmoſphäre und Temperatur empfänglich ſind. Martens bemerkt noch, daß dieſe Möven auf Spitzbergen feinere und längere Federn haben, als die auf unſern Meeren, welcher Unterſchied ebenfalls durch das Klima veranlaßt wird. Eine andere Verſchiedenheit, die uns nur von dem Alter abhängig zu ſeyn ſcheint, liegt in der Farbe des Schnabels und der Füße; indem ſie bei einigen roth, bei andern ſchwarz iſt. Daß jedoch dieſer Unterſchied nicht zwei beſondere Arten begründet, geht aus den Uebergangs-Nuancen hervor, die ſich an mehren einzelnen Vögeln zeigen, von denen einige einen rothen Schnabel und nur röthliche Füße, andere einen nur an der Spitze rothen und faſt ſchwarzen Schnabel haben. Wir erkennen daher nur eine Art der lachenden Möwe an, indem der ganze Unterſchied, auf den ſich Hr. Briſſon beruft, um zwei getrennte Arten daraus zu machen, nur in der Farbe des Schnabels und der Füße be-

ſieht. Was jene des Gefieders betrifft, ſo ſtellt, wenn die Bemerkung dieſes Ornithologen richtig iſt, die illuminirte Tafel das Weibchen der Art dar, welches dadurch erkennbar iſt, daß die Stirn und die Kehle mit Weiß bezeichnet, bei dem Männchen dagegen der ganze Kopf mit einer ſchwarzen Kappe bedeckt iſt. Die großen Schwungfedern ſind auch zum Theil von dieſer Farbe; der Mantel iſt bläulich-aſchgrau, und der übrige Körper weiß.

Die Wintermöve.

(Larus hiemalis. L. La mouette d'hiver. B.)

Sechſte Art.

Wir vermuthen, daß der mit dieſem Namen bezeichnete Vogel vielleicht nur unſere gefleckte Möve iſt, die in England während des Winters im Innern des Landes erſcheint, und unſere Vermuthung begründet ſich darauf, daß dieſe Vögel, deren Größe dieſelbe iſt, ſich in den Beſchreibungen der Naturforſcher nur dadurch unterſcheiden, daß die Wintermöve überall Braun hat, wo unſere gefleckte Möve grau iſt, und man weiß, wie oft das Braun in dem erſten Gefieder dieſer Vögel an die Stelle des Grau tritt, abgeſehen davon, wie leicht es iſt, beide Farben in einer Beſchreibung oder auf einer illuminirten Abbildung zu verwechſeln. Wenn jene in der britiſchen Zoologie deutlicher wäre, ſo würden wir uns beſtimmter darüber ausſprechen. Wie dem auch ſeyn möge, dieſe Möve, die man in England ſieht, nährt ſich im Winter von Erdwürmern, und die halb verdauten Ueberbleibſel, welche dieſe Vögel durch den Schnabel auswerfen, bilden jenen gallertartigen, unter dem Namen star-shot oder star-gelly bekannten Stoff.

Nach der Aufzählung der bis jetzt gut beſchriebenen und genau bekannten Arten von Goelands und Möven wollen wir nur noch einige andere anzeigen, die man wahrſcheinlich auf die vorigen zurückführen könnte, wenn die Nachrichten darüber vollſtändiger wären.

1) Diejenige, welche Hr. Briſſon unter dem Namen kleine graue Möve angibt, wobei er jedoch ſagt, ſie ſey von der Größe der großen aſchgrauen Möve, und die ſich

in der That von dieser Art und von jener des Goeland mit grauem Mantel nur dadurch unterscheiden mag, daß sie auf dem Rücken weiß und grau gemischt ist.

2) Jene große Seemöve, deren Anderson erwähnt, die einen vortrefflichen, in Island Ranmagen genannten Fisch fängt, ihn auf das Land bringt, und nur dessen Leber frißt, weßhalb die Landleute ihre Kinder anweisen, auf die Möve zuzulaufen, sobald sie an das Land kommt, um ihr die Beute abzunehmen.

3) Der durch Hrn. Banks unterm 1 Grad 7 Minuten nördlicher Breite, und 28 Grad 50 Minuten Länge getödtete Vogel, den er die Möve mit schwarzen Füßen, oder den larus crepidatus nennte. Die Exkremente dieses Vogels waren lebhaft roth, fast der Farbe der Flüssigkeit in der Muschel Helix ähnlich, die auf dem Meere schwimmt. Man kann vermuthen, daß die Muschel dem Vogel zur Nahrung dient.

4) Die durch die Bewohner der Insel Lucon Taringking genannte Möve, die nach der Lebhaftigkeit, welche man ihr zuschreibt, und in Folge ihrer Gewohnheit, schnell am Strande zu laufen, auch die kleine graue Möve oder die lachende Möve seyn kann.

5) Die Möve von dem See von Mexiko, durch die Einwohner Acuicuitzcatl genannt, und über die Fernandes weiter nichts mittheilt.

6) Endlich ein durch den Vicomte de Querhoent auf der Rhede des Vorgebirges der guten Hoffnung beobachteter Goeland, welcher, der Nachricht zufolge, die er die Güte hatte, uns darüber mitzutheilen, eine Art Schwarzmantel seyn muß, dessen Füße aber nicht roth, sondern von meergrüner Farbe sind.

Der Labbe.

(Lestris communis. L. Le labbe, ou le stercoraire. B.)

Diesen Vogel würde man unter die Möven stellen, wenn man nur seinen Wuchs und seine Füße berücksichtigte; gehört er aber der Familie an, so ist es ein entartetes Mitglied, denn er ist der ewige und hartnäckige Verfolger mehrer Möven-Arten, und besonders der kleinen aschgrauen gefleckten Möve, von der durch die Schiffer im Norden Kutgeghef

genannten Art. Er verfolgt sie ohne Unterlaß, und sobald er sie erblickt, verläßt er alles andere, um hinter ihr her zu fliegen. Wie diese Schiffer behaupten, geschieht es, um ihren Unrath zu verschlingen; und in dieser Voraussetzung haben sie ihm den Namen Strundjager gegeben, dem das Wort stercoraire entspricht; aber wir werden ihn den Labbe nennen, oder vielmehr diesen Namen beibehalten; denn es ist Grund vorhanden, zu glauben, daß dieser Vogel nicht den Unrath frißt, sondern den Fisch, den die verfolgte Möve aus dem Schnabel fallen läßt, oder ausbricht,*) um so mehr, als er selbst oft Fische fängt, auch Wallfischfett frißt, und es sehr seltsam seyn würde, wenn bei der großen Menge von Nahrungsmitteln, die das Meer den Vögeln darbietet, welche es bewohnen, dieser hier auf ein Gericht angewiesen wäre, das

*) Einige Naturforscher haben behauptet, gewisse Arten von Möven verfolgten andere, um deren Exkremente zu fressen. Ich habe Alles, was von mir abhing, gethan, um diese Angabe zu berichtigen, der ich nie Glauben schenken konnte. Ich bin sehr oft an die Küste gegangen, um dort Beobachtungen anzustellen, und habe erkannt, was zu dieser Fabel Veranlassung gegeben hat, nemlich Folgendes: Die Möven führen der Nahrung wegen fortwährend Krieg miteinander, wenigstens die großen und die mittleren Arten; wenn einer dieser Vögel mit einem Fisch im Schnabel vom Wasser auffliegt, so stürzt der erste, der ihn bemerkt, auf ihn zu, um ihm die Beute abzunehmen; und beeilt sich dieser nicht, sie zu verschlingen, so wird er durch andere verfolgt, die noch stärker sind als er, und ihm mit heftigen Schnabelhieben zusetzen. Er kann sie nicht vermeiden, als indem er entflieht, oder seinen Feind entfernt; sey es nun, daß der Fisch ihn in seinem Fluge belästigt, oder daß die Furcht ihn aufregt, oder weiß er, daß der Fisch, den er trägt, der einzige Gegenstand der Verfolgung ist, kurz er beeilt sich, ihn auszubrechen; der andere, der ihn fallen sieht, fängt ihn geschickt, und bevor er in das Wasser fällt, auf; es ist selten, daß er ihm entgeht.

„Der Fisch erscheint immer weiß in der Luft, weil er das Licht zurückwirft, und er scheint wegen der Schnelligkeit des Fluges hinter der ihn ausbrechenden Möve niederzufallen. Diese beiden Umstände haben die Beobachter getäuscht.

„Ich habe dieselbe Thatsache in meinem Garten bestätigt gefunden; ich verfolgte schreiend große Möven; sie brachen den Fisch aus, den sie verschlungen hatten; ich warf ihn ihnen wieder hin, und sie fingen ihn in der Luft eben so geschickt auf, wie die Hunde zu thun pflegen." (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Baillon von Montreuil-sur-Mer.

allen andern zuwider iſt. Auch ſcheint ihm der Name stercoraire mit Unrecht beigelegt zu ſeyn, und man muß den Namen Labbe vorziehen, womit die Fiſcher dieſen Vogel bezeichnen, um zu vermeiden, daß ſein Name über ſein Naturell und ſeine Gewohnheiten in Irrthum führe.

Niemand hat ſie beſſer beſchrieben, als Ghiſter in den Abhandlungen der Akademie in Stockholm. „Der Flug des Labbe, ſagt er, iſt ſehr lebhaft und jenem des Habichts ähnlich; der ſtärkſte Wind verhindert ihn nicht, ſich ſo richtig im Gleichgewicht zu erhalten, daß er in der Luft die Fiſche auffängt, welche die Fiſcher ihm hinwerfen. Wenn ſie ihm lab, lab rufen, kommt er gleich, und fängt den gekochten oder rohen Fiſch auf, und die andern Nahrungsmittel, die man ihm zuwirft; er nimmt ſelbſt Häringe aus den Kähnen der Fiſcher, und wenn ſie geſalzen ſind, waſcht er ſie ab, bevor er ſie verſchlingt. Er läßt ſich ſchwer anders nahe kommen oder ſchießen, als wenn man ihm eine Lockſpeiſe hinwirft. Die Fiſcher ſchonen jedoch dieſe Vögel, weil ſie für ſie ein faſt ſicheres Zeichen von der Anweſenheit von Häringen ſind, und wenn der Labbe nicht erſcheint, ſo iſt der Häringsfang in der That wenig ergiebig. Dieſer Vogel iſt faſt immer auf dem Meer, man ſieht gewöhnlich zwei bis drei zuſammen, und ſehr ſelten fünf bis ſechs. Findet er keine Nahrung auf dem Meer, ſo kommt er an die Küſte, um die Möven anzugreifen, welche ſchreien, ſobald er erſcheint; aber er ſtürzt auf ſie zu, ſetzt ſich auf ihren Rücken, und indem er ihnen zwei bis drei Schnabelhiebe gibt, zwingt er ſie, den Fiſch, den ſie im Magen haben, durch den Schnabel auszubrechen, und verſchlingt ihn ſofort. Dieſer Vogel legt, ſo wie die Möven, ſeine Eier auf die Felſen. Das Männchen iſt ſchwärzer und ebenfalls größer als das Weibchen."

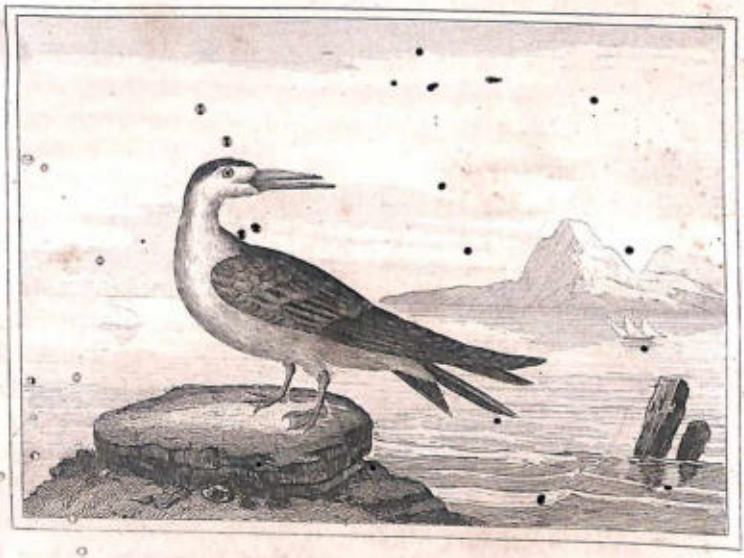
Obgleich ſich dieſe Beobachtungen ins Beſondere auf den langgeſchwänzten Labbe zu beziehen ſcheinen, ſo glauben wir doch, das ſie auch auf dieſe Art hier angewendet ſind, deren Schwanz ſo geſtaltet iſt, daß die beiden mittelſten Federn allerdings die längſten ſind, ohne jedoch weit über die andern hinauszureichen. Seine Größe iſt ungefähr die unſerer kleinen Möve, und die Farbe braun-aſchgrau, mit graulichem Weiß[*]

[*]) Dieſe Farbe iſt heller am Unterleib, und nach Marcgrave iſt der Bauch bisweilen weiß.

DER LANGSCHWÄNZIGE LABBE.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Langflügler. *Gattung:* Stinkvogel. *(Cuvier.)*

Pl. 170



DER SCHEERENSCHNABEL ODER VERKEHRTSCHNABEL.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Langflügler.
Gattung: Scheerenschnabel. *(Cuvier.)*

Die Flügel ſind ſehr groß, und die Füße geſtaltet wie jene der Möven, nur nicht ganz ſo ſtark; die Zehen ſind kürzer; aber der Schnabel unterſcheidet ſich mehr von jenem dieſer Vögel, denn die Spitze der obern Kinnlade iſt mit einem Haken bewaffnet, der wie angefügt zu ſeyn ſcheint; ein Merkmal, durch welches der Schnabel des Labbe ſich jenem der Sturmvögel nähert, ohne jedoch wie ſie röhrenförmige Naslöcher zu haben.

Der Labbe, Nr. 991, hat in der Haltung und dem Tragen des Kopfes etwas vom Raubvogel, und ſeine kriegeriſche Lebensart widerſpricht ſeiner Phyſiognomie nicht; er geht mit aufgerichtetem Körper umher, und ſchreit ſehr laut. Martens zufolge ſcheint er ija oder johan auszuſprechen, wenn man ihn von weitem hört, und ſeine Stimme zurückhallt. Dieſe Vögel werden durch ihre Lebensart nothwendig vereinzelt und zerſtreut; auch bemerkt derſelbe Schiffahrer, daß man ſelten viele zuſammen finde; er fügt hinzu, die Art ſey ihm nicht zahlreich erſchienen, und er habe ihrer nur ſehr wenige an den Küſten von Spitzbergen geſehen. Die ſtürmiſchen Winde im November 1779 warfen zwei dieſer Vögel an die Küſte der Picardie; Herr Baillon hatte die Güte, ſie uns zuzuſchicken, und nach dieſen Vögeln haben wir unſere Beſchreibung entworfen.

Der langſchwänzige Labbe.

(Lestris parasitica. L. Le labbe à longue queue. B.)

Die Verlängerung der beiden mittleren Schwanzfedern in zwei abſtehenden und auseinander gehenden Federhalmen kennzeichnet die Art dieſes Vogels, Nro. 762, der übrigens von derſelben Größe iſt, wie der vorige. Er hat auf dem Kopf eine ſchwarze Kappe; ſein Hals iſt weiß, und das ganze übrige Gefieder grau; die beiden langen Schwanzfedern ſind bisweilen ſchwarz. Dieſer Vogel wurde uns aus Sibirien geſchickt, und wir glauben, daß es dieſelbe Art iſt, die Hr. Gmelin auf den Ebenen von Mangaſea an den Ufern des Fluſſes Jeniſea gefunden hat. Sie findet ſich auch in Norwegen und ſelbſt ſüdlicher in Finmarchien und Angermanien; und Hr. Edwards erhielt ſie von der Hudſonsbai, wo, wie er bemerkt, die Engländer dieſen Vogel, ohne Zweifel wegen ſeiner Feindſeligkeiten gegen die Möve, the man of war bird

(das Kriegsschiff, den Kriegsschiffsvogel oder den kriegerischen Vogel) nennen; aber da dieser Name des Kriegsschiffs oder des kriegerischen Vogels bereits und mit viel mehr Grund dem Fregattenvogel gegeben wurde, so darf man ihn auf diesen hier nicht anwenden. Derselbe Schriftsteller fügt hinzu, nach der Länge der Flügel und den schwächern Beinen würde er geschlossen haben, dieser Vogel müsse sich mehr auf dem Meer und fliegend, als auf dem Lande und sitzend halten. Er bemerkt zugleich, seine Füße seyen rauh, wie eine Feile, und ganz geeignet, ihn auf dem schlüpfrigen Körper der großen Fische festzuhalten. Dieser Naturforscher glaubt, wie wir, daß der Labbe durch die Gestalt seines Schnabels den Uebergang zwischen den Möven und den Sturmvögeln bilde.

Hr. Brisson stellt eine dritte Art unter der Benennung gestreifter Labbe auf; da es aber nur nach einer Beschreibung geschieht, die Hr. Edwards von einem Vogel mittheilt, den er selbst für das Weibchen des langgeschwänzten Labbe hält, so nehmen wir diese dritte Art nicht an. Wir glauben mit Hrn. Edwards, daß es nur eine Geschlechts- oder Altersvarietät ist, auf die man vielleicht auch die erste Art zurückführen könnte, denn ihre Aehnlichkeit mit dem Edwardsschen Vogel, und die Gleichförmigkeit der natürlichen Gewohnheiten aller dieser Vögel, scheinen es anzudeuten; und in diesem Fall würde es wirklich nur eine einzige Art des Labbevogels geben, wovon der erwachsene oder das Männchen die zwei langen Federn im Schwanz, und das Weibchen, ungefähr wie die illuminirte Tafel, Nr. 991, es darstellt, einen ganz braunen Körper hätte, oder wie Edwards beschreibt, einen dunkel aschbraunen Mantel auf den Flügeln und dem Schwanz, und einen schmutzig weißgrauen Vorderleib; die Schenkel, der Unterbauch und der Bürzel mit schwärzlichen und braunen Linien durchkreuzt.

Der Anhinga oder Schlangenhalsvogel.

(L'anhinga. B.)

Wenn die Regelmäßigkeit der Formen, die Uebereinstimmung der Verhältnisse, und die Einheit aller Theile zum Ganzen den Thieren gewähren, was in unsern Augen Anmuth und Schönheit ist, wenn ihre Stellung zu uns nur durch diese

Eigenthümlichkeiten bedingt wird, wenn wir sie nur so sehr schätzen, als sie uns gefallen, so weiß die Natur nichts von diesen Unterschieden, und es genügt, damit sie ihr theuer sind, daß sie ihnen das Daseyn und die Fähigkeit gewährt hat, sich fortzupflanzen; sie ernährt eben sowohl in der Wüste die anmuthige Gazelle, als das häßliche Kameel, das schöne Reh und die riesenhafte Giraffe; sie schleudert zugleich in die Lüfte den stolzen Adler und den häßlichen Geier; sie verbirgt unter der Erde und dem Wasser tausend Generationen Insekten von seltsamen und verschiedenartigen Formen; endlich läßt sie die ungleichartigsten Zusammenstellungen zu, wenn nur in Folge der durch ihre Organisation sich ergebenden Beziehungen sie bestehen und sich vervielfältigen können; so läßt sie lebende Wesen unter der Gestalt eines Blattes existiren; schließt Thiere in einer runden Muschel von der Gestalt einer Frucht ein; flößt den Zweigen eines Meersterns Leben ein, plattet den Kopf eines Fisches hammerförmig ab, und rundet den Körper eines andern zu einer stachligen Kugel. Beweisen uns nicht tausend andere Erzeugnisse von eben so seltsamen Gestalten, daß diese gemeinschaftliche Mutter Alles versucht hat, um das Leben unter allen möglichen Formen darzustellen? — Nicht zufrieden damit, die ursprünglichen Umrisse jeder Gattung in jedem einzelnen Zuge zu verändern, indem sie alle Modifikationen aufstellt, die den Bedingungen des Daseyns entsprechen können, scheint es auch, als habe sie Verbindungslinien und Uebergänge bezeichnen wollen, so daß nichts für sich abgeschlossen, sondern Alles wie eine zusammenhängende Kette, von dem reichsten und kühnsten ihrer Meisterwerke, bis zu dem einfachsten ihrer Versuche erscheint. So sahen wir in der Naturgeschichte der Vögel den Strauß, den Kasuar, den Dronte durch die Verkürzung der Flügel und die Schwerfälligkeit des Körpers, durch das dickere Knochengestell der Beine, den Uebergang zwischen den Thieren der Luft und jenen des Landes bilden; eben so werden wir den Pinguin und andere Vögel, die, so zu sagen, halb Fische sind, sich in das Wasser tauchen, und mit dessen Bewohnern vermischen sehen; und der Anhinga, den wir jetzt beschreiben wollen, bietet uns das Bild eines auf einem Vogelkörper eingefügten Reptils dar. Sein übermäßig langer und dünner Hals, sein kleiner cylindrischer spindelförmig gerollter Kopf, in einen langen spitzen Schnabel

auslaufend, gleicht der Geſtalt und ſelbſt der Bewegung einer Schlange, ſowohl durch die Art und Weiſe, wie dieſer Vogel plötzlich ſeinen Hals vorſtreckt, wenn er von den Bäumen abfliegt, als auch wie er ihn zurückbiegt und ſchnell in das Waſſer ſtößt, um Fiſche aufzuſpießen.

Dieſe ſeltſamen Aehnlichkeiten ſind gleichmäßig Allen aufgefallen, die den Anhinga in ſeinem Heimathlande, in Braſilien und Guiana, beobachtet haben, und ſie fallen uns ſelbſt in ſeiner getrockneten und in unſern Naturalienkabinetten ausgeſtopften Hülle auf. Das Gefieder des Halſes und des Kopfs verbirgt deren dünne Geſtalt nicht; es iſt ein dichtſtehender und kurzer Flaum wie Sammet; die glänzend ſchwarzen Augen mit einer goldfarbigen Iris ſind von einer nackten Haut umgeben; der Schnabel iſt an ſeiner bärtigen Spitze mit kleinen nach hinten ſtehenden Auszahnungen verſehen; der Körper hat kaum 7 Zoll Länge, und der Hals allein doppelt ſo viel.

Die übermäßige Länge des Halſes iſt nicht das einzige Mißverhältniß, welches in der Geſtalt des Anhinga auffällt; ſein großer und breiter, aus 12 ausgebreiteten Federn beſtehender Schwanz, entfernt ſich nicht weniger von dem kurzen und abgerundeten Schnitt des Schwanzes der meiſten Schwimmvögel. Der Anhinga ſchwimmt jedoch, und taucht ſelbſt unter, indem er nur den Kopf aus dem Waſſer hält, in welches er bei der geringſten ihm drohenden Gefahr ganz untertaucht; denn er iſt ſehr ſcheu, und man überraſcht ihn nie auf dem Lande; er hält ſich immer auf dem Waſſer, oder ſitzt auf den höchſten Bäumen längs der Flüſſe und überſchwemmten Savanen. Er legt ſein Neſt auf dieſen Bäumen an, und bringt dort die Nacht zu. Er gehört jedoch zu den Vögeln mit vollkommenen Ruderfüßen, indem ſeine vier Zehen durch eine zuſammen hängende Schwimmhaut verbunden ſind, und der Nagel der mittelſten innerhalb ſägenförmig ausgezahnt iſt. Dieſe Aehnlichkeiten in dem Körperbau und den natürlichen Gewohnheiten ſcheinen den Anhinga den Kormorans und dem Tölpel anzunähern, aber ſein kleiner cylindriſcher Kopf und ſein in eine dünne Spitze ohne Haken auslaufender Schnabel unterſcheiden und trennen ihn von dieſen beiden Vögelgattungen. Uebrigens hat man bemerkt, daß die Haut des Anhinga ſehr dicht, und ſein Fleiſch gewöhnlich ſehr fett, aber von

unangenehmem öligem Geſchmack iſt, und Marcgrave findet es kaum beſſer, als jenes des Goeland, das beſtimmt ſehr ſchlecht iſt.

Keiner von den drei auf den illuminirten Tafeln dargeſtellten Anhingas gleicht vollkommen jenem, deſſen Beſchreibung dieſer Naturforſcher mittheilte. Bei dem Anhinga, Nr. 960, iſt zwar, wie bei jenem von Marcgrave, der obere Theil des Rückens geſprenkelt, die Spitze des Schwanzes grau eingefaßt, und der übrige Theil von glänzendem Schwarz; aber er hat auch einen ganz ſchwarzen Körper, der Kopf und der Hals ſind nicht grau, und die Bruſt ſilberweiß. Bei jenem von Nr. 959 iſt der Schwanz nicht eingefaßt. Wir glauben jedoch, daß dieſe beiden aus Cayenne gebrachten Vögel nicht allein von derſelben Art ſind, ſondern auch derſelben Art angehören, wie der durch Marcgrave beſchriebene braſilianiſche Anhinga, indem die Farbenunterſchiede, welche ſie darbieten, keineswegs größer ſind, als das Alter oder das Geſchlecht in dem Gefieder der Vögel, und beſonders der Waſſervögel, bewerkſtelligen kann. Marcgrave bemerkt außerdem, daß ſein Anhinga zurückgekrümmte und ſehr ſcharfe Nägel hat, deren er ſich bedient, um die Fiſche zu ergreifen, daß die Flügel groß ſind, und zuſammen gelegt bis auf die Mitte ſeines langen Schwanzes reichen; aber er ſcheint ihm einen etwas zu ſtarken Wuchs beizulegen, indem er ihn mit der Ente vergleicht. Der Anhinga, den wir kennen, kann 30 Zoll oder ſelbſt mehr von der Schnabel- bis zur Schwanzſpitze lang ſeyn; aber dieſer große Schwanz und ſein langer Hals bilden den größten Theil dieſer Länge, und ſein Körper iſt nicht viel größer, als der einer Blauente.

Der fuchsrothe Anhinga (fuchsrothe Schlangenhalsvogel).

(L'anhinga roux. B.)

Wir haben eben berichtet, daß der Anhinga in Südamerika einheimiſch iſt; und ungeachtet der Möglichkeit der Reiſe für einen ſchwimmenden und außerdem mit langen Flügeln verſehenen Vogel, trotz des Beiſpiels der Kormorans und der Tölpel, die alle Meere überflogen haben, hätten wir dieſen hier auf das Geſetz des Klimas beſchränkt, und nach einer

laich, zu leben; so hat der Austernfischer seinen wie ein Beil gestalteten Schnabel nur, um Muscheln zu öffnen, zwischen denen er seine Nahrung findet; und so könnte der Kreuzschnabel sich kaum seines seltsamen Schnabels bedienen, wenn er nicht damit zwischen der schuppenartigen Hülle der Tannenzapfen den Saamen hervorzusuchen wüßte; so kann endlich der Vogel, den man Scheerenschnabel nennt, weder von der Seite beißen, noch etwas vor sich aufnehmen, weil sein Schnabel aus zwei sehr ungleichen Stücken besteht, indem die untere Kinnlade, ganz außer allem Verhältniß verlängert und vorspringend, weit über die obere hinausreicht, welche auf diese nur wie ein Rasirmesser in sein Heft zurückfällt. Um mit diesem ungestalteten Werkzeug etwas zu ergreifen, und sich eines so mangelhaften Organs zu bedienen, ist der Vogel gezwungen, fliegend über die Oberfläche des Meeres zu streifen, und es, mit dem untern Theil des Schnabels in das Wasser getaucht, aufzufurchen, um den Fisch so zu ergreifen, und mit fortzunehmen. Der Vogel erhielt in Folge dieses Treibens, oder vielmehr dieser nothwendigen und mühsamen Bewegung, der einzigen, wodurch er sich seinen Lebensunterhalt verschaffen kann, von einigen Beobachtern den Namen coupeur d'eau (Wasserdurchschneider), so wie man durch den Namen Scheerenschnabel die Art und Weise hat bezeichnen wollen, wie die zwei ungleichen Hälften seines Schnabels auf einander liegen, von denen die untere, rinnenförmig ausgehöhlt, und mit zwei hohen schneidenden Rändern versehen, die obere aufnimmt, welche wie eine Klinge gestaltet ist. Die Schnabelspitze ist schwarz, und der Theil des Schnabels am Kopf roth, so wie die Füße, welche denen der Möven ähnlich sind. Der Scheerenschnabel, Nr. 357, ist ungefähr von der Größe der kleinen aschgrauen Möve; der ganze Unterleib, der Vorderhals und die Stirn sind weiß; er hat auch einen weißen Zug auf dem Flügel, und einige Schwungfedern, so wie die seitlichen Steuerfedern, sind ebenfalls weiß; das ganze übrige Gefieder ist von schwarzer oder bei einigen einzelnen Vögeln von schwärzlicher Farbe; auch wohl nur braun, was eine Altervarietät anzudeuten scheint; denn Catesby zufolge, haben das Männchen und das Weibchen dieselbe Farbe.

Man hat diese Vögel an den Küsten von Karolina und von Guiana gefunden. In dem letztern Lande sind sie zahl-

DER NODDI.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Langflügler. *Gattung:* Meerschwalbe. *(C*

Pl. 172

DER SÄBELSCHNABEL.

Ordnung: Stelzenläufer. *Familie:* Langschnäbler.
Gattung: Säbelschnabel. *(Cuvier.)*

reich, und erſcheinen truppweiſe, faſt immer im Fluge, indem ſie ſich nur auf den Sümpfen niederlaſſen, um auszuruhen; obgleich ihre Flügel ſehr lang ſind, hat man bemerkt, daß ſie einen langſamen Flug haben; wäre er ſchneller, ſo würden ſie die Beute nicht entdecken können, welche ſie nur im Vorüberfliegen erhaſchen können. Nach den Beobachtungen des Hrn. de la Borde niſten ſie in der Regenzeit auf den kleinen Inſeln, und beſonders auf dem Grand-Connetable, nahe bei Cayenne.

Die Art ſcheint ſich nur in den amerikaniſchen Meeren zu finden, und um ſie nach Oſtindien zu verſetzen, genügt nicht die nach einer einfachen von Madras geſchickten Zeichnung, welche anderswo gemacht ſeyn konnte, durch den Fortſetzer von Ray mitgetheilte Nachricht. Es ſcheint uns auch, daß der oft durch den Capitain Cook erwähnte Waſſerdurchſchneider der ſüdlichen Meere nicht derſelbe iſt, wie unſer guianiſcher Scheerenſchnabel, obgleich man ihm denſelben Namen gegeben; denn abgeſehen von dem Unterſchied der Klimate und der Hitze in Guiana gegen die ſtrenge Kälte der ſüdlichen Meere ſcheint es, nach zwei Stellen aus den Berichten des Hrn. Cook, daß dieſe Waſſerdurchſchneider Sturmvögel ſind, und ſich unter den höchſten Breitengraden und bis auf die Eisinſeln mit den Albatros und den Pinguinen finden.

Der Noddi. [1]

(Noddus stolidus. L. Le noddi. B.)

Der auf ſeine Herrſchaft ſo ſtolze Menſch, welcher in der That auf der Erde, die er bewohnt, als Herr gebietet, iſt kaum bekannt in einem andern großen Theil des weiten Reiches der Natur; er findet auf dem Meere ſeinen Kräften überlegene Feinde, Hinderniſſe, denen ſeine Kunſt nicht gewachſen iſt, und Gefahren, die größer ſind, als ſein Muth; dieſe Schranken der Welt, die er zu überſchreiten gewagt, ſind die Klippen, an denen ſich ſeine Kühnheit bricht, wo alle gegen ihn verſchworenen Elemente ihm den Untergang bereiten, wo die Natur, mit einem Wort, allein auf einem Gebiet

[1] Noddy bedeutet im Engliſchen einfältig, unbeſonnen; und dieſe Benennung bezieht ſich auf das Naturell des Vogels, wie aus ſeiner hier folgenden Naturgeſchichte hervorgeht.

herrschen will, welches zu erobern er sich vergebens bemüht; auch erscheint er dort mehr als Flüchtling, wie als Gebieter. Wenn er dessen Bewohner beunruhigt, wenn selbst einige unter ihnen, in seinen Netzen gefangen, oder durch seine Harpunen getödtet, die Schlachtopfer einer Hand werden, welche sie nicht kennen, so sieht doch die größere Anzahl, in dem tiefen Grunde des Meeres gesichert, bald durch die Kälte, die Winde und die Stürme jene lästigen und zerstörenden Gäste von der Oberfläche der Meere entfernt werden, welche nur auf kurze Zeit ihrer Ruhe und ihrer Freiheit zu nahe treten können.

Die Thiere, welche die Natur, mit scheinbar viel schwächern Mitteln und Fähigkeiten, bei weitem stärker gegen die Wogen und die Stürme ausgerüstet hat, wie die meisten der Sturmvögel, kennen uns in der That nicht; sie lassen sich mit einem Gefühl der Sicherheit nahe kommen und selbst ergreifen, das wir einfältig nennen, welches aber deutlich zeigt, wie sehr der Mensch für sie ein neues, fremdes, unbekanntes Wesen ist, und die vollkommene und unbeschränkte Freiheit darlegt, deren sich die Art erfreut, entfernt von dem Herrn, der Allem, was um ihn athmet, seine Macht fühlen läßt. Wir haben schon mehre Beispiele dieser scheinbaren Dummheit, oder vielmehr dieses Gefühls der Sicherheit, welches die Vögel der großen Meere charakterisirt, mitgetheilt, und werden deren noch mehre kennen lernen. Der Noddi, Nr. 997, von dem hier die Rede ist, wurde der dumme Sperling genannt (passer stultus), eine sehr unpassende Benennung, indem der Noddi nichts weniger als ein Sperling ist, sondern einer großen Meerschwalbe, oder einer kleinen Möve gleicht, und eine mittlere Art zwischen diesen Vögelgattungen bildet; denn seine Füße sind gestaltet, wie die der Möve, und der Schnabel, wie jener der Meerschwalbe. Sein ganzes Gefieder ist schwarzbraun, mit Ausnahme einer weißen kappenförmigen Stelle auf dem Scheitel. Er hat ungefähr den Wuchs der großen Meerschwalbe.

Wir haben den Namen Noddi angenommen, den man häufig in den Berichten der englischen Reisenden liest, weil die Unbedachtsamkeit, oder die thörichte Zuversicht ausdrückt, mit welcher dieser Vogel sich auf die Masten und Segelstangen der Schiffe setzt, und selbst auf die Hand, welche die Matrosen ihm darreichen.

Die Art scheint sich nicht weit jenseits der Wendekreise verbreitet zu haben; aber sie ist sehr zahlreich an den Orten, wo sie sich findet. „In Cayenne, sagt Hr. de la Borde, gibt es hundert Noddis oder thouaroux auf einen Tölpel oder einen Fregattenvogel; sie bedecken besonders die Felsen des Grand-Connetable, von wo sie um die Schiffe fliegen, und wenn man eine Kanone abschießt, fliegen sie auf, und bilden durch ihre Menge eine dichte Wolke." Catesby hat sie auch in großer Anzahl fischen gesehen, indem sie zusammen fliegen, und fortwährend über der Oberfläche des Meeres streichen, um die kleinen Fische zu fangen, deren Schaaren durch die Winde getrieben werden. Dieser Fischfang scheint von Seiten der Vögel mit viel Vergnügen und Munterkeit betrieben zu werden, wenigstens nach der Mannigfaltigkeit ihres Geschreis und dem großen Lärm, den sie machen, welcher in weiter Entfernung zu hören ist. Alles dieses, fügt Catesby hinzu, findet nur in der Brutzeit statt; die Eier werden auf den ganz nackten Felsen gelegt, und nachdem die Jungen flügge geworden sind, begibt sich jeder Noddi auf die hohe See, und irrt allein auf dem weiten Ocean umher.

Der Säbelschnabel.

(Recurvirostra avoceta. L. L'avocette. B.)

Die Vögel mit Ruderfüßen haben fast alle kurze Beine; der Säbelschnabel, Nr. 353, hat dagegen sehr lange, und dieses Mißverhältniß, welches fast allein genügen würde, ihn von den andern Vögeln mit Ruderfüßen zu unterscheiden, wird noch auffallender durch ein anderes seltsames Merkmal, nämlich durch die Umkehrung seines Schnabels; die nach oben gewandte Krümmung desselben bildet den Bogen eines erhabenen Kreises, der seinen Mittelpunkt über dem Kopf hat. Dieser Schnabel ist von zarter und fast häutiger Substanz an seiner Spitze; er ist schwach, dünn, horizontal zusammengedrückt; jeder Vertheidigung oder Anstrengung unfähig. Dies ist noch einer von jenen Irrthümern, oder wenn man will, von jenen Versuchen der Natur, über welche sie nicht hinausgehen konnte, ohne selbst ihr Werk zu zerstören; denn setzt man voraus, daß dieser Schnabel etwas mehr gekrümmt sey, so könnte der Vogel keine Art von Nahrung erfassen, und das

zu seiner Erhaltung und dem Leben bestimmte Organ würde nur ein Hinderniß seyn, welches den Tod herbeiführte. Man muß daher den Schnabel des Säbelschnabels als die äußerste Grenze der Bildung betrachten, welche die Natur entwerfen oder wenigstens behaupten konnte, und es ist zugleich und aus demselben Grunde der entfernteste Zug von der Zeichnung der Formen, unter denen der Schnabel bei allen andern Vögeln erscheint.

Es ist selbst schwer, sich zu denken, wie dieser Vogel sich vermittelst eines Werkzeuges ernährt, mit welchem er weder etwas aufpicken noch erfassen, sondern höchstens in dem weichen Schlamme wühlen kann; auch beschränkt er sich darauf, in dem Schaum der Meereswellen den Fischlaich zu suchen, welcher seine Hauptnahrung zu seyn scheint. Es ist auch möglich, daß er Würmer frißt, denn man findet gewöhnlich nur in seinen Därmen einen klebrigen Stoff, der sich fett anfühlen läßt, von orangengelber Farbe ist, und in welchem man noch den Fischlaich und die Ueberbleibsel von Wasserinsekten entdeckt. Dieser gallertartige Stoff ist immer im Magen mit kleinen weißen und kristallischen Steinen vermischt, [1]) und bisweilen findet man in den Därmen einen grauen oder grün-erdfarbigen Stoff, welches jener lehmige Niederschlag zu seyn scheint, den fließende Gewässer in der Regenzeit auf dem Grunde ihres Bettes absetzen. Der Säbelschnabel besucht die Mündungen der Ströme und der Flüsse [2]) und findet sich hier mehr, als an den andern Theilen der Küste.

Dieser Vogel, der nur etwas dicker ist, als der Kibitz, hat 7 bis 8 Zoll hohe Beine, einen langen Hals und einen abgerundeten Kopf. Sein Gefieder ist am ganzen Vorderkörper schneeweiß, und auf dem Rücken mit Schwarz durchschnitten; der Schwanz ist weiß, der Schnabel schwarz und die Füße sind blau. Man sieht den Säbelschnabel vermöge seiner hohen Beine auf einem 5 bis 6 Zoll mit Wasser bedeckten Boden laufen; aber im tieferen Wasser schwimmt er, und ist in allen seinen Bewegungen schnell und flink. Er hält sich nicht lange an denselben Orten, und wenn er im April und November,

[1]) Willughby sagt, er habe weiter nichts gefunden.

[2]) Wenigstens an den Küsten der Picardie, wo diese Beobachtungen angestellt wurden.

die Küsten der Picardie kommt, entfernt er sich oft schon wieder am nächsten Morgen nach seiner Ankunft, so daß es den Jägern schwer wird, einige zu tödten oder zu fangen. Sie sind noch viel seltener im Innern des Landes, als an den Küsten; doch sagt Hr. Salerne, man habe ihrer ziemlich weit die Loire hinauf kommen sehen, und er versichert, diese Vögel seyen sehr zahlreich an den Küsten von Nieder-Poitou, wo sie auch brüteten.

Nach dem Wege, den die Säbelschnäbel auf ihrer Wanderung nehmen, scheint es, daß sie gegen den Winter nach Süden ziehen, und im Frühling nach dem Norden zurückkehren; denn es finden sich ihrer in Dänemark, in Schweden, an der Südspitze der Insel Oeland, an den östlichen Küsten Großbrittaniens; auch kommen große Schaaren nach der Westküste dieser Insel, die aber dort nur einen oder zwei Monat bleiben, und sich entfernen, wenn strenge Kälte eintritt. In Preußen ziehen diese Vögel nur durch; man sieht sie sehr selten in der Schweiz; und Aldrovande zufolge, erscheinen sie wohl nicht häufiger in Italien; doch sind sie dort gut bekannt. Einige Jäger haben versichert, man könne ihr Geschrei durch die Silben crex, crex, ausdrücken; aber nach dieser leichten Andeutung läßt sich noch nicht annehmen, daß der durch Aristoteles Crex genannte Vogel der Säbelschnabel sey; denn der Crex, sagt dieser Philosoph, lebt mit der Amsel und der Goldamsel im Kriege; es ist nun aber sehr gewiß, daß der Säbelschnabel mit diesen beiden Waldvögeln nichts zu schaffen hat; und überdem ist das Geschrei crex, crex, zugleich jenes der Leimschnepfe und der Landralle.

Man findet, daß die meisten Säbelschnäbel Schmutz auf dem Bürzel haben, und die Federn desselben abgerieben sind; wahrscheinlich wischen diese Vögel ihren Schnabel an jenen Federn ab, oder legen ihn darauf, wenn sie schlafen, denn seine Gestalt macht es nicht weniger beläſtigend, ihn während der Ruhe zu tragen, als sich seiner zum Aufsuchen der Nahrung zu bedienen; der Vogel müßte denn wie die Tauben mit dem Kopf auf der Brust schlafen. Der Beobachter, der uns diese Thatsachen mittheilt, [1]) hält sich überzeugt, daß der

[1]) Herr Baillon von Montreuil-sur-Mer.

Säbelschnabel in seinem ersten Alter grau ist, indem man zur Zeit der Wanderung im November mehre gesehen, die an den Spitzen der Schulterfedern grau waren und graue Federn am Bürzel hatten; diese Federn aber und jene, welche die Flügel bedecken, bleiben am längsten unverändert; die matte Farbe der großen Schwungfedern, und der bleiche Anstrich der Füße, die bei den Erwachsenen schön blau sind, lassen überdem nicht zweifeln, daß die Säbelschnäbel mit grauem gemischtem Gefieder die Jungen sind. Es gibt in dieser Art wenig äußere Unterschiede zwischen den Männchen und Weibchen. Die alten Männchen haben viel Schwarz, aber die alten Weibchen fast eben so viel, nur scheinen sie im Allgemeinen etwas kleiner, und der Kopf der ersteren runder zu seyn, und den fleischigen Hübel stärker zu haben, der sich dicht am Auge unter der Haut erhebt. Es läßt sich eben so wenig deshalb eine Varietät in der Art aufstellen, weil die schwedischen Säbelschnäbel, Linne zufolge, einen schwarzen Bürzel, und diejenigen, die in großer Menge auf einem gewissen See in Niederöstreich leben, einen weißen Bürzel haben, wie Kramer bemerkt.

Der Säbelschnabel entgeht allen Fallstricken, und ist sehr schwer zu fangen, sey es nun in Folge seiner Aufmerksamkeit oder Schlauheit; seine Art ist, wie man gesehen hat, nirgend sehr häufig, und scheint wenig zahlreich an einzelnen Vögeln zu seyn.

Der Läufer. [1]

(Le coureur. B.)

Alle Vögel, welche schwimmen, und deren Zehen durch Häute verbunden sind, haben kurze Füße, nach hinten stehende, und oft zum Theil nach dem Bauch zurückgezogene Beine. Ihre Füße, welche wie breite Ryder gestaltet sind, scheinen ausdrücklich geschaffen zu seyn, um die Bewegung des kleinen lebendigen Schiffleins zu unterstützen; der Vogel ist selbst das Schiff, das Steuerruder und der Pilot. Mitten unter dieser großen Schaar beflügelter Schiffer bilden drei Arten

[1] Aldrovande bezieht auf ihn die griechischen Namen keleos und trochilos; und wir haben ihn Läufer nach seinem italienischen Namen corrira genannt.

Vögeln eine einzeln stehende Gruppe; ihre Füße sind allerdings mit einer Schwimmhaut versehen, wie jene der andern schwimmenden Vögel; aber sie stehen zugleich auf hohen Beinen, oder vielmehr auf hohen Stelzen, und nähern sich durch dieses Merkmal den Strandvögeln. Indem diese drei Arten sich zwei großen, sehr verschiedenen Gattungen anschließen, bilden sie einen jener Uebergänge, eine jener Nuancen, welche die Natur überall aufgestellt hat.

Diese drei Vögel mit Ruderfüßen und hohen Beinen sind der Säbelschnabel, den wir eben beschrieben haben, der Flamingo oder Phenicopter der Alten und der Läufer, so genannt, sagt Aldrovande, wegen der Schnelligkeit, womit man ihn am Ufer laufen sieht. Dieser Naturforscher, durch den wir allein jenen Vogel kennen, berichtet uns, daß er in Italien nicht selten sey. Wir kennen ihn nicht in Frankreich, und allem Anschein nach findet er sich nicht in den andern Gegenden Europas, oder ist dort wenigstens äußerst selten. Charleton sagt, er habe einen Vogel dieser Art gesehen, ohne jedoch zu erwähnen, von wo er kam. Aldrovande zufolge sind die Schenkel dieses Läufervogels im Verhältniß zur Höhe der Beine kurz; der Schnabel, gelb in seinem Umfang, ist schwarz an der Spitze; er ist kurz und öffnet sich nicht weit; der Mantel ist eisengrau und der Bauch weiß; zwei weiße Federn mit schwarzen Spitzen bedecken den Schwanz. Dies ist Alles, was jener Naturforscher berichtet, ohne etwas über die Dimensionen noch die Größe des Körpers hinzu zu fügen, welche in seiner Abbildung ungefähr denen des Regenvogels gleich kommen.

Aristoteles und Athenaeus erwähnen ebenfalls eines Vogels mit schnellem Lauf unter dem Namen trochilos, indem sie sagen, er suche bei ruhigem Wetter seine Nahrung auf dem Wasser. Aber ist dieser trochilos wirklich ein schwimmender Vogel mit Ruderfüßen, wie Aldrovande behauptet, der ihn auf seinen Läufervogel bezieht? oder ist der trochilos nicht vielmehr, wie Aelian andeutet, ein Strandvogel von der Gattung der Wasserhühner oder der Halsbandregenvögel? Dieses ist nach den wenigen Nachrichten, die uns die Alten hierüber hinterließen, schwer zu entscheiden. Alles, was aus ihren Notizen hervorgeht, ist, daß dieser trochilos zu den Wasservögeln gehört, und Aelian bezieht auf ihn, wie es scheint

nicht ganz unrichtig, was die Alten von dem Vogel behaupten, der kühn in den Rachen des Krokodills drang, um die Blutigel zu fressen, und ihn von der Nähe des Ichneumon in Kenntniß setzte. Diese Fabel wurde mit so viel Absurdität, als man in der Anwendung einer Fabel zeigen kann, auf einen kleinen Waldvogel bezogen, welches der Troglodyt-Zaunkönig ist, und zwar in Folge einer Namenverwechselung, indem der Troglodyt bisweilen wegen seines kreiselnden Fluges den Namen **trochilos** erhielt. [1])

Der Flamingo.

(Phoenicopterus ruber. — Le flammant ou le phènicoptère. B.)

In der Sprache jenes geistreichen und empfänglichen Volkes der Griechen malten fast alle Worte den Gegenstand, oder bezeichneten die Sache, und boten das Bild oder die abgekürzte Beschreibung eines jeden idealen oder realen Wesens dar; der Name **phènicoptère** oder Vogel mit Flammenflügeln ist ein Beispiel jener richtigen Beziehungen, welche die Anmuth und Kraft der Sprache dieser sinnreichen Griechen bilden, Beziehungen, die wir so selten in unseren modernen Sprachen finden, welche oft selbst in der Uebersetzung ihre Muttersprache entstellen; der durch uns übersetzte Name **phènicoptère** malte nicht mehr den Vogel, und da er bald nichts mehr darstellte, verlor er seine Wahrheit in der Unbestimmtheit. Unsere ältesten französischen Naturforscher schrieben **flambant** oder **flammant**; nach und nach gestattete die vergessene Etymologie **flamant** oder **flamand** zu schreiben, und aus einem feuer- oder flammfarbigen Vogel machte man einen flandrischen Vogel, und unterstellte selbst Aehnlichkeiten mit den Bewohnern dieser Provinz, wo er sich nie gezeigt hat. [2]) Wir glauben

---

[1]) Siehe den Aufsatz über den Troglodyten im achten Bande dieser Naturgeschichte.

[2]) Indem Willughby diese irreleitende Benennung bemerkte, sagt er, dieser Vogel finde sich weder in Flandern, noch glaube er, daß man ihn überhaupt je dort gesehen habe, worüber Gesner auf mehr thörichte Analogien eingeht, indem er in der Größe dieser Vögel Aehnlichkeit mit der Statur der Flamänder finden will, und überdem irrthümlich annimmt, die meisten Flamingos, die man sehe, würden aus Flandern gebracht.

daher, hier seinen alten Namen wieder einführen zu müssen, den man ihm als den entsprechendsten hätte lassen müssen, und den auch die Lateiner aus diesem Grunde annahmen. [1])

Jene feuerfarbenen Flügel sind nicht das einzige auffallende Merkmal dieses Vogels, Nr. 63; sein Schnabel hat eine ungewöhnliche Gestalt, gegen die Mitte abgeflacht und stark nach oben geneigt, unten dick und eckig, wie ein breiter Löffel; seine ungemein hohen Beine, sein langer und dünner Hals, seine Beine, die länger sind als jene des Storchs, obgleich sein Körper kleiner ist, bieten eine eigenthümliche Gestalt und ausgezeichnete Form unter den größeren Strandvögeln dar.

Indem Willughby dieser großen Vögel mit halben Schwimmhäuten erwähnt, die sich am Ufer der Gewässer aufhalten, ohne jedoch zu schwimmen, noch unterzutauchen, nennt er sie einzeln stehende Arten, die eine besondere und wenig zahlreiche Gattung bilden; denn namentlich der Flamingo scheint den Uebergang zwischen der großen Familie der Strandvögel und der eben so großen der schwimmenden Vögel darzustellen, denen er sich durch seine mit halben Schwimmhäuten versehenen Füße annähert, indem die Haut zwar von der Spitze einer Zehe zu jener der andern reicht, aber sich in der Mitte in einer doppelten Bogenschwingung zurückzieht. [2]) Alle Zehen sind sehr kurz, und die äußere ist sehr klein; der Körper ist es auch im Verhältniß zur Länge der Beine und des Halses. Scaliger vergleicht ihn mit dem des Reihers, und Gesner mit jenem des Storchs, indem er, wie Willughby, auf die Länge seines dünnen Halses aufmerksam macht.

Wenn der Flamingo ganz ausgewachsen ist, sagt Catesby, so wiegt er nicht mehr als eine wilde Ente, und doch ist er 5 Fuß hoch. Die durch jene Schriftsteller angedeuteten großen Verschiedenheiten im Wuchs stehen mit dem Alter in Verbindung, so wie auch die Unterschiede, welche sie im Gefieder bemerkten; es ist im Allgemeinen weich, seidenartig, und mit mehr oder weniger lebhaftem, und mehr oder minder ausge-

---

[1]) Plinius, Apicius, Juvenal, Suetonius, alle haben das griechische Wort beibehalten, indem sie nur die lateinische Endsilbe hinzufugten phoenicopterus.

[2]) Was du Tertre sehr gut ausdrückt, indem er sagt, seine Füße seyen à demi marins.

dehntem Roth verwaſchen. Die großen Schwungfedern ſind durchgängig ſchwarz, und an den großen und kleinen Bedeckungen, ſowohl den innern als den äußern, ſieht man jenes ſchöne Feuerroth, das den Griechen auffiel, und den Namen Phönicopter veranlaßte. Dieſe Farbe nüancirt ſich allmälig vom Flügel zum Rücken, auf der Bruſt, dem Bürzel und dem Halſe, deſſen Gefieder am obern Theil, ſo wie jenes auf dem Kopf, nur noch ein kurzer ſammtartiger Flaum iſt. Der unbefiederte Scheitel, und ein ſehr dünner Hals mit einem breiten Schnabel geben dieſem Vogel ein durchaus eigenthümliches Anſehen. Sein Scheitel iſt erhaben, und ſeine Kehle nach vorn erweitert, um die ſchon von der Wurzel an ſehr breite untere Schnabelhälfte aufzunehmen; die beiden Kinnladen bilden einen runden graden Kanal bis gegen die Mitte ihrer Länge; worauf die obere Schnabelhälfte plötzlich in einer ſtarken Krümmung abweicht, und von der convexen Geſtalt in eine flache plattenförmige übergeht; die untere biegt ſich verhältnißmäßig zurück, indem ſie immer noch die Geſtalt einer breiten Rinne behält; und die obere Kinnlade ſchließt ſich durch eine andere kleine Krümmung an ihrer Spitze an das Ende der untern Kinnlade; die Ränder von beiden haben innerhalb eine kleine ſchwarze ſcharfe Auszahnung, mit den Spitzen nach hinten. Der Doctor Grew, welcher dieſen Schnabel ſehr gut beſchrieben hat, bemerkte auch ein netzförmiges Gewebe innerhalb unter dem obern Theil, wodurch er in der Mitte in zwei Hälften geſchieden wird; er iſt ſchwarz von der Spitze bis zu der Stelle, wo er abweicht, und von da bis zur Wurzel iſt er weiß bei dem todten Vogel, aber wahrſcheinlich bei dem lebenden Veränderungen unterworfen, indem Gesner ihn als blutroth angibt, Aldrovande als braun, Willughby als bläulich, und Seba als gelb.

„An einem runden und kleinen Kopf, ſagt du Tertre, ſieht man einen großen, 4 Zoll langen, halb rothen und halb ſchwarzen, und löffelförmig zurückgebogenen Schnabel.“ Die Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften, welche dieſen Vogel unter dem Namen bécharu beſchrieben haben, ſagen, der Schnabel ſey von bleichem Roth, die Zunge groß und mit fleiſchigen nach hinten gerichteten Warzen beſetzt, und dieſe Zunge fülle die Höhlung oder den breiten Löffel der untern Kinnlade aus. Wormius beſchreibt auch dieſen merkwürdigen

Schnabel, und Aldrovande bemerkt, welches Spiel ſich die Natur bei ſeiner Bildung erlaubt habe; Ray erwähnt ſeiner ſeltſamen Geſtalt; aber keiner von ihnen hat ihn ſorgfältig genug unterſucht, um einen Punkt zu entſcheiden, den wir gern aufgeklärt ſehen möchten; nämlich zu wiſſen, ob an dieſem ſeltſamen Schnabel, wie mehre Naturforſcher geſagt haben, die obere Hälfte beweglich, die untere dagegen feſtſtehend und ohne Bewegung iſt. [1])

Von den zwei Abbildungen dieſes Vogels, welche Aldrovande mittheilt, und die ihm aus Sardinien geſchickt worden waren, drückt die eine nicht die Merkmale dieſes Schnabels aus, welche die andere ziemlich gut darſtellt; und wir müſſen in dieſer Beziehung bemerken, daß auch auf unſerer illuminirten Tafel die Eigenthümlichkeiten ſeines Schnabels, deſſen Aufſchwellung und Abplattung, nicht ſtark genug angegeben ſind, und daß er zu ſpitz dargeſtellt iſt. Plinius ſcheint dieſen Vogel zu den Störchen zu ziehen, und Seba überredet ſich ohne Grund, daß der Phönicopter bei den Alten zu den Ibisarten gerechnet worden ſey. Er gehört keiner dieſer beiden Gattungen an; ſeine Art iſt nicht allein einzeln ſtehend, ſondern er bildet für ſich eine beſondere; und wenn übrigens auch die Alten ähnliche Arten zuſammenſtellen, ſo geſchieht es nicht in beſchränkten Ideen, noch den ſcholaſtiſchen Methoden unſerer Nomenklatoren gemäß; ſie beobachten nur in der Natur, durch welche Aehnlichkeiten derſelben Fähigkeiten und Gewohnheiten ſie gewiſſe Arten einander annähert, verſammelt und ſozuſagen zu einer Gruppe zuſammenſtellt, welche durch gemeinſchaftliche Lebensweiſe vereinigt wird.

Es kann mit Recht befremden, daß man bei Ariſtoteles den Namen des Phönicopter nicht findet, obwohl er gleichzeitig durch Ariſtophanes genannt wird, der ihn zu den Sumpfvögeln (limnaios) zieht; aber er iſt ſelten in Griechenland, und dieſem Lande vielleicht ganz fremd. Heliodor ſagt ausdrücklich, der Phönicopter ſey ein Nilvogel; der alte Scholiaſt über Juvenal bemerkt ebenfalls, er ſey häufig in Afrika; doch ſcheinen ſich dieſe Vögel nicht fortwährend in den heißeſten

[1]) Dieſe Behauptung findet ſich in dem Fragment Menippus, wonach Rondelet ſie wiederholt hat. Wormius, Cardan und Charleton wollen ſie beſtätigt gefunden haben.

Klimaten zu halten; denn man sieht ihrer einige in Italien, und noch mehr in Spanien. Es vergehen wenig Jahre, in denen nicht einige an den Küsten von Languedoc und Provence erscheinen, besonders in der Gegend von Montpellier und Martigues, so wie in den Sümpfen bei Arles, weßhalb es mich befremdet, daß Belon, ein so unterrichteter Beobachter, sagt, man sehe ihrer nicht in Frankreich, außer die von anders woher dorthin gebracht würden. Sollte dieser Vogel seine Wanderungen zuvörderst nach Italien ausgedehnt haben, wo man ihn früher nicht kannte, und dann bis an unsere Küsten?

Er ist, wie man sieht, ein Bewohner der südlichen Gegenden, und findet sich auf dem alten Kontinent von den Küsten des mittelländischen Meeres bis zur südlichen Spitze Afrikas; man findet ihrer eine große Menge auf der Insel des grünen Vorgebirges, dem Bericht von Mandeslo zufolge, der die Größe ihres Körpers übertreibt, indem er sie mit jener des Storchs vergleicht. Dampier fand einige Nester dieser Vögel auf der Insel Sal. Sie sind zahlreich in den westlichen Theilen Afrikas, in Angola, Congo und Bissao, wo die Neger aus Aberglauben nicht dulden, daß man einen dieser Vögel tödte; sie lassen sie ruhig vor ihren Wohnungen umherlaufen. Man findet sie auch an der Saldana-Bai und in allen dem Vorgebirge der guten Hoffnung zunächstliegenden Gegenden, wo sie den Tag über an der Küste zubringen, und sich Nachts in die großen Gräser zurückziehen, die dort an einigen Orten wachsen.

Uebrigens ist der Flamingo bestimmt ein Zugvogel, der jedoch nur warme und gemäßigte Klimas besucht, und sich nicht nach dem Norden begibt. Man sieht ihn allerdings in gewissen Jahreszeiten an verschiedenen Orten erscheinen, ohne daß man genau weiß, woher er kommt, aber man sah ihn nie in die nördlichen Länder vordringen, und wenn einige, allein und verirrt, mitunter in dem Innern Frankreichs erscheinen, so mögen sie durch einen Windstoß dorthin geführt worden seyn. Herr Salerne berichtet, als einen seltenen Fall, daß man einen an der Loire getödtet habe. Er wandert nur nach den heißen Klimaten, und hat sich von einem Kontinent zum andern begeben, denn er gehört zu der geringen Anzahl von Vögeln, die den südlichen Ländern beider gemeinschaftlich sind.

Man sieht ihrer in Valparaiso, in Conception, auf der

Insel Kuba, wo die Spanier sie Flamencos nennen; es finden sich ihrer auch an der Küste von Venezuela, in der Nähe der Insel Blanche und der Insel Aves, und auf der Insel la Roche, welche nur ein Haufen von Klippen ist. Man kennt sie sehr gut in Cayenne, wo die Bewohner des Landes ihnen den Namen Tococo geben; man sieht sie dort an der Küste, oder truppweise fliegen. Eben so findet man sie auf den Bahamainseln. Hans Sloane nimmt sie mit in dem Verzeichniß der Vögel von Jamaika auf; Dampier fand sie am Rio de la Hacha. Sie sind sehr zahlreich auf St. Domingo, auf den Antillen, und auf den karaibischen Inseln, wo sie sich auf den kleinen Salzseen und den Lagunen halten. Der, dessen Abbildung Seba gibt, war ihm von Curacao geschickt worden. Man findet ihrer auch in Peru und bis nach Chili; mit einem Wort, es gibt wenig Gegenden in Südamerika, wo nicht ein oder der andere Reisende diese Vögel gesehen hat. Die amerikanischen Flamingos sind überall mit den europäischen und afrikanischen dieselben. Die Art dieser Vögel scheint mehr abgeschlossen zu seyn, als irgend eine andere, da sich durchaus keine Varietät in ihr findet. Diese Vögel legen ihre Eier an den Küsten von Kuba und der Bahamainseln, in Niederungen und auf niedrigen Inseln, wie den Aves-Inseln, wo Le Vaillant eine Menge dieser Vögel und ihre Nester fand; es sind kleine Haufen von Tonerde und Schlamm aus den Sümpfen, ungefähr 20 Zoll hoch pyramidenförmig mitten im Wasser, das immer ihre Basis bespült. Auf die ausgehöhlte und glatte Spitze werden die Eier ohne irgend eine Unterlage von Federn oder Gras gelegt, und der Vogel brütet sie auf dieser kleinen Erhöhung sitzend aus, mit herabhängenden Beinen, sagt Catesby, wie ein auf einem Schemel sitzender Mensch, und so daß er seine Eier nur mit dem Bürzel und dem Unterbauch bedeckt. Diese seltsame Stellung wird durch die Länge seiner Beine bedingt, welche er zusammengekauert nicht zurechtstellen könnte. Dampier beschreibt auch ihre Art zu nisten auf der Insel Sal. Sie legen immer ihre Nester in Lagunen und Sümpfen von Salzwasser an. Die Zahl der Eier ist meistens zwei, höchstens drei, sie sind weiß, von der Größe der Gänseeier, und etwas länglich. *) Die Jungen fangen erst an zu

*) Beschrieben nach den Eiern des Tococo oder cayennischen Flamingo im Kabinet des Königs.

fliegen, wenn ſie faſt ganz ausgewachſen ſind; aber ſchon wenige Tage nach ihrer Geburt laufen ſie ſehr ſchnell.

Das Gefieder iſt anfangs hellgrau, und die Farbe wird dunkler, je mehr die Federn wachſen; aber ſie bedürfen 10 bis 11 Monat zum völligen Auswachſen ihres Körpers; und erſt dann nehmen ſie ihre ſchönen Farben an, die in der Jugend ſchwach ſind, und allmälig ſtärker und lebhafter werden. Catesby zufolge vergehen zwei Jahre, bis ſie ganz ihre ſchöne rothe Farbe haben. Der Pater du Tertre macht dieſelbe Bemerkung. Welches aber auch der Fortſchritt dieſer Färbung ihres Gefieders ſeyn möge, ſo erhalten die Flügel immer zuerſt ihre vollſtändige Farbe, und das Roth iſt dort immer glänzender, als an allen andern Stellen. Dieſe Farbe zieht ſich dann von den Flügeln auf den Bürzel, ſpäter auf den Rüken und die Bruſt, und endlich auf den Hals; es gibt nur bei einigen einzelnen Vögeln leichte Abweichungen in den Nuancen, welche den Verſchiedenheiten des Klimas zu folgen ſcheinen; wir bemerkten zum Beiſpiel, daß das Roth bei dem Flamingo vom Senegal lebhafter, und bei jenem von Cayenne mehr orangefarben war, welcher einzige Unterſchied nicht genügt, um zwei Arten aufzuſtellen, wie Barrere es gethan hat.

Ihre Nahrung iſt ungefähr in jedem Lande dieſelbe; ſie freſſen Muſcheln, Fiſcheier und Waſſerinſekten; ſie wühlen im Schlamm, indem ſie den Schnabel und einen Theil des Kopfes hineinſtecken; auch bewegen ſie gleichzeitig und fortwährend die Beine von oben nach unten, um die Beute mit dem Schlamm in ihren Schnabel zu bringen, deſſen Auszahnung dazu dient, um ſie zurückzuhalten. Sie ſuchen ſo im Schlamm, ſagt Catesby, ein kleines rundes, der Hirſe ähnliches Korn, welches den Hauptbeſtand ihrer Nahrung ausmacht; aber dieſe angeblichen Körner ſind wahrſcheinlich nichts anders, als Inſekteneier, und beſonders Fliegen- und Mückeneier, welche Inſekten ſich auf den überſchwemmten Küſten Amerikas eben ſo ſehr vervielfältigt haben, als in den Niederungen des Nordens, wo Hr. von Maupertuis ganze Seen mit dieſen Inſekteneiern bedeckt geſehen hat, welche Hirſekörnern ähnlich ſahen. Wahrſcheinlich finden dieſe Vögel auf den mexikaniſchen Inſeln jene Nahrung im Ueberfluß; aber an den europäiſchen Küſten ernähren ſie ſich von Fiſchen, indem die Auszahnungen ihres

Schnabels ſo gut als Zähne dazu geeignet ſind, dieſe ſchlüpfrige Beute feſtzuhalten.

Sie ſcheinen an die Seeküſten wie gefeſſelt zu ſeyn; wenn man ihrer an den Flüſſen ſieht, wie an der Rhone, ſo iſt es immer nicht weit von ihrer Mündung; ſie halten ſich fortwährend in den Lagunen, den ſalzigen Sümpfen und an den niedrigen Küſten, und man hat bemerkt, wenn man ſie auffüttern wolle, müſſe man ihnen Salzwaſſer zu trinken geben.

Dieſe Vögel halten ſich immer truppweiſe, und um Fiſche zu fangen, ordnen ſie ſich reihenweiſe, was von weitem einen ſeltſamen Anblick, wie in Reih und Glied geſtellte Soldaten, darbietet. Dieſe Neigung, ſich reihenweiſe aufzuſtellen, zeigt ſich ſelbſt noch, wenn ſie ſich am Ufer einander gegenüber ausruhen; ſie ſtellen Schildwachen aus, und bilden dann eine Art Wache, in Folge des allen Vögeln, die truppweiſe leben, gemeinſchaftlichen Inſtinktes. Wenn ſie mit untergetauchtem Kopf fiſchen, hat einer mit aufgerichtetem Kopf die Wache; und wenn ihn etwas beunruhigt, ſtößt er ein lärmendes, ſehr weit hörbares Geſchrei aus, welches dem Ton einer Trompete ziemlich ähnlich iſt; worauf der ganze Trupp ſich emporſchwingt, und in ſeinem Fluge eine Ordnung beobachtet, wie die Kraniche; doch wenn man dieſe Vögel überraſcht, ſo macht der Schrecken ſie unbeweglich und unbehülfen, und läßt dem Jäger Zeit, ſie faſt bis zum letzten zu tödten. Dies bezeugt du Tertre, und es läßt ſich auch mit den widerſprechenden Erzählungen der Reiſenden vereinigen, von denen einige die Flamingos als mißtrauiſche Vögel darſtellen, die ſich kaum nahe kommen ließen, während andere behaupten, ſie ſeyen ſchwerfällig, leicht in Schrecken zu verſetzen, und ließen ſich nacheinander tödten.

Ihr Fleiſch iſt ein geſuchtes Gericht, Catesby vergleicht es, ſeines Wohlgeſchmacks wegen, mit jenem des Rebhuhns; Dampier ſagt, es ſey von ſehr gutem Geſchmack, obwohl mager; du Tertre findet es vortrefflich, ungeachtet eines kleinen Sumpfgeſchmacks, und die meiſten Reiſenden ſagen daſſelbe. Herr de Peiresc iſt faſt der einzige, der es für ſchlecht erklärt; aber außer dem Unterſchied, den das Klima hierin veranlaſſen kann, muß man die Erſchöpfung dieſer Vögel berückſichtigen, die an unſern Küſten von einem langen Fluge ermüdet ankommen. Die Alten hielten ſie für ein vortreffliches

Wildpret. [1]) Philostratus rechnet es unter die Leckerbissen der Gastmahle. Indem Juvenal den Römern ihren verschwenderischen Luxus vorwirft, sagt er, man sehe sie ihre Tafel mit den seltenen Vögeln aus Scythien und dem kostbaren Phönicopter bedecken. Apicius gibt die künstliche Art seiner Zubereitung an, und dieser Mann, dessen Gefräßigkeit, wie Plinius sagt, künftige Geschlechter verschlang, entdeckte in der Zunge des Phönicopter jenen zarten saftigen Geschmack, in Folge dessen sie als der ausgesuchteste Leckerbissen geschätzt wurde. [2]) Einige unserer Reisenden rühmen auch die Vortrefflichkeit dieses Bissens, sey es nun dem Vorurtheil der Alten gemäß, oder nach ihrer eigenen Erfahrung.

Die Haut dieser Vögel, mit einem guten Flaum versehen, dient zu denselben Zwecken wie jene der Schwäne. Man kann sie ziemlich leicht zähmen, sowohl wenn man sie jung im Nest ausnimmt, als wenn man sie schon erwachsen in Schlingen oder auf jede andere Weise fängt; denn obgleich sie im Zustand der Freiheit sehr wild sind, so werden sie doch, einmal gefangen, unterwürfig, und selbst dem Menschen zugethan; auch sind sie in der That mehr scheu als wild, und dieselbe Furcht, die sie zur Flucht antreibt, unterjocht sie, wenn sie gefangen sind. Die Indier haben ganz gezähmte Flamingos; Hr. von Peiresc sah ihrer, die sehr zutraulich waren, und er

---

[1]) Als Caligula thöricht genug geworden war, um sich für einen Gott zu halten, hatte er den Phönicopter mit dem Pfau als die auserwählten Opfergaben bestimmt, die man auf seinen Altären darzubringen habe, und am Abend vor dem Tage seiner Ermordung hatte er sich, wie Suetonius berichtet, bei einem Opfer mit dem Blut eines Phönicopter besprengt.

[2]) Lampridius zählt es mit zu den Ausschweifungen des Heliogabal, daß er sich bei Tische ganze Schüsseln voll Phönicopter-Zungen auftragen ließ. Suetonius sagt, Vitellius habe, die Leckerbissen aus allen Theilen der Welt vereinigend, sich zugleich Lebern von Seebrassen, Muränenmilch, Fasangehirne und Phönicopter-Zungen auftragen lassen, und indem Martial den Römern ihre Ueppigkeit vorwirft, läßt er diesem Vogel sagen, sein schönes Gefieder habe die Augen ergötzt, und seine Zunge sey die Beute der Feinschmecker geworden, als ob diese Zunge ihrem eigenen Geschmack eben so habe zusagen müssen, als die musikalische Zunge der Nachtigall, ein anderes zartes Schlachtopfer dieser üppigen Vergeudung.

Dat mihi penna rubens nomen; sed lingua gulosis
Nostra sapit: quid, si garrula lingua foret?

gibt mehre einzelne Nachrichten über ihr häusliches Leben. „Sie freſſen mehr bei Nacht als bei Tage, ſagt er, und tauchen das Brod, das man ihnen gibt, in Waſſer. Sie können nicht gut Kälte ertragen, und nähern ſich dem Feuer ſo ſehr, daß ſie ſich ſelbſt die Füße verbrennen, und iſt eines ihrer Beine ſchadhaft geworden, ſo gehen ſie mit dem andern, indem ſie ſich mit dem Schnabel forthelfen, und ihn gegen die Erde ſtemmen, wie einen Fuß oder eine Krücke. Sie ſchlafen wenig, und ruhen nur auf einem Bein, indem ſie das andere unter den Bauch zurückziehen.“ Sie ſind jedoch zart, und in unſerm Klima ſchwer zu erhalten; es ſcheint ſelbſt, daß trotz ihrer Gelehrigkeit, ſich in die Gewohnheiten der Gefangenſchaft zu finden, dieſer Zuſtand ihrer Natur ſehr widerſtrebt, da ſie ihn nicht lange ertragen können, und in ihm mehr dahinſchmachten, als daß ſie leben; denn ſie ſuchen ſich nicht zu vervielfältigen, und haben ſich nie in der Hausgenoſſenſchaft fortgepflanzt.

Der Schwan.

(Cygnus olor. L. Le cygne. B.)

In jeder Gefangenſchaft, ſey es der Thiere oder der Menſchen, macht die Gewalt die Tyrannen; die ſanfte Autorität macht die Könige. Der Löwe und der Tiger auf der Erde, der Geier und den Adler in den Lüften herrſchen nur durch den Krieg, gebieten nur durch den Mißbrauch der Kraft und der Grauſamkeit, ſtatt daß der Schwan auf den Gewäſſern mit allen Anſprüchen gebietet, welche eine Herrſchaft des Friedens, der Majeſtät und der Sanftmuth begründen; mit Kräften und Fähigkeiten, dem Muth und dem Willen, ſie nicht zu mißbrauchen, und nur zur Vertheidigung anzuwenden, weiß er zu kämpfen und zu ſiegen, ohne je anzugreifen; ein friedlicher König der Waſſervögel, trotzt er den Tyrannen der Luft; er erwartet den Adler, ohne ihn herauszufordern, ohne ihn zu fürchten; er weiſet ſeine Angriffe zurück, indem er ſeinen Waffen den Widerſtand ſeiner Federn und ſchnelle kräftige Flügelſchläge entgegenſetzt, und oft krönt der Sieg ſeine Bemühungen; übrigens hat er nur dieſen kühnen Feind; alle andern Raubvögel achten ihn, und er lebt in Frieden mit der ganzen Natur; er lebt mehr als Freund wie als König mitten unter

den zahlreichen Familien der Waſſervögel, die ſich alle unter ſein Geſetz zu beugen ſcheinen; er iſt nur das Oberhaupt, das angeſehenſte Mitglied einer ruhigen Republik, [1]) in welcher die Bürger nichts von einem Gebieter zu fürchten haben, der nur ſo viel verlangt, als er ihnen bewilligt, und nichts will, als Ruhe und Freiheit.

Die Anmuth der Geſtalt, die Schönheit der Formen des Schwans entſprechen der Sanftmuth ſeines Naturells; er gefällt allen Augen; er ſchmückt und ziert alle Orte, die er beſucht; man liebt, man ſchätzt und bewundert ihn; [2]) keine Art von Vögeln verdient es mehr; die Natur hat in der That keiner ſo viel edle und ſanfte Anmuth verliehen, welche uns an ihre reizendſten Werke erinnert; eine elegante abgerundete Körperform, gefällige Umriſſe, ein Gefieder von dem reinſten und blendendſten Weiß, biegſame und geſchmeidige Bewegungen, bald lebendige, bald reizend nachläſſige Stellungen; Alles athmet an dem Schwan die Wolluſt, das Entzücken, welches Anmuth und Schönheit in uns hervorrufen; Alles bezeichnet

---

[1]) Die Alten glaubten, der Schwan verſchone nicht allein die Vögel, ſondern ſelbſt die Fiſche, was Heſiod. in ſeinem Schild des Herkules andeutet, indem er Fiſche darſtellt, die ruhig an der Seite des Schwans ſchwimmen.

[2]) „Der Eigennutz, ſagt Hr. Baillon, der den Menſchen veranlaßte, die Thiere zu bändigen, und die Vögel zu zähmen, nahm keinen Antheil an der Hausgenoſſenſchaft des Schwans. Seine Schönheit und die Eleganz ſeiner Formen veranlaßten den Menſchen, ihn ſeiner Wohnſtätte zu nähern, nur damit er ihnen eine Zierde ſey. Er hat zu allen Zeiten mehr Rückſichten für ihn gehabt, als für die andern Weſen, zu deren Herren er ſich macht; er hat ihn nicht gefangen gehalten; er hat ihn beſtimmt, die Gewäſſer ſeiner Luſtgärten zu ſchmücken, und läßt ihn dort alle Vortheile der Freiheit genießen. Die Auswahl und der Ueberfluß der Nahrungsmittel haben den Körperumfang des gezähmten Schwans vergrößert, aber ſeine Geſtalt hat nichts von ihrer Zierlichkeit verloren, er behielt dieſelbe Anmuth und Schmiegſamkeit in allen Bewegungen; ſeine majeſtätiſche Haltung wird noch immer bewundert; ich zweifle ſelbſt, ob der wilde Schwan alle ſeine Vorzüge in dieſem Grade vereinigt.“ (Bemerkung, mitgetheilt von Hrn. Baillon, königl. Rath, und ſeinem Amtmann de Waben in Montreuil-ſur-Mer, auf den wir uns ſchon oft beriefen, und wozu wir noch mehr Gelegenheit haben werden.)

ihn als den Vogel der Liebe;[1]) Alles rechtfertigt den geistreichen Mythus, wonach dieser schöne Vogel der Vater der schönsten Sterblichen wurde.[2])

Nach seiner edlen Gewandtheit, der Leichtigkeit und Freiheit seiner Bewegungen auf dem Wasser muß man ihn nicht allein als den ersten der geflügelten Schiffahrer, sondern auch als das schönste Modell betrachten, welches die Natur uns für die Kunst der Schiffahrt dargeboten hat.[3]) Sein hoher Hals und seine erhabene und abgerundete Brust scheinen in der That das Vordertheil eines die Wogen durchschneidenden Schiffes darzustellen; sein breiter Bauch die untere Wölbung; sein vorwärts gebeugter Körper hebt sich hinten wieder empor; der Schwanz ist ein wahres Steuerruder, die Füße sind breite Ruder, und seine großen, halb dem Winde geöffneten und sanft angeschwellten Flügel sind die Segel, die das lebendige Fahrzeug forttreiben, welches Schiff und Pilot zugleich ist.

Stolz auf seine edle Schönheit scheint der Schwan alle seine Vorzüge zur Schau zu tragen; es ist, als wolle er Beifall erlangen, die Blicke auf sich ziehen; auch fesselt er sie in der That, möge er nun truppweise einherschwimmen, und man auf den großen Gewässern von weitem die geflügelte Flotte heranziehen sehen, oder er einzeln auf die Zeichen, die ihn rufen, sich dem Ufer nähern,[4]) und seine Schönheiten ent-

[1]) Horaz spannt Schwäne vor den Siegeswagen der Venus:

Quae Cnidon
Fulgentesque tenet Cycladas, et Paphon
Junctis visit oloribus.

(Carm., lib. III, od. 28.)

[2]) Helena, Tochter der Leda, mit einem Schwan erzeugt, dessen Gestalt, der Mythologie zufolge, Jupiter angenommen hatte. Um die Schönheit Helenens zu schildern, und zugleich ihre Geburt anzudeuten, bezeichnet sie Euripides durch das Beiwort omma kyknoptheron (von Schwanengestalt.)

[3]) Keine Figur fand sich häufiger auf den Schiffen der Alten, als jene des Schwans; sie befand sich am Vordertheil, und die Schiffahrenden entnahmen eine günstige Vorbedeutung daraus.

[4]) Der Schwan schwimmt mit vieler Anmuth, und schnell, wenn er will; er kommt zu denen, die ihn rufen. (Salerne, S. 405.) Herr Salerne sagt an derselben Stelle, wenn man den Schwan locken wolle, so rufe man ihn godard. Hrn. Frisch zufolge nähert er sich auf das deutsche Wort Frank.

faltend, und seine Anmuth durch tausend sanfte, wellenförmige und geschmeidige Bewegungen darlegend, in der Nähe bewundern lassen.

Mit den Vorzügen der Natur vereinigt der Schwan die der Freiheit; er gehört nicht zu den Sklaven, die wir zu unserm Willen zwingen oder einschließen können;[1]) frei auf unsern Gewässern, verweilt er dort nur und siedelt sich an, wenn er sich einer Unabhängigkeit erfreut, die jedes Gefühl der Dienstbarkeit und der Gefangenschaft ausschließt; er will nach seinem Willen sich auf den Gewässern bewegen, an das Ufer rudern, sich entfernen oder kommen, sich im Schilf verbergen, in den entlegensten Buchten umherziehen, dann, die Einsamkeit verlassend, zur Gesellschaft zurückkehren, und des Vergnügens genießen, das er zu finden scheint, indem er sich dem Menschen nähert, wenn er nämlich in uns seine Freunde und nicht seine Herren und Tyrannen findet.

Bei unsern Vorfahren, die zu einfach oder zu weise waren, um ihre Lustgärten mit den kalten Schönheiten der Kunst statt der lebenden Schönheiten der Natur zu schmücken, waren die Schwäne eine Zierde aller Wasserbehälter;[2]) sie belebten und erheiterten die öden Gräben um die Schlösser; sie fanden sich auf den meisten Flüssen,[3]) und selbst denen der Hauptstadt,[4]) und einer der liebenswürdigsten und gefühlvollsten unserer Fürsten fand ein Vergnügen daran, die Bassins seiner königlichen Schlösser mit diesen schönen Vögeln zu beleben. Man kann sich noch heutigen Tages desselben Schauspiels auf den schönen Gewässern von Chantilly erfreuen, wo die Schwäne

---

[1]) Der in einem Geflügelhofe eingeschlossene Schwan ist immer traurig; der Kiessand verletzt ihm die Füße; er bemüht sich, zu entfliehen, und fliegt wirklich fort, wenn man ihm nicht bei jeder Mause die Flügel beschneidet. „Ich habe einen gesehen, sagt Hr. Baillon, der so 3 Jahre lang lebte; er war unruhig und traurig, immer mager und schweigsam, so daß man nie seine Stimme gehört hat; man gab ihm jedoch viel Brod, Hafer, Krebse und Fische zu fressen; er flog davon, als man ihm die Flügel nicht mehr beschnitt."

[2]) Dieser Geschmack war auch den Alten schon bekannt.

[3]) Volaterra zufolge ernährte man nicht weniger als 4000 auf der Themse.

[4]) Beweis dafür ist der Name der Schwaneninsel, den man noch der Gegend beilegt, welche die Seine oberhalb des Invalidenhauses einfaßte.

eine der Zierden dieses wahrhaft bezaubernden Ortes sind, in welchem Alles den edlen Geschmack seines Besitzers darlegt.

Der Schwan schwimmt so schnell, daß ein rasch am Ufer gehender Mensch ihm nur mit Mühe folgen kann. Was Albert sagt, daß er gut schwimme, schlecht gehe, und mittelmäßig fliege, ist, was den Flug betrifft, nur von dem durch eine gezwungene Hausgenossenschaft ausgearteten Schwan zu verstehen; denn frei auf unsern Gewässern, und besonders wild, hat er einen sehr hohen und kräftigen Flug. Hesiod gibt ihm den Zunamen des Hochfliegenden; [1]) Homer zählt ihn zu den Vögeln, die lange Reisen unternehmen, zu den Kranichen und Gänsen, und Plutarch schreibt zwei Schwänen zu, was Pindar zwei Adlern, welche Jupiter von den entgegengesetzten Seiten der Welt abfliegen ließ, um deren Mitte an dem Punkt zu bezeichnen, wo sie sich begegnen würden.

Der Schwan, Nr. 913, in Allem der Gans überlegen, die nur von Kräutern und Körnern lebt, weiß sich eine wohlschmeckende und weniger gemeine Nahrung zu verschaffen. [2]) Er bemüht sich fortwährend, Fische zu fangen, nimmt zu diesem Zweck tausend verschiedene Stellungen an, und zieht alle möglichen Vortheile aus seiner Gewandtheit und seiner großen Kraft; er weiß seinen Feinden zu entgehen, oder ihnen Widerstand zu leisten; ein alter Schwan fürchtet in dem Wasser den stärksten Hund nicht, sein Flügelschlag könnte das Knie eines Menschen zerbrechen, so schnell und heftig ist er. Es scheint, daß der Schwan keinen Hinterhalt, keinen Feind fürchtet, weil er eben so viel Muth als Gewandtheit und Kraft hat. [3])

---

[1]) Aersipotas.

[2]) Der Schwan lebt von Kornern und Fischen, besonders von Aalen; er verschlingt auch Frösche, Blutigel, Wasserschnecken, Kräuter und Gras; er verdaut so schnell wie die Ente, und frißt sehr viel. (Hr. Baillon.)

[3]) Der Schwan, schreibt mir derselbe Beobachter, ist stets darauf bedacht, Fische zu fangen, die er vorzugsweise liebt. Er weiß den Angriffen seiner Feinde zu entgehen. Wenn ein Raubvogel die Jungen bedroht, so vertheidigen die Eltern sie kühn und verwegen; sie versammeln sie um sich, und der Raubvogel wagt es nicht mehr, sich zu nähern. Wenn Hunde sie anfallen wollen, so gehen sie ihnen entgegen und greifen sie an. Uebrigens taucht der Schwan

Die wilden Schwäne fliegen in großen Trupps, und auch die zahmen Schwäne gehen und fliegen zuſammen; ihr geſelliger Inſtinkt iſt in Allem ſehr ſtark ausgeſprochen. Dieſer Inſtinkt, der ſanfteſte der Natur, ſetzt unſchuldige Sitten, friedliche Gewohnheiten, und jenes zarte und empfindliche Naturell voraus, das den durch dieſes Gefühl hervorgerufenen Handlungen die Abſicht und den Werth moraliſcher Eigenſchaften zu verleihen ſcheint. Der Schwan hat überdem den Vortheil, ſich bis zu einem ſehr vorgeſchrittenen Alter ſeines ſanften und ſchönen Daſeyns zu erfreuen. Alle Beobachter ſtimmen darin überein, daß ſie ihm ein ſehr langes Leben zuſchreiben; einige haben ſelbſt deſſen Dauer bis auf 300 Jahre beſtimmt, was ohne Zweifel ſehr übertrieben iſt; aber da Willughby eine Gans geſehen hatte, welche nach ſicherem Zeugniß 100 Jahre alt war, ſo nimmt er nicht Anſtand, hieraus zu ſchließen, das Leben des Schwans könne und müſſe länger ſeyn, ſowohl weil er größer iſt, als weil er mehr Zeit bedarf, ſeine Eier auszubrüten, indem die Brutzeit bei den Vögeln der Zeit des Trächtigſeyns bei den lebendig gebärenden Thieren entſpricht, und vielleicht einige Beziehung zu der Zeit des völligen Auswachſens des Körpers hat, zu welchem die Lebensdauer im Verhältniß ſteht. Der Schwan bedarf nun aber mehr als 2 Jahre zu ſeinem Wachsthum, und dies iſt viel; denn bei den Vögeln entwickelt ſich der Körper weit ſchneller, als bei den vierfüßigen Thieren.

Das Weibchen des Schwans brütet 6 Wochen lang. Es beginnt im Monat Februar zu legen, und legt wie die Gans einen Tag über den andern. Es legt 5 bis 8, und gewöhnlich 6 bis 7 Eier, welche weiß, länglich und von bedeutender Größe ſind, auch eine ſehr dicke Schaale haben. Das Neſt beſteht bald aus trockenen, an das Ufer gelegten Kräutern, bald aus einem Haufen von Schilf, der bisweilen ſelbſt auf dem Waſſer ſchwimmt. Das liebende Paar erzeigt ſich die zärtlichſten Liebkoſungen, und ſcheint im Genuß die Nuancen der Wolluſt zu ſuchen; ſie leiten ihn ein, indem ſie ihre Hälſe durcheinander ſchlingen, und erfreuen ſich ſo der Trun-

---

unter und entflieht, wenn die Kraft des Feindes dem Widerſtand überlegen iſt, den er entgegenſtellen kann; doch werden die Schwäne nur bisweilen in der Dunkelheit der Nacht und während des Schlafes durch die Füchſe oder Wölfe überraſcht.

keuheit einer langen Vereinzigung; sie theilen sich das Feuer mit, welches sie verzehrt, und wenn endlich das Männchen sich vollkommen befriedigt hat, ist die Gluth des Weibchens noch nicht gelöscht; es folgt ihm, sucht es von neuem zu entflammen, und verläßt es endlich widerstrebend, um seine noch ungelöschten Gluthen abzukühlen, indem es sich in dem Wasser badet. [1])

Die Früchte so feuriger Liebe werden zärtlich und sorgsam gepflegt; die Mutter nimmt Tag und Nacht ihre Jungen unter die Flügel, und der Vater vertheidigt sie kühn gegen jeden Angriff. Seine Verwegenheit in diesen Augenblicken ist nur der Wuth vergleichbar, mit welcher er einen Nebenbuhler bekämpft, der ihn in dem Besitz seiner Vielgeliebten stört. Unter diesen beiden Umständen verläßt ihn seine gewöhnliche Sanftmuth; er wird wild, und schlägt sich mit Erbitterung; oft genügt ein ganzer Tag nicht, um den hartnäckigen Kampf zu beendigen. Dieser beginnt mit Flügelschlägen, wird heftig Körper gegen Körper fortgesetzt, und endigt gewöhnlich mit dem Tod eines der Gegner; denn sie suchen sich gegenseitig zu ersticken, indem sie sich den Hals zudrücken, und mit Gewalt den Kopf unter das Wasser getaucht halten. Wahrscheinlich gaben diese Kämpfe Veranlassung, daß die Alten glaubten, die Schwäne verschlängen sich gegenseitig. [2])

---

[1]) Daher kommt auch die Meinung von dessen angeblicher Scham, welche, Albert zufolge, so groß ist, daß er nach diesen Augenblicken nicht fressen will, bevor er sich gebadet hat. Indem der Doctor Bartholin diese Fabel von der Schamhaftigkeit des Schwans noch weiter ausspinnt, versichert er, derselbe fresse, um seine Gluth zu löschen, Nesseln, ein Mittel, welches ohne Zweifel eben so gut für einen Doctor seyn würde, als für einen Schwan.

[2]) Aristoteles, neuntes Buch, erstes Kapitel. Aelian war noch schlechter unterrichtet, da er sagt, der Schwan tödte bisweilen seine Jungen. Uebrigens standen diese Irrthümer vielleicht weniger mit Thatsachen der Naturgeschichte, als mit mythologischen Ueberlieferungen in Verbindung. Alle Cycnus der Fabel waren in der That sehr schlechte Menschen. Cycnus, der Sohn des Mars, wurde durch Herkules getödtet, weil er ein Straßenräuber war; Cycnus, der Sohn des Neptun, hatte Philomene seine Mutter erdolcht, und wurde durch Achilles getödtet; der schöne Cycnus endlich, der Freund des Phaeton, und Sohn des Apollo, wie jener, war unmenschlich und grausam.

Nichts iſt weniger wahr; aber die wilden Leidenſchaften entſtehen hier, wie immer, aus der ſanfteſten, und die Liebe gebiert den Krieg. [1]) Zu jeder andern Zeit haben ſie nur friedliche Gewohnheiten; alle ihre Gefühle werden durch die Liebe eingegeben; eben ſo reinlich als wollüſtig machen ſie jeden Tag fleißig ihre Toilette; man ſieht ſie ihr Gefieder ordnen, es reinigen, und Waſſer in den Schnabel nehmen, um es über den Rücken und auf die Flügel laufen zu laſſen, mit einer Sorgfalt, welche den Wunſch zu gefallen vorausſetzen läßt, und nur durch das Vergnügen, geliebt zu werden, belohnt werden kann. Die einzige Zeit, in welcher das Weibchen ſeine Toilette vernachläſſigt, iſt die des Brütens; die mütterliche Sorge beſchäftigt es dann gänzlich, und es widmet kaum den Bedürfniſſen der Natur und ſeinem Unterhalt einige Augenblicke.

Die Jungen kommen ſehr häßlich, und nur mit einem grauen oder gelblichen Flaum bedeckt, wie die jungen Gänſe, zur Welt; ihre Federn kommen erſt einige Wochen ſpäter hervor, und ſind noch von derſelben Farbe. Dieſes häßliche Gefieder verändert ſich in der erſten Mauſe im Monat September; ſie erhalten dann viele weiße Federn, andere mehr blau als grau, beſonders auf der Bruſt und dem Rücken. Dieſes ſcheckige Gefieder fällt mit der zweiten Mauſe aus, und erſt in dem Alter von 18 Monaten, und ſelbſt 2 Jahren erhalten dieſe Vögel ihr ſchönes weißes und fleckenloſes Gefieder, auch ſind ſie erſt in dieſer Zeit fähig, ſich fortzupflanzen.

Die jungen Schwäne folgen ihrer Mutter während des erſten Sommers; aber ſie ſind genöthigt, ſie im Monat November zu verlaſſen; die erwachſenen Männchen verjagen ſie, um ungeſtört bei den Weibchen zu ſeyn. Die jungen, von ihrer Familie verbannten Vögel verſammeln ſich in Folge der Nothwendigkeit ihres gemeinſchaftlichen Schickſals; ſie vereinigen ſich in Trupps, und verlaſſen ſich nur, um ſich ihrerſeits ebenfalls zu paaren, und neue Familien zu begründen.

Da der Schwan ziemlich oft Sumpfkräuter frißt, und beſonders Seeſchilf, ſo läßt er ſich vorzugsweiſe an Flüſſen nie-

[1]) Hr. Friſch behauptet, die älteſten Schwäne ſeyen die böſeſten, und beunruhigten die jüngern, und man müſſe, um die Ruhe der Brüten zu ſichern, die Zahl dieſer alten Männchen vermindern.

ruhigem und sich windendem Lauf nieder, deren Ufer mit Kräutern zur Genüge versehen sind. Die Alten nannten die Flüsse Meander, Mincio, Strymon und Caystre als berühmt wegen der Menge Schwäne, womit man sie bedeckt sah. Die der Venus geheiligte Insel Paphos war ganz von ihnen erfüllt. Strabo erwähnt der spanischen Schwäne, und nach Aelian [1]) sah man ihrer von Zeit zu Zeit auf dem afrikanischen Meer erscheinen; woraus man, so wie aus andern Anzeigen [2]) schließen kann, daß die Art sich bisweilen in die südlichen Gegenden begibt; doch scheint der Norden das wahre Vaterland des Schwans und sein liebster Aufenthalt zu seyn, weil er in diesen nördlichen Gegenden nistet, und sich fortpflanzt. In unsern französischen Provinzen sehen wir wilde Schwäne wohl nur in den strengsten Wintern. Gesner sagt, in der Schweiz erwarte man einen langen und harten Winter, wenn viele Schwäne auf den Seen ankämen. In derselben rauhen Jahreszeit erscheinen sie an den Küsten Frankreichs, Englands und auf der Themse, wo es bei schwerer Geldstrafe verboten ist, sie zu tödten. Mehre unserer zahmen Schwäne ziehen dann mit den wilden ab, wenn man nicht die Vorsicht beobachtet, die großen Federn ihrer Flügel zu beschneiden. Einige nisten jedoch in den nördlichen Theilen Deutschlands, in Preußen und Polen, und bringen dort den Sommer zu; wie indem sie ungefähr diesen Breitegraden folgen, findet man sie an den Flüssen bei Azof und gegen Astrachan, in Sibirien bei den Jakuten, in Seleginskoi und bis Kamtschatka. Zu derselben Brutzeit sieht man sie in sehr großer Menge an den Flüssen und den Seen Lapplands; sie ernähren sich dort von den Eiern und den Puppen einer Mückenart, womit oft die Oberfläche dieser Seen bedeckt ist. Die Lappländer sehen sie im Frühjahr von dem deutschen Meer kommen; ein Theil von ihnen verweilt in Schweden, und besonders in Scanien. Horrebows behauptet, sie blieben das ganze Jahr über in Island, und hielten sich auf dem Meer, wenn die süßen Gewässer zu-

[1]) Hist. anim., lib. IX, cap. 36.

[2]) Hrn. Camel zufolge, findet sich der Schwan in Lucon, wo man ihn Tagac nennt; aber dieser Schriftsteller sagt uns nicht, ob sich in dieser Hauptstadt der Philippinen die Rasse des dorthin gebrachten Schwanes, oder die natürliche und wilde Art findet.

gefroren seyen; aber bleiben auch wirklich einige zurück, so folgt doch die Mehrzahl dem allgemeinen Gesetz der Wanderung, und meidet einen Winter, den das Hinübertreiben der Eisberge aus Grönland auf Island noch strenger macht, als in Lappland.

Diese Vögel finden sich eben so zahlreich in den südlichen Theilen Amerikas, als in jenen Europas; sie bewohnen die Hudsonsbai, daher der Name Carryswan'snest, den man Schwanennestträger übersetzen kann, welchen der Kapitain Button jener langen Landspitze beilegte, die nördlich in die Bai vortritt. Ellis hat Schwäne bis auf der Marmorinsel gefunden, welches nur ein Haufen zusammengeworfener Felsen um einige kleine Seen von süßem Wasser ist. Diese Vögel sind auch in Kanada sehr zahlreich, von wo sie, wie es scheint, nach Virginien und Luisiana ziehen, um dort zu überwintern, und diese kanadischen und luisianischen Schwäne haben bei der Vergleichung mit unsern Schwänen keinen Unterschied dargeboten. Was die Schwäne mit schwarzem Kopf von den malvinischen Inseln und einigen Küsten der Südsee betrifft, deren die Reisenden erwähnen, so ist die Art zu schlecht beschrieben worden, als daß man entscheiden könnte, ob sie auf jene unseres Schwanes zurückgeführt werden muß oder nicht.

Die Unterschiede zwischen dem wilden und dem zahmen Schwan haben vermuthen lassen, daß es zwei besondere und getrennte Arten seyen. Der wilde Schwan ist kleiner; sein Gefieder ist gewöhnlich mehr grau als weiß; *) er hat keine Auswüchse auf dem Schnabel, welcher immer schwarz an der Spitze, und nur nahe am Kopf gelb ist. Um jedoch diese Unterschiede richtig zu würdigen, wird man sehen, daß die Intensität der Farbe, so wie der fleischige Auswuchs an der Stirn weniger natürliche Merkmale als Anzeigen und Spuren der Hausgenossenschaft sind. Da die Farben des Gefieders und des Schnabels sich bei den Schwänen wie bei dem andern Hausgeflügel mitunter verändern, so kann man als Beispiel den gezähmten Schwan mit rothem Schnabel aufstellen, dessen

*) Der auf den illuminirten Tafeln dargestellte Schwan ist der zahme; ein im Kabinet des Königs befindlicher wilder Schwan ist weißgrau auf seinem ganzen Gefieder, aber dunkler gefärbt und fast braun auf dem Rücken und dem Scheitel.

der Doctor Plott erwähnt. [1]) Dieser Unterschied der Farbe des Gefieders ist überdem nicht so groß, als er anfangs erscheint. Wir haben gesehen, daß die jungen zahmen Schwäne mit grauem Gefieder geboren werden, und es lange behalten; es scheint, daß diese Farbe bei den wilden noch länger besteht, sie aber endlich mit dem Alter weiß werden; denn Edwards hat bemerkt, in dem strengen Winter 1740 habe man in der Gegend um London mehre von diesen wilden Schwänen gesehen, die ganz weiß waren. Der zahme Schwan muß daher als eine ursprünglich von der wilden Art abstammende Rasse betrachtet werden. Die Herren Klein, Frisch und Linne haben es vermuthet wie ich, obgleich Willughby und Ray das Gegentheil behaupten.

Belon hält den Schwan für den größten Wasservogel, was ziemlich richtig ist, wobei aber zu berücksichtigen, daß der Pelikan viel mehr Flugweite, [2]) der große Albatros wenigstens eben so viel Körperumfang, [3]) und der Flamingo oder Phenicopter viel mehr Höhe in Betreff seiner unverhältnißmäßig langen Beine hat. [4]) Die zahmen Schwäne sind immer etwas dicker und größer als die wilden; es gibt ihrer, die bis 25 Pfund wiegen. Die Länge vom Schnabel bis zum Schwanz beträgt bisweiten 4½ Fuß, und die Flugweite 8 Fuß. Uebrigens ist das Weibchen in allem etwas kleiner als das Männchen.

Ueber dem Schnabel, der gewöhnlich 3 Zoll und mehr lang ist, erhebt sich beim zahmen Schwan an der Wurzel ein fleischiger angeschwollener und vorstehender Hübel, welcher der Physiognomie dieses Vogels eine Art Ausdruck verleiht. Dieser Hübel ist mit einer schwarzen Haut bedeckt, und die Seiten des Gesichts unter den Augen sind ebenfalls mit einer Haut derselben Farbe bekleidet. Der Schnabel der kleinen zahmen Schwäne hat einen bleifarbigen Anstrich, er wird später

---

1) Man muß hierzu noch die Schwäne ziehen, welche Redi auf den Jagden des Großherzogs gesehen hat, und deren Federn auf dem Kopf und dem Hals an der Spitze einen gelben oder orangefarbigen Anstrich hatten; eine Eigenthümlichkeit, durch die er das Beiwort purpurei, welches Horaz irgendwo den Schwänen gibt, zu erklären sucht.

2) Siehe den Aufsatz über jenen Vogel in diesem Bande.

3) Vergleiche späterhin den Aufsatz über den Albatros.

4) Siehe den Artikel über jenen Vogel in diesem Bande.

gelb oder orangefarbig mit schwarzer Spitze. Bei der wilden Rasse ist der Schnabel ganz schwarz mit einer gelben Haut an der Stirn. Seine Gestalt scheint das Modell für den Schnabel der beiden zahlreichsten Familien der Vögel mit Ruderfüßen, der Gänse und der Enten, gewesen zu seyn; bei allen ist der Schnabel abgeflacht, an den Rändern ausgezahnt, zu einer stumpfen Spitze abgerundet, und an seinem obern Theil in einen Falzen von horniger Substanz auslaufend.

Bei allen Arten dieser zahlreichen Familie findet sich unterhalb der äußern Federn ein dichter Flaum, der den Körper des Vogels vor den Eindrücken des Wassers schützt. Bei dem Schwan ist dieser Flaum sehr fein, ungemein weich und vollkommen weiß, man macht schöne Muffe und eben so zartes als wärmendes Pelzwerk daraus. Das Fleisch des Schwans ist schwarz und hart, und weniger als gutes Essen, wie als Schaugericht wurde es auf den Festen der Alten aufgetragen, [1]) und aus demselben Grunde bei unsern Voreltern. Einige Personen haben jedoch versichert, das Fleisch der jungen Schwäne sey eben so gut, als das der Gänse von demselben Alter. Obgleich der Schwan ziemlich schweigsam ist, so sind doch die Organe seiner Stimme ganz so gebildet, wie jene der geschwätzigsten Wasservögel; die Luftröhre macht in der Brust eine Biegung, [2]) erhebt sich wieder, stützt sich an die Schlüsselbeine, und geht von dort durch eine zweite Beugung nach der Lunge. Bei dem Eintritt und über der Lungenheirversehen, in seiner Membran wie das Mundstück einer Flöte geöffnet; unter diesem Kehlkopf theilt sich der Kanal in zwei

[1]) Die Römer mästeten ihn wie die Gans, nachdem sie ihm die Augen ausgestochen hatten, oder indem sie ihn in ein dunkles Behältniß sperrten.

[2]) Willughby zufolge ist diese Besonderheit des Baues dem wilden Schwan eigen, und findet sich nicht eben so bei dem zahmen, wodurch begründet zu werden scheint, was wir von dem Unterschied ihrer Stimme berichten werden; dieses würde aber vielleicht nicht genügen, um zu beweisen, daß ihre Arten verschieden sind, indem dieser Unterschied nicht die Summe, sowohl innerer als äußerer Eindrücke, überschreitet, welche die Hausgenossenschaft und deren Gewohnheiten mit der Zeit auf eine gezähmte Rasse hervorbringen können.

DER FLAMINGO.

Ordnung: Stelzenläufer *Gattung:* Flamingo. *(Cuvier.)*

DER SCHWAN.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lamellenschnäbler.
Gattung: Ente. *(Cuvier.)*

zweige, welche, nachdem jeder eine Aufschwellung gebildet hat, in die Lungen gehen. Dieser Bau, wenigstens was die Stellung des Kehlkopfs betrifft, ist vielen Wasservögeln gemeinschaftlich, und selbst einige Strandvögel haben dieselben Windungen und Biegungen der Luftröhre, wie wir es bei dem Kranich bemerkt haben; allem Anschein nach erhält ihre Stimme dadurch den lärmenden und rauhen Widerhall, jene Trompetentöne, welche sie aus der Höhe der Lüfte und über den Gewässern ausstoßen.

Der zahme Schwan ist jedoch gewöhnlich mehr stumm, als mit lauter Stimme begabt; es ist eine Art von Schnurren, vollkommen dem Katzenschnurren ähnlich, und das in der alten französischen Sprache durch das nachahmende Wort drensant gut ausgedrückt wurde. Es ist, wie es scheint, ein Ton der Drohung oder des Zorns; man hat nicht bemerkt, daß die Liebe einen sanftern hat,[1]) und die Alten konnten keineswegs nach den fast stummen Schwänen, wie es die unsern in der Hausgenossenschaft sind, jene harmonischen Schwäne aufstellen, welche sie so berühmt gemacht haben. Es scheint jedoch, daß der wilde Schwan sein Vorrecht besser behauptet, und mit dem Gefühl der vollen Freiheit auch deren Töne besitzt. Man unterscheidet in der That in seinem Geschrei oder vielmehr in dem Ausbruch seiner Stimme, eine Art abgemessenen modulirten Vortrag,[2]) in lärmenden Trompetentönen,

[1]) Beobachtungen, welche zu Chantilly nach den Ansichten des Hrn. Marquis Amezaga angestellt wurden, und die Hr. Grouvelle, Sekretair Sr. Hoh., des Prinzen von Conde, zu redigiren die Güte hatte. „Ihre Stimme zur Zeit des Geschlechtstriebes und die Töne, die ihnen dann in den süßesten Augenblicken entschlüpfen, gleichen mehr einem Murmeln, als irgend einer Art von Gesang."

[2]) Der Hr. Abbe Arnaud, dessen Genie geeignet ist, die kostbaren Ueberbleibsel des schönen und gelehrten Alterthums wieder zu beleben, hat sich mit uns vereinigt, um zu untersuchen und zu würdigen, was die Alten über den Gesang des Schwans gesagt haben. Zwei wilde Schwäne, die sich freiwillig auf den Gewässern von Chantilly niedergelassen haben, schienen sich ausdrücklich zu dieser interessanten Beobachtung darzubieten. Der Hr. Abbe Arnaud hat selbst ihren Gesang, oder besser gesagt, ihr harmonisches Geschrei in Noten gesetzt, und schreibt uns darüber Folgendes: „Man kann grade nicht sagen, daß die Schwäne von Chantilly singen, sie schreien vielmehr; aber ihr Geschrei ist wirklich

deren scharfe und wenig abwechselnde Laute jedoch sehr entfernt von der zarten Melodie und der sanften und glänzenden Mannigfaltigkeit des Schlages unserer Singvögel sind.

---

und durchgängig modulirt. Ihr Stimme ist nicht sanft, im Gegentheil scharf, durchdringend und durchaus nicht angenehm; ich kann sie nicht besser vergleichen, als mit dem Ton einer Klarinette, die durch Jemanden geblasen wird, der mit diesem Instrument nicht ganz vertraut ist. Fast alle Singvögel erwiedern auf den Gesang des Menschen, und besonders auf den Ton musikalischer Instrumente; ich habe lange Zeit vor jenen Schwänen die Geige in allen Tonarten und auf allen Saiten gespielt; ich ging selbst auf ihre eigenen Modulationen ein, doch sie schienen nicht darauf zu achten. Wenn man aber in das Bassin, wo sie mit ihren Jungen schwimmen, eine Gans wirft, so stürzt das Männchen, nachdem es dumpfe Töne ausgestoßen, ungestüm darauf zu und die Gans am Halse fassend, taucht es sie mehremale mit den Kopf in das Wasser, und schlägt sie zugleich mit seinen Flügeln es würde um die Gans geschehen seyn, wenn man ihr nicht zu Hülfe käme; dann setzt sich der Schwan mit ausgebreiteten Flügeln, gestrecktem Halse und aufgerichtetem Kopf, seinem Weibchen gegenüber, und stößt ein Geschrei aus, auf welches das letztere um einen halben Ton tiefer antwortet; die Stimme des Männchens geht von la bis si Bmol; die des Weibchens vom bekreuzten so bis la. Die erste Note ist kurz und vorübergehend, so daß sie immer mit der zweiten zusammenhängt, und mit ihr geschleift wird. Glücklicherweise für den Zuhörer singen sie nie beide zugleich; und wenn, während das Männchen das si Bmol anstimmt, das Weibchen sein la hören ließe, oder wenn das Männchen das la schriee während das Weibchen das bekreuzte sol, so würde sich daraus die härteste und unerträglichste Dissonanz ergeben. Hierzu fügt man, daß dieses Geschrei einem beständigen und geordneten Rhythmus, in dem Maß von zwei Takten, unterworfen ist. Uebrigens hat der Inspektor mich versichert, daß, zur Zeit ihres Geschlechtstriebes, diese Vögel noch ein durchdringenderes, aber viel angenehmeres Geschrei hätten." Wir wollen hier noch eine interessante Beobachtung hinzufügen, die uns erst nach dem Druck der ersten Seiten dieses Aufsatzes mitgetheilt wurde. „Es gibt eine Zeit, in welcher man die Schwäne sich vereinigen, und eine Art republikanischer Gesellschaft zum allgemeinen Besten bilden sieht; es ist die der strengsten Kälte. Um sich auf dem Wasser zu erhalten, wenn es zufriert, vereinigen sie sich in Trupps, und schlagen fortwährend das Wasser mit der ganzen Breite ihrer Flügel, wobei sie ein Geräusch machen, das man sehr weit hört, und welches mit um so mehr Kraft erneuert wird, wenn der Frost bei Tage oder bei Nacht strenger zu werden droht; ihre Anstrengungen sind so erfolgreich, daß die Schwäne nie, wenn auch der Frost sehr

Uebrigens begnügten sich die Alten nicht, aus dem Schwan einen vortrefflichen Sänger zu machen; das einzige unter allen Wesen, welche bei der Annäherung des Todes zittern, sang er noch im Augenblick seiner Todeskämpfe, und ließ seinem letzten Seufzer harmonische Töne vorhergehen. Sie sagten, der Schwan lasse diese so sanften und rührenden Töne unmittelbar vor seinem Tode hören, indem er damit einen traurigen und zärtlichen Abschied vom Leben nehme, und wie mit schmerzlichem Murmeln und tiefer klagender Stimme sein eigenes Todeslied anstimme.[1]) Man hörte, sagten sie, diesen Gesang, wenn zur Zeit der Morgenröthe die Winde und die Wogen ruhig waren; man hatte selbst die ihr Leben singend aushauchenden Schwäne gesehen. Keine Fabel in der Naturgeschichte ist bei den Alten häufiger wiederholt worden, berühmter gewesen, und hat mehr Glauben gefunden, als diese; sie hatte sich der lebhaften und empfänglichen Einbildungskraft der Griechen bemächtigt; Dichter,[2]) Redner,[3]) selbst Philosophen haben sie angenommen,[4]) als eine zu angenehme Wahrheit, um daran zweifeln zu wollen. Man muß ihnen wohl ihre Fabeln zu Gute halten; sie waren interessant und rührend; sie hatten vielleicht mehr Werth als kalte traurige Wahrheiten; es waren rührende Symbole für gefühlvolle Seelen. Die Schwäne singen ohne Zweifel nicht ihr Sterbelied; aber wenn man den letzten Aufschwung und die letzten Anstrengungen eines dem Erlöschen nahen Genius schildern will, so wird man sich immer des rührenden Ausdrucks erinnern: „Es ist sein Schwanenlied!“

---

lange anhält, das Wasser verlassen haben, obgleich man bisweilen einen einzelnen, und von der allgemeinen Gesellschaft verirrten Schwan auf dem Eise mitten auf den Kanälen gefangen.“ (Auszug aus der durch Hrn. Grosvelle, Sekretair Sr. Hoh. des Prinzen von Conde, redigirten Notiz.)

1) Nach Pythagoras war es ein Freudengesang, durch den dieser Vogel sich Glück wünschte, daß er zu einem bessern Leben überginge.

2) Callimachus, Aeschylus, Theocrit, Euripides, Lucretz, Ovid, Propertius erwähnen des Schwanengesanges, und bedienen sich seiner zu Vergleichungen.

3) Siehe Cicero, auch Pausanius und andere Schriftsteller.

4) Socrates, im Plato, und selbst Aristoteles, aber nach der volksthümlichen Meinung und nach fremden Berichten.

Die Gans.[1]

(Anas anser. L. L'oie. B.)

Erste Art.

In jeder Gattung haben wir den ersten Arten unser Lo gespendet, und es blieb für die fernern Arten nur die aus ihr rer Vergleichung sich ergebende Verachtung. Die Gans in Beziehung auf den Schwan in demselben Fall, wie de Esel dem Pferde gegenüber. Beide werden nicht nach ihr richtigen Werth geschätzt, indem der erste Grad der Unterord nung eine wahre Entartung zu seyn scheint, und zugleich a ein vollkommenes Vorbild erinnernd, statt wirklicher Attribut der zweiten Art, nur deren nachtheilige Kontraste mit der erste darbietet. Wenn wir daher für einen Augenblick das zu edl Bild des Schwans entfernen, so werden wir finden, daß di Gans noch unter unserm Hausgeflügel eine ausgezeichnet Stelle einnimmt. Ihre Korpulenz, ihre grade Haltung, ih ernstes Wesen, ihr reines und glänzendes Gefieder, und ih geselliges Naturell, welches sie einer starken Anhänglichkeit u einer langen Dankbarkeit fähig macht, endlich ihre schon sei so langer Zeit berühmte Wachsamkeit, Alles vereinigt sich, un die Gans als einen der interessantesten, und selbst de nütz lichsten unserer Hausvögel zu betrachten; denn abgesehen vo dem Werth ihres Fleisches und ihres Fettes, womit kein Vo gel reichlicher begabt ist, gewinnen wir von der Gans jene zarten Federn, auf welchen die Weichlichkeit so gern ruhen mag, und jene andern Federn, das Werkzeug unsrer Gedanken, und womit wir jetzt ihr Lob schreiben.

---

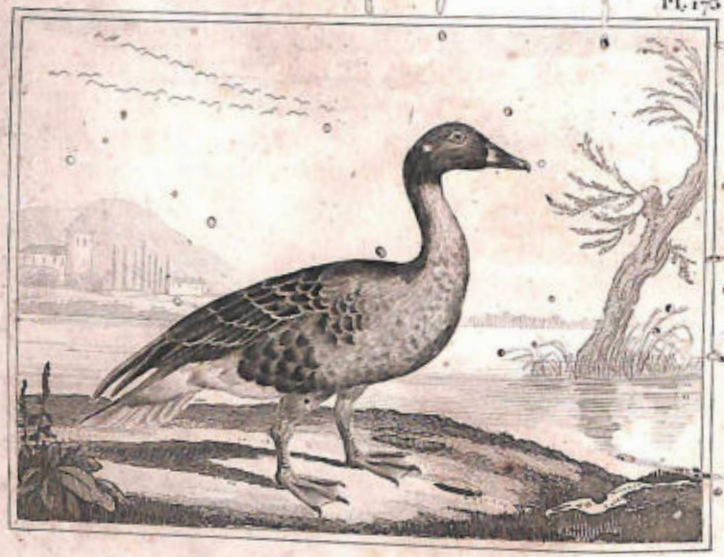
[1]) Im alten Französischen oue, das Männchen jars und das Junge oison; im Lateinischen anser; im Italienischen oca, papara; im Deutschen Gans, Gänschen, Gänserich; im Spanischen ganso, pato, das Männchen ansar, ansarea oder bivar und das Junge patico, hijo de pato; im Englischen goose, geese. Diese Namen beziehen sich auf die zahme Gans; folgende dage gen auf die wilden Arten: im Deutschen wilde Gans, gra Gans, Schneegans; im Spanischen ansar brano; im Ita lienischen oca salvatica; im Englischen wild goose, greylagg; im Schwedischen will goas; im Polnischen ger dzika; im Grön ländischen nerleck; in der Sprache der Huronen ahouque; im Mexikanischen tlalacatl.

DIE WILDE GANS.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lamellenschnäbler.

Gattung: Ente. *(Anas)*

Pl. 173



DIE GANS AUS GUINEA.

Ordnung: Schwimmhäutler. . . . *id.* . .

Man kann die Gans mit wenig Kosten ernähren und ohne viel Sorgfalt auferziehen; sie schickt sich in die gewöhnliche Lebensart des Hausgeflügels, und läßt sich selbst mit ihm auf demselben Hofe einschließen, obgleich diese Lebensart und besonders dieser Zwang ihrer Natur wenig zusagt; denn damit sie sich ganz entwickeln, und wenn man große Gänseschaaren erhalten will, muß sie in der Nähe der Gewässer sich aufhalten, die von geräumigen Ebenen und Rasenplätzen umgeben sind, auf denen diese Vögel sich frei bewegen und weiden können. Man hat ihnen den Eintritt auf die Wiesen untersagt, weil ihr Mist das Gras verdorren läßt, und sie es auch mit dem Schnabel bis auf den Grund abreißen. Aus demselben Grunde entfernt man sie sehr sorgfältig von den Getreidefeldern, und läßt sie erst nach der Ernte die ausgefallenen Körner aufsuchen.

Obgleich die Gänse sich von Gräsern und den meisten Kräutern ernähren können, so suchen sie doch vorzugsweise den Klee, das griechische Heu, Wicken, Cichorien und besonders den Lattich, den die jungen am meisten lieben. Man muß von ihrer Weide das Bilsenkraut, den Schierling und die Nesseln entfernt halten, welche letztere den jungen Gänsen viel Schaden thun. Plinius versichert, vielleicht oberflächlich, die Gänse fräßen, um sich zu purgiren, Sauerampfer.

Die Hausgenossenschaft der Gans schreibt sich nicht von so alten Zeiten her, und ist weniger vollständig, als die des Huhns. Dieses legt zu jeder Zeit, mehr im Sommer, weniger im Winter; aber die Gänse legen im Winter keine Eier, und beginnen gewöhnlich erst im Monat März damit; doch die gut genährten legen bereits vom Monat Februar ab, wogegen diejenigen, die man spärlich in Futter hält, oft erst im April beginnen. Die weißen, die grauen, die gelben befolgen diese Regel, obgleich die weißen zarter zu seyn scheinen, und in der That schwerer aufzuerziehen sind. Keine legt ihr Nest auf unsern Geflügelhöfen an, [1]) und sie legen gewöhnlich nur

[1]) Sie wühlen sich unter das Stroh, um dort zu legen, und ihre Eier besser zu verbergen; sie haben diese Gewohnheit von dem Zustand der Wildheit beibehalten, indem die wilden Gänse wahrscheinlich in den dichtesten Schilf und verwachsene Sumpfpflanzen dringen, um dort zu grasen, und an den Orten, wo man diese zahmen Gänse fast ganz frei läßt, suchen sie einige Materialien

alle zwei Tage, aber immer an demſelben Ort. Wenn man ihre Eier fortnimmt, ſo legen ſie zum zweiten und zum dritten Male, in warmen Ländern ſelbſt zum vierten Male. Hr. Salerne ſagt, wahrſcheinlich wegen dieſer aufeinander folgenden Bruten, daß ſie erſt im Juni aufhören. Fährt man aber fort, die Eier wegzunehmen, ſo thut ſich die Gans Zwang an, um noch zu legen, und endlich erſchöpft ſie ſich und ſtirbt; denn der Ertrag ihrer Bruten, und beſonders der erſten, iſt zahlreich; jede beträgt wenigſtens 7, gewöhnlich 10, 12 bis 15 Eier, und ſelbſt 16 nach Plinius. Dieſes kann für Italien wahr ſeyn; aber in unſern innern Provinzen Frankreichs, wie in Burgund und in Champagne, hat man beobachtet, daß die zahlreichſten Bruten nur 12 Eier betragen. Ariſtoteles bemerkt, daß oft die jungen Gänſe, wie die Hühnchen, bevor ſie mit dem Männchen in Verbindung geſtanden hatten, klare und unfruchtbare Eier legen, und dieſe Thatſache iſt allgemein für alle Vögel.

Wenn aber die Hausgenoſſenſchaft der Gans ſich nicht aus ſo alten Zeiten herſchreibt, wie die des Huhns, ſo ſcheint ſie doch älter zu ſeyn, als jene der Ente, deren urſprüngliche Züge ſich weniger verändert haben; ſo daß offenbar mehr Entfernung zwiſchen der wilden und der zahmen Gans, als zwiſchen den Enten ſtatt findet. Die zahme Gans iſt viel dicker als die wilde, die Verhältniſſe ihres Körpers ſind ausgedehnter, die Flügel nicht ſo ſtark und ſo ſteif; alle Farben haben ſich in ihrem Gefieder verändert; ſie behält nichts, oder faſt nichts von ihrem urſprünglichen Zuſtand; ſie ſcheint ſelbſt die Annehmlichkeiten ihrer frühern Freiheit vergeſſen zu haben, wenigſtens ſucht ſie nicht, wie die Ente, dieſelbe wieder zu erlangen; die Dienſtbarkeit hat ſie zu ſehr geſchwächt; ſie hat nicht mehr die Kraft, ihren Flug hinlänglich zu behaupten, um ihre wilden Gefährten begleiten oder ihnen

---

zuſammen, worauf ſie ihre Eier legen. „Auf der Inſel St. Domingo, ſagt Hr. Baillon, wo viele Einwohner zahme Gänſe halten, die den unſern gleichen, legen ſie in den Savanen, in der Nähe der Flüſſe und Kanäle; ihr Neſt beſteht aus einigen dürren Grashalmen, als Mais oder Hirſeſtroh. Die Weibchen ſind dort weniger fruchtbar als in Frankreich, ihre größte Brut beſteht aus 7 bis 8 Eiern.“ (Bemerkung, mitgetheilt durch Herrn Baillon.)

folgen zu können, welche sie zu verachten, und selbst zu verkennen scheinen. [1])

Columella sagt, wenn eine Heerde Gänse gedeihen und sich schnell vermehren solle, so müßten dreimal so viel Weibchen als Männchen vorhanden seyn. Aldrovande gestattet jedem Männchen sechs Weibchen; und der gewöhnliche Gebrauch in den französischen Provinzen ist, ihm über 12 zu geben, und selbst bis zu 20. Diese Vögel belustigen sich vor der Ausübung des Geschlechtstriebes erst im Wasser; dann beziehen sie ihn auf dem Lande, und bleiben länger und inniger zusammen gepaart, als die meisten andern, bei denen die Vereinigung des Männchens und des Weibchens nur ein einziger Druck ist, wohingegen hier die Zeugung durch Intromission geschieht, indem das Männchen hierzu mit dem nöthigen Organ, und zwar der Art versehen ist, daß die Alten die Gans dem Priapus gewidmet hatten.

Uebrigens theilt das Männchen mit dem Weibchen nur seine Vergnügungen, und läßt ihm alle Sorgen der Brut; und obgleich es ausdauernd und so eifrig brütet, daß es darüber Trinken und Essen vergißt, wenn man nicht das Futter neben sein Nest stellt, so rathen doch die Landwirthe, einer Henne die Pflege der jungen Gänse anzuvertrauen, um auf diese Weise die Zahl der Bruten zu vermehren, und von der Gans eine zweite, und selbst eine dritte Brut zu erlangen, welche letztere man ihr läßt. Sie brütet leicht 10 bis 12 Eier aus, wohingegen das Huhn mit Erfolg nur 5 von denselben Eiern bebrüten kann. Es wäre jedoch interessant, zu bewahrheiten, ob, wie Columella sagt, die Gans sich weigert, andere Eier als die ihrigen auszubrüten.

Die Eier müssen 30 Tage bebrütet werden, wie bei den meisten großen Arten von Vögeln, wenn nicht, wie Plinius bemerkt, das Wetter sehr warm gewesen ist, in welchem Fall die Jungen schon vom 25sten Tage ab ausschlüpfen. Während die Gans brütet, stellt man ihr Futter in einem Gefäß,

[1]) „Ich habe mich, sagt Hr. Baillon, bei mehren Jägern, die jährlich wilde Gänse tödten, erkundigt; keiner von ihnen hat zahme unter den wilden gesehen, oder Bastarde getödtet. Wenn bisweilen zahme Gänse entfliehen, so begeben sie sich nur in die benachbarten Sümpfe, unter andere ebenfalls zahme; sie verändern nur ihren Herrn." (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Baillon.)

und Wasser in einem andern, etwas von ihren Eiern entfernt, hin, welche sie nur verläßt, um Nahrung zu sich zu nehmen; man hat bemerkt, daß sie selten zwei Tage hintereinander legt, und immer wenigstens 24 Stunden aussetzt, und bisweilen 2 oder 3 Tage.

Die erste Nahrung, die man den jungen Gänsen gibt, ist ein Teig von Kleien mit Korn vermischt, so wie mit gehacktem Lattich und Cichorienkraut; dies ist die Vorschrift Columellas, der auch empfiehlt, die jungen Gänse zu sättigen, bevor man sie ihrer Mutter auf die Weide folgen läßt, weil sonst, wenn der Hunger sie dazu nöthigt, sie sich bemühen, Kräuter abzubeißen, oder kleine Wurzeln auszureißen, und sich dabei leicht den Hals verrenken oder selbst brechen können. Der gewöhnliche Gebrauch bei uns in Burgund ist, die jungen ausgeschupften Gänse mit gehackten Körnern zu ernähren; acht Tage darauf mischt man etwas sehr feuchte Kleien damit, und entfernt die Aeltern, während man den Jungen zu fressen gibt, denn man behauptet, sie ließen ihnen nur wenig oder nichts übrig; später gibt man ihnen Hafer, und sobald sie leicht ihrer Mutter folgen können, führt man sie auf den Grasplatz nach dem Wasser.

Die Monstruositäten sind vielleicht in der Art der Gans noch gewöhnlicher, als bei allen andern Hausvögeln. Aldrovande hat zwei dieser Monstra zeichnen lassen; das eine hat zwei Körper, mit einem einzigen Kopf, das andere zwei Köpfe und vier Füße, mit einem einzigen Körper. Das Uebermaaß von Korpulenz, das man der Gans zu geben sucht, muß in ihrer Konstitution Veränderungen bewirken, welche auf die Generation Einfluß haben können. Im Allgemeinen sind die sehr fetten Thiere wenig fruchtbar; das zu reichliche Fett verändert die Eigenschaft der Saamen-Feuchtigkeit, und selbst jene des Blutes; eine sehr fette Gans, der man den Kopf abhieb, hatte statt des Blutes nur eine weiße Flüssigkeit, und als man sie öffnete, fand man nicht einen Tropfen rothes Blut. Besonders die Leber kann außerordentlich groß werden; oft sie bei einer gemästeten Gans größer, als alle andern Ein weide zusammen, und jene fetten Lebern, die ussern Leckermäulern munden, waren auch nach dem Geschmack der römischen Apicius. Plinius betrachtete es als eine interessante Frage, zu erfahren, welchem Bürger man die Erfindung dieses

Gerichts verdankt, dessen Ehre er einem Konsul zuweiset. Die Römer fütterten die Gänse mit Feigen, um ihr Fleisch noch schmackhafter zu machen, und sie hatten bereits entdeckt, daß sie viel schneller fett werden, wenn man sie an einem engen und dunklen Ort eingeschlossen hält; es war aber unserer mehr als barbarischen Feinschmeckerei aufbehalten, die Füße dieser unglücklichen Thiere anzunageln, und sie zu blenden oder ihnen die Augen zuzunähen, indem man sie zugleich mit Fleischklößchen vollstopft, und ihnen nicht zu trinken gibt, um sie in ihrem Fett zu ersticken.[1]) Gewöhnlicher und weniger grausam begnügt man sich, sie einen Monat lang einzusperren, und es ist fast nur ein Scheffel Hafer nöthig, um eine Gans genügend zu mästen. Man unterscheidet selbst den Augenblick, wo man aufhören muß, ihnen so viel Futter zu geben, und wenn sie fett genug sind, an einem sehr sichtbaren äußern Zeichen: sie haben dann unter jedem Flügel eine merkliche Fettanschwellung. Uebrigens hat man bemerkt, daß die am Ufer des Wassers auferzogenen Gänse wenig Futter kosten, früher Eier legen, und leichter fett werden, als die andern.

Das Gänsefett war bei den Alten als Schönheitsmittel und gegen örtliche Nervenbeschwerden sehr geachtet; sie riethen dessen Gebrauch an, um die Brüste der Frauen nach ihrer Niederkunft zu befestigen, und die Reinheit und Frische der Haut zu erhalten; sie rühmten als Arznei das Gänsefett, welches man in Comagene mit einer Mischung aromatischer Substanzen bereitete. Aldrovande theilt eine Liste der Recepte mit, in denen dieses Fett als spezifisches Mittel gegen alle Leiden der Gebärmutter empfohlen wird, und Willughby behauptet, in dem Gänsemist das sicherste Mittel gegen das Austreten der Galle gefunden zu haben. Uebrigens ist das Fleisch der Gans an und für sich nicht sehr gesund, weil es sich schwer verdauen läßt, was jedoch nicht verhinderte, daß eine Gans, oder, wie man in der altfranzösischen Sprache sagte, eine oue[2]) nicht

---

[1]) Indem J. B. Porta über diese Grausamkeit raffinirt, wagt er, den schrecklichen Vorschlag zu machen, die Gans lebendig zu braten, und ein Glied nach dem andern zu essen, während ihr Herz noch schlägt.

[2]) Hrn. Salerne zufolge entstand der Name der rue aux Ours in Paris aus der Entstellung rue aux Ouës, welches ihr wahrer

das Lieblingsgericht bei der Mahlzeit unserer Vorfahren war, [1]) und erst nachdem die Art der Truthühner nach Europa gebracht wurde, hat man der Gans, auf unsern Geflügelhöfen wie in unsern Küchen, die zweite Stelle angewiesen. Das Kostbarste, was wir von der Gans erhalten, ist ihr Flaum; man beraubt sie desselben jährlich mehr als einmal. Sobald die jungen Gänse stark und gut befiedert sind, und die Schwungfedern beginnen, sich auf dem Schwanz zu durchkreuzen, was mit dem Alter von 7 Wochen oder 2 Monaten geschieht, rupft man sie unter dem Bauch, unter den Flügeln, und am Halse. Gegen Ende Mai oder Anfang Juni nimmt man ihnen das ihre ersten Federn, und 5 bis 6 Wochen darauf, das heißt im Laufe des Juli, rupft man sie zum zweitenmale, und Anfangs September zum dritten und letztenmal. Sie sind während dieser ganzen Zeit ziemlich mager, indem die organischen Theilchen der Nahrung meist durch das Anwachsen neuer Federn in Anspruch genommen werden; sobald man sie aber frühzeitig im Herbst oder selbst gegen Ende des Sommers sich wieder befiedern läßt, setzen sie dann bald Fleisch und später auch Fett an, und sind gegen die Mitte des Winters schon sehr gut zu essen. Man rupft die Mütter nur 4 bis 5 Wochen, nachdem sie gebrütet haben; aber man kann die Männchen und jene Weibchen, die nicht brüten, zwei bis dreimal im Jahr dieser Federn berauben. In kalten Ländern ist ihr Flaum besser und feiner; der Preis, den die Römer auf die aus Deutschland kommenden Gänsefedern setzten, war mehr als einmal Ursache der Nachlässigkeit der Soldaten in der Behauptung ihrer Posten in diesem Lande, denn sie gingen in ganzen Kohorten auf die Gänsejagd.

Man hat bei zahmen Gänsen bemerkt, daß die großen Schwungfedern sozusagen alle zugleich, und oft in einer Nacht ausfallen; diese Gänse scheinen sich dann zu schämen, und ent-

---

Name war, wegen der Menge von Gänsen, die vor den Garküchen hingen, welche früher in dieser Straße sehr zahlreich waren, und es zum Theil noch sind.

[1]) Ein Beweis dafür ist die Gans des Hrn. Patelin und die Martinsgans, deren Schwenkfeld erwähnt, so wie auch die Vorbedeutung, welche das Volk aus dem Rückenknochen der Gans entnahm, nemlich auf einen strengen Winter, wenn der Knochen klar war, und auf einen milden, wenn er Flecken hatte.

fliehen, wenn man sich ihnen nähern will. 40 Tage genügen für das Anwachsen neuer Schwungfedern; dann flattern sie einige Tage fortwährend umher, um sie zu versuchen.

Obgleich der Gang der Gans langsam, träge und schwerfällig ist, so kann man doch in kleinen Tagereisen Heerden von ihnen sehr weit führen. Plinius sagt, zu seiner Zeit habe man sie mitten aus Gallien nach Rom gebracht, und auf diesen langen Märschen begeben sich diejenigen, die am meisten ermüdet sind, in die vordersten Reihen, wie um durch die Masse der Heerde mit fortgedrängt zu werden. Wenn sie recht dichter versammelt sind, um die Nacht zuzubringen, so erweckt sie das geringste Geräusch, und sie erheben dann alle ein Geschrei; welches auch geschieht, wenn man ihnen Futter gibt, so daß der Hund bei dieser Gelegenheit stumm wird, und Columella hat in Folge dessen behauptet, die Gänse seyen die besten und sichersten Wächter des Landhauses.[1]) Vegetius empfiehlt sie sogar als die wachsamste Schildwache, die man in einer belagerten Stadt ausstellen könne. Es ist weltbekannt, daß sie auf dem Capitol die Römer auf den beabsichtigten Angriff der Gallier aufmerksam machten, und dadurch Rom retteten; auch bestimmte der Censor jährlich eine Summe für den Unterhalt der Gänse, während man an demselben Tage Hunde auf einem öffentlichen Platz peitschte, um sie für ihr verrätherisches Stillschweigen in einem so verhängnißvollen Augenblick zu bestrafen.

Das natürliche Geschrei der Gans ist lärmend; es ist ein Trompetenton (clangor), den sie sehr häufig, und aus großer Entfernung hören läßt; aber sie hat außerdem noch kurze Töne, welche sie oft wiederholt; und wenn man sie angreift oder erschreckt, gibt sie mit vorgestrecktem Hals und geöffnetem Schnabel einen Zischlaut von sich, den man mit jenem der Schlange vergleichen kann. Die Lateiner suchten diesen Ton durch nachahmende Worte auszudrücken, wie: strepit, gracitat, stridet.

Geschieht es nun aus Furcht oder Wachsamkeit, die Gans

---

[1]) Ovid sagt, indem er die Hütte von Philemon und Baucis beschreibt:

Unicus anser erat, minimae custodia villae.
(Metamorph., lib. VIII, v. 684.)

wiederholt jeden Augenblick ihr großes Ruf- oder Lockgeschrei; oft erwiedert die ganze Schaar, und von allen Bewohnern des Geflügelhofes ist keiner so lärmend und geräuschvoll. Diese große Geschwätzigkeit veranlaßte die Alten, den Namen Gans unvorsichtigen Schwätzern, und boshaften und niedrigen Verläumdern beizulegen; so wie ihr linkischer Gang und ihr ungeschicktes Benehmen uns noch jetzt veranlaßt, denselben Namen einfältigen und albernen Menschen zu geben. [1]) Uebrigens beweisen aber, abgesehen von den Zeichen des Gefühls und der Klugheit, welche die Gans darlegt, [2]) der Muth, womit sie ihre Brut beschützt, und sich selbst gegen den Raubvogel vertheidigt, und gewisse sehr merkwürdige Züge der Anhänglichkeit, selbst der Dankbarkeit, welche die Alten gesammelt haben, daß diese Verachtung sehr unbegründet seyn dürfte, und wir können diese Züge durch ein Beispiel der größten und ausdauerndsten Anhänglichkeit vermehren. [3]) Die Thatsache

---

[1]) Man kennt das Sprichwort: franc oison, bête comme une oie.

[2]) Das Gehör scheint der schärfste Sinn der Gans zu seyn; Lucretius scheint den Geruch dafür zu halten:

... Humanum longe praesentit odorem,
Romulidarum arcis servator, candidus anser.
(De Nat. rer., lib. IV.)

[3]) Wir geben diese Nachricht in dem naiven Styl des Aufsehers von Ris, einem Hrn. Anisson Duperron angehörigen Landgute, wo sich die Scene dieser so ausdauernden und treuen Freundschaft ereignete. „Man fragte Emmanuel, wie die Gäns mit weißem Gefieder, Jacquot genannt, mit ihm so vertraulich geworden sey. Man muß zuvörderst wissen, daß zwei Männchen oder Gänseriche, ein grauer und ein weißer, mit drei Weibchen auf dem Geflügelhof waren; die beiden Gänseriche stritten sich immer um diese drei Damen; wenn einer oder der andere sie für sich in Beschlag genommen hatte, ging er stolz vor ihnen her, und ließ den andern ihnen nicht nahe kommen. Derjenige, der sie für die Nacht in Beschlag genommen hatte, wollte sie am nächsten Morgen nicht abtreten; und die beiden Galane kämpften so heftig miteinander, daß man sie oft auseinander bringen mußte. Eines Tages unter dern eilte ich auf ihr Geschrei aus dem Garten hinzu, und sie, mit den Hälsen ineinander geschlungen, sich mit einer nen erregenden Kraft und Schnelligkeit mit den Flügeln schlagend, die drei Weibchen bewegten sich um sie her, wie um sie zu trennen, aber vergeblich. Endlich mußte der weiße Gänserich weichen, wurde zu Boden geworfen, und durch den andern sehr mißhandelt.

wurde uns durch einen eben so wahrheitsliebenden als aufgeklärten Mann mitgetheilt, dem ich einen Theil der Sorgfalt und

---

Ich brachte sie auseinander, zum Glück für den weißen, der sein Leben dabei eingebüßt haben würde; der graue fing darauf an zu schreien, mit den Flügeln zu schlagen, und lief zu seinen Gefährtinnen, indem er jeder nicht genug zuzuschreien wußte, worauf die drei Damen erwiederten, die sich um ihn herstellten. Während dieser Zeit zog sich der arme Jacquot traurig und mit klägslichem Geschrei zurück, und er konnte sich erst nach einigen Tagen wieder erholen. Wenn ich über den Hof ging, wo er sich befand, sah ich ihn immer von der Gesellschaft ausgeschlossen, und jedesmal, wenn ich vorüber kam, schnatterte er mich an, ohne Zweifel, um mir für den Beistand Dank zu sagen, den ich ihm bei seiner gro[illegible] Niederlage geleistet hatte. Eines Tages näherte er sich mir so sehr, und erzeigte mir so viel Freundschaft, daß ich nicht umhin konnte, ihn zu liebkosen, indem ich ihm mit der Hand über den Hals und den Rücken streichelte, was ihm so zu behagen schien, daß er mir bis an die Hofthüre folgte. Am andern Morgen ging ich wieder vorüber, und er verfehlte nicht, mir zu folgen; ich erzeigte ihm dieselbe Liebkosung, die ihm wieder eben so viel Freude machte; aber doch schien er mich nach seinen theuren Freundinnen führen zu wollen, und als ich dieß bemerkte, ging ich mit ihm. Als wir ankamen, begann er seine Anrede und richtete sie direkt an die drei Damen, welche nicht ermangelten, darauf zu erwiedern; doch sofort stürzte der graue Sieger auf Jacquot zu; ich ließ sie einen Augenblick gewähren, er war immer noch der stärkste. Endlich stand ich meinem armen Jacquot bei, der wieder zu Boden geworfen war; ich half ihm auf; er unterlag nochmals; ich half ihm abermals auf; so kämpften sie 11 Minuten mit einander, und durch meine Hülfe gelang es ihm endlich, seinen grauen Nebenbuhler zu besiegen, und sich der drei Demoiselle zu bemächtigen. Als Freund Jacquot sah, daß er Herr des Schlachtfeldes geblieben, wagte er es nicht mehr, seine Demoiselle zu verlassen, und kam daher nicht mehr auf mich zu, wenn ich vorüber ging; er gab nur von weitem viele Zeichen der Freundschaft, indem er schrie und mit den Flügeln schlug; aber er verließ seine Beute nicht, aus Besorgniß, sein Nebenbuhler möge sich ihrer bemächtigen. So verging die Zeit, bis zum Eierlegen, und er unterhielt sich nur immer von weitem mit mir, aber als seine Weibchen brüteten, verließ er sie, und verdoppelte seine Freundschaftsbezeugungen gegen mich. Als er mir eines Tages bis zur Eisgrube gefolgt war, ganz oben im Park, wo ich ihn verlassen mußte, indem ich nach dem Wald von Orangis, eine halbe Stunde von dort, gehen wollte, so verschloß ich ihn im Park; kaum sah er sich von mir getrennt, als er ein seltsames Geschrei ausstieß. Ich verfolgte jedoch meinen Weg, und hatte fast den dritten Theil

Aufmerksamkeit verdanke, die in der königlichen Druckerei auf den Druck meiner Werke verwendet wurden. Wir erhielten auch von St. Domingo einen ziemlich ähnlichen Bericht, aus welchem hervorgeht, daß die Gans unter gewissen Umständen sich einer innigen und persönlichen Anhänglichkeit fähig zeigt, und selbst einer Art leidenschaftlicher Freundschaft, in Folge deren sie, wenn sie von dem Gegenstand ihrer Zuneigung entfernt wird, dahinschmachtet und vor Gram stirbt.

Seit den Zeiten Columellas unterscheidet man zwei Rassen zahmer Gänse, jene der weißen, die seit älterer Zeit erwähnt wird, und die mit buntem Gefieder, erst neuerdings

---

desselben schon zurückgelegt, als ich auf das Geräusch eines schweren Fluges mich schnell umsah. Ich erblickte meinen Jacquot, der vier Schritt von mir niederflog; er folgte mir auf dem ganzen Wege, theils zu Fuß, theils im Fluge, indem er oft voraus war, und an den Kreuzwegen anhielt, um zu sehen, welche Richtung ich einschlagen würde. Unsere Reise währte so von 10 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, ohne daß mein Reisegefährte auf allen Umwegen im Walde mich aus dem Gesicht verloren oder verlassen hätte, und ohne daß er im geringsten ermüdet zu seyn schien. Seit jener Zeit folgte er mir stets, und begleitete mich überall hin, so daß er mir selbst lästig wurde, indem ich nirgend hingehen konnte, oder er war hinter mir, selbst bis in die Kirche kam er mir nach. Als er mich ein anderes Mal im Dorf suchte, hörte er mich, als er vor den Fenstern des Hrn. Pfarrers vorbeikam, in dessen Stube sprechen, und da er die Hofthüre offen fand, trat er ein, stieg die Treppe hinauf, und erschien mit einem Freudengeschrei, worüber der Herr Pfarrer fast erschrack. Es thut mir leid, wenn ich daran denke, indem ich Ihnen so schöne Züge von meinem guten und treuen Freunde Jacquot erzähle, daß ich zuerst eine so seltene Freundschaft aufgegeben habe; aber ich mußte mich mit Gewalt von ihm trennen. Der arme Jacquot erlaubte sich in den anständigsten Zimmern dieselben Freiheiten, wie auf seinem Hofe, und nach mehren Ereignissen dieser Art sperrte man ihn ein, und ich sah ihn nicht wieder; aber seine Unruhe über diese Trennung hat ihn länger als ein Jahr gequält, und endlich ist er aus Gram gestorben. Er wurde, wie man mir sagte trocken wie ein Stück Holz. Ich selbst wollte ihn nicht wieder sehen, und man hat mir seinen Tod mehr als zwei Monat, nachdem er gestorben war, verschwiegen. Wenn ich alle Freundschaftbeweise, die der arme Jacquot mir gegeben hat, schildern sollte, so müßte ich 4 Tage lang unaufhörlich schreiben, um sie mitzutheilen. Er ist in dem dritten Jahr seiner Freundschaft zu mir gestorben; und im Ganzen hatte er ein Alter von 7 Jahren und 2 Monaten erreicht."

gezähmt, und Varro zufolge war diese Gans nicht so fruchtbar als die weiße; auch rieth man den Landleuten, nur ganz weiße Gänse zu wählen, welche zugleich die größten sind, worin Belon ganz derselben Ansicht zu seyn scheint. Gesner hat jedoch ungefähr um dieselbe Zeit berichtet; in Deutschland glaube man gute Gründe zu haben, die graue Rasse, als die stärkere, und doch nicht weniger fruchtbare vorzuziehen, was Aldrovande auch für Italien bestätigt, als ob die am längsten gezähmte Rasse auf die Dauer schwächer geworden sey, und es scheint in der That nicht, daß die grauen und bunten Gänse heutigen Tages weder an Wuchs noch an Fruchtbarkeit den weißen nachstehen. Indem Aristoteles der beiden Rassen oder Arten der Gänse, einer großern und einer kleinern, erwähnt, deren Instinkt sie antreibe, truppweise zu leben, so scheint er unter der letztern die wilde Gans zu verstehen; und Plinius beschreibt sie besonders unter dem Namen ferus anser. Die Art der Gans theilt sich allerdings in zwei Rassen oder große Familien, deren eine, seit langer Zeit gezähmt, sich an unsre Wohnungen gewöhnt, und durch unsere Sorgfalt fortgepflanzt und modifizirt hat; die andere dagegen, bei weitem zahlreicher, ist uns entgangen, und frei und wild geblieben; denn man bemerkt zwischen den zahmen und den wilden keine andern Unterschiede, als jene, die aus der Sklaverei unter den Menschen einerseits und der Freiheit der Natur andererseits sich ergeben müssen. Die wilde Gans, Nr. 985, ist mager und von leichterm Wuchs, als die zahme, was man auch zwischen mehren zahmen Rassen, in Beziehung auf ihre Stammrasse bemerkt, wie bei jener der Haustaube in Vergleichung mit der wilden. Die wilde Gans hat einen bräunlich-grauen Rücken, einen weißlichen Bauch, und der ganze Körper ist fuchsröthlich-weiß gewölkt, mit welcher letztern Farbe die Spitze jeder Feder gefranzt ist. Diese fuchsröthliche Farbe hat sich bei der zahmen Gans verändert, und Nuancen von Braun oder Weiß angenommen; sie ist selbst in der weißen Rasse ganz verschwunden. Einige erhielten eine kleine Haube auf dem Kopf, aber diese Veränderungen sind wenig bedeutend in Vergleich zu jenen, denen das Huhn, die Taube und mehre andere Arten in der Hausgenossenschaft unterworfen wurden; auch sind die Gans und die andern Wasservögel, welche wir zähmten, viel weniger unterworfen oder zu Gefangenen gemacht, als die Hühnervögel, welche die natür-

lichen Bürger unſerer Geflügelhöfe zu ſeyn ſcheinen. In den Ländern, wo man viele Gänſe hält, beſteht die ganze Sorgfalt, die man ihnen während der ſchönen Jahreszeit widmet, darin, daß man ſie Abends nach dem Gehöft zurückruft oder führt, und ihnen bequeme und ruhige Zufluchtsorte für ihre Brut anweiſt, welches, mit dem Aufenthalt und der Nahrung, die ſie dort im Winter erhalten, genügt, um ſie an unſere Wohnungen zu feſſeln, und zu verhindern, daß ſie uns entfliehen. Die übrige Zeit über halten ſie ſich in den Gewäſſern, an deren Ufern ſie weiden und ſich ausruhen; und bei einem der Freiheit der Natur ſich ſo annähernden Leben, behaupten ſie faſt alle Vortheile derſelben: urſprüngliche Kraft der Conſtitution, Dichtigkeit und Reinheit des Gefieders, einen ſtarken und weiten Flug. In einigen Gegenden, wo der Menſch, weniger civiliſirt, das heißt weniger Tyrann, die Thiere noch frei läßt, giebt es ſelbſt Gänſe, welche, wirklich wild während des ganzen Sommers, nur für den Winter in die Hausgenoſſenſchaft zurückkehren. Wir erfuhren dieſe Thatſache von dem Hrn. Doktor Sanchez, und Folgendes iſt der intereſſante Bericht, den er uns darüber mitgetheilt hat:

„Ich reiſte, ſagt dieſer gelehrte Arzt, von Azof im Herbſt 1726 ab. Da ich krank war, und außerdem befürchtete, von den kubaniſchen Tartaren angegriffen zu werden, ſo beſchloß ich, mich längs des Don zu halten, um in den Dörfern der Koſaken übernachten zu können, die der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfen ſind. Schon an den erſten Abenden bemerkte ich eine Menge Gänſe in der Luft, die den Wohnungen zuflogen; am dritten Tage beſonders ſah ich ihrer bei Sonnenuntergang eine ſo bedeutende Anzahl, daß ich die Koſaken, bei denen ich mich dieſen Abend einquartirte, fragte, ob die Gänſe, die ich ſah, zahm ſeyen, und ob ſie weit herkämen, wie ich nach ihrem hohen Fluge vermuthete. Sie erwiederten mir, erſtaunend über meine Unwiſſenheit, dieſe Vögel kämen von den nach Norden hin ſehr weit entfernten Seen, und jedes Jahr nach dem Froſt flögen in den Monaten März und April aus jedem Hauſe in den Dörfern 6 bis 7 Paar Gänſe ab, welche erſt mit dem Anfang des Winters, wie man ihn in Rußland annimmt, das heißt mit dem erſten Schnee zurückkehrten; ſie kämen dann bisweilen hundertfach vermehrt wieder, und indem ſie ſich trennten, ſuche jeder Trupp mit ſeiner neuen Nachkommen-

ſchaft das Haus, wo ſie im vorigen Winter gelebt hätten. Ich hatte drei Wochen lang jeden Abend daſſelbe Schauſpiel; die Luft war mit einer Unzahl von Gänſen erfüllt, welche man ſich in Trupps theilen ſah; die Mädchen und die Frauen ſtanden an den Thüren ihrer Häuſer, und man hörte ſagen: „das ſind meine Gänſe; das ſind die Gänſe von dieſem und jenem;“ und jeder dieſer Trupps flog in der That nach demſelben Hof, wo die Alten den vorigen Winter zugebracht hatten. Ich ſah fortwährend dieſe Vögel, bis ich in Nova-Poluska ankam, wo der Winter ſchon ziemlich ſtrenge war.“

Wie Belon ſagt, hat man wahrſcheinlich nach ähnlichen Berichten geglaubt, die wilden Gänſe, die im Winter zu uns kommen, ſeyen in andern Gegenden zahme; aber dieſe Vermuthung iſt nicht begründet, denn die wilden Gänſe ſind vielleicht von allen Vögeln die wildeſten und ſcheuſten, und überdem iſt der Winter, wenn wir ſie ſehen, grade die Zeit, in welcher ſie, der Vorausſetzung gemäß, an andern Orten Hausvögel ſeyn müßten.

In Frankreich ſieht man vom Ende des Oktober ab oder in den erſten Tagen des November wilde Gänſe vorüberziehen. [1]) Der Winter, der dann in den nordiſchen Gegenden ſtrenger wird, veranlaßt ſie zu ihrer Wanderung; und es iſt bemerkenswerth, daß man zu derſelben Zeit die zahmen Gänſe durch ihre Unruhe und ihr häufiges Auffliegen jene Reiſeluſt darlegen ſieht; [2]) ein offenbares Ueberbleibſel des noch beſtehenden

[1]) Hrn. Hebert zufolge ſieht man in Brie im Monat November die erſten wilden Gänſe, und es ziehen ihrer in dieſer Provinz bis zu den ſtarken Fröſten ungefähr 2 Monate lang durch. Die Trupps dieſer Gänſe beſtehen aus 10 oder 12, bis zu 20 oder 30, und nie mehr als 50; ſie laſſen ſich auf mit Getreide beſäeten Ebenen nieder, und richten dort ſo viel Schaden an, daß die Landleute ihre Felder durch Kinder bewachen laſſen, welche durch ihr Geſchrei die Gänſe vertreiben. Bei feuchtem Wetter richten ſie den meiſten Schaden an, weil ſie das Getreide ausreißen, während ſie weiden, wogegen ſie zur Zeit des Froſtes nur die Spitzen abbeißen, ſo daß der übrige Theil der Pflanze an der Wurzel, und dieſe in der Erde bleibt.

[2]) „Mein Nachbar in Mirande hält eine Heerde Gänſe, die er jährlich bis auf etwa 15 vermindert, indem er die Alten verkauft, und einen Theil der Jungen behält. Ich bemerke ſchon im dritten Jahr, daß während des Monats October dieſe Vögel eine Art Unruhe zeigen, welche ich für ein Ueberbleibſel ihrer Reiſeluſt

Instinkts, durch welchen diese Vögel, obgleich seit lange gezähmt, noch durch die ersten Gewohnheiten der Natur an ihren wilden Zustand erinnert werden.

Die wilden Gänse fliegen immer sehr hoch; [1]) die Bewegung ihres Fluges ist sanft, und verräth sich durch kein Geräusch und kein Gesumme; indem der Flügel die Luft schlägt, scheint er nicht mehr als einen oder zwei Zoll in der horizontalen Linie vorzurücken. Dieser Flug findet mit einer Ordnung statt, welche Kombination und eine Art Intelligenz voraussetzen läßt, die jenen anderer Vögel überlegen sind, deren

halte. Alle Tage gegen 4 Uhr Nachmittags fliegen diese Gänse auf, über meine Gärten hin, um die Ebene, und kehren erst in der Nacht nach ihrem Zufluchtsort zurück; sie rufen sich durch ein Geschrei, welches ich sehr gut als dasselbe erkannt habe, das die wilden Gänse auf ihrem Zuge wiederholen, um sich zu versammeln, und sich zusammen zu halten. In diesem Jahre ist das Gras der Weiden im Oktober wieder angewachsen; abgesehen von dieser reichlichen Nahrung gibt der Eigenthümer der Heerde ihnen zu dieser Zeit alle Abend Korn, indem er befürchtet, er möchte einige von ihnen verlieren. Im vorigen Jahre verirrte sich eine, die zwei Monat darauf mehr als 3 Lieues entfernt wieder gefunden wurde. Nach dem Ende des Oktober sind in den ersten Tagen des November werden diese Gänse wieder ruhig. Ich schließe aus dieser Beobachtung, daß die älteste Hausgenossenschaft (denn jene der Gänse in diesem Lande, wo keine wilden geboren werden, muß uralt seyn) nicht zugleich jenen durch die Natur eingeprägten Charakter, jene angeborne Reiselust verdrängt. Die entartete Gans versucht eine Reise, übt sich alle Tage ein, und obgleich sie reichlich genährt wird, und es ihr an nichts fehlt, so glaube ich, daß, wenn zu dieser Jahreszeit wilde Gänse vorüberflögen, sich immer einige mit ihnen entfernen würden, und daß ihnen nichts als das Beispiel und ein wenig Muth fehlt, um zu entfliehen; ich glaube selbst, daß, wenn man dieselben Beobachtungen in den Provinzen anstellte, wo viele Gänse gehalten werden, man sich überzeugen würde, wie sich jedes Jahr einige verlieren, und zwar im Monat Oktober. Meines Wissens zeigen jedoch nicht alle Gänse, die man auf den Geflügelhöfen hält, jene Unruhe; doch hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Gänse, in der Gefangenschaft, fast in Mauern eingeschlossen sind, die Weiden nicht kennen, und kaum je den Horizont erblickt haben; es sind Sklaven, in denen jede Erinnerung an ihre frühere Freiheit erloschen ist." (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Hebert.)

[1]) „Nur an nebeligen Tagen fliegen die wilden Gänse so nahe an der Erde, daß man sie schießen kann." (Bemerkung, mitgetheilt durch Hrn. Hebert.)

Schaaren verwirrt und ohne Ordnung abziehen und reisen. Jene, welche die wilden Gänse beobachten, scheint ihnen durch einen geometrischen Instinkt eingegeben zu seyn; es ist zugleich die bequemste Einrichtung, damit jeder folge und seine Stellung behaupte, indem er zugleich einen freien und ungehemmten Flug vor sich hat, und zugleich die günstigste Aufstellung, um die Luft mit mehr Vortheil und weniger Ermüdung für die ganze Schaar zu durchschneiden; denn sie fliegen in zwei schiefen Linien, die einen Winkel bilden, fast wie ein V; oder wenn die Schaar klein ist, bildet sie nur eine einzige Linie; aber gewöhnlich besteht jeder Trupp aus 40 oder 50; jeder Vogel behauptet seine Stelle darin mit einer bewundernswerthen Genauigkeit. Der Anführer, der die Spitze des Winkels bildet, und die Luft zuerst durchschneidet, ruht sich, wenn er ermüdet ist, an einer der hintern Stellen aus, und die andern nehmen allmälig die erste ein. Plinius hat diesen fast mathematisch geordneten Flug beschrieben: „Jeder, sagt er, kann sich davon überzeugen, denn die wilden Gänse fliegen nicht bei Nacht, sondern am hellen Tag vorüber."

Man hat einige Trennungspunkte bemerkt, wo die großen Schaaren der Vögel sich theilen, um sich von dort nach verschiedenen Gegenden zu verbreiten; die Alten haben den Berg Taurus als den Trennungspunkt für die Schaaren der wilden Gänse in ganz Kleinasien[1]) angegeben, und den Berg Stella, jetzt Cossonossi (in der türkischen Sprache Gänsefeld), wohin sich zur Herbstzeit sehr große Schaaren dieser Vögel begeben, die von dort aus in alle europäischen Länder ihren Flug zu nehmen scheinen.

Mehre dieser kleinen Trupps oder unregeordneten Banden vereinigen sich von neuem, und bilden größere Schaaren bis zu 400 oder 500, welche wir bisweilen im Winter sich auf unsern Feldern niederlassen sehen, wo diese Vögel großen Schaden anrichten, indem sie das Getreide abweiden, das sie selbst unter dem Schnee hervorkratzen; glücklicherweise sind die wilden Gänse sehr umherschwärmend, bleiben nicht lange

---

[1]) Oppian sagt, wenn die wilden Gänse über den Berg Taurus flögen, nähmen sie einen Kieselstein in den Schnabel, damit ihr geschwätziges Naturell sie nicht den Adlern verrathe, und der gute Plutarch wiederholt dieses Mährchen.

an einem Ort, und kehren selten in denselben Bezirk zurück; sie bringen den ganzen Tag auf der Erde in den Feldern oder auf den Wiesen zu; aber Abends begeben sie sich regelmäßig auf die Gewässer der Flüsse oder der großen Teiche; sie verweilen die ganze Nacht dort, und kommen erst nach Sonnenuntergang an; einige selbst noch in der Nacht, und die Ankunft jeder Bande wird durch ein großes Geschrei gefeiert, worauf die Angekommenen erwiedern, so daß gegen 8 oder 9 Uhr und in der dunkelsten Nacht sie so viel Lärm machen, und ein so wiederholtes Geschrei ausstoßen, daß man sie zu Tausenden versammelt glauben sollte.

Man könnte sagen, die wilden Gänse seyen in dieser Jahreszeit mehr Land- als Wasservögel, da sie nur die Nacht ihrer Sicherheit wegen auf dem Wasser zubringen; ihre Gewohnheiten sind sehr verschieden von jenen der Enten, und selbst ihnen entgegengesetzt, da letztere die Gewässer zu der Zeit verlassen, wenn die Gänse sich hinbegeben; auch nur des Nachts in den Feldern weiden, und erst auf das Wasser zurückkehren, wenn die Gänse es verlassen; übrigens halten sich die wilden Gänse bei ihrer Rückkehr im Frühjahr wenig in unsern Gegenden auf; man sieht selbst hrer nur eine sehr geringe Anzahl in den Lüften, und es ist wahrscheinlich, daß diese Zugvögel für die Abreise und die Rückkehr zwei verschiedene Wege wählen.

Diese Unbeständigkeit in ihrem Aufenthalt, sowie die Feinheit des Gehörs der wilden Gänse, und ihre mißtrauische Vorsicht, machen ihre Jagd zu einer der schwierigsten, *) und selbst

*) Es ist fast unmöglich, sagt Hr. Hebert, sie bei ihrer Ankunft zu schießen, weil sie zu hoch fliegen, und erst beginnen sich nieder zu lassen, wenn sie sich über den Gewässern befinden. Ich habe mit eben so wenig Erfolg versucht, fügt er hinzu, sie des Morgens mit Tagesanbruch zu überraschen; ich brachte die ganze Nacht auf den Feldern zu; der Kahn stand schon am Abend bereit; wir schifften uns lange vor Tagesanbruch ein, und gelangten in der Dunkelheit fast bis zu dem letzten Schilf; doch waren wir immer noch zu weit von dem Trupp, um sie treffen zu können; und diese zu mißtrauischen Vögel erhoben sich plötzlich, indem sie hoch genug aufflogen, um außer der Schußweite über unsere Köpfe zu fliegen; alle diese so versammelten Gänse zogen zusammen ab, und würden den hellen Tag erwartet haben, wenn man sie nicht gestört

die meisten Fallstricke, die man ihnen stellt, sind vergeblich. Die Art sie zu fangen, die man bei Aldrovande beschrieben findet, ist vielleicht die sicherste von allen, und am besten ausgedacht. „Wenn durch den Frost, sagt er, die Felder trocken sind, wählt man einen Ort, wo sich ein langes Netz an Schnüren ausspannen läßt, so daß es schnell und leicht niederfallen kann, ungefähr wie die Lerchen-Netze, aber auf einen längern Raum, den man mit Staub bedeckt; man setzt einige zahme Gänse darauf, um als Lockvögel zu dienen. Es ist wesentlich nothwendig, daß man alle diese Vorbereitungen am Abend trifft, und sich später dem Netz nicht wieder nähert; denn wenn am Morgen die wilden Gänse den Thau oder Reif niedergeschlagen sehen, so würden sie mißtrauisch werden. Sie kommen auf die Stimme der Lockvögel, und nachdem sie mehre Wendungen in der Luft gemacht, lassen sie sich nieder; der 50 Schritt davon in einem Graben verborgene Vogelsteller zieht zur rechten Zeit die Schnur des Netzes an, und fängt den ganzen Trupp oder einen Theil desselben."

Unsere Jäger wenden alle mögliche List an, um die wilden Gänse zu überraschen. Wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist, so ziehen sie weiße Hemden über ihre Kleidung; zu andern Zeiten umhüllen sie sich mit Zweigen und Blättern, so daß sie wie ein wandelnder Strauch erscheinen; sie werfen selbst eine Kuhhaut um, und gehen auf Händen und Füßen, auf ihre Flinte gestützt; und oft genügt alles dieses nicht, um sich den wilden Gänsen, selbst während der Nacht, anzunähern. Die Jäger behaupten, es stehe immer eine mit vorgestrecktem Halse und erhobenem Kopf Schildwache, welche bei der geringsten Gefahr dem Trupp ein Warnungszeichen gebe. Da sie aber nicht schnell auffliegen können, und 3 bis 4 Schritte auf der Erde laufen, und einige Augenblicke mit den Flügeln schlagen, bevor sie sich in die Luft erheben können, so hat der Jäger Zeit, sie zu schießen.

Die wilden Gänse bleiben nur den ganzen Winter in unserm Lande, wenn die Jahreszeit milde ist; denn in strengen Wintern, wenn unsere Teiche und Flüsse zufrieren, ziehen sie

---

hätte; darauf trennten sie sich, und entfernten sich truppweise, vielleicht in derselben Ordnung, wie sie sich den Abend vorher vereinigt hatten.

mehr nach Süden, von wo man einige zurückkommen sieht, um gegen Ende März sich nach dem Norden zu begeben. Sie besuchen daher nur die warmen Klimate, und selbst die meisten gemäßigten Gegenden, auf ihren Durchzügen; denn es ist uns nicht bekannt, daß sie in Frankreich nisten; einige nisten nur in England, so wie in Schlesien und Bothnien; andere in einigen Bezirken von Großpolen und Litthauen; der größte Theil läßt sich jedoch erst weiter im Norden nieder, und ohne sich auf den Küsten von Irland und Schottland, noch selbst an allen Punkten der langen Küste Norwegens aufzuhalten. Man sieht diese Vögel in großen Schaaren bis nach Spitzbergen, Grönland und den Ländern der Hudsons-Bai fliegen, wo ihr Fett und ihr Mist eine Hülfsquelle für die unglücklichen Bewohner dieser eisigen Länder sind. Es gibt ihrer auch unzählige Schaaren auf den Seen und Flüssen in Lappland, so wie auch auf den Ebenen von Mangasea längs des Jenisea, in mehren andern Theilen Sibiriens bis Kamtschatka, wo sie im Monat Mai ankommen, und sich erst im November nach der Brutzeit wieder entfernen. Da Hr. Steller sie vor der Behringsinsel vorüberfliegen sah, indem sie im Herbst gegen Osten und im Frühling gegen Westen flogen, so vermuthet er, daß sie aus Amerika kommen, um sich nach Kamtschatka zu begeben. Sicher ist es, daß der größte Theil dieser wilden Gänse aus dem nordöstlichen Asien sich gegen Persien, Indien und Japan begibt, wo man sie eben so vorüberfliegen sieht, wie in Europa; man versichert selbst, in Japan zeigten sie ihr natürliches Mißtrauen nicht, weil sie sich dort großer Sicherheit erfreuten.

Eine Thatsache, welche die Vermuthung von dem Hinüberziehen der wilden Gänse aus Amerika nach Asien unterstützt, ist, daß dieselbe Art, die man in Europa und Asien sieht, sich auch in Luisiana, in Kanada, in Neuspanien und an den Westküsten von Nordamerika findet; wir wissen nicht, ob man dieselbe Art auch in dem ganzen Umfang von Südamerika kennt, sondern nur, daß die von Europa nach Brasilien gebrachte zahme Gans dort ein zartes und wohlschmeckendes Fleisch angenommen haben soll, sie dagegen auf St. Domingo entartet ist, wo der Hr. Ritter Lefebvre Desfayes mehre Beobachtungen über das Naturell dieser Vögel in der Hausgenossenschaft, und besonders über die Freudenzeichen, welche

der Gänserich bei der Geburt der Jungen zu erkennen gibt, angestellt hat.[1]) Hr. Deshayes berichtet uns ferner, man sehe auf St. Domingo eine Art wilder Gänse vorüberziehen, welche, wie in Europa, etwas kleiner seyen, als die gezähmte Art; was zu beweisen scheint, daß diese Gänse sehr tief in die südlichen Länder der neuen Welt eindringen, wie auch in jene auf dem alten Kontinent, wo sie bis in die heiße Zone gelangt sind,[2]) und sie selbst ganz durchzogen zu haben scheinen; denn man findet sie am Senegal, in Congo bis in die Länder am Vorgebirge der guten Hoffnung, und vielleicht bis in jene des australischen Kontinents. Wir halten in der That die Gänse, welche die Schiffahrer [illegible] der magellanischen Länder, auf dem Feuerlande, in Neuholland ꝛc. fanden, als sehr nahe mit

[1]) „Obgleich die Gans hier duldet, daß man sie jährlich dreimal ihres Flaums beraubt, so ist ihre Art doch weniger zahlreich in einem Klima, wo die Gesundheit, trotz der Weichlichkeit, nicht gestattet, auf Flaum zu schlafen, und wo frisches Stroh das einzige zusagende Bett ist. Das Fleisch der Gans ist auf St. Domingo auch nicht so gut als in Frankreich; sie wird nie sehr fett; das Fleisch ist faserig, und jenes der indischen Ente verdient in jeder Beziehung den Vorzug." (Beobachtungen, mitgetheilt durch den Hrn. Ritter Lefebvre Deshayes.)

„Die Naturforscher haben, wie mich dünkt, die merkwürdigen Freudenbezeugungen nicht erwähnt, die der Gänserich seinen Jungen zu erkennen gibt, wenn er sie das erstemal fressen sieht; dieses Thier legt seine Zufriedenheit dar, indem es den Kopf mit Würde erhebt, und auf den Füßen trippelt, so daß man glauben sollte, es wolle tanzen. Diese Zeichen der Zufriedenheit sind nicht zweideutig, weil sie nur unter diesen Umständen statt finden, und fast jedesmal wiederholt werden, wenn man den jungen Gänsen in ihrem ersten Alter zu fressen gibt. Der Gänserich vernachlässigt seine eigene Erhaltung, um sich der Freude seines Herzens zu überlassen; dieser Tanz währt oft lange, und wenn irgend eine Zerstreuung, wie das Geflügel, das er weit von seinen Jungen fortjagt, ihn unterbricht, so beginnt er ihn immer mit neuem Eifer wieder." (Beobachtung, mitgetheilt durch den Ritter Lefebvre Deshayes.)

[2]) Alle Klimate, schreibt mir Hr. Baillon, sagen der Gans wie der Ente zu, welche letztere ebenfalls ein Zugvogel ist, und aus den kältesten Gegenden sich in die Länder zwischen den Wendekreisen begibt. Ich sah ihrer viele aus St. Domingo gegen die Regenzeit ankommen, und sie scheinen in so entgegengesetzten Temperaturen keine merkliche Veränderungen zu erleiden.

der Art unserer Gänse verwandt, da sie ihnen keinen andern Namen gaben. Es scheint jedoch, daß sich außer der gemeinen Art in jenen Gegenden noch andere Arten finden, die wir jetzt beschreiben wollen.

Die Gans aus dem Magellanlande.

(Anas magellanica. L. L'oie des terres magellaniques. B.)

Zweite Art.

Diese große und schöne Gans, Nr. 1006, welche diesen Ländern eigenthümlich und besonders anzugehören scheint, ist auf der untern Hälfte des Halses, der Brust, dem obern Rükken, reich mit scharfen Bogenschweifungen auf einem fuchsrothen Grunde geschmückt; das Gefieder des Bauchs hat dieselben Bogenschweifungen auf einem weißlichen Grunde; der Kopf und der obere Theil des Halses sind purpurroth; der Flügel hat einen großen Flecken, und die schwärzliche Farbe des Mantels wird durch einen purpurnen Widerschein gehoben.

Es scheint, daß diese schönen Gänse dieselben sind, die der Kommodore Byron mit dem Namen gemalte Gänse bezeichnet, und die er auf der Sandyspitze in der Magellansstraße fand. Vielleicht ist auch diese Art dieselbe, welche der Kapitain Cook unter der einfachen Benennung der neuen Gänseart bezeichnet, und die er an den Ostküsten der Magellansstraße und des Feuerlands fand, welche von großen schwimmenden Lagen von Meerfenchel umgeben werden.

Die Gans von den malvinischen oder Falklands-Inseln.

(Anas leucoptera. L. L'oie des iles malouines, ou Falkland. B.)

Dritte Art.

„Von mehren Gänsearten, sagt Hr. de Bougainville, deren Jagd einen Theil unserer Hülfsquellen auf den malvinischen Inseln bildete, geht die erste nur auf die Weide. Man gibt ihr unpassend den Namen des Trappen. Ihre hohen Beine sind ihr nothwendig, um in den langen Gräsern zu gehen, und vermöge ihres langen Halses bemerkt sie leicht die Gefahr. Ihr Gang ist leicht, so wie auch ihr Flug, und sie hat nicht das unangenehme Geschrei ihrer Art. Das Gefieder

des Männchens ist weiß, mit einem Gemisch von Schwarz und Aschgrau auf dem Rücken und den Flügeln; das Weibchen ist falb, und seine Flügel sind mit schillernden Farben geschmückt. Es legt gewöhnlich sechs Eier. Ihr gesundes, nahrhaftes und wohlschmeckendes Fleisch wurde unsere Hauptnahrung. Es fehlte selten an diesem Wildpret, denn abgesehen von jenen Gänsen, die auf der Insel geboren werden, führen die Ostwinde im Herbst ganze Schaaren, wahrscheinlich von einem unbewohnten Lande, herbei; die Jäger erkannten leicht diese Neu-angekommenen daran, daß der Anblick des Menschen ihnen wenig Furcht einflößte. Zwei bis drei andere Gänsearten, die wir auf denselben Inseln fanden, sagten uns nicht so zu, weil sie sich von Fischen ernähren, und ihr Fleisch danach einen öligen Geschmack erhält."

Wir zeigen diese Art nur unter der Benennung der Gans von den malvinischen Inseln an, weil sie auf denselben durch unsere französischen Schiffahrer zuerst gesehen und gefunden wurde; denn es scheint, daß dieselben Gänse sich in dem Noelkanal längs des Feuerlandes, auf der Insel Staag in demselben Kanal, und auf andern Inseln in der Nähe findet, wenigstens scheint Hr. Cook in Betreff ihrer auf die Beschreibung des Hrn. de Bougainville zu verweisen, wenn er sagt: „Diese Gänse scheinen unter dem Namen Trappen sehr gut beschrieben zu seyn. Sie sind kleiner als die zahmen Gänse in England, aber eben so gut; sie haben einen schwarzen und kurzen Schnabel und gelbe Füße; das Männchen ist ganz weiß, das Weibchen schwarz und weiß oder grau gesprenkelt, und hat einen großen weißen Flecken auf jedem Flügel." Einige Seiten vorher beschreibt er sie ausführlicher in folgenden Ausdrücken: „Diese Gänse erschienen uns merkwürdig wegen der Farben-Unterschiede zwischen den Männchen und Weibchen. Das Männchen war etwas kleiner als eine gewöhnliche zahme Gans, und vollkommen weiß, außer die Füße, die gelb waren, und der Schnabel, der schwarz war; das Weibchen dagegen war schwarz mit weißen Binden, hatte einen grauen Kopf, einige Federn grün, andere weiß. Dieser Unterschied scheint günstig zu seyn, denn da das Weibchen seine Jungen sichern muß, so verbirgt es die braune Farbe besser vor dem Falken und andern Raubvögeln." Diese drei Beschreibungen scheinen sich nur auf dieselbe Art zu beziehen,

und unterscheiden sich nur dadurch von einander, daß sie mehr oder weniger ausführlich sind. Diese Gänse boten der Mannschaft des Kapitain Cook eine eben so angenehme Erfrischung dar, als sie auf den malvinischen Inseln den Franzosen war.

Die Gans aus Guinea.

(Anas sibirica. L. L'oie de Guinée. B.)

Vierte Art.

Der Name Schwangans (swan-goose), den Willughby dieser großen und schönen Gans gibt, wäre ziemlich passend, wenn die wenigstens eben so schöne kanadische Gans nicht dasselbe Recht auf diesen Namen hätte, und überdem die zusammengesetzten Benennungen nicht aus der Naturgeschichte verbannt werden müßten. Diese schöne guineische Gans, Nr. 374, ist größer als die andern. Ihr auf dem Rücken graubraunes und am Vorderkörper weißgraues Gefieder ist fuchsröthlich-grau gewölkt, mit einem braunen Anstrich auf dem Kopf, und oben über den Hals. Sie gleicht daher der wilden Gans in den Farben des Gefieders, aber die Größe ihres Körpers und der erhabene Hübel auf der Schnabelwurzel nähern sie dem Schwan etwas, und doch unterscheidet sie sich von beiden durch ihren aufgetriebenen, und wie eine Tasche hinabhängenden Hals; ein sehr sichtbares Merkmal, in Folge dessen man diesen Gänsen den Namen jabotières gab. Afrika und vielleicht die andern südlichen Länder des alten Kontinents scheinen ihr Heimathsland zu seyn, und obgleich Linne sie sibirische Gänse genannt hat, sind sie nicht dort einheimisch, und finden sich in diesem Lande nicht in ihrem Zustand der Freiheit; sie wurden aus heißen Klimaten dorthin gebracht, und man hat sie in der Hausgenossenschaft vermehrt, so wie auch in Schweden und in Deutschland. Frisch erzählt, er habe mehremal Russen diese Gänse gezeigt, von denen er auf seinem Geflügelhofe hatte, und alle hätten sie ohne Bedenken guineische Gänse, und nicht russische noch sibirische genannt. Auf Grund dieser falschen Linneischen Benennung, gibt jedoch Hr. Brisson, nachdem er diese Gans unter ihrem wahren Namen guineische Gans beschrieben, sie ein zwei-

tesmal unter der Benennung der moskowischen Gans an, ohne bemerkt zu haben, daß er beidemal genau denselben Vogel beschreibt.

Diese Gans aus heißen Ländern vermehrt sich nicht allein in der Hausgenossenschaft in kältern Klimaten, sondern sie verbindet sich auch mit der gemeinen Art in unsern Gegenden, und aus dieser Vermischung entstehen Bastarde, die von unserer Gans den Schnabel und die rothen Füße erhalten, aber ihrem ausländischen Vater durch den Kopf, den Hals und die starke tiefe und doch schallende Stimme gleichen; denn der Trompetenton dieser großen Gänse hat noch mehr Widerhall als jener der unsrigen, mit denen sie viele gemeinschaftliche Merkmale haben. Dieselbe Wachsamkeit scheint ihnen eigen zu seyn. „Sobald sich in der Nacht etwas im Hause rührte, sagt Hr. Frisch, verkündeten diese guineischen Gänse es durch ein lautes Geschrei; bei Tage schrieen sie eben so, wenn Menschen und Thiere in den Geflügelhof traten, und oft verfolgten sie erstere, um ihnen in die Beine zu picken." Nach der Bemerkung dieses Naturforschers ist ihr Schnabel an seinen Rändern mit kleinen Auszahnungen bewaffnet, und die Zunge mit scharfen Warzen versehen; der Schnabel ist schwarz, und der Hübel über demselben zinnoberroth. Dieser Vogel trägt im Gehen den Kopf hoch; seine schöne Haltung und sein großer Wuchs geben ihm ein ziemlich edles Ansehen. Hrn. Frisch zufolge ist die Haut der kleinen Tasche unter der Kehle weder weich noch biegsam, sondern hart und fest; was jedoch wenig mit dem Gebrauch übereinzustimmen scheint, welchen, wie Kolbe uns berichtet, am Vorgebirge der guten Hoffnung die Matrosen und die Soldaten davon machen. Man hat mir den Kopf und den Hals einer dieser Gänse geschickt, und man sah an der Wurzel der untern Kinnlade jene kleine Tasche; da aber diese Theile sehr verbrannt waren, so konnten wir sie nicht genau beschreiben; wir haben nur aus dieser Zusendung, die wir aus Dijon erhielten, erkannt, daß diese guineische Gans sich in Frankreich, wie in Deutschland, in Schweden und in Sibirien findet.

Die bewaffnete Gans.

(L'oie armée. B.)

Fünfte Art.

Diese Art ist die einzige, nicht allein von der Familie der Gänse, sondern von allen Vögeln mit Ruderfüßen, welche an den Flügeln Auswüchse oder Sporen hat, so wie jene, womit der Kamichi, die Jakanas, einige Regenvögel, und einige Kibitze bewaffnet sind; ein merkwürdiges Kennzeichen, das die Natur wenig wiederholt hat, und wodurch diese Gans sich von allen andern unterscheidet. Man kann sie im Wuchs mit der Bisamgans vergleichen; sie hat hohe und rothe Beine, einen Schnabel von derselben Farbe, und über demselben an der Stirn einen kleinen Fleischauswuchs; der Schwanz und die großen Schwungfedern sind schwarz; ihre großen Bedeckungen grün; die kleinen weiß und von einem schmalen schwarzen Bande durchzogen; der Mantel ist fuchsroth, mit dunkelpurpurfarbigen Widerscheinen; der Augenumring von derselben Farbe, welche sich auch, aber schwächer, auf dem Kopf und dem Halse findet; der Vorderleib ist auf einem gelblich-weißen Grunde mit kleinen grauen Zickzacks fein eingefaßt.

Diese Gans ist auf den illuminirten Tafeln, Nr. 982, als aus Egypten kommend, angegeben. Hr. Brisson nennt sie die Gans von Gambia; und es ist in der That sicher, daß sie in Afrika einheimisch ist, und sich besonders am Senegal findet.

Die bronzefarbige Gans.

(Cygnopsis melanota. L. L'oie bronzée. B.)

Sechste Art.

Auch dieses ist eine große und schöne Gänseart, und außerdem bemerkenswerth durch einen breiten fleischigen Auswuchs in Form eines Hahnenkamms über dem Schnabel, und auch durch die goldbronzenen und stahlfarbigen Widerscheine, von denen ihr Mantel auf einem schwarzen Grunde erglänzt: der Kopf und die obere Hälfte des Halses sind auf weißem Grunde

DIE BRONZEFARBIGE GANS.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lamellenschnäbler.

Gattung: Ente. *(Cuvier.)*

DIE EGYPTISCHE GANS.

Ordnung: Schwimmhäutler. . . . . *id.* .

ſchwarz gesprenkelt durch kleine zurückgesträubte, und wie hinten auf den Hals in Locken fallende Federn; der ganze Vorderleib iſt weiß, mit einem grauen Anſtrich an den Seiten. Dieſe Gans, Nr. 937, iſt nicht ſo dick von Körper, und hat einen dünnern Hals, als die gewöhnliche wilde Gans, obgleich ihr Wüchs wenigſtens eben ſo groß iſt. Sie wurde uns von der Küſte von Koromandel geſchickt; und vielleicht iſt die madagaskariſche Gans mit dem Hahnenkamm, deren die Reiſenden Rennefort und Flaccourt unter dem Namen rassangue erwähnen, nur derſelbe Vogel, den wir auch an allen dieſen Merkmalen in dem ipecatiapoa der Braſilianer wieder erkennen, deſſen Beſchreibung und Abbildung Marcgrave mitgetheilt hat. Dieſe Art der Waſſervögel wäre daher eine von jenen ſeyn welche die Natur beiden Kontinenten gemeinſchaftlich machte.

Die egyptiſche Gans.

(Berniela egyptinca. L. L'oie d'Egypte. B.)

Siebente Art.

Dieſe Gans, Nr. 379, iſt wahrſcheinlich dieſelbe, welche Granger in ſeiner Reiſe nach Egypten die Nilgans nennt. Sie iſt kleiner, als unſere Gans; ihr Gefieder mit reichem Schmelz und angenehm abwechſelnden Farben geſchmückt; auf der Bruſt bemerkt man einen lebhaft fuchsrothen breiten Flekken; und der ganze Vorderleib iſt auf weißgrauem Grunde mit einer ſehr feinen Schraffirung kleiner aſchgrauer Zickzacks mit fuchsröthlichem Anſtrich geziert; der obere Theil des Rükkens ebenfalls, aber die Zickzacks ſtehen hier dichter zuſammen, woraus ſich eine dunklere fuchsröthliche Färbung ergibt; die Kehle, die Backen und der Kopf obenüber ſind weiß; der übrige Theil des Halſes und der Augenumring ſind von ſchönem Fuchsroth oder Braunroth, ſo wie auch die dem Körper zunächſt ſtehenden Schwungfedern, die andern dagegen ſchwarz. Die großen Bedeckungen haben grünbroncene Widerſcheine auf einem ſchwarzen Grunde, und die kleinen ſo wie die mittleren ſind weiß, ein kleines ſchwarzes Band durchſchneidet die Spitze der letztern.

Dieſe egyptiſche Gans begibt oder verirrt ſich auf ihren Wanderungen bisweilen ſehr weit von ihrem Heimathslande;

denn die auf den illuminirten Tafeln dargestellte wurde auf einem Teiche bei Senlis getödtet; und nach der Benennung, welche Ray dieser Gans gibt, muß sie sich auch bisweilen in Spanien finden.

Die Gans der Eskimos.

(L'oie des esquimaux. B.)

Achte Art.

Außer der Art unserer wilden Gänse, die im Sommer so zahlreich nach unserm Norden ziehen, scheint es auch in den nördlichen Gegenden des neuen Continents einige Gänse-[illegible] eigenthümlich und besonders angehören; jene, von welcher hier die Rede ist, besucht die Hudsonsbai und die Länder der Eskimos; sie ist etwas kleiner als die gewöhnliche wilde Gans; der Schnabel und die Füße sind roth; der Bürzel und die obere Seite der Flügel von bleichem Blau; der Schwanz von derselben Farbe, aber dunkler; der Bauch weiß und braun gewölkt; die großen Schwungfedern und die dem Rücken zunächst stehenden schwärzlich; der obere Theil des Rückens ist braun, so wie der untere des Halses, welcher obenüber braune Sprenkeln auf einem weißen Grunde hat; der Scheitel ist von brandig fuchsrother Farbe.

Die lachende Gans.

(Anser albifrons. L. L'oie rieuse. B.)

Neunte Art.

Edwards hat dieser Art, welche sich wie die vorige in dem Norden Amerikas findet, den Namen der lachenden Gans beigelegt, ohne uns den Grund dieser Benennung anzugeben, welcher wahrscheinlich darin liegt, daß das Geschrei dieser Gans Aehnlichkeit mit einem Gelächter haben mag. Sie ist von der Größe unserer wilden Gans; der Schnabel und die Füße sind roth, die Stirn ist weiß; das Gefieder oben auf dem Körper mehr oder weniger dunkelbraun, und unten weiß mit einigen schwärzlichen Flecken. Der durch Edwards beschriebene Vogel war ihm von der Hudsonsbai geschickt worden; er sagt aber, in strengen Wintern habe er um London ähn-

DIE LACHGANS.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lamellenschnäbler.

Gattung: Ente. *(Cuvier.)*

Pl. 273.

DIE BAUMGANS.

Ordnung: Schwimmhäutler.....*id.*..

liche gesehen. Linne beschreibt eine Gans, die sich in Helsingeland findet (Faun suec., Nr. 92) und welche dieselbe zu seyn scheint, wonach es den Anschein hat, daß, wenn diese Art auch beiden Kontinenten gemein ist, ihre Reisen sie doch, unter gewissen Umständen, von dem einen zum andern führen.

Die Gans mit dem Halskragen.

(Anas canadensis. L. L'oie à cravate. B.)

Zehnte Art.

Ein weißer Halskragen unter einer schwarzen Kehle unterscheidet hinlänglich diese Gans, Nr. 348, welche auch eine von jenen ist, deren Art den nördlichen Ländern der neuen Welt anzugehören scheint, und die wenigstens von dort abstammt; sie ist ein wenig größer als unsere zahme Gans, und ihr Hals und ihr Körper sind etwas länger; der Schnabel und die Füße bleifarbig und schwärzlich; der Kopf und der Hals ebenfalls schwarz oder schwärzlich; und auf diesem schwarzen Grunde sticht der die Kehle bedeckende weiße Halskragen ab. Uebrigens ist die vorherrschende Farbe ihres Gefieders ein dunkles und bisweilen graues Braun. Wir kennen diese Gans in Frankreich unter dem Namen der kanadischen Gans; sie hat sich ziemlich in der Hausgenossenschaft vermehrt; und man findet sie in mehren unserer Provinzen. Seit den letzten Jahren sah man ihrer mehre hundert auf dem großen Kanal in Versailles, wo sie verträglich mit den Schwänen lebten; sie hielten sich weniger auf dem Wasser als auf den Rasenplätzen am Ufer des Kanals, und es gibt ihrer gegenwärtig eine große Menge auf den Gewässern, welche die schönen Gärten von Chantilly zieren. Man hat sie auch in Deutschland und in England vermehrt. Es ist eine schöne Art, die man auch als eine Nuance zwischen dem Schwan und der Gans betrachten könnte. Diese Gänse ziehen in Amerika nach Süden; denn sie erscheinen im Winter in Karolina, und Edwards berichtet, man sehe sie im Frühjahr truppweise durch Kanada nach der Hudsonsbai und den andern nördlichsten Gegenden Amerikas zurückziehen.

Außer diesen zehn Gänsearten finden wir von den Reisenden einige andere angezeigt, die sich wahrscheinlich auf einige

der vorigen zurückführen ließen, wenn sie besser beschrieben und genauer bekannt wären; wie zum Beispiel:

1) Die isländischen Gänse, deren Anderson unter dem Namen margées erwähnt, die etwas größer sind, als eine Ente; sie finden sich so zahlreich auf dieser Insel, daß man sie zu Tausenden beisammen sieht.

2) Die durch denselben Schriftsteller Helsinguer genannte Gans, die sich auf den östlichen Theil dieser Insel niederläßt, und wenn sie ankommt, so ermüdet ist, daß man sie mit Stöcken todtschlagen kann.

3) die spitzbergische Gans, von den Holländern rothe Gans genannt.

4) Die kleine Loorgans der Ostiaken, von denen Hr. de l'Isle eine am Ufer des Oby getödtete beschreibt. „Diese Gänse, sagt er, sind auf den Flügeln und dem Rücken von glänzendem Blau, in der Magengegend röthlich; sie haben auf dem Scheitel einen blauen ovalen Flecken, und an jeder Seite des Halses einen rothen; vom Kopf bis zur Magengegend zieht sich ein silberfarbiger Streifen von der Breite eines Federkiels, was einen sehr schönen Effekt macht."

5) Auf Kamtschatka finden sich Krascheninnikow zufolge fünf bis sechs Gänsearten außer der gewöhnlichen wilden Gans; nämlich: die Gumeniskigans, die Gans mit kurzem Halse, die graugefleckte Gans, die Gans mit weißem Halse, die kleine weiße Gans und die ausländische Gans. Dieser Reisende hat sie nur genannt, und Hr. Steller sagt, alle diese Gänse kämen in Kamtschatka im Monat Mai an, und entfernten sich im Oktober wieder.

6) Die Berggans von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von welcher Kölbe eine kurze Beschreibung gibt, indem er sie von der Wassergans unterscheidet, welches die gemeine Gans ist, und von der jabotière, welches die guineische Gans ist.

Wir wollen uns hier nicht weiter auf die angeblichen schwarzen molukkischen Gänse einlassen, deren Füße, wie man sagt, denen der Papageien ähnlich seyn sollen; denn derartige Widersprüche können nur durch Leute erfunden werden, die von der Naturgeschichte gänzlich unwissend sind.

Nach diesen Notizen bleibt uns nur übrig, um die Aufzählung der zahlreichen Familie der Gänse zu vervollständigen,

daß wir die Art der Grauente, der Baumgans und der Eidergans hinzufügen, welche zu ihnen gehören, und von derselben Gattung sind.

Die Brentgans oder Ringelgans. (Grauente.)

(Le cravant. B.)

Der Name cravant ist Gesnern zufolge aus dem deutschen Namen Graudente gebildet worden. Die Farbe derselben ist in der That auf dem ganzen Gefieder ziemlich gleichförmig, braungrau oder schwärzlich, aber durch die Haltung und die Gestalt nähert sich dieser Vogel, Nr. 342, mehr der Gans als der Ente; er trägt den Kopf hoch, wie die Gans, und hat alle Verhältnisse ihres Wuchses, aber in geringerem Maßstab, mit weniger Korpulenz, und noch mehr Leichtigkeit. Der Schnabel ist nicht sehr breit, und ziemlich kurz; der Kopf ist klein, der Hals lang und dünn; diese beiden Theile, so wie der obere der Brust, sind schwärzlich-braun, mit Ausnahme einer sehr schmalen weißen Binde, die ein Halsband unter der Kehle bildet, ein Merkmal, nach welchem Belon im Aristophanes einen auf diesen Vogel zu beziehenden Namen gefunden haben will. Alle Schwung- und Steuerfedern, so wie die obern Bedeckungen des Schwanzes, sind ebenfalls schwärzlich-braun; aber die seitlichen Federn und alle unter dem Schwanz weiß. Das Gefieder des Körpers ist aschgrau auf dem Rücken, an den Seiten und oben auf den Flügeln, aber apfelgrau unter dem Bauch, wo die meisten Federn weißlich eingefaßt sind. Die Iris ist bräunlich-gelb; die Füße und die Häute, welche deren Zehen vereinigen, sind schwärzlich, so wie der Schnabel, in welchem sich große Naslöcher öffnen. Man hat lange diese Grauente mit der Baumgans verwechselt, indem man nur eine Art aus den beiden Vögeln bildete. Willughby gesteht ein, er habe geglaubt, die Grauente und die Baumgans seyen nur das Männchen und das Weibchen, [1]) später aber habe er be-

[1]) Indem Frisch die Gründe angibt, weßhalb er die Grauente Baumgans nennt, sagt er, es geschehe, weil sie ihr Nest auf den Bäumen anlege, was keineswegs wahrscheinlich ist; vielmehr läßt sich glauben, daß auch dieser Name der Baumgans entlehnt wurde, welche ihn in Folge der Fabel von ihrer Geburt in faulem Holz erhalten haben mag. Vergl. den folg. Aufsatz über diesen Vogel.

stimmt und an mehren Merkmalen erkannt, daß diese Vögel wirklich zwei verschiedene Arten bildeten. Belon, der die Grauente mit dem Namen Meerente, mit dem Halsband bezeichnet, gibt an einer andern Stelle die Baumgans unter dem Namen crayant an, *) und die Bewohner unsere Küsten verfallen in denselben Irrthum, wozu die große Aehnlichkeit des Gefieders und der Körpergestalt zwischen der Grauente und der Baumgans Gelegenheit gab; doch hat die Baumgans ein entschieden schwarzes Gefieder, wohingegen bei der Grauente mehr schwärzlich-braun als schwarz ist, und abgesehen von diesem Unterscheid, besucht die Grauente die Küsten der gemäßigten Klimate, während sich die Baumgans nur in den nördlichsten Gegenden zeigt; welches genügt, um uns glauben zu lassen, daß es wirklich zwei getrennte und verschiedene Arten sind.

Das Geschrei der Grauente ist ein dumpfer und hohler Ton, den wir oft gehört haben, und den man durch u a n, u a n wiedergeben kann; es ist eine Art von rauhem Bellen, das dieser Vogel häufig hören läßt; er hat auch, wenn man ihn verfolgt, oder nur sich ihm nähert, ein Zischen, fast wie jenes der Gans.

Die Grauente kann in der Hausgenossenschaft leben; wir haben eine mehre Monate gehalten; ihre Nahrung waren Körner, Kleien oder eingeweichtes Brod. Sie zeigte sich fortwährend von scheuem und wildem Naturell, und entzog sich jeder Vertraulichkeit; in einem Garten mit Brandenten eingeschlossen, hielt sie sich immer von ihnen entfernt; sie ist selbst so furchtsam, daß eine Kriechente, mit welcher sie früher gelebt hatte, sie in die Flucht jagte. Man hat bemerkt, daß sie in der Nacht eben so viel und vielleicht mehr fraß, als bei Tage. Sie badete sich gern, und schüttelte ihre Flügel, wenn

*) Aldrovande täuscht sich noch viel mehr, indem er den durch Gesner unter dem Namen pica marina beschriebenen Vogel für die Grauente oder die Gans mit dem Halsband von Belon hält; diese Meerelster Gesners ist der Guillemot, und jener Irrthum von Seiten eines so unterrichteten Naturforschers, wie Aldrovande, beweist, wie wenig die Beschreibungen, wenn sie irgends fehlerhaft oder verwirrt sind, in der Naturgeschichte dazu dienen, einen richtigen Begriff von dem darzustellenden Gegenstand zu erhalten.

sie aus dem Wasser kam; doch sind süße Gewässer nicht ihr natürliches Element, denn alle, die man an unsern Küsten sieht, kommen über das Meer. Folgende Beobachtungen wurden uns durch Herrn Baillon über diesen Vogel mitgetheilt:

„Die Graucnten waren vor dem Winter 1740 an unsern Küsten der Pikardie wenig bekannt; der Nordwind führte uns damals eine große Menge zu, das ganze Meer war von ihnen bedeckt. Alle Sümpfe waren zugefroren; sie verbreiteten sich auf die Ländereien, und richteten sehr großen Schaden an, indem sie das Getreide abweideten, welches nicht mit Schnee bedeckt war, und sie verschlangen selbst die Wurzeln. Die Landbewohner, die von dieser Plage heimgesucht wurden, erklärten ihnen einen allgemeinen Krieg; in den ersten Tagen tödteten sie viele mit Steinen und Stöcken; aber man sah sie sozusagen wieder aufleben; jeden Augenblick kamen neue Schaaren über das Meer, und warfen sich auf die Felder, sie vernichteten die wenigen Pflanzen, die der Frost verschont hatte.

„Andere erschienen im Jahr 1765, und die Küsten waren von ihnen bedeckt; aber da der Nordwind, der sie herbeigeführt hatte, aufhörte, so verbreiteten sie sich nicht auf die Ländereien, und entfernten sich einige Tage darauf wieder.

„Seit dieser Zeit sieht man ihrer alle Winter, wenn die Nordwinde 12 bis 14 Tage beständig wehen; es erschienen viele im Anfang des Jahrs 1776; aber da die Erde mit Schnee bedeckt war, so blieben die meisten auf dem Meer; die andern, welche die Flüsse hinaufgezogen waren, oder sich an ihren Ufern unweit der Küsten verbreitet hatten, wurden durch den Eisgang dieser Flüsse oder durch das von der Fluth gegen das Land getriebene Eis zur Rückkehr genöthigt. Uebrigens haben die Nachstellungen, denen sie sich ausgesetzt sahen, sie scheu gemacht, und sie fliegen jetzt in eben so großer Entfernung auf, als das übrige Wildpret."

Die Baumgans. [1]

(Bernicla leucopsis. L. La bernache.)

Unter den falschen Wundern, welche die immer leichtgläubige Unwissenheit lange an die Stelle einfacher bewundernswerther Thatsachen der Natur gesetzt hatte, ist vielleicht eine der albernsten, und doch der berühmtesten, die angebliche Erzeugung der Baumgänse und der schwarzen wilden Enten in gewissen Muscheln, die man conques anatifères nennt, oder auf gewissen Bäumen der schottischen und orkadischen Küsten, oder selbst in dem faulen Holz alter Schiffe.

Einige Schriftsteller haben geschrieben, die Früchte, deren Gestaltung die Umrisse eines geflügelten Thiers zum voraus darbiete, verwandelten sich, wenn sie in das Meer fielen, in Vögel. Münster, Saxo, der Grammatiker, und Scaliger versichern es; Fulgosus sagt selbst, die Bäume, welche diese Früchte trügen, glichen Weidenbäumen; und an den Enden ihrer Zweige entständen kleine angeschwellte Kugeln, die den Embryo einer Ente enthielten, welche mit dem Schnabel an den Zweigen hinge, und wenn sie reif und ausgebildet sey, falle sie in das Meer, und fliege davon. Vincent de Beauvais sagt dagegen, sie wachse am Stamm und der Rinde, woraus sie den Saft sauge, bis sie, schon groß und ganz mit Federn bedeckt, sich davon ablöse. Leslaeus, Majolus, Olerich, Torquemada, Ehavasseur, der Bischof Olaus und ein gelehrter Kardinal bezeugen alle diese seltsame Erzeugung; und um daran zu erinnern, nennt man den Vogel anser arboreus, und eine der orkadischen Inseln, wo dieses Wunder vor sich gehen soll, Pomonia. Diese lächerliche Fabel war für Cambden, Boetius und Turnebe noch nicht wunderbar genug; denn nach ihnen bilden sich in den alten Masten und andern Ueberbleibseln versunkener und im Wasser faulender Schiffe anfangs Gestalten wie kleine Champignons oder dicke Würmer, welche, sich nach und nach mit Flaum und Federn bedeckend, ihre Verwandlung vollenden, indem sie sich in Vögel verwan-

---

[1] Im Englischen bernacle, scotch-goose; im Deutschen Baumgans. Bisweilen hat man diesen Vogel mit dem Namen crabant (Grauente) bezeichnet, und einige Naturforscher haben diese beiden Vögel nicht gut unterschieden.

deln.[1]) Peter Daniſi, Dentatus, Wormius, Duchesne ſind die Vertreter dieſes albernen Wunders, von welchem Rondelet, trotz ſeiner Kenntniſſe und ſeines Verſtandes, überzeugt zu ſeyn ſcheint.

Nach Cardan, Gyraldus und Maier, die eine beſondere Abhandlung über dieſen Vogel ohne Vater und Mutter geſchrieben haben, entſteht er weder aus Würmern noch aus Früchten, ſondern aus Muſcheln; und noch merkwürdiger als das Wunder ſelbſt iſt es, daß Maier hundert dieſer angeblich Enten erzeugenden Muſcheln geöffnet, und nicht ermangelt hat, in allen den ganz ausgebildeten Embryo des Vogels zu finden.[2]) Dies ſind ohne Zweifel viel Irrthümer und ſelbſt Hirngeſpinnſte über die Entſtehung der Baumgänſe; aber da dieſe Fabeln ſehr berühmt, und ſelbſt durch eine große Anzahl von Schriftſtellern geglaubt wurden, ſo haben wir ſie mitgetheilt, um zu zeigen, bis zu welchem Grade ein wiſſenſchaftlicher Irrthum ſich verbreiten, und wie der Reiz des Wunderbaren die Geiſter feſſeln kann.

Unter unſern alten Naturforſchern finden ſich allerdings mehre, welche dieſe Fabeln zurückgewieſen haben. Belon, immer verſtändig und aufgeklärt, macht ſich darüber luſtig. Cluſius, Deuſingius, Albert der Große hatten eben ſo wenig daran geglaubt. Bartholin erklärt, die angeblichen Enten erzeugenden Muſcheln enthielten nur ein Muſchelthier von einer beſondern Art; und aus der Beſchreibung der conchae anatiferae durch Wormius, Lobel und Andere, ſo wie auch aus den Abbildun-

---

[1]) Ein gelehrter Doktor verſicherte Aldrovande feierlich, er habe kleine, noch unförmliche Baumgänſe, wie ſie aus dem faulen Holz kamen, geſehen und gehabt.

[2]) Uebrigens hat der Graf Maier ſeine Abhandlung mit ſo viel Albernheiten und Kindereien angefüllt, daß es zur Beleuchtung ſeines Zeugniſſes keiner andern Beweggründe bedarf, als die er ſelbſt darbietet; er beweiſet die Möglichkeit der wunderbaren Erzeugung der Baumgänſe durch das Vorhandenſeyn der Wehrwölfe und der Hexenmeiſter; er läßt ſie aus einem unmittelbaren Einfluß der Geſtirne entſtehen, und wenn ſeine Einfalt nicht ſo groß wäre, ſo könnte man Folgendes in ſeinem 6ten Kapitel unehrerbietig nennen: „Quod finis proprius hujus volucris generationis sit, ut referat duplici sua natura, vegetabili et animali, Christum, Deum et hominem, qui quoque sine patre et matre, ut illa, existit.“

gen, welche Aldrovande und Gesner, so überladen und fehlerhaft sie seyn mögen, mittheilen, sind leicht die auf unsern Küsten der Bretagne pousse-pieds genannten Muscheln zu erkennen, welche dadurch, daß sie an einem gemeinschaftlichen Stamm hängen, und an ihrer Spitze eine Art Büschel hervortreiben, einer Phantasie, die überall Wunder erblickt, die Züge von Vögel-Embryonen darbieten konnten, die an Zweigen hingen, welche aber gewiß eben so wenig in dem nordischen Meere Vögel erzeugen, als an unsern Küsten. Auch erzählt Aeneas Silvius, als er in Schottland eifrig verlangt hatte, nach dem Ort geführt zu werden, wo die wunderbare Erzeugung der Baumgänse statt fände, habe man ihm gesagt, er könne weiterhin auf den hebridischen oder orkadischen Inseln Zeuge davon seyn; weßhalb er scherzweise hinzufügt, er sehe wohl, daß das Wunder sich entferne, je mehr man sich ihm zu nähern suche.

Da die Baumgänse nur sehr hoch im Norden nisten, so konnte lange Zeit Niemand sagen, er habe ihre Fortpflanzung beobachtet, noch selbst ihre Nester gesehen, und die Holländer waren auf einer Schiffahrt bis zum 80sten Grade die ersten, welche sie fanden. Pöntoppidan sagt, daß man sie dort während des ganzen Winters sieht. Sie erscheinen erst im Herbst und während des Winters an den Küsten der Provinzen York und Lancaster in England, wo sie sich in Netzen fangen lassen, ohne etwas von dem Mißtrauen oder der den andern Vögel ihrer Gattung eigenen natürlichen Schlauheit zu zeigen; sie begeben sich auch nach Irland, und besonders in die Bai von Longh-Foyle bei Londonderry, wo man sie fortwährend untertauchen sieht, um große Schilfgewächse an der Wurzel abzubeißen, deren süßes Mark ihnen zur Nahrung dient, und, wie man sagt, ihr Fleisch sehr wohlschmeckend macht. Sie kommen selten bis nach Frankreich, doch ist eine von ihnen in Burgund getödtet worden, wohin stürmische Winde sie in einem strengen Winter geworfen hatten.

Die Baumgans, Nr. 355, gehört bestimmt zu der Familie der Gans, und Aldrovande tadelt mit Recht Gesner darüber, daß er sie zu den Enten gezogen; sie hat in der That einen kleinern und leichtern Wuchs, einen dünnern und einen kürzern Schnabel und verhältnißmäßig höhere Beine als die Gans; aber sie hat deren Gestalt und Haltung, so wie alle Verhältnisse der Formen. Ihr Gefieder ist angenehm von

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lamellenschnäbler.

Gattung: Ente. *(Cuvier.)*

DIE ENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler. . . . . *id.* . .

großen schwarzen und weißen Stellen durchschnitten; und deßhalb gibt ihr Belon den Namen Nonne; ihr Gesicht ist weiß, und vom Auge zu den Nasslöchern ziehen sich zwei kleine Striche; ein schwarzer Dominò bedeckt den Hals, und fällt sich rund abschneidend, oben auf den Rücken und die Brust; der ganze Mantel ist reich grau und schwarz gewölkt, mit weißer Franse, und der ganze Unterleib ist von schönem gemohrtem Weiß.

Einige Schriftsteller erwähnen einer zweiten Art Baumgans, welche wir uns hier anzuzeigen begnügen; sie sagen, sie sey in allem den andern ähnlich, und nur ein wenig kleiner; aber dieser Unterschied der Größe ist zu wenig bedeutend, um zwei Arten aufstellen zu können; und wir sind hierin der Ansicht des Hrn. Klein, welcher, nachdem er diese beiden Baumgänse verglichen hatte, den Schluß zog, die Ornithologen hätten nur nach der Beschreibung einfacher Varietäten hier zwei Arten aufgestellt.

Die Eidergans.

(Anas mollissima. L. L'eider. B.)

Von diesem Vogel erhält man jenen so weichen, so warmen und so leichten Flaum, der unter dem Namen Eiderdunen bekannt ist, woraus man das Wort édre-don oder durch Entstellung aigle-don gemacht, und sich in Folge dessen irrthümlicher Weise eingebildet hat, es sey eine Adlerart, welche sich diese zarte und kostbare Feder ausziehe. Die Eider ist kein Adler, sondern eine Gänseart aus den nordischen Meeren, die sich in unsern Gegenden nicht zeigt, und wohl nicht weiter südlich findet, als gegen die schottischen Küsten zu.

Die Eidergans, Nr. 209, ist ungefähr von der Größe der zahmen Gans. Bei dem Männchen sind die Hauptfarben des Gefieders weiß und schwarz, und in Folge einer Anordnung, die jener entgegengesetzt ist, welche man bei den meisten Vögeln bemerkt, deren Farben im Allgemeinen oben auf dem Körper dunkler sind, als unten an demselben, hat die Eidergans einen weißen Rücken, und einen schwarzen oder schwärzlich-braunen Bauch; der obere Theil des Kopfs, so wie die Schwung- und Steuerfedern sind von derselben Farbe, mit Ausnahme der dem Körper zunächststehenden Federn, welche

weiß sind. Man sieht unten am Nacken einen breiten grünlichen Schild, und das Weiß der Brust ist mit ziegel- oder weinfarbigem Anstrich verwaschen. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen, und sein ganzes Gefieder auf braun-grauem Grunde gleichförmig mit fuchsröthlichen und schwärzlichen wellenförmigen Querlinien durchzogen. Bei beiden Geschlechtern bemerkt man von der Stirn bis zu beiden Seiten des Schnabels und fast bis unter die Naslöcher bogenförmige Ausschweifungen, durch kleine kurze sammtförmige Federn.

Die Eiderdaunen sind sehr geschätzt, und werden selbst an Ort und Stelle, in Norwegen und in Island, sehr theuer verkauft. Diese Federn sind so elastisch und so leicht, daß 2 bis 3 Pfund, die man zusammendrücken und wie einen Ballen in der Hand halten kann, sich so ausdehnen und anschwellen, daß sie das Fußkissen eines großen Bettes ausfüllen.

Die besten Dunen, welche man lebendigen Flaum (duvet vif) nennt, sind jene, welche die Eidergans sich ausreißt, um ihr Nest damit auszufüttern, und die man in diesem Nest selbst sammelt; denn abgesehen davon, daß man einen so nützlichen Vogel nicht gern tödtet, ist auch der von ihrem Körper gewonnene Flaum weniger gut, als der in den Nestern gesammelte, es sey nun, daß zur Brutzeit dieser Flaum sich in seiner größten Vollkommenheit zeigt, oder daß der Vogel wirklich nur den feinsten und zartesten ausreißt, nemlich den, welcher die Magengegend und den Bauch bedeckt.

Man darf diesen Flaum in den Nestern nur sammeln, wenn seit einigen Tagen trockenes Wetter ohne Regen war; auch darf man diese Vögel nicht ungestüm aus ihrem Nest jagen, weil sie sonst aus Schrecken ihren Koth fallen lassen würden, womit die Dunen oft befleckt werden, und um sie von diesem Unrath zu reinigen, breitet man sie auf ein Sieb, welches an Schnüre gehängt wird, und wenn man mit einem Stock darauf schlägt, fällt alles schwere hinab und die leichte Feder bleibt oben.

Das Weibchen legt 5 bis 6 dunkelgrüne Eier, die sehr gut zu essen sind;[1]) und wenn man sie fortnimmt, so ruft

[1]) Anderson behauptet, um ihrer viele zu erhalten, stelle man in das Nest einen Stock von 1 Fuß Höhe, und der Vogel höre nicht auf zu legen, bis der Haufen Eier an die Spitze des Stok-

sich das Weibchen von neuem Federn für sein Nest aus, und legt zum zweitenmale, aber weniger Eier als das erstemal; beraubt man zum zweitenmal sein Nest, so kommt das Männchen ihm zu Hülfe, und rupft sich die Federn an der Magengegend aus, weil das Weibchen dann keinen Flaum für das Nest mehr hat, und aus diesem Grunde sind die Dunen, die man das drittemal findet, weißer als die das erstemal gesammelten. Um diese dritte Ernte zu halten, muß man jedoch warten, bis das Weibchen seine Jungen ausgebrütet hat; denn nähme man ihm diese letzte Brut, die nur noch aus 2 bis 3 Eiern, oder selbst aus einem einzigen besteht, so würde es den Ort für immer verlassen; wohingegen es, wenn man es seine Familie auferziehen läßt, im folgenden Jahr zurückkehrt, und seine Jungen mitbringt, welche dann neue Paare bilden.

In Norwegen und auf Island ist der Bezirk, wo die Eidergänse die Gewohnheit haben, ihre Nester anzulegen, ein Eigenthum, welches sorgfältig gehalten, und durch Erbschaft überwiesen wird. Es gibt derartige Bezirke, wo sich mehre hundert von diesen Nestern finden. Man kann nach dem großen Preise der Dunen beurtheilen, welchen Ertrag diese Art Besitz seinem Herrn einbringen muß; auch thun die Isländer alles Mögliche, um Jeder die Eidergänse in seinen Bezirk zu locken; und wenn sie sehen, daß diese Vögel sich an einige der kleinen Inseln gewöhnen, wo sie Heerden haben, so holen sie bald die Heerden sammt den Hunden zurück, um den Eidergänsen freies Feld zu lassen, damit sie sich dort ansiedeln mögen. Diese Inselbewohner haben selbst durch Kunst und viele Mühe mehre kleine Inseln gebildet, indem sie verschiedene Vorgebirge oder in das Meer vortretende Landspitzen abtrennten und durchstachen. In dieser zurückgezogenen Einsamkeit siedeln sich die Eidergänse gerne an, obgleich sie auch bei den Wohnungen nisten, wenn man sie nur nicht stört und beunruhigt, und die Hunde und das Vieh davon entfernt. „Man kann

---

kes reiche, und er sich darauf setzen könne, um sie auszubrüten; wenn es aber so wahr wäre, als es wenig wahrscheinlich ist, daß die Isländer sich dieses grausamen Mittels bedienten, so würden sie sich wenig auf ihren eigenen Vortheil verstehen, indem sie einen Vogel umkommen ließen, der ihnen so kostbar seyn muß, da man zugleich bemerkt, daß er, durch dieses übertriebene Eierlegen erschöpft, in den meisten Fällen stirbt.

selbst, sagt Horrebows, wie ich Zeuge davon gewesen bin, unter diese Vögel gehen und kommen, während sie auf ihren Eiern sind, ohne daß sie dadurch scheu werden, ihnen ihre Eier nehmen, ohne daß sie ihre Nester verlassen, und ohne daß der Verlust sie verhinderte, bis zu dreimal ihre Brut zu erneuern."

Alles, was man von diesen Eiderdunen sammelt, wird jährlich den dänischen und holländischen Kaufleuten in Drontheim und den andern Häfen von Norwegen und Island verkauft; es bleibt nur sehr wenig oder selbst gar nichts davon im Lande. Unter diesem rauhen Klima erfreut sich der kräftige Jäger, unter einer Hütte zurückgezogen, in sein Bärenfell gehüllt, eines ruhigen und vielleicht tiefen Schlafes, während die weichen Dunen, zu uns in die Palläste der Großen gebracht, vergebens den Schlaf in das immer aufgeregte Gehirn des Ehrgeizigen herabzaubern sollen.

Wir wollen noch einige Thatsachen über die Eidergans hinzufügen, die uns Hr. Brünnich in einem kleinen Werk mittheilt, welches in dänischer Sprache geschrieben, und in die deutsche übersetzt ist, aus der wir selbst es in die französische übertragen ließen.

Man sieht zur Brutzeit männliche Eidergänse, die allein fliegen, und keine Gefährtinnen haben; die Norweger geben ihnen den Nomen **giegl-fuld, gield-aee**; es sind diejenigen, die kein Weibchen fanden, und in den Kämpfen unterlägen, die sie um deren Besitz führen, indem ihre Anzahl in dieser Art kleiner ist, als jene der Männchen; doch sind sie vor ihnen erwachsen, woher es kommt, daß die jungen Weibchen sich zuerst mit alten Männchen paaren; auch ist ihre erste Brut immer weniger zahlreich als die folgenden.

Zur Zeit der Paarung hört man das Männchen fortwährend mit rauher und wie klagender Stimme, h a, h o schreien; das Geschrei des Weibchens ist jenem des gewöhrlichen Entenweibchens ähnlich. Die erste Sorge dieser Vögel ist, daß sie ihr Nest durch einige Steine oder Sträuche, besonders Wachholdersträuche, gedeckt, anzulegen suchen; das Männchen arbeitet mit dem Weibchen; letzteres rupft sich den Flaum a[illegible] und häuft ihn an, bis es eine dicke angeschwellte Wulst ringsumher bildet, die es auf die Eier zurücklegt, wenn es dieselben verläßt, um seine Nahrung zu suchen; denn das Männchen

hilft ihm nicht brüten, und gibt nur in der Nähe Acht, um zu warnen, wenn sich etwas Feindliches annähert; das Weibchen verbirgt dann seinen Kopf, und wenn die Gefahr dringend ist, fliegt es auf und begibt sich zu dem Männchen, welches, wie man sagt, es mißhandelt, wenn der Brut ein Unglück widerfährt. Die Raben suchen die Eier, und tödten die Jungen; auch beeilt sich die Mutter, diese einige Stunden, nachdem sie ausgeschlüpft sind, aus dem Nest zu bringen, indem es dieselben auf den Rücken nimmt, und mit sanftem Fluge nach dem Meere trägt.

Von dieser Zeit an wird das Weibchen vom Männchen verlassen, und beide kehren nicht wieder auf das Land zurück, sondern mehre Bruten vereinigen sich auf dem Meer, und bilden Trupps von 20 bis 30 Jungen mit ihren Müttern, welche letztere sie führen, und sich fortwährend beschäftigen, das Wasser zu schlagen, um mit dem Schlamm und dem Sande des Bodens die Insekten und kleinen Muscheln heraufzutreiben, wovon die Jungen sich ernähren, die noch zu schwach sind, um unterzutauchen. Man findet diese jungen Vögel im Monat Juli, und schon vom Juni ab auf dem Meer, und die Grönländer rechnen ihre Sommerzeit nach dem Alter der jungen Eidergänse.

Erst im dritten Jahr nimmt das Männchen seine bestimmten Farben an; die des Weibchens sind viel früher entschieden, und seine Entwickelung ist in allem viel schneller wie die des Männchens; alle sind in ihrem ersten Alter gleichmäßig mit einem schwärzlichen Flaum bedeckt oder bekleidet.

Die Eidergans taucht sehr tief nach den Fischen unter; sie nährt sich auch von Muscheln, und zeigt sich sehr begierig nach den Eingeweiden der Fische, welche die Fischer aus ihren Kähnen werfen. Diese Vögel halten sich den ganzen Winter über auf dem Meer, selbst gegen Grönland zu, indem sie die Orte der Küste suchen, wo am wenigsten Eis ist, und nur Abends an das Land kommen, oder wenn ein Sturm bevorsteht, den ihre Flucht nach der Küste bei Tage, wie man sagt, untrüglich vorher verkündet.

Obgleich die Eidergänse wandern, und nicht allein einen Bezirk verlassen, um sich nach einem andern zu begeben, sondern auch so weit auf das Meer vordringen, daß man geglaubt hat, sie zögen von Grönland nach Amerika, so kann man sie

doch nicht eigentliche Zugvögel nennen, indem sie das eisige Klima nicht verlassen, welchem Trotz zu bieten ihr dichtes Gefieder ihnen gestattet, und da sie in der That nur in den nördlichen Meeren umherkreuzen, indem sie überall, wo die See offen und nicht mit Eis bedeckt ist, ihre Nahrung finden; auch bemerkt man, daß sie längs der Küste von Grönland bis zur Insel Disco vordringen, aber nicht weiter, weil mehr im Norden das Meer mit Eis bedeckt ist, und es scheint selbst, daß sie diese Küsten jetzt schon weniger besuchen als früher. Es finden sich jedoch ihrer bis auf Spitzbergen, denn man erkennt die Eidergans in Martens Bergente, obgleich er selbst sie verkannt hat, und er scheint uns auch die Eidergans auf der Behringsinsel und an der Spitze der Kurilen wieder zu finden. Was unser nördliches Meer betrifft, so scheinen die südlichsten Punkte, wohin sich die Eidergänse begeben, die Inseln Kerago und Kona an der schottischen Küste, Bornholm, Christiansoe und die Provinz Gothland in Schweden zu seyn.

Die Ente.

(Anas boschas. L. Le canard. B.)

Der Mensch hat eine doppelte Eroberung gemacht, als er sich Thiere unterwarf, die zugleich das Wasser und die Luft bewohnen. Die Wasservögel, sich frei in diesen beiden ausgedehnten Elementen bewegend, eben so schnell dahin eilend in allen Richtungen des Luftkreises, als die Meere durchschneidend oder unter die Wogen tauchend, schienen ihm für immer entgehen zu müssen, keine gesellige oder Gewohnheits-Verhältnisse mit uns eingehen zu können, und daher für immer von unsern Wohnungen, und selbst von dem Aufenthalt auf der Erde entfernt zu seyn.

Sie sind in der That nur durch das Bedürfniß daran gebunden, die Frucht ihrer Liebe dort niederlegen zu müssen, aber durch dieses Bedürfniß selbst, und durch das, allem was athmet, so theure Gefühl, haben wir sie ohne Zwang uns anzunähern, zu unsern Gefangenen zu machen, und durch ihre Zuneigung zu ihrer Familie an unsere Wohnungen zu fesseln gewußt.

Eier, die man auf dem Wasser mitten zwischen Schilf und Rohr fortgenommen, und einer fremden Mutter auszubrüten

gegeben hatte, welche sie annahm, haben zuerst auf unsern Geflügelhöfen wilde, scheue, flüchtige Vögel ausschlüpfen lassen, die fortwährend von der Unruhe geplagt wurden, in ihren Zustand der Freiheit zurückzukehren; aber nachdem sie die Freuden der Liebe in dem häuslichen Zufluchtsort genossen, sind diese selben Vögel und noch mehr ihre Nachkommenschaft sanfter und zutraulicher geworden, und haben unter unsern Augen zahme Rassen gezeugt; denn wir können nur, nachdem es uns gelungen ist, eine Art dahin zu vermögen, daß sie sich in der Hausgenossenschaft vermehrt, uns schmeicheln, sie unterjocht zu haben; sonst unterwerfen wir uns nur einzelne Thiere, die Art aber behauptet ihre Unabhängigkeit, und gehört uns nicht an. Wenn wir jedoch zwischen dem Männchen und Weibchen, trotz des Widerwillens gegen den Zwang der Hausgenossenschaft, jene Gefühle sich entwickeln sehen, welche die Natur überall auf eine freie Wahl begründet hat, wenn der Geschlechtstrieb beginnt, diese gefangenen Paare zu vereinigen, dann läßt sie ihre Sklaverei, für sie so sanft geworden, wie die süße Freiheit, nach und nach ihre Rechte der natürlichen Ungebundenheit, die Vorzüge ihres wilden Zustandes vergessen, und jene Orte ihrer ersten Vergnügungen, der ersten Liebe, die jedem empfindenden Wesen so theuren Orte, werden ihnen ein Aufenthalt der Wahl und der Vorliebe. Die Auferziehung der Familie erhöht noch diese Zuneigung, und theilt sie zugleich den Jungen mit, welche, indem sie durch die Geburt Bürger eines von ihren Eltern gewählten Aufenthaltes geworden sind, ihn nicht zu verändern suchen; denn da sie wenig oder gar keine Vorstellungen von einem verschiedenen Zustand oder einem andern Aufenthalt haben, so gewöhnen sie sich an ihren Geburtsort, als an ihr Vaterland, und man weiß, daß das Heimathland selbst denen theuer ist, die es als Sklaven bewohnen.

Wir haben jedoch immer nur noch einen kleinen Theil der ganzen Art uns unterworfen, besonders von jenen Vögeln, denen die Natur ein doppeltes Recht auf die Freiheit gesichert zu haben schien, indem sie dieselben zugleich den freien Räumen der Luft und des Meeres anvertraute; ein Theil der Art ist allerdings unter unsern Händen in den Zustand der Gefangenschaft gerathen; aber der größte Theil ist uns entgangen, wird sich uns immer entziehen, und der Natur als Zeuge ihrer Unabhängigkeit bleiben.

Die Art der Ente und jene der Gans ſind ſo, in zwei große Familien oder beſtimmte Raſſen getheilt, von denen eine, ſeit lange gezähmt, ſich auf unſern Geflügelhöfen fortgepflanzt, indem ſie dort eine der nützlichſten und zahlreichſten Familien unſerer Hausvögel bildet; und die andere, ohne Zweifel noch zahlreicher, flieht uns fortwährend, hält ſich auf den Gewäſſern, zieht nur im Winter durch unſere Gegenden, um ſpäter wieder zurückzukehren, und begibt ſich im Frühjahr nach dem Norden, um in den von der Herrſchaft des Menſchen am weiteſten entfernten Ländern zu niſten.

Gegen den 15ten Oktober erſcheinen in Frankreich die erſten wilden Enten; [1]) ihren anfangs kleinen Truppe folgen bald zahlreichere. Man erkennt dieſe Vögel an ihrem hohen Fluge in geneigten Linien, und regelmäßigen Dreiecken, welche die Schaar durch ihre Aufſtellung in der Luft beſchreibt; und wenn ſie alle aus den nördlichen Gegenden angekommen ſind, ſieht man ſie fortwährend von einem Teich, von einem Fluß zum andern fliegen; dann ſtellen ihnen die Jäger ſehr nach, ſey es bei Tage oder Nachts im Hinterhalt oder durch verſchiedene Schlingen und große Netze. Alle dieſe Jagden erheiſchen aber viel Behutſamkeit in den angewendeten Mitteln, um jene Vögel, welche ſehr mißtrauiſch ſind, zu überraſchen oder zu täuſchen. Sie laſſen ſich nie nieder, ohne mehremale über dem Ort, den ſie dazu wählen, herumzufliegen, wie um ihn zu unterſuchen, und ſich zu verſichern, daß er keinen Feind verbirgt; und wenn ſie endlich hinabfliegen, geſchieht es immer mit großer Vorſicht; ſie ſenken ihren Flug, und ſtreifen anfangs über die Oberfläche des Waſſers; dann ſchwimmen ſie in der Mitte, und halten ſich immer entfernt vom Ufer; zugleich wachen einige von ihnen über der allgemeinen Sicherheit, und geben ein Zeichen, ſobald irgends Gefahr droht, ſo daß der Jäger oft ſich getäuſcht, und ſie abfliegen ſieht, bevor er ſich ihnen auf Schußweite nähern konnte; doch darf er ſeinen Schuß, wenn er überhaupt den Erfolg für möglich hält, nicht übereilen; denn die wilde Ente fliegt ſenkrecht auf, und ent-

[1]) Wenigſtens in unſern nördlichen Provinzen; ſie erſcheinen erſt ſpäter in den ſüdlichen Gegenden; in Malta zum Beiſpiel kommen ſie nicht vor dem November an, wie uns der Kommandeur Desmazys verſichert.

fernt ſich nicht in demſelben Verhältniß wie ein mehr grade ſtreichender Vogel, ſo daß man eben ſo viel Zeit hat, um auf eine Ente zu zielen, die in 60 Schritt Entfernung auffliegt, wie auf ein Rebhuhn in 30 Schritt Entfernung.

Abends lockt man ſie an die Ufer der Gewäſſer, indem man zahme weibliche Enten dort aufſtellt. Der Jäger verbirgt ſich in einer Hütte oder erwartet ſie auf irgend eine andere Weiſe gedeckt und verborgen, um ſie mit Vortheil zu ſchießen; er wird von der Ankunft dieſer Vögel durch das Geräuſch ihres Fluges benachrichtigt, und beeilt ſich, die zuerſt ankommenden zu ſchießen; denn da es in dieſer Jahreszeit ſchnell finſter wird, und die wilden Enten erſt gegen Anbruch der Nacht auffliegen, ſo ſind die günſtigen Augenblicke bald vorüber. Will man eine große Jagd machen, ſo ſpannt man Netze aus, deren Schnur in die Hütte des Jägers reicht, und welche einen mehr oder weniger großen Raum auf dem Waſſer einnehmen, damit ſie den ganzen Trupp der wilden Enten, indem ſich dieſe erheben und durchkreuzen, wenn ſie durch die zahmen Enten gelockt werden, umfaſſen können. Bei dieſer Jagd muß die Leidenſchaft des Jägers ſeine Geduld unterſtützen; unbeweglich und oft halb erfroren in ſeinem Verſteck, iſt er ausgeſetzt, mehr Rheumatismus als Wildpret zu bekommen; aber gewöhnlich trägt die Leidenſchaft den Sieg davon, und die Hoffnung erneuert ſich; denn an demſelben Abend, wo er, in die Hände blaſend, geſchworen hat, nicht wieder auf ſeinen kalten Poſten zurückzukehren, macht er neue Anſchläge für den andern Morgen.

In Lothringen fängt man auf Teichen längs der Sarre die wilden Enten mit einem ſenkrecht ausgeſpannten Netz, ähnlich jenem, das zum Schnepfenfangen dient. An mehren andern Orten nähern ſich die Jäger langſam auf einem mit Laub und Schilfwerk bedeckten Kahn den auf dem Waſſer zerſtreuten Enten, und um ſie zu verſammeln, laſſen ſie einen kleinen Hund los. Die Furcht vor dem Feinde bewirkt, daß ſich die Enten langſam verſammeln, und dann kann man ſie eine nach der andern, jenachdem ſie ſich nähern, mit ſtarken Blasröhren tödten, oder man ſchießt auf den ganzen Trupp mit einer großen Flinte, welche das Blei weit auseinander fahren läßt, und eine gute Anzahl tödtet oder verwundet; aber man kann nur einmal auf ſie ſchießen, diejenigen, welche entrinnen, erkennen das

mörderiſche Boot, und laſſen ſich es nicht wieder nahe kommen. Man nennt dieſe ſehr unterhaltende Jagd le badinage.

Man fängt auch wilde Enten an Angeln mit einer Lockſpeiſe von Kalbslunge, die an einem ſchwimmenden Tannenreif befeſtigt werden. Die Entenjagd iſt überall [1]) eine der intereſſanteſten im Herbſt und im Anfang des Winters.

Unter allen unſern Provinzen iſt die Picardie diejenige, in welcher man der Erziehung der zahmen Enten die meiſte Sorgfalt widmet, und wo die Jagd der wilden Enten am ergiebigſten iſt, ſo daß es ſelbſt für das Land eine ziemlich bedeutende Einnahme wird; die Jagd wird oft im Großen angeſtellt, und zwar in kleinen natürlichen, oder durch Kunſt längs dem Ufer der Gewäſſer, und in dem Dickicht des Schilfs angelegten Buchten. Nirgends wird aber dieſe Jagd mit mehr Zurüſtung, und angenehmer betrieben, als auf dem ſchönen Teich von Armainvilliers in Brie. Folgendes iſt die Beſchreibung, die uns durch Hrn. Ray, Secretair Sr. Hoh. des Herzogs von Panthievre, darüber mitgetheilt wurde:

„An einem der Ufer dieſes Teichs, welches Schilf und Rohr beſchattet, und ein kleines Gehölz begränzt, bildet das Waſſer eine tiefe Bucht in einem Dickicht, und eine Art kleinen Hafen, wo immer Ruhe und Stille herrſcht. Von dieſem Hafen hat man Kanäle in das Innere des Gebüſches abge-

[1]) Navarette läßt die Chineſen gegen die Enten daſſelbige bewerkſtelligen, deſſen Erfindung Peter Martyr den Indianern auf Kuba zuſchreibt, welche ſchwimmend, und nur mit dem in eine Kalebaſſe gehüllten Kopf außer dem Waſſer, wie man ſagt, auf ihren Seen die wilden Gänſe an den Füßen fangen. Wir zweifeln jedoch, ob in der neuen Welt und in China dieſe Jagd von beſſerm Erfolg geweſen, als die merkwürdige Anweiſung, die einer unſer Journaliſten uns mit ſo gutem Glauben in einem gewiſſen Hefte vor: „Natur, unter ihren verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet," mittheilt, wo der Verfaſſer das Mittel angibt, einen ganzen Trupp wilder Enten zu fangen, welche alle, eine nach der andern, ſich an eine Schnur heften würden, an deren Ende eine Eichel befeſtigt iſt, welche durch die erſte des Trupps verſchlungen wird, die ſie wieder hinten von ſich gibt, dann eben ſo von der zweiten, von der dritten, und ſo weiter, bis allmälig alle vom Schnabel zum Schwanz an der Schnur aufgereiht ſind. Man wird ſich erinnern, in welchem ſcherzhaften Ton ein anderer Journaliſt damals dieſe Albernheit verſpottete, indem er ſich eben ſo ſinnreich in ſeiner Ironie zeigte, als unſer Naturbetrachter leichtgläubig in ſeiner Einfalt war.

leitet, nicht in grader Linie, sondern in bogenförmigen Krümmungen. Diese Kanäle, cornes genannt, ziemlich breit und tief bei ihrer Einmündung in die Bucht, werden allmälig schmaler und seichter, je weiter sie sich krümmend in das Gehölz ziehen, wo sie in verlängerte und ganz trockene Spitzen auslaufen.

„Der Kanal ist ungefähr von der Mitte seiner Länge an mit einem wiegenförmigen Netz bedeckt, welches Anfangs breit und hoch ist, aber schmal und niedriger wird, jemehr der Kanal sich verengt, und an dessen Spitze sich taschenförmig endigt.

„Dies sind die Zubereitungen für den Empfang der zahlreichen Trupps wilder Enten, mit andern Arten, als Kriechenten ꝛc. vermischt, welche gegen die Mitte des Oktober sich auf den Teichen niederlassen; aber um sie nach der Bucht und in die verhängnißvollen Winkel zu locken, mußte man ein zweckmäßiges Mittel ersinnen, und dieses ist seit lange vorbereitet.

„Mitten im Gehölz, dem Mittelpunkt der Kanäle, wohnt der Entenhüter, der aus seinem kleinen Hause täglich dreimal das Futter ausstreut, womit er während des ganzen Jahrs mehr als 100 halb zahme, halb wilde Enten ernährt, die, den ganzen Tag über auf dem Teiche schwimmend, nicht ermangeln, zur gewohnten Stunde, und auf den Ton der Pfeife herbeizufliegen, indem sie an der Bucht sich niedersenken, um die Kanäle hinauf zu schwimmen, wo ihr Futter sie erwartet.

„Diese Verräther, wie der Entenfütterer sie nennt, vermischen sich später mit den Trupps der wilden Enten, führen sie in die Bucht, und von dort in die Kanäle, während der Entenhüter, hinter einer Reihe von Schilfhaufen verborgen, ihnen das Futter vorwirft, um sie bis unter die Netze zu locken; dann zeigt er sich in den Zwischenräumen der schief aufgestellten Schilfhaufen, die ihn den von hinten kommenden Enten verbergen, und erschreckt die vordersten, welche dann weiter unter den Netzen vordringen. Man fängt so ihrer 50 und 60 auf einmal. Es ist selten, daß die halb zahmen Enten hierbei gefangen werden, sie sind auf das Spiel vorbereitet, und kehren auf den Teich zurück, um dasselbe Manöver wieder beginnen, und einen andern Fang herbeizuführen.“ [9])

9) Willughby beschreibt genau dieselbe Jagd, die auch in den Grafschaften Lincoln und Norfolk in England angestellt wird, wobei man, wie

Wenn die wilden Enten im Herbſt durchkommen, ſo halten ſie ſich mitten auf den großen Gewäſſern, und ſehr entfernt von den Ufern; ſie bringen dort den größten Theil des Tages zu, um ſich auszuruhen oder zu ſchlafen. „Ich habe ſie, ſagt Hr. Hebert, mit einem Fernrohr auf einem unſerer größten Teiche beobachtet, der bisweilen ganz von ihnen bedeckt zu ſeyn ſchien; man ſieht ſie dort mit dem Kopf unter dem Flügel und ohne Bewegung, bis eine halbe Stunde vor dem Untergang der Sonne alle ihren Aufflug nehmen.“

Die wilden Enten bewegen ſich allerdings mehr bei Nacht als bei Tage; ſie waiden, reiſen beſonders des Abends und ſelbſt in der Nacht, zu welcher Zeit ſie auch ankommen und abziehen; die meiſten von denen, die man bei hellem Tage ſieht, ſind durch die Jäger oder durch Raubvögel aufgeſcheucht worden. In der Nacht verräth das Geräuſch des Fluges ihr Vorüberziehen. Das Schlagen ihrer Flügel iſt lärmender in dem Augenblick ihres Abflugs, und dieſes Geräuſches wegen gibt Varro der Ente den Beinamen quassagipenna.

So lange das Wetter nicht zu kalt wird, bieten die Waſſerinſekten und die kleinen Fiſche, die Fröſche, die noch tief in dem Schlamm verſunken ſind, der Schilfſaamen, die Waſſerlinſen und einige andere Sumpfpflanzen den Enten reichliche Nahrung dar; aber gegen Ende Dezembers oder Anfang Januars, wenn die großen ſtehenden Gewäſſer zugefroren ſind, begeben ſie ſich auf die noch nicht mit Eis bedeckten Flüſſe, und ſuchen ſpäter am Saum der Wälder die Eicheln; bisweilen werfen ſie ſich ſelbſt auf die mit Getreide beſäeten Felder; und wenn der Froſt 8 bis 10 Tage anhält, ſo verſchwinden ſie, um erſt mit dem Thauwetter im Februar zurückzukehren. Dann ſieht man ſie Abends mit den Südwinden ankommen, aber in geringerer Anzahl; ihre Schaaren haben ſich offenbar durch alle Verluſte vermindert, welche ſie während des Winters erlitten. Auch der geſellige Inſtinkt ſcheint mit ihrer Anzahl

---

er ſagt, bis zu 4000 Enten fängt, (wahrſcheinlich in einem ganzen Winter.) Er berichtet auch, um ſie anzulocken, bediene man ſich des kleinen fuchsrothen Hundes, und überdem muß eine große Anzahl Enten in dieſen ſumpfigen Gegenden niſten, da nach ſeiner Erzählung die Jagd am ergiebigſten iſt wenn die Enten in der Mauſe ſind, indem dann die Kähne ſie nur vor ſich her in die auf den Teichen ausgeſpannten Netze zu treiben haben.

schwächer geworden zu seyn; sie bilden fast keine Trupps mehr; sie fliegen einzeln in der Nacht vorüber, und man findet sie bei Tage nur im Schilf verborgen; sie verweilen nur so lange, als der ungünstige Wind sie dazu zwingt. Sie scheinen sich jetzt schon paarweise zu vereinigen, und beeilen sich, die nördlichen Gegenden zu erreichen, wo sie dann nisten und den Sommer zubringen.

In dieser Jahreszeit bedecken sie sozusagen alle Flüsse in Sibirien, in Lappland, und begeben sich noch weiter nach Norden, bis Spitzbergen und Grönland. „In Lappland, sagt Hr. Hoegström, scheinen diese Vögel, wenn auch nicht die Menschen verjagen, doch sie ersetzen zu wollen; denn sobald die Lappländer im Frühjahr gegen die Berge ziehen, fliegen die wilden Enten nach dem westlichen Meer, und wenn die Lappländer im Herbst sich nach den Ebenen zurück begeben, so haben diese Vögel sie schon verlassen." Mehre andere Reisende bezeugen dasselbe. „Ich glaube nicht, sagt Regnard, daß es ein Land in der Welt gibt, wo sich mehr wilde Enten, Kriechenten und andere Wasservögel finden, als in Lappland; die Flüsse sind ganz bedeckt damit, und im Monat Mai sind ihre Nester dort so zahlreich, daß die Einöde damit erfüllt zu seyn scheint."

In unsern gemäßigten Gegenden bleiben jedoch einige Paare dieser Vögel zurück, welche durch besondere Umstände verhindert wurden, den übrigen zu folgen, und die in unsern Sümpfen nisten. Nur in unsern vereinzelten Nachzüglern konnte man das Eigenthümliche in den Geschlechts-Verhältnissen dieser Vögel, und ihre Sorgfalt für die Erziehung der Jungen in dem wilden Zustande beobachten.

Wenn die ersten milden Winde wehen, gegen das Ende des Februar, beginnen die Männchen die Weibchen aufzusuchen, und oft machen sie sich dieselben durch Kämpfe streitig. [1]) Die Paarung währt ungefähr 3 Wochen. Das Männchen scheint sich mit der Wahl eines geeigneten Ortes, um die Frucht seiner

---

[1]) Die Landleute, die um den Teich von Armainvilliers wohnen, haben uns gesagt, bisweilen habe ein Männchen ihrer zwei, und behalte sie; da aber die auf diesem Teich ernährten Enten in einem mittlern Zustand zwischen dem wilden und jenen der Hausgenossenschaft sind, so nehmen wir diese Thatsache nicht unter jenen auf, welche wirklich natürliche Gewohnheiten der Art darlegen.

Liebe unterzubringen, zu beschäftigen, er zeigt ihn dem Weibchen, welches ihn in Besitz nimmt; es ist gewöhnlich ein dichtes Schilf, das sich einzeln mitten im Sumpf erhebt. Das Weibchen dringt hinein, und richtet ihr Nest ein, indem es einige Schilfhalme zurückbiegt. Obgleich aber die wilde Ente, wie die andern Wasservögel, ihr Nest vorzugsweise in der Nähe des Wassers anlegt, so findet man es doch bisweilen in ziemlich entfernten Gebüschen oder in den Feldern auf jenen Strohhaufen die der Landmann dort zusammenschichtet, oder in den Waldungen auf abgehauenen Eichenstämmen, und in alten verlassenen Nestern. Man findet gewöhnlich in jedem Nest 10 bis 15 und selbst bis 18 Eier; sie sind grünlich-weiß, und der Dotter ist roth. Man hat bemerkt, daß die Brut der alten Weibchen zahlreicher ist, und früher beginnt, als jene der jungen.

Jedes Mal, wenn das Weibchen seine Eier, selbst für kurze Zeit verläßt, hüllt es sie in den Flaum, den es sich ausgerissen hat, um sie weich zu legen. Es begibt sich nie im Fluge nach dem Nest; es läßt sich 100 Schritt weiter nieder, und geht vorsichtig zurück, indem es beobachtet, ob keine Feinde in der Nähe sind; hat es sich aber einmal auf seine Eier gesetzt, so verläßt es dieselben selbst bei der Annäherung eines Menschen nicht.

Das Männchen scheint das Weibchen in der Sorge der Brut nicht abzulösen; es hält sich nur in geringer Entfernung, begleitet das Weibchen, wenn es seine Nahrung suchen geht, und vertheidigt es vor der Verfolgung der andern Männchen. Die Brut währt 30 Tage. Alle Jungen werden an demselben Tage geboren, und schon am andern Morgen verläßt die Mutter das Nest, und ruft sie zum Wasser. Furchtsam und zaghaft zögern sie, und einige ziehen sich selbst zurück; das muthigste folgt jedoch der Mutter, und bald ahmen die andern sein Beispiel nach. Sind sie einmal aus dem Nest, so kehren sie nicht wieder dahin zurück; und wenn es weit vom Wasser, oder zu hoch ist, nimmt der Vater und die Mutter sie beim Schnabel, und so bringen sie eins nach dem andern auf das Wasser; Abends vereinigt sie die Mutter, und führt sie nach dem Schilf, wo sie dieselben während der Nacht unter ihren Flügeln erwärmt; den ganzen Tag über erhaschen sie an der Oberfläche des Wassers und in dem Grase die Mücken und andere

kleine Insekten, welche ihre erste Nahrung sind; man sieht sie untertauchen, schwimmen, und tausend Bewegungen auf dem Wasser mit eben so viel Schnelligkeit als Leichtigkeit machen.

Indem die Natur zuvörderst die zum Schwimmen nöthigen Muskeln bei ihnen stärkt und befestigt, scheint sie einige Zeit die Ausbildung oder wenigstens das Wachsthum ihrer Flügel zu vernachlässigen. Diese Theile bleiben fast sechs Wochen, kurz und ungestaltet; die junge Ente ist fast halb ausgewachsen, und auf dem Bauch und längs dem Rücken schön befiedert, bevor die Schwungfedern zum Vorschein kommen, und erst fast mit 3 Monaten kann sie sich im Fliegen versuchen. In diesem Zustand nennt man sie halbran, ein Name, der von dem Deutschen Halbente abgeleitet zu seyn scheint; und in Folge dieser Unfähigkeit zu fliegen, stellt man gegen diese halbrans eine eben so leichte als ergiebige Jagd auf den Teichen und in den Sümpfen an, wo sie in großer Menge vorhanden sind. Wahrscheinlich sind es auch dieselben zum Fliegen noch zu jungen Enten, welche die Lappländer mit Stöcken auf ihren Seen tödten. Dieselbe Art dieser wilden Enten, welche unsere Gegenden im Winter besuchen, und im Sommer den Norden unsers Kontinents, finden sich auch in den entsprechenden Theilen der neuen Welt; ihre Wanderungen und ihre Herbst- und Frühjahrsreisen scheinen dort in derselben Art, und zu denselben Zeiten statt zu finden; und es kann nicht befremden, wenn Vögel von so kräftigem Fluge und die vorzugsweise den Norden besuchen, von einem Kontinent nach dem andern ziehen. Wir können jedoch zweifeln, ob die durch die Reisenden gesehenen und in den südlichen Ländern in großer Anzahl gefundenen Enten der gemeinen Art angehören, und wir glauben, daß man sie vielmehr auf eine der Arten zurückführen muß, die wir später beschreiben werden, und die in der That jenen Klimaten eigenthümlich sind; wir müssen dieses wenigstens vermuthen, bis wir die Entenart genauer kennen, die sich auf dem australischen Archipel findet. Wir wissen, daß jene, denen man auf St. Domingo den Namen wilde Enten gibt, nicht von der Art der unsern sind; und nach einigen Anzeigen über die Vögel der heißen Zone glauben wir nicht, daß die Art unserer wilden Enten dorthin gedrungen ist, doch mag man wohl die zahme hingebracht haben. Welches nun aber auch die Arten in diesen südlichen Gegenden seyn mögen, so schei-

nen ſie nicht den Reiſen und Wanderungen ausgeſetzt zu ſeyn, deren Urſache in unſerm Klima in dem Wechſel der Jahreszeiten liegt.

Ueberall hat man geſucht, eine ſo nützliche Art, wie jene unſerer Ente iſt, zu zähmen und ſich anzueignen; und dieſe Art iſt nicht allein gemein geworden, ſondern auch einige andere ausländiſche, und urſprünglich ebenfalls wilde Arten haben ſich in der Hausgenoſſenſchaft vervielfältigt, und es ſind neue zahme Arten aus ihnen entſtanden, wie zum Beiſpiel die Biſam-Ente, durch den doppelten Vortheil ihrer Federn und ihres Fleiſches, und durch die Leichtigkeit ihrer Erziehung uns eins der nützlichſten, und in der neuen Welt am meiſten verbreiteten Hausgeflügel geworden iſt. [1])

Um Enten mit Erfolg zu erziehen und große Schaaren von ihnen zu bilden, welche gedeihen, muß man ihnen, wie den Gänſen, einen Ort in der Nähe des Waſſers anweiſen, wo ſie an freien Ufern und auf Raſenplätzen weiden, ſich ausruhen und bewegen können. Man ſieht zwar häufig Enten eingeſchloſſen und im Trockenen auf den Gehöften halten; aber dieſe Lebensart iſt ihrer Natur zuwider; ſie entarten und verkommen gewöhnlich in einer ſolchen Gefangenſchaft; ihre Federn ſchleißen ſich ab, und verwirren ſich; ihre Füße werden auf dem Kiesſand verletzt; ihr Schnabel leidet durch wiederholte Reibungen; alles wird gehemmt und verletzt, weil alles dem Zwange unterworfen iſt; und die ſo gehaltenen Enten werden weder einen ſo guten Flaum geben, noch eine ſo ſtarke Raſſe erzeugen, als jene, die eines Theils ihrer Freiheit genießen, und in ihrem eigenen Element leben; wenn daher der Ort kein fließendes oder ſtehendes Gewäſſer darbietet, ſo muß man eine Pfütze ausgraben, in welcher die Enten ſchwimmen, ſich waſchen und untertauchen können, was zur Behauptung ihrer Kraft, und ſelbſt zu ihrer Geſundheit durchaus nothwendig iſt. Die Alten, welche mit mehr Aufmerkſamkeit als wir die intereſſanten Gegenſtände der Landwirthſchaft und des Landlebens behandelten, jene Römer, die in der einen Hand Siegeszeichen zurückbrachten, und mit der andern den Pflug führten, haben uns hier, wie in ſo vielen andern Dingen, nützliche Anweiſungen hinterlaſſen. Columella und Varro

[1]) Siehe den folgenden Aufſatz über die Biſam-Ente.

beſchreiben uns ausführlich und mit Vorliebe die Anlage eines Geflügelhofes für die Enten (nessotrophium). Sie verlangen darin Waſſer, Kanäle, Rinnen, Raſen, Schatten, einen kleinen See mit ſeiner kleinen Inſel;*) alles ſo verſtändig und pittoresk angeordnet, daß eine ähnliche Anlage eine Zierde für das ſchönſte Landhaus ſeyn würde.

In dem Waſſer, welches man für die Enten beſtimmt, dürfen keine Blutigel ſeyn; ſie tödten die Jungen, indem ſie ſich an ihre Füße heften, und um ſie zu entfernen, muß man in den Teich Schleihen oder andere Fiſche ſetzen, welche die

*) „Media parte defoditur lacus.... ora cujus clivo paulatim subsideant, ut tanquam e littore descendatur in aquam.... media pars terrena sit, ut colocasiis aliisque familiaribus aquae viridibus conseratur, quae inopacent avium receptacula.... per circuitum unda pura vacet, ut sine impedimento, cum apricitate diei gestiunt aves, nandi velocitate concertent.... gramine ripae vestiantur.... parietum in circuitu effodiantur cubilia quibus nidificent aves, eaque contegantur buxeis aut myrteis fruticibus.... statim perpetuus canaliculus humi depressus constituatur, per quem quotidie mixti cum aqua cibi decurrant; sic enim pabulatur id genus avium.... martio mense festucae surculique in avario spargendi, quibus nidos struant.... et qui *nessotrophium* constituere volet, avium circa paludes ova colligat, et cohortalibus gallinis subjiciat: sic enim exclusi atque educati pulli deponunt ingenia sylvestria.... sed clathris superpositis, aviarium retibus contegatur, ne aut avolandi sit potestas domesticis avibus, aut aquilis vel accipitribus involandi.“

Ich kann mir es nicht verſagen, dieſe Stelle frei zu überſetzen, ohne daß ich jedoch hoffen darf, ganz ihre Anmuth wiederzugeben:

„Um einen See mit ſanftgeneigten Ufern, und in deſſen Mitte ſich eine kleine, von Gebüſch beſchattete und mit Schilf eingefaßte Inſel erhebt, wird ſich die Umzäunung ausdehnen, in ihrem Umfang mit Behältniſſen zum Niſten verſehen, vor denen eine Rinne fließt, in welche jeden Tag das für die Enten beſtimmte Futter geworfen wird, indem ihnen keine Nahrung angenehmer iſt, als die ſie aus dem Waſſer fiſchen. Dort wird man ſie ſpielen und um die Wette ſchwimmen ſehen; dort könnt ihr unter euern Augen ſich eine edlere Raſſe ausbilden ſehen; der Inſtinkt dieſer kleinen Gefangenen, anfangs noch ſcheu und wild, wird allmälig ſanfter und zutraulicher; aber um ſie noch beſſer zu ſichern, und ſie zugleich vor dem Raubvogel zu ſchützen, muß der ganze Raum mit einem Netz oder Gitterwerk umgeben und bedeckt ſeyn.“

Blutigel freſſen. In allen Lagen, ſey es am fließenden Waſſer, oder am Ufer eines ſtehenden Gewäſſers, muß man Körbe zum Niſten mit einer Ueberdeckung aufſtellen, und die im Innern geräumig und bequem genug ſind, um dieſen Vögeln zusagen zu können. Das Weibchen legt 10, 12 oder 15 Eier von 2 zu 2 Tagen; es wird ſelbſt bis 30 und 40 legen, wenn man ſie ihm fortnimmt, und es reichlich ernährt. Es iſt hitzig in der Liebe, und das Männchen iſt eiferſüchtig; es eignet ſich gewöhnlich zwei bis drei Weibchen zu, die es führt, beſchützt und befruchtet; in ihrer Ermangelung hat man es wenig paſſende Verbindungen eingehen ſehen, und das Weibchen iſt kaum weniger zurückhaltend vor fremden Liebkoſungen.

Die Brutzeit währt mehr als 4 Wochen; [1]) dieſe Zeit bleibt dieſelbe, wenn ein Huhn die Eier ausbrütet; dieſes wird durch ſo lange Sorgen an die kleinen Enten gefeſſelt, denen es zwar eine Stiefmutter, aber nichts deſto weniger zärtliche Mutter iſt. Man ſieht es an ihrer Unruhe, wenn dieſe, zum erſtenmale nach dem Waſſer geführt, ihr Element erkennen, und durch den Inſtinkt angetrieben, ſich hineinſtürzen, trotz des wiederholten Geſchreies ihrer Führerin, welche ſie vergebens vom Ufer zurückruft, indem ſie ſich wie eine troſtloſe Mutter gebärdet. Das erſte Futter, welches man den jungen Enten gibt, ſind Hirſekörner, und bald wirft man ihnen Gerſte vor; ihre natürliche Gefräßigkeit zeigt ſich faſt ſchon bei ihrer Geburt; jung oder erwachſen können ſie nie ſatt werden; ſie verſchlingen alles, was ſie finden, ſowie was man ihnen anbietet; ſie nagen Gras und Kräuter ab, picken Körner auf, erhaſchen Inſekten, und fangen kleine Fiſche, indem ſie mit dem Körper ſenkrecht untertauchen, ſo daß nur der Schwanz außer dem Waſſer bleibt; ſie erhalten ſich in dieſer gezwungenen Stellung länger als eine halbe Minute durch ein fortwährendes Schlagen mit den Füßen.

Sie erlangen in ſechs Monaten ihre Größe und alle ihre Farben; das Männchen unterſcheidet ſich durch einen kleinen

---

[1]) Es ſcheint, daß die Chineſen die Enteneier, wie jene der Hühner, durch künſtliche Wärme ausbrüten, wie aus folgender Nachricht von Franz Camel zu entnehmen iſt: Anas domestica ytic Luzoniensibus, cujus ova Sinae calore fovent et excludunt. (Die zahme Ente Ytic auf Luzon, deren Eier in China durch Wärme ausgebrütet werden.)

Federbüschel, der sich auf dem Bürzel erhebt; sein Kopf ist überdem mit reichem Smaragdgrün, und die Flügel mit einem glänzenden Spiegel geschmückt; das weiße Halbhalsband in der Mitte des Halses, das schöne Purpurbraun auf der Brust und die Farben auf den andern Theilen des Körpers sind so zusammengestellt und schattirt, daß sie im Ganzen ein schönes Gefieder bilden, welches ziemlich bekannt, und überdem auf unserer illuminirten Tafel gut dargestellt ist.

Wir müssen jedoch bemerken, daß diese schönen Farben ihre ganze Lebhaftigkeit nur bei den Männchen der wilden Rasse haben; sie sind immer matter und weniger deutlich bei den zahmen Enten, die auch weniger zierliche und leichte Formen haben; ein etwas geübtes Auge wird sich darin nicht täuschen können. Bei jenen Jagden, wo die zahmen Enten die wilden aufsuchen, und sie dem Schuß des Jägers entgegen führen, ist es eine gewöhnliche Bedingung, dem Enteuwärter einen festgestellten Preis für jede zahme Ente zu zahlen, die aus Versehen getödtet wurde; aber ein geübter Jäger täuscht sich selten darin, obgleich zahme Enten von derselben Farbe wie die wilden zu jenem Zweck gewählt werden; denn letztere haben außer ihren lebhaften Farben auch glattere und dichter anschließende Federn, einen dünnern Hals, einen feinern Kopf, und bestimmter gezeichnete Umrisse, und in allen ihren Bewegungen erkennt man die Leichtigkeit, die Kraft und den Lebensmuth, den das Gefühl der Freiheit gewährt. „Wenn ich dieses Gemälde von meinem Balkon betrachte, sagt Hr. Hebert, glaube ich, ein geschickter Maler habe die wilden Enten gezeichnet, während die zahmen nur das Werk seiner Schüler zu seyn scheinen. Selbst die Jungen, die man aus den Eiern der wilden Enten im Hause ausbrüten läßt, sind noch nicht mit ihren schönen Farben geschmückt, und doch erkennt man sie an ihrem Wuchs und der Zierlichkeit ihrer Formen, und dieser Unterschied in den Umrissen zeigt sich nicht allein in dem Gefieder und dem Wuchs, sondern er ist noch viel merklicher, wenn man die wilde Ente auf unsern Tischen aufträgt; auch ist der Magen immer abgerundet, während er bei der zahmen Ente einen merklichen Winkel bildet, obgleich diese viel mehr Fett, als die wilde hat, welche aber mit eben so feinem als saftigem Fleisch versehen ist. Die Geflügelhändler erkennen sie leicht an den Füßen, deren Schuppen fein, gleichmäßig und glänzend sind; an

den dünnern Schwimmhäuten, an den schärfern und glatteren Nägeln, und an den feiner gebildeten Beinen.

Das Männchen, Nr. 776, ist nicht allein in der Art der eigentlich sogenannten Ente, sondern aller dieser zahlreichen Familie angehörigen, und im Allgemeinen bei allen Wasservögeln mit breitem Schnabel und mit Ruderfüßen immer größer als das Weibchen, Nr. 777. Das Gegentheil findet sich bei allen Raubvögeln, bei denen das Weibchen fortwährend größer ist als das Männchen. Eine andere allgemeine Bemerkung über die ganze Familie der Enten und der Kriechenten ist, daß die Männchen mit schönen Farben geschmückt sind, während die Weibchen fast alle nur ein einförmig braunes oder graues erdfarbiges Gefieder haben, und dieser bei den wilden Arten durchgängig sich findende Unterschied bleibt auch den zahmen Rassen eingeprägt, wenigstens so sehr, als es die Veränderung der Farben gestattet, die durch die Vermischung der wilden und der zahmen Rassen entstanden.

Die zahmen Enten wurden in der That, wie alle andere gezähmte Vögel, den Einflüssen der Hausgenossenschaft unterworfen; die Farben des Gefieders sind schwächer geworden, und selbst bisweilen ganz erloschen oder verändert; man sieht ihrer mehr oder weniger weiße, braune, schwarze oder gemischte; andere erhielten einen bei der wilden Art sich nicht findenden Schmuck; so die Rasse, welche eine Haube trägt. Bei einer andern, noch mehr durch die Hausgenossenschaft entstellten Rasse, hat der Schnabel sich gekrümmt, die Konstitution sich verändert, und die einzelnen Vögel zeigen alle Spuren der Entartung; sie sind schwach, schwerfällig, und einer übermäßigen Fettansetzung unterworfen; die sehr zarten Jungen sind schwer aufzuerziehen. Hr. Frisch, der diese Beobachtung machte, sagt auch, die Rasse der weißen Enten sey durchgängig kleiner und schwächer, als die andern Rassen, und er fügt hinzu, bei der Vermischung einzelner Vögel von verschiedenen Farben glichen die Jungen im Allgemeinen dem Vater in den Farben des Kopfs, des Rückens und des Schwanzes; was auch der Fall in der Frucht der Vereinigung eines ausländischen Enterichs mit einem Weibchen der gewöhnlichen Art ist. Was die Behauptung Belons über den Unterschied einer großen und einer kleinen Rasse in der wilden Art betrifft, so finden wir keinen Beweis dafür, und wahrscheinlich ist die Bemerkung

nur auf einige Verschiedenheiten zwischen mehr oder weniger alten einzelnen Vögeln zu beziehen.

Allerdings bietet selbst die wilde Art einige zufällige, oder vielleicht durch ihren Verkehr auf den Teichen mit den zahmen Enten veranlaßte Varietäten dar; denn Hr. Frisch bemerkt, daß die wilden und die zahmen Enten sich vermischen und paaren; und Hr. Hebert hat beobachtet, daß sich oft unter derselben in großen Teichen auferzogenen Brut einige junge Enten finden, die den wilden gleichen, ihren scheuen unabhängigen Instinkt haben, und mit ihnen im Herbst davon fliegen. Was nun hier das wilde Männchen auf das Weibchen bewirkt, kann auch das zahme Männchen auf das wilde Weibchen bewirken, vorausgesetzt, daß dieses bisweilen seinen Verfolgungen nachgibt, und hieraus entstehen jene Verschiedenheiten in der Größe und den Farben, [1]) welche man unter einigen einzelnen wilden Enten beobachtet hat.

Alle Enten, wilde und zahme, sind wie die Gänse einer fast plötzlichen Mause unterworfen, in welcher ihre großen Federn in wenigen Tagen, und oft in einer einzigen Nacht ausfallen; und nicht allein die Gänse und die Enten, sondern auch alle Vögel mit Ruderfüßen und plattem Schnabel scheinen dieser großen Mause unterworfen zu seyn; bei dem Männchen tritt sie nach der Paarung, und bei dem Weibchen nach der Brutzeit ein, und sie scheinen durch die große Erschöpfung der Männchen in der erstern und der Weibchen in der letztern veranlaßt zu werden. „Ich habe sie oft in diesen Zeiten der Mause beobachtet, sagt Hr. Baillon; einige Tage zuvor sah ich sie sich unruhig bewegen, und sie schienen große Unbequemlichkeiten zu empfinden; sie verbargen sich, als ihnen die Federn ausfallen wollten. Den andern Morgen und die folgenden

---

[1]) Die schwarze wilde Gans bei Frisch.

Wir sahen selbst auf dem Teich von Armainvilliers, wo alle Enten ein dem Gefieder der wilden ähnliches haben, zwei Varietäten; die eine, die rothe Ente genannt, die an den Seiten Federn von schönem Braunroth hat; eine andere war ein Männchen, dem das Halsband fehlte, wogegen der ganze untere Theil des Halses und das Schild auf der Brust von schönem Grau waren. Auf ähnliche einzelne Vögel muß man die beiden Varietäten zurückführen, die Hr. Brisson unter dem Namen boschas major grisea und boschas major naevia aufführt.

Tage waren diese Vögel traurig und wie verschämt, sie schienen ihre Schwäche zu fühlen, wagten nicht, ihre Flügel auszubreiten, selbst wenn man sie verfolgte, und es war, als hätten sie deren Gebrauch vergessen. Diese Zeit der Trauer währte ungefähr 30 Tage für die Enten und 40 für die Grauenten und die Gänse; die Munterkeit kehrte mit den Federn zurück; sie badeten sich dann oft, und begannen wieder umher zu fliegen. Mehr als einmal habe ich ihrer verloren, weil ich die Zeit nicht genau bemerkte, in welcher sie anfingen, sich im Fliegen zu üben; sie entfernten sich während der Nacht; ich hörte sie einen Augenblick umherflattern; aber ich hütete mich, hinabzugehen, weil sie sonst alle aufgeflogen seyn würden."

Die innere Organisation bietet in den Arten der Ente und der Gans einige Besonderheiten dar: die Luftröhre erweitert sich vor ihrer Gabeltheilung in eine Art knochiges und knorpliges Gefäß, welches eigentlich ein zweiter unter der Luftröhre befindlicher Kehlkopf ist, und vielleicht dazu dient, Luft aufzunehmen, damit der Vogel während des Untertauchens damit versehen sey, und ohne Zweifel erhält dadurch seine Stimme jenen lärmenden und rauhen Widerhall, der sein Geschrei bezeichnet. Die Alten hatten auch ein besonderes Wort für das Geschrei der Enten; und der schweigsame Pythagoras wollte, daß man sie von der Wohnung entferne, wo sein Weiser sich der Betrachtung hingeben sollte; aber das Ohr eines jeden Menschen, sey er Philosoph oder nicht, der auf dem Lande liebt, was dessen höchsten Reiz bildet, nämlich die Bewegung, das Leben und das Geräusch der Natur, wird durch den Gesang der Vögel, durch das Geschrei des Geflügels, und durch das häufige und lärmende kankan der Enten nicht verletzt, sondern der ländliche Aufenthalt dadurch nur noch mehr belebt und erheitert; es ist die Trompete unter den Flöten und den Clarinetten; es ist die Musik des ländlichen Regiments.

Die Weibchen machen auch hier, wie in einer wohlbekannten Art, den meisten Lärm, und sind am geschwätzigsten; ihre Stimme ist höher, stärker und biegsamer, als die der Männchen, welche eintönig und immer heiser erklingt. Man hat auch bemerkt, daß das Weibchen nicht in der Erde kratzt, wie das Huhn; aber doch kratzt es in nicht tiefem Wasser, um die Wurzeln auszuziehen, oder Insekten und Muscheln aufzuscharren.

Männchen und Weibchen haben zwei lange Blinddärme, und man hat beobachtet, daß das männliche Glied spiralförmig gewunden ist. *)

Der Schnabel der Ente ist wie jener des Schwanes und aller Gänsearten, breit, dick, an den Rändern ausgezahnt, inwendig mit einer Art fleischigem Gaumen und einer dicken Zunge, und mit einer hornigen Falze von härterer Substanz, als der übrige Schnabel, an der Spitze versehen. Alle diese Vögel haben auch einen sehr kurzen Schwanz; die Beine stehen sehr nach hinten, und ziehen sich fast an den Hinterbauch zurück, weßhalb es diesen Vögeln schwer wird, auf der Erde zu gehen und das Gleichgewicht zu behaupten. Hierdurch werden ihre Bewegungen unsicher; ihr Gang wird schwankend, und sie haben ein schwerfälliges Ansehen, das man für Dummheit hält, während man im Gegentheil an der Leichtigkeit ihrer Bewegungen im Wasser die Kraft und die Feinheit ihres Instinktes erkennt.

Man hält das Fleisch der Ente für schwer und erhitzend; doch wird es viel gegessen, und man weiß, daß das Fleisch der wilden Ente feiner und wohlschmeckender ist, als das der zahmen. Die Alten wußten es wie wir; denn man findet im Apicius bis vier verschiedene Arten es zuzubereiten. Unsere modernen Apicius sind nicht aus der Art geschlagen, und eine Entenpastete von Amiens ist ein allen Feinschmeckern des Königreichs wohlbekannter guter Bissen.

Das Entenfett wird in Nervenleiden angewendet. Man schreibt dem Blut die Kraft zu, dem Gift, selbst jenem der Viper, zu widerstehen. Dieses Blut war der Grundbestandtheil des berühmten Gegengiftes von Mithridates. Man glaubte in der That, daß, da die Enten in Pontus von allen giftigen Kräutern fraßen, die in diesem Lande wachsen, ihr Blut die Kraft haben müsse, allen Giften entgegen zu wirken, und wir wollen beiläufig bemerken, daß die Benennung anas ponticus der Alten keine besondere Art bezeichnet, wie einige Nomenklatoren geglaubt haben; sondern unsere wilde Ente,

*) In gewissen Augenblicken zeigt es sich ziemlich lang und herabhängend, und in Folge dessen haben die Landleute sich eingebildet, der Vogel habe eine kleine Schlange verschlungen, und man sehe sie ihm aus dem After hinaushängen.

welche die Küste des Pontus Euxinus besucht, wie alle andern.

Die Naturforscher haben sich bemüht, die große Familie der Enten zu ordnen, und einige allgemeine und besondere Abtheilungen aufzustellen. Willughby theilt ihre zahlreiche Arten in Seeenten, oder die nur das Meer bewohnen, und in Flußenten, oder die Flüsse und süße Gewässer besuchen; da aber die meisten dieser Arten sich gleichmäßig und abwechselnd auf süßen und salzigen Gewässern finden, und diese Vögel ohne Unterschied von jenen zu diesen übergehen, so ist die Eintheilung dieses Schriftstellers nicht genau, und wird in ihrer Anwendung fehlerhaft; auch sind die Kennzeichen, die er den Arten beilegt, nicht bestimmt genug. Wir wollen daher diese sehr zahlreiche Familie nach der Ordnung der Größe trennen, indem wir sie zuvörderst in Enten und Kriechenten theilen, und unter der ersteren Benennung alle Entenarten begreifen, die an Größe der gemeinen Art gleich sind, oder sie darin übertreffen, und unter der zweiten alle kleine Arten, die nicht größer sind, als jene der gewöhnlichen Kriechente; und da man mehren dieser Arten besondere Namen gegeben hat, so wollen wir sie annehmen, um die Eintheilungen bemerklicher zu machen.

Die Bisam-Ente.

(Le canard musqué. B.)

Diese Ente, Nr. 989, wird so genannt, weil sie einen ziemlich starken Bisamgeruch von sich gibt, sie ist viel größer, als unsere gemeine Ente, es ist selbst die größte von allen bekannten Enten, sie hat 2 Fuß Länge von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze. Das ganze Gefieder ist schwarzbraun, schimmernd grau auf dem Rücken, und von einem breiten weißen Flecken auf den Flügelbedeckungen durchschnitten; aber bei dem Weibchen finden sich, Aldrovande zufolge, am Vorderhals einige weiße Federn mit untermischt. Willughby sagt, er habe ihrer ganz weiße gesehen; doch die Wahrheit ist, wie Belon bemerkt hatte, daß bisweilen das Männchen wie das Weibchen ganz weiß, oder wenigstens bunt weiß ist; und dieser Uebergang der Farben in Weiß ist ziemlich gewöhnlich bei den zu Hausgeflügel gewordenen Rassen. Das Merkmal jedoch, welches jene

der Bisam-Ente unterscheidet, ist eine breite Platte, in einer nackten rothen und mit Warzen besäeten Haut, welche die Backen bedeckt, sich bis hinter die Augen zieht, und auf dem Schnabel zu einem rothen Fleischauswuchs anschwillt, den Belon mit einer Kirsche vergleicht. Am Hinterkopf des Männchens hängt ein Büschel Federn in Form einer Haube hinab, die das Weibchen nicht hat; es ist auch etwas kleiner als das Männchen, und der Fleischauswuchs auf dem Schnabel fehlt ihm. Beide haben kurze Beine, dicke Füße, große Nägel, und der an der innern Zehe ist gebogen; die Ränder der obern Schnabelhälfte sind mit einer starken Auszahnung versehen, und ein scharfer und zurückgekrümmter Falz findet sich an dessen Spitze.

Diese große Ente hat eine tiefe und so leise Stimme, daß sie kaum hörbar ist, außer wenn der Vogel durch Zorn erregt wird; Scaliger hat sich geirrt, wenn er sagt, er sey stumm. Diese Ente hat einen langsamen und schwerfälligen Gang, was jedoch nicht verhindert, daß sie sich im Zustand der Wildheit auf Bäume setzt. Ihr Fleisch ist gut, und selbst geschätzt in Amerika, wo man ihrer eine große Anzahl aufzieht; und deshalb erhielten sie in Frankreich den Namen indische Enten; doch wissen wir nicht, von wo wir diese Art erhielten; sie ist dem Norden Europas so wie unsern Gegenden fremd, und in Folge einer Wortverwechselung, gegen welche Ray sich schon zum voraus erklärt zu haben scheint, hat der Uebersetzer Albins diesen Vogel die moskauische Ente genannt. Wir wissen nur, daß diese großen Enten zum erstenmal in Frankreich zur Zeit Beavois sich zeigten, welcher sie guineische Enten nannte; und Aldrovande berichtet zu derselben Zeit, man habe ihrer aus Cairo nach Italien gebracht, und wenn man alles berücksichtigt, so scheint es nach dem, was Maregrave darüber sagt, daß die Art sich in Brasilien im wilden Zustand findet, denn man kann nicht umhin, diese große Ente in seiner anas sylvestris magnitudine anseris zu erkennen, so wie auch in Pisons ypeca-guacu; aber was den ipecati-apoa dieser beiden Schriftsteller betrifft, so läßt sich schon nach Ansicht der Abbildungen nicht zweifeln, daß es eine verschiedene Art ist, welche Hr. Brisson nicht auf diese hier hätte beziehen sollen. [1])

[1]) Man vergleiche, was wir über den ipecati-apoa in dem Aufsatz über die bronzefarbige Gans mittheilten.

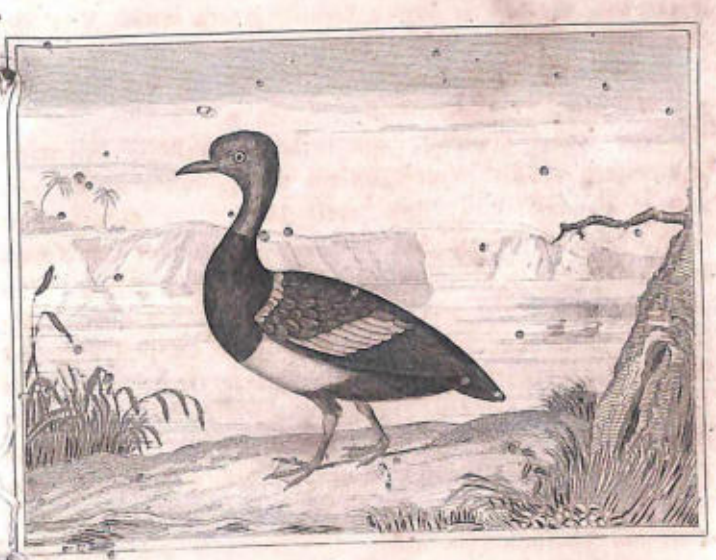
Piſon zufolge wird dieſe große Ente, eben ſowohl in der Hausgenoſſenſchaft im Geflügelhofe fett, als in dem Zuſtand der Freiheit auf den Flüſſen; und ſie empfiehlt ſich noch durch ihre große Fruchtbarkeit; das Weibchen legt ſehr viele Eier, und kann faſt zu allen Zeiten des Jahres brüten. Das Männchen iſt ſehr hitzig in der Liebe, und es zeichnet ſich unter den Vögeln ſeiner Gattung durch die große Zurüſtung ſeiner Zeugungsorgane aus; alle Weibchen ſagen ihm zu; es verſchmäht nicht jene von untergeordneten Arten; es paart ſich mit der gemeinen Ente, und zeugt mit ihr Baſtarde, von denen man behauptet, ſie ſeyen unfruchtbar, vielleicht ohne einen andern Grund, als den eines falſchen Vorurtheils. Man berichtet uns auch von einer Paarung dieſer Biſam-Ente mit der Gans; aber ſie findet offenbar ſehr ſelten ſtatt, die andern dagegen täglich in den Geflügelhöfen unſerer Koloniſten in Cayenne und St. Domingo, wo dieſe großen Enten wie die andern in der Hausgenoſſenſchaft leben und ſich vervielfältigen. Ihre Eier ſind ganz rund; die der jüngſten Weibchen grünlich, welche Farbe aber bei den folgenden Bruten heller wird. Der Biſamgeruch, den dieſe Vögel verbreiten, entſteht, Barrere zufolge, von einer gelblichen Feuchtigkeit, die ſich in den Drüſen des Bürzels abſondert.

Im wilden Zuſtand, und ſo wie man ſie in den überſchwemmten Savannen von Guiana findet, niſten ſie auf verfaulten Baumſtämmen, und ſobald die Jungen ausgeſchlüpft ſind, nimmt die Mutter eins nach dem andern mit dem Schnabel, und wirft ſie in das Waſſer. Es ſcheint, daß die Kaimanskrokodille ihnen ſehr nachſtellen, denn man ſieht wenig Familien dieſer jungen Enten, die aus mehr als fünf bis ſechs Vögeln beſtänden, obgleich die Eier viel zahlreicher ſind. Sie freſſen in den Savannen den Saamen eines Graſes, welches man wilden Reis nennt, indem ſie Morgens auf dieſe unermeßlichen überſchwemmten Wieſen fliegen, und Abends nach dem Meere zurückkehren; ſie bringen die Stunden der größten Hitze auf dichtbelaubten Bäumen ſitzend zu. Sie ſind ſcheu und mißtrauiſch, laſſen ſich nicht leicht nahe kommen, und ſind eben ſo ſchwer zu ſchießen, als die meiſten andern Waſſervögel.

DIE PFEIFENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lamellenschnäbler.
Gattung: Ente. *(Cuvier.)*

Pl. 177.



DIE GEHAUBTE PFEIFENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler ..... *id.*

Die Pfeifente.[1]

(Anas crecca L. Le canard sifleur et le vingeon ou gingeon. B.)

Eine helle und pfeifende Stimme, die man mit dem scharfen Ton einer Querpfeife vergleichen kann,[2] unterscheidet diese Ente, Nr. 825, von allen andern, deren Stimme heiser und fast krächzend ist. Da sie im Fluge und sehr häufig pfeift, so hört man sie oft und erkennt sie von weitem. Sie fliegt gewöhnlich des Abends und selbst in der Nacht umher; sie scheint munterer zu seyn, als die andern Enten; sie ist sehr gehende, und immer in Bewegung; sie ist etwas kleiner als die gemeine Ente, ungefähr von der Größe der Löffelente. Ihr sehr kurzer Schnabel ist nicht größer als jener der Quackerente; er ist blau und die Spitze schwarz. Das Gefieder oben am Halse und am obern Kopf ist schön fuchsroth, der Scheitel

---

[1]) Man hat auf die Pfeifente den griechischen Namen penelops bezogen, welcher wahrscheinlich einer Ente mit fuchsrothem Kopf angehört, aber in dieser Beziehung sich eben so auf die Reiherente anwenden läßt. Jon nennt den Penelopsvogel Phoinikolegnon, collum phaenicei coloris. Tzetzes zufolge hatten diese Vögel Penelope, die als Kind durch ihren grausamen Vater Icarus in das Meer geworfen wurde, an das Land gebracht. Der Penelops ist daher bestimmt ein Wasservogel. Plinius sagt ausdrücklich, penelops ex anserino genere (zehntes Buch 25. Cap.) Da jedoch die große Aehnlichkeit der Gattung der Gans mit jener der Ente sie leicht verwechseln läßt, und der Penelops einen Hals phaenicei coloris haben soll, was sich unter den Gänsen nicht findet, so verhindert nichts, diesen Vogel unter den Entenarten aufzusuchen; aber die wenigen hierüber uns durch die Alten hinterlassenen Nachrichten dürften es unmöglich machen, zu unterscheiden, ob es die Pfeifente oder die Reiherente ist.

In einigen französischen Provinzen nennt man die Pfeifente oignard; in der untern Picardie oigne; in der untern Bretagne penru, was Rothkopf heißt; an der Küste von Croisic moreton, ein Name, den man sonst auch der Reiherente beilegt; in Catalonien piulla; in der Gegend von Strasburg schmey und Pfeifente; in Schlesien Pfeifendtlin; in Schweden wri-and; in England whim, wigeon, common wigeon, whewer.

[2]) Hr. Salerne schient zu glauben, dieses Pfeifen werde durch das Schlagen der Flügel hervorgebracht, und der Reisende Dampier ist in demselben Irrthum befangen; aber sie täuschen sich, es ist eine wirkliche Stimme, ein, wie ein jedes andere Geschrei, durch die Luftröhrenspalte hervordringendes Pfeifen.

weißlich; der Rücken mit kleinen schwärzlichen Zickzacklinien auf weißem Grunde fein gesäumt; die ersten Bedeckungen bilden auf dem Flügel einen großen weißen Flecken, und die folgenden einen kleinen bronzegrünen Spiegel; der untere Körper ist weiß, aber die beiden Seiten der Brust und der Schultern sind schön purpurroth. Hrn. Baillon zufolge, sind die Weibchen etwas kleiner als die Männchen, und bleiben immer grau, indem sie nicht mit dem Alter, wie die Weibchen der Löffelenten, die Farben ihrer Männchen annehmen. Dieser eben so genaue als aufmerksame, und zugleich sehr scharfsinnige Beobachter hat uns mehr Thatsachen über die Wasservögel mitgetheilt, als alle Naturforscher, die darüber schrieben. Er hat durch eifrig verfolgte Beobachtungen gefunden, daß die Pfeifente, die langgeschwänzte Ente, welche er penard nennt, und die Löffelente grau geboren werden, und diese Farbe bis zum Monat Februar behalten, so daß man in jener ersten Zeit die Männchen nicht von den Weibchen unterscheiden kann; aber Anfangs März färben sich ihre Federn, und die Natur gewährt ihnen die Kräfte und Annehmlichkeiten, die der Zeit ihres Geschlechtstriebes entsprechen; sie beraubt sie dieses Schmuckes wieder gegen Ende Juli; die Männchen behalten nichts oder fast nichts von ihren schönen Farben; graue und düstere Federn treten an die Stelle jener, welche sie verschönerten; selbst ihre Stimme verliert sich, wie die der Weibchen, und alle scheinen sechs Monate im Jahr zum Stillschweigen wie zur Gleichgültigkeit verurtheilt zu seyn.

In diesem traurigen Zustand treten sie im Monat November ihre lange Reise an, und man fängt ihrer viele auf diesem ersten Zuge. Die Alten lassen sich dann kaum von den Jungen unterscheiden, besonders bei den penards oder langgeschwänzten Enten, indem diese Art noch mehr grau in ihrem Gefieder hat, als die andern. Wenn alle diese Vögel gegen Ende Februar oder Anfang März in den Norden zurückkehren, sind sie mit ihren schönen Farben geschmückt, und lassen fortwährend ihre Stimme, ihr Pfeifen oder ihr Geschrei hören; die Alten sind bereits gepaart, und es bleiben in unsern Sümpfen nur einige Löffelenten zurück, deren Brut man nicht beobachten kann.

Die Pfeifenten fliegen und schwimmen immer truppweise. In jedem Winter ziehen einige Trupps durch die meisten französischen Provinzen, selbst durch die vom Meer entfernten, wie

Lothringen und Brie, aber sie kommen in größerer Anzahl an den Küsten, und vornehmlich an denen der Picardie vorüber.

„Die Nord- und Nordostwinde, sagt Hr. Baillon, führen uns Pfeifenten in großen Trupps zu, das Volk in der Picardie nennt sie unter dem Namen oignes. Sie verbreiten sich in unsere Sümpfe; ein Theil von ihnen bringt dort den Winter zu, die andern ziehen weiter nach Süden.

„Diese Vögel sehen sehr gut während der Nacht, oder es müßte sehr finster seyn; sie nähren sich wie die wilden Enten von Schilfsaamen, Kräutern, Insekten, Schaalthieren, Fröschen und Würmern. Je rauher der Wind ist, desto mehr sieht man diese Enten umherfliegen. Trotz der Stürme halten sie sich auf dem Meer und an den Mündungen der Flüsse, und sind gegen die Kälte sehr abgehärtet. Sie ziehen regelmäßig gegen Ende März mit den Südwinden ab; es bleibt keine einzige von ihnen hier. Ich glaube, daß sie sich nach Norden begeben, da ich nie ihre Eier noch ihre Nester gesehen habe. Ich kann jedoch bemerken, daß dieser Vogel grau geboren wird, und daß vor der Mause kein Unterschied im Gefieder zwischen dem Männchen und dem Weibchen statt findet; denn oft fand ich in den ersten Tagen der Ankunft dieser Vögel junge noch ganz graue, und die mit den ihr Geschlecht bezeichnenden Federn erst zur Hälfte bedeckt waren.

„Die Pfeifente, fügt Hr. Baillon hinzu, gewöhnt sich leicht an die Hausgenossenschaft, sie frißt gern Gerste und Brod, und wird von diesem Futter sehr fett. Sie bedarf viel Wasser, und badet und bewegt sich darin bei Nacht wie bei Tage. Ich hatte ihrer mehremal auf meinem Hofe; sie gefielen mir immer wegen ihrer Munterkeit."

Die Art der Pfeifente findet sich in Amerika wie in Europa; wir erhielten ihrer mehre aus Louisiana unter dem Namen Jensenente, [1]) Nr. 955, und graue Ente. Es scheint auch dieselbe zu seyn, welche die Engländer wigeon und die französischen Kolonisten in St. Domingo und Cayenne

[1]) Wir werden mehre Züge der Unähnlichkeit zwischen dieser luisianischen Jensenente, wie sie hier dargestellt ist, und unserer Pfeifente bemerken; sey es nun, daß diese Unterschiede durch jene der Klimate erklärt werden können und müssen, oder daß sich hier ein Irrthum in der Benennung eingeschlichen hat.

vingeon und gingeon nennen, und was beweisen dürfte, daß diese Vögel aus den heißen Klimaten in der That die Pfeifenten aus dem Norden sind, ist, daß man sie in den dazwischen liegenden Gegenden wieder erkannt hat; überdem haben sie dieselben natürlichen Gewohnheiten, nur mit den Unterschieden, die das Klima darin veranlassen muß. Wir wagen jedoch noch nicht bestimmt darüber abzusprechen, daß die Art der Pfeifente und des vingeon von den Antillen derselben sind. Unsere Zweifel in dieser Beziehung und über mehre andere Thatsachen würden bereits aufgeklärt seyn, wenn nicht der Krieg unter andern Verlusten, die er der Naturgeschichte brachte, uns eine Reihefolge illuminirter Zeichnungen der Vögel von St. Domingo geraubt hätte, die der Hr. Ritter Lefebvre Deshayes, Korrespondent des Naturalienkabinets des Königs, auf jener Insel mit der größten Sorgfalt anfertigte. Glücklicherweise sind uns die Abhandlungen dieses so scharfsinnigen als fleißigen Beobachters im Duplicat zugekommen, und wir können nichts besseres thun, als hier einen Auszug daraus mittheilen, indem wir abwarten, bis man genau wissen kann, ob dieser Vogel wirklich derselbe mit unserer Pfeifente ist.

„Der Gingeon, den man auf Martinique unter dem Namen Vingeon kennt, sagt der Hr. Ritter Deshayes, ist eine besondere Entenart, die nicht lange reisen mag, wie die wilde Ente, sondern die gewöhnlich nur von einem Teich oder Sumpf zum andern fliegt, oder ein Reisfeld zerstört, wenn sie ein solches in der Nähe ihres Aufenthalts gefunden hat. Diese Ente hat den besondern Instinkt, sich bisweilen auf Bäume zu setzen; aber so viel ich beobachten konnte, geschieht es nur während der Regenzeit, und wenn der Ort, wohin sie sich den Tag über zurückzuziehen pflegte, so mit Wasser bedeckt ist, daß keine Wasserpflanze hervorragt, um sie zu verbergen oder ihr Schutz zu gewähren, oder auch, wenn die große Hitze sie zwingt, in dem Dickicht des Laubes Schatten und Kühle zu suchen.

„Man möchte geneigt seyn, den Vingeon für einen Nachtvogel zu halten, denn man sieht ihn selten bei Tage; sobald aber die Sonne untergegangen ist, kommt er aus dem Schilf und unter den Wasserpflanzen hervor, um die offenen Ufer der Teiche zu besuchen, wo er im Schlamm wühlt und watschelt, wie die andern Enten. Man würde nicht füglich sagen

önnen, womit er sich den Tag über beschäftigt; es ist zu chwer, ihn zu beobachten, ohne daß man von ihm gesehen wird; doch läßt sich vermuthen, daß er, obgleich im Schilf verborgen, seine Zeit nicht mit Schlafen zubringt; man kann s daraus schließen, daß die zahmen Gingeons bei Tage nur en Schlaf suchen, wenn sie sich ganz satt gefressen haben.

„Die Gingeons fliegen truppweise wie die Enten, selbst ur Zeit ihres Geschlechtstriebes. Dieser Instinkt, der sie truppweise zusammenhält, scheint ihnen durch die Furcht eingeflößt zu werden, und man sagt, daß sie immer, wie die wilden Gänse, eine Schildwache ausstellen, während die andern ihrer Nahrung nachgehen. Wenn diese Schildwache etwas bemerkt, so gibt sie gleich dem Trupp ein Zeichen durch ein besonderes Geschrei, welches etwas von dem Ziegengemecker hat. Dann hören plötzlich alle Gingeons auf zu schnattern, versammeln sich, recken die Köpfe in die Höhe, und blicken scharf umher. Wenn das Geräusch aufhört, gehen sie wieder ihrer Nahrung nach, wird aber das Zeichen erneuert, und verkündet es eine wirkliche Gefahr, so ist es ein scharfes und durchdringendes Geschrei, und alle Gingeons fliegen auf, indem sie jenem folgen, der das Geschrei ausstieß, und welcher zuerst die Flucht ergreift.

„Der Gingeon ist geschwätzig; wenn ein Trupp dieser Vögel weidet, oder im Schlamm wühlt, hört man ein fortwährendes Schnattern, welches ziemlich ein fortgesetztes, aber unterdrücktes Lachen, mit tiefer Stimme nachahmt; dieses Geschwätz verräth sie dem Jäger; wenn sie fliegen, pfeift immer einer unter dem Trupp, und sobald sie sich auf dem Wasser niedergelassen haben, beginnen sie wieder zu schnattern. Das Weibchen legt im Januar Eier, und im März findet man kleine Gingeons. Ihre Nester haben nichts Bemerkenswerthes, außer daß sie eine große Anzahl von Eiern enthalten. Die Neger wissen diese Nester sehr gut zu entdecken, und die Hühner brüten die Eier sehr gut aus. Durch dieses Mittel verschafft man sich zahme Gingeons; aber es würde sehr schwer sein, junge Vögel dieser Art, die man einige Tage nach ihrer Geburt ausgenommen hat, zu zähmen. Sie haben schon das wilde und scheue Naturell ihrer Eltern, statt daß die Hühner, welche Gingeons ausbrüten, ihren Jungen einen Theil ihres geselligen und zutraulichen Naturells mitzutheilen scheinen.

vingeon und gingeon nennen; und was beweisen dürfte, daß diese Vögel aus den heißen Klimaten in der That die Pfeifenten aus dem Norden sind, ist, daß man sie in den dazwischen liegenden Gegenden wieder erkannt hat; überdem haben sie dieselben natürlichen Gewohnheiten, nur mit den Unterschieden, die das Klima darin veranlassen muß. Wir wollen jedoch noch nicht bestimmt darüber absprechen, daß die Art der Pfeifente und des vingeon von den Antillen dieselben sind. Unsere Zweifel in dieser Beziehung und über mehre andere Thatsachen würden bereits aufgeklärt seyn, wenn nicht der Krieg unter andern Verlusten, die er der Naturgeschichte brachte, uns eine Reihefolge illuminirter Zeichnungen der Vögel von St. Domingo geraubt hätte, die der Hr. Ritter Lefebvre Deshayes, Korrespondent des Naturalienkabinets des Königs, an jener Insel mit der größten Sorgfalt anfertigte. Glücklicherweise sind uns die Abhandlungen dieses so scharfsinnigen als fleißigen Beobachters im Duplicat zugekommen, und wir können nichts besseres thun, als hier einen Auszug daraus mittheilen, indem wir abwarten, bis man genau wissen kann, ob dieser Vogel wirklich derselbe mit unserer Pfeifente ist.

„Der Gingeon, den man auf Martinique unter dem Namer Vingeon kennt, sagt der Hr. Ritter Deshayes, ist eine besondere Entenart, die nicht lange reisen mag, wie die wilde Ente, sondern die gewöhnlich nur von einem Teich oder Sumpf zum andern fliegt, oder ein Reisfeld zerstört, wenn sie ein solches in der Nähe ihres Aufenthalts gefunden hat. Diese Ente hat den besondern Instinkt, sich bisweilen auf Bäume zu setzen; aber so viel ich beobachten konnte, geschieht es nur während der Regenzeit, und wenn der Ort, wohin sie sich den Tag über zurückzuziehen pflegte, so mit Wasser bedeckt, ist, daß keine Wasserpflanze hervorragt, um sie zu verbergen oder ihr Schutz zu gewähren, oder auch, wenn die große Hitze sie zwingt, in dem Dickicht des Laubes Schatten und Kühle zu suchen.

„Man möchte geneigt seyn, den Vingeon für einen Nachtvogel zu halten, denn man sieht ihn selten bei Tage; sobald aber die Sonne untergegangen ist, kommt er aus dem Schilf und unter den Wasserpflanzen hervor, um die offenen Ufer der Teiche zu besuchen, wo er im Schlamm wühlt und weidet, wie die andern Enten. Man würde nicht füglich sagen

önnen, womit er sich den Tag über beschäftigt; es ist zu chwer, ihn zu beobachten, ohne daß man von ihm gesehen wird; doch läßt sich vermuthen, daß er, obgleich im Schilf verborgen, seine Zeit nicht mit Schlafen zubringt; man kann s daraus schließen, daß die zahmen Gingeons bei Tage nur en Schlaf suchen, wenn sie sich ganz satt gefressen haben.

„Die Gingeons fliegen truppweise wie die Enten, selbst ur Zeit ihres Geschlechtstriebes. Dieser Instinkt, der sie truppweise zusammenhält, scheint ihnen durch die Furcht einflößt zu werden, und man sagt, daß sie immer, wie die wilden Gänse, eine Schildwache ausstellen, während die andern ihrer Nahrung nachgehen. Wenn diese Schildwache etwas bemerkt, so gibt sie gleich dem Trupp ein Zeichen durch ein besonderes Geschrei, welches etwas von dem Ziegengemecker hat. Dann hören plötzlich alle Gingeons auf zu schnattern, versammeln sich, recken die Köpfe in die Höhe, und blicken scharf umher. Wenn das Geräusch aufhört, gehen sie wieder ihrer Nahrung nach, wird aber das Zeichen erneuert, und verkündet es eine wirkliche Gefahr, so ist es ein scharfes und durchdringendes Geschrei, und alle Gingeons fliegen auf, indem sie jenem folgen, der das Geschrei ausstieß, und welcher zuerst die Flucht ergreift.

„Der Gingeon ist geschwätzig; wenn ein Trupp dieser Vögel weidet, oder im Schlamm wühlt, hört man ein fortwährendes Schnattern, welches ziemlich ein fortgesetztes, aber unterdrücktes Lachen, mit tiefer Stimme nachahmt; dieses Geschwätz verräth sie dem Jäger; wenn sie fliegen, pfeift immer einer unter dem Trupp, und sobald sie sich auf dem Wasser niedergelassen haben, beginnen sie wieder zu schnattern. Das Weibchen legt im Januar Eier, und im März findet man kleine Gingeons. Ihre Nester haben nichts Bemerkenswerthes, außer daß sie eine große Anzahl von Eiern enthalten. Die Neger wissen diese Nester sehr gut zu entdecken, und die Hühner brüten die Eier sehr gut aus. Durch dieses Mittel verschafft man sich zahme Gingeons; aber es würde sehr schwer seyn, junge Vögel dieser Art, die man einige Tage nach ihrer Geburt ausgenommen hat, zu zähmen. Sie haben schon das wilde und scheue Naturell ihrer Eltern, statt daß die Hühner, welche Gingeons ausbrüten, ihren Jungen einen Theil ihres geselligen und zutraulichen Naturells mitzutheilen scheinen.

Die kleinen Gingeons sind lebhafter und behender, als die jungen Enten; sie werden mit einem braunen Flaum geboren, und erreichen ziemlich schnell ihr Wachsthum; schon in sechs Wochen gelangen sie zu ihrer ganzen Größe, und die Federn ihrer Flügel beginnen dann bereits zu wachsen.

„Auf diese Art kann man sich mit wenig Mühe zahme Gingeons verschaffen; aber fast alle, die deren aufgezogen haben, versichern, sie zeugten nicht unter sich im Zustande der Hausgenossenschaft; ich weiß jedoch, daß einige gezähmte Gingeons Eier gelegt, gebrütet, und Junge gebracht haben.

„Es würde sehr wünschenswerth seyn, eine gezähmte Rasse dieser Vögel zu erhalten, weil ihr Fleisch, und besonders das der zahmen, vortrefflich ist; es hat nicht den Sumpfgeschmack der wilden, und ein Grund mehr, daß man wünschen muß, diese Art zum Hausgeflügel zu machen, ist der Vortheil, den man haben würde, sie im wilden Zustand zu vernichten, oder wenigstens zu vermindern; denn die Gingeons richten oft vielen Schaden an, und die Reisfelder in der Nähe der Teiche entgehen selten ihren Verwüstungen; auch erwarten sie dort die Jäger des Abends beim Mondschein: man fängt sie ferner in Netzen, und mit Angeln, durch Lockspeise von Erdwürmern.

„Die Gingeons ernähren sich nicht allein von Reis, sondern auch von allen andern Körnern, die man dem Geflügel gibt, wie von Mais und den verschiedenen Hirsearten des Landes. Sie fressen auch Kräuter und Gras, fangen kleine Fische, Krebse und kleine Krabben.

„Ihr Geschrei ist ein wahres Pfeifen, welches man mit dem Munde so gut nachahmen kann, daß ihre Trupps dadurch angelockt werden, wenn sie vorüberfliegen. Die Jäger ermangeln nicht, das Nachahmen dieses Pfeifens einzuüben, welches schnell alle Töne der Octave, vom tiefsten zum höchsten, durchlauft, und auf der letzten Note, sie verlängernd verweilt.

„Uebrigens kann man bemerken, daß der Gingeon, wenn er geht, den Schwanz niedrig und nach der Erde gewendet hält, wie das Perlhuhn, im Wasser aber ihn wieder aufrichtet; auch ist sein Rücken höher und gewölbter als jener der Ente; die Beine sind verhältnißmäßig viel länger; das Auge ist lebhafter, der Gang fester; er hat eine bessere Haltung, und

trägt den Kopf hoch, wie die Gans, Merkmale, welche, nebst der Gewohnheit, sich auf Bäume zu setzen, [1]) ihn immer werden unterscheiden lassen; überdem ist dieser Vogel bei uns mit einem so dichten Gefieder versehen, wie die Ente aus den alten Ländern.

„Statt daß die Gingeons auf unsern Geflügelhöfen, fährt Hr. Deshayes fort, gesucht hätten, sich mit der indischen oder gemeinen Ente zu paaren, wie diese unter sich thun, zeigen sie sich im Gegentheil als erklärte Feinde von allem andern Geflügel, und vereinigen sich, um die Enten und die Gänse anzugreifen; es gelingt ihnen auch immer, sie zu verjagen, und sich des streitigen Gegenstandes zu bemächtigen, nämlich der Körner, die man ihnen vorwirft, oder der Pfütze, wo sie im Schlamm wühlen wollen; und man muß gestehen, daß das Naturell des Gingeon böse und zanksüchtig ist; seine Kraft unterstützt aber seine Wildheit nicht, und wenn er auch den Frieden des Geflügelhofes stört, so ist nichts desto weniger zu wünschen, daß diese Entenart, die vor allen andern so viele Vorzüge hat, in der Hausgenossenschaft fortgepflanzt werden möge."

Die gehaubte Pfeifente. [2])

(Anas rufina. L. Le siffleur huppé. B.)

Diese Pfeifente, Nr. 928, trägt eine Haube, und ist von der Größe unserer wilden Ente. Der ganze Kopf ist mit schönen fuchsrothen seidenartigen Federn geschmückt, die sich auf der Stirn und dem Scheitel in einem dichten Büschel erheben, welcher zu jenem Haarputz als Modell gedient haben könnte, den unsere Damen eine Zeitlang unter dem Namen Kérisson als Mode angenommen hatten. Die Backen, die Kehle und der Umring des Halses sind fuchsroth, wie der Kopf; der übrige Theil des Halses, die Brust und der Unterkörper sind von schwarzer oder schwärzlicher Farbe, welche auf dem Bauch

[1]) Wahrscheinlich muß man auf diese Art den Namen canard branchu beziehen, den man in mehren Berichten liest.

[2]) Hr. Salerne bezieht auf diese Art den Namen moreton oder molleton, den wir auf die Reiherente anwenden, und bezeichnet sie als eine rothe, welches aber die Löffelente ist.

leicht wellenförmig gewölkt ist; an den Seiten und den Schultern findet sich Weiß, und der Rücken ist braungrau; der Schnabel und die Iris sind zinnoberroth.

Obgleich sich diese Art weniger häufig findet, als die der Pfeifente ohne Haube, so ist sie doch in unsern Klimaten von mehrern Beobachtern gesehen worden.

Die Pfeifente mit rothem Schnabel und gelben Naslöchern.

(Le sifleur à bec rouge et narines jaunes. B.)

Wahrscheinlich ist die Benennung Pfeifente in dieser Art, wie in der vorigen, auf das Pfeifen der Stimme oder des Fluges begründet. Wie dem auch seyn möge, wir nehmen, um sie zu unterscheiden, die Benennung Pfeifente mit rothem Schnabel an, welche Edwards ihr gegeben, indem wir die gelben Naslöcher hinzufügen, um sie von der vorigen zu trennen, die ebenfalls einen rothen Schnabel hat. Diese Pfeifente, Nro. 826, ist von hohem Wuchs, aber nicht dicker als die Blaßente. Ohne mit lebhaften und glänzenden Farben geschmückt zu seyn, ist es in seiner Art ein sehr schöner Vogel; das Kastanienbraun auf dem Rücken ist mit feurigem Fuchsroth oder dunkler Orangefarbe gewölkt; der untere Theil des Halses hat denselben Anstrich, der sich auf der Brust in Grau verschmilzt; die auf den Schultern fuchsröthlich verwaschenen Flügelbedeckungen werden weiter nach unten hell aschgrau, dann von reinem Weiß; die Schwungfedern sind schwärzlichbraun, und die größten haben Weiß in ihrer Mitte nach der äußern Seite; der Bauch und der Schwanz sind schwarz; der Kopf ist mit einer fuchsröthlichen Mütze geschmückt, die sich durch einen langen schwärzlichen Zug nach dem Oberhals verlängert; der ganze Umfang des Gesichts und die Kehle sind mit grauen Federn bedeckt.

Diese Art findet sich, Hrn. Brisson zufolge, in Nordamerika; wir haben sie jedoch aus Cayenne erhalten.

DIE SCHNATTER-ODER LOCKENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lamellenschnäbler.
Gattung: Ente. *(Cuvier.)*

Pl. 178.

DIE BRANDENTE ODER DIE ERDGANS.

Ordnung: Schwimmhäutler . . . . . *id.*

Die Pfeifente mit ſchwarzem Schnabel.

(Anas arborea. L. Le sifleur à bec noir. B.)

Wir nehmen auch hier die Benennung des Hrn. Edwards an, weil die Bezeichnung des Klimas auf der illuminirten Tafel, Nr. 804, und in dem Werk des Hrn. Briſſon nicht dazu dienen kann, dieſe Art zu unterſcheiden, eben ſo wenig, als die vorige, indem es ſcheint, daß beide ſich in Nordamerika und auf den Antillen finden. Die Beine und der Hals ſind bei dieſen beiden Arten verhältnißmäßig länger, als bei den andern Enten; dieſe hier hat einen ſchwarzen oder ſchwärzlichen Schnabel; ihr Gefieder iſt auf einem braunen Grunde fuchsröthlich wellenförmig gewölkt; der Hals iſt mit kleinen weißen Zügen geſprenkelt; die Stirne und die Seiten des Kopfs hinter den Augen haben eine fuchsrothe Färbung, und die ſchwarzen Federn des Scheitels legen ſich haubenförmig zurück.

Hans Sloane zufolge ſetzt ſich dieſe Ente, die man häufig in Jamaika ſieht, auf Bäume und ſtößt ein pfeifendes Geſchrei aus. Barrere ſagt, ſie ſey in Guiana ein Zugvogel, ſie ſuche ihre Nahrung in den Savannen, und ihr Fleiſch ſey ein vortreffliches Eſſen.

Die Schnatter- oder Lockente.

(Anas strepera. L. Le chipeau ou le ridenne. B.)

Die ſogenannte Schnatter- oder Lockente, Nr. 958, iſt nicht ſo groß, wie unſere wilde Ente. Ihr Kopf iſt fein ſchwarzbraun und weiß geſprenkelt, wie punktirt; die ſchwärzliche Färbung iſt vorherrſchend oben auf dem Kopf und am Oberhals; die Bruſt iſt reich mit Feſtons geſchmückt oder geſchuppt, und der Rücken und die Seiten ſind von dieſen beiden Farben wurmförmig durchzogen; auf den Flügeln ſieht man drei Flecken oder Binden: eine weiße, eine ſchwarze und die dritte von ſchönem röthlichen Kaſtanienbraun. Herr Baillon hat bemerkt, daß von allen Enten dieſe am längſten die ſchöne Farbe ihres Gefieders behält, aber endlich, wie die andern, nach der Zeit des Geſchlechtstriebes grau wird. Die Stimme dieſer Ente gleicht ſehr jener der wilden Ente; ſie iſt

weder rauher, noch lärmender, obgleich Gesner sie durch den Namen Anas strepera bezeichnen und kenntlich machen zu wollen scheint, und dieser Name durch die Ornithologen angenommen worden ist.

Die Schnatter-Ente taucht eben so gut unter, als sie schwimmt; sie vermeidet den Flintenschuß, indem sie sich schnell unterduckt; sie scheint furchtsam zu seyn, und fliegt wenig bei Tage; sie hält sich zusammen gekauert im Schilf und sucht ihre Nahrung nur früh Morgens, und am Abend, ja selbst tief in der Nacht; man hört sie dann in Gesellschaft der Pfeifenten fliegen, und sie wird, wie diese, auf den Lockruf der zahmen Enten gefangen.

„Die Schnatterenten, welche wir ridennes nennen, sagt Herr Baillon, kommen an unsern Küsten der Picardie im Monat November mit den Nordostwinden an; und wenn diese Winde einige Tage anhalten, ziehen sie nur durch, und verweilen nicht. Von Ende Februar ab sieht man sie mit den ersten Südwinden nach dem Norden zurückkehren.

„Das Männchen ist immer schöner und größer, als das Weibchen; die Unterseite des Schwanzes ist schwarz, wie bei den männlichen Reiher- und Pfeifenten, und bei den Weibchen hat dieser Theil des Gefieders immer eine graue Farbe.

„Sie gleichen sich in allen diesen Arten sehr; doch lassen sie sich durch einige Uebung unterscheiden. Die Weibchen der Schnatterenten werden mit dem Alter sehr fuchsroth. Der Schnabel dieses Vogels ist schwarz; seine Füße sind von schmutzigem Lehmgelb, und die Schwimmhäute schwarz, so wie auch die Oberseite der Verbindungen an jedem Gliede der Zehen. Das Männchen ist 20 Zoll vom Schnabel bis zum Schwanz, und 19 Zoll bis zur Spitze der Nägel lang; seine Flugweite beträgt 30 Zoll. Das Weibchen unterscheidet sich in allen seinen Dimensionen ungefähr um 15 Linien.

„Ich ernähre auf meinem Geflügelhofe seit mehren Monaten, fährt Hr. Baillon fort, zwei Schnatterenten, ein Männchen und ein Weibchen. Sie wollen keine Körner fressen, und leben nur von Kleien und eingeweichtem Brod. Ich hatte auch wilde Enten, welche Körner verschmähten; ich hatte andere, die schon in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft fraßen; dieser Unterschied kommt, wie es mir scheint, von den Orten, wo jene Vögel geboren wurden. Die aus den unbe-

wohnten Sumpfgegenden des Nordens konnten Gerste und anderes Getreide nicht kennen; und es ist nicht befremdend, daß sie besonders in der ersten Zeit eine Nahrung zurückweisen, die ihnen gänzlich unbekannt ist; jene dagegen, die in angebauten Ländern geboren wurden, werden in der Nacht durch ihre Eltern auf die Felder geführt, wenn sie nur noch Halbenten sind, sie fressen dort Körner, und kennen sie sehr gut, wenn man ihnen welche auf dem Geflügelhof darbietet, statt daß die andern sich oft vor Hunger umkommen lassen, obgleich sie anderes Geflügel vor sich sehen, welches diese Körner frißt, und ihnen den Gebrauch dieser Nahrung bemerklich macht."

Die Löffelente (Schildente, Schaufelente).

(Anas platyrhinchos. L. Le souchet ou le rouge. B.)

Die Löffelente, Nr. 971, ist bemerkenswerth durch ihren großen und breiten, abgeflachten, abgerundeten und an seinem Ende löffelförmig erweiterten Schnabel, wodurch sie die Benennungen Löffelente, Schaufelente, und den Beinamen platyrhinchos erhielt, durch den sie von den Ornithologen unter den zahlreichen Arten ihrer Gattung bezeichnet und unterschieden wird. Sie ist etwas kleiner, wie die wilde Ente. Ihr Gefieder ist sehr reich an Farben, und scheint das Beiwort: „sehr schön" zu verdienen, welches Ray ihr gibt. Der Kopf und die obere Hälfte des Halses sind schön grün; die Flügelbedeckungen an den Schultern von zartem Blau. Die folgenden sind weiß, und die letzten bilden auf dem Flügel einen bronze-grünen Spiegel; dieselben Farben zeichnen sich, aber schwächer, auf dem Flügel des Weibchens, welches übrigens nur dunkle weißgraue und fuchsröthliche Farben, mit schwärzlichen Festons hat; die Brust und der untere Hals des Männchens sind fuchsroth, und der ganze Unterleib ist schön fuchsroth; doch finden sich ihrer bisweilen mit weißem Bauch. Hr. Baillon versichert uns, die alten Löffelenten, so wie die alten Schnatterenten behielten bisweilen ihre schönen Farben, und erhielten bunte Federn gleichzeitig mit den grauen, die jedes Jahr nach der Zeit des Geschlechtstriebes hervorkommen; und er bemerkt mit Recht, diese Eigenthümlichkeit der Schnatterenten hätte die Nomenklatoren täuschen, und sie die Zahl der

Arten dieser Vögel vervielfältigen lassen können; er sagt auch, sehr alte Weibchen, die er gesehen, hätten, wie die Männchen, bunte Farben auf den Flügeln gehabt; doch während dem ersten Jahr ihres Alters seyen diese Weibchen ganz grau; übrigens behalte ihr Kopf immer diese Farbe. Wir müssen hier noch die guten Beobachtungen folgen lassen, die er uns über die Löffelente insbesondere mitzutheilen die Güte hatte.

„Die Gestalt des Schnabels dieses schönen Vogels, sagt Hr. Baillon, deutet seine Lebensweise an; jene beiden breiten Kinnladen sind an den Rändern mit einer Art Auszahnung oder Franse versehen, welche nur den Schmutz abfließen läßt, aber die Würmer und kleinere Insekten und Schaalthiere zurückhält, die er am Ufer der Gewässer sucht; er hat keine andere Nahrung. *) Ich habe mehre gegen das Ende des Winters und zur Zeit des Frostes geöffnet; ich fand keine Kräuter in ihrem Magen, obgleich der Mangel an Insekten sie hätte zwingen sollen, davon zu fressen; man findet sie dann nur an den Quellen, wo sie sehr mager werden, im Frühling aber erholen sie sich wieder, weil sie dann von Fröschen leben.

„Die Löffelente wühlt fortwährend im Schlamm, besonders Morgens und Abends, und selbst bis tief in die Nacht hinein. Ich glaube, daß sie im Finstern sieht, es müßte denn sehr dunkel seyn; sie ist wild und traurig. Man gewöhnt sie nur sehr schwer an die Hausgenossenschaft, sie verschmäht fortwährend Brod und Körner; ich habe ihrer eine große Anzahl gehabt, welche starben, nachdem man ihnen lange das Futter eingeschnäbelt hatte, ohne daß sie lernen konnten, selbst zu fressen; ich habe jetzt zwei in meinem Garten; seit länger als 14 Tagen schnabelte ich ihnen das Futter ein; sie leben jetzt von Brod und kleinen Meerkrebsen, schlafen fast den ganzen Tag, und kauern sich gegen die Einfassungen von Buchsbaum; Abends laufen sie viel umher, und baden sich mehremal in der Nacht. Es ist Schade, daß ein so schöner Vogel nicht so munter ist, wie die Kriechente oder die Brandente, und in unsern Geflügelhöfen nicht einheimisch werden kann.

*) Man muß noch die Fliegen hinzufügen, welche die Löffelente geschickt erhascht, indem sie über dem Wasser streicht, weßhalb Gesner ihr die Namen Mückente und anas muscaria beilegte.

„Die Löffelenten kommen in unsere Gegenden im Monat Februar; sie verbreiten sich in den Sümpfen, und ein Theil von ihnen brütet dort alle Jahr; ich vermuthe, daß die andern nach Süden ziehen, weil diese Vögel nach den ersten Nordwinden, die im März wehen, hier selten werden. Die im Lande gebornen ziehen gegen den September ab. Man kann ihrer sehr selten im Winter haben, woraus ich schließe, daß sie die Kälte scheuen und fliehen.[1])

„Sie nisten hier an denselben Orten, wie die Sommerkriechenten; sie wählen, wie diese, große Schilfbüschel in wenig besuchten Gegenden, und bauen sich dort ein Nest, in welches das Weibchen 10 bis 12 Eier von etwas bleichem Fuchsroth legt. Es bebrütet sie, wie mir die Jäger gesagt haben, 28 bis 30 Tage; aber ich glaube, daß das Brüten nicht länger als 24 bis 25 Tage währen kann, da diese Vögel in der Größe zwischen den gemeinen Enten und den Kriechenten stehen.

„Die Jungen werden mit einem grangefleckten Flaum, wie die gemeinen Enten, geboren, und sind sehr häßlich; ihr Schnabel ist dann fast so breit, wie der Körper, und sein Gewicht scheint sie zu belästigen; sie halten ihn fast immer gegen die Brust gestützt. Sie laufen und schwimmen gleich nach ihrer Geburt; die Eltern führen sie, und scheinen ihnen sehr zugethan zu seyn; sie geben fortwährend auf den Raubvogel Acht; bei der geringsten Gefahr kauert sich die Familie in das Gras, und die Eltern stürzen sich in das Wasser und machen unter.

„Die jungen Löffelenten werden anfangs grau, wie die Weibchen; die erste Mause gibt ihnen ihre schönen Federn; aber sie werden erst nach der zweiten sehr glänzend."

Was die Farbe des Schnabels betrifft, so stimmen die Beobachtungen nicht ganz überein: Ray sagt, er sey schwarz; Gesner bei Aldrovande versichert, der Oberkiefer sey gelb, Aldrovande gibt ihn als braun an. Alles dieses beweist, daß die Farbe des Schnabels nach dem Alter, oder in Folge anderer Umstände wechselt.

---

1) Sie begeben sich aber doch im Sommer ziemlich weit nach Norden, da man ihrer, nach Hrn. Linne in Scanien und Gothland sieht.

Schwenkfeld vergleicht das Schlagen der Flügel der Löffelente mit dem Gelärm einer Schellentrommel, und indem Hr. Hebert uns das Geschrei dieses Vogels schildern wollte, sagte er uns, er könne es nicht besser vergleichen, als mit dem Geklirr einer Handklapper, die in kleinen Schwingungen gedreht wird; es ist möglich, daß Schwenkfeld die Stimme für das Geräusch des Fluges gehalten hat. Uebrigens ist das Fleisch der Löffelente besser und wohlschmeckender, als von allen andern Enten; sie setzt im Winter viel Fett an. Dieses Fleisch ist zart und saftig; man sagt, daß es immer, wenn auch stark gebraten, roth bleibt, und aus diesem Grunde nennt man die Löffelente die rothe, namentlich in der Picardie, wo man viele dieser Vögel in jener langen Reihefolge von Sümpfen tödtet, die sich von der Gegend von Soissons bis an das Meer ausdehnen.

Hr. Brisson gibt nach den Ornithologen eine Varietät der Löffelente an, deren ganzer Unterschied darin besteht, daß der Bauch weiß ist, statt fuchsroth-kastanienbraun zu seyn.

Der yacapatlahoac von Fernandes, eine Ente, welche dieser Naturforscher durch ihren seltsam abgeplatteten Schnabel, und durch die drei Farben kennzeichnet, die auf den Flügeln abstechen, scheint uns zu der Art der Löffelente gezogen werden zu müssen, auf welche wir auch den tempatlahoac desselben Verfassers zurückführen, woraus Hr. Brisson seine wilde mexikanische Ente gemacht hat, obgleich nach der Aehnlichkeit der charakteristischen Züge, nach der Benennung avis latirostra, den ihr Nieremberg gibt, und nach der Sorgfalt, welche Fernandes darlegt, zu benachrichtigen, daß Mehre dem yacapatlahoac diesen selben Namen tempatlahoac geben, er hätte erkennen können, daß hier nur von einem einzigen und demselben Vogel die Rede ist; und wir halten uns um so mehr berechtigt, dieses anzunehmen, als die Beobachtungen des Hrn. Doctor Mauduit uns keinen Zweifel über das Vorhandenseyn der Löffelentenart in Amerika läßt. „Die einzelnen Vögel dieser Art, sagt er, gleichen sich in Europa nicht vollkommen in dem Gefieder. Einige haben auf dem Leibe eine Mischung von grauen Federn, die sich bei andern nicht finden. Ich habe unter 7 bis 8 aus Luisiana geschickten Löffelenten dieselben Varietäten im Gefieder gefunden, die man unter einer ähn-

lichen Anzahl dieſer in Europa getödteten Vögel bemerken kann; und dieſes beweiſt, daß die europäiſche Löffelente und die amerikaniſche durchaus nur eine und dieſelbe Art ſind. [1])

Die langgeſchwänzte Ente.

(Anas acuta. L. Le pilet ou canard à longue queue. B.)

Die langgeſchwänzte Ente, Nr. 954, in der Picardie unter dem Namen pilet und pénard bekannt, iſt ebenfalls ein vortreffliches Wildpret, und ein ſehr ſchöner Vogel. Ohne den Glanz der Farben der Löffelente zu haben, iſt ihr Gefieder ſehr hübſch, nämlich ein zartes Grau mit kleinen ſchwärzlichen Wellenlinien, welche wie mit der Feder gezeichnet ſind.

Die großen Flügelbedeckungen haben ſchwarze und ſchneeweiße breite Querſtriche. An den Seiten des Halſes ſieht man zwei weiße bänderartige Binden, die den Vogel leicht, ſelbſt in ziemlicher Entfernung, erkennen laſſen. Der Wuchs und die Verhältniſſe des Körpers ſind geſtreckter und ſchlanker, als bei irgend einer Entenart. Ihr Hals iſt ungewöhnlich lang und ſehr dünn, der Kopf klein und von kaſtanienbrauner Farbe. Der Schwanz iſt ſchwarz und weiß, und läuft in zwei ſchmalen Federhalmen aus, die man mit jenen der Schwalbe vergleichen könnte; ſie trägt ihn nicht horizontal, ſondern halb aufgeſtutzt. Das Fleiſch iſt jenem der wilden Ente vorzuziehen; es iſt weniger ſchwarz und der Schenkel, gewöhnlich hart und ſehnig bei der Ente, iſt bei der langgeſchwänzten Ente eben ſo zart, als der Flügel.

„Man ſieht, berichtet uns Hr. Hebert, die langgeſchwänzte Ente in Brie auf ihren beiden Durchzügen. Sie hält ſich auf den großen Teichen auf; ihr Geſchrei hi zue, zue, hört man ziemlich weit. Die erſte Silbe iſt ein ſcharfes Pfeifen, und die zweite ein weniger volltönendes und tieferes Murmeln.

„Die langgeſchwänzte Ente, fügt dieſer ausgezeichnete Beobachter hinzu, ſcheint den Uebergang von den gemeinen Enten zu den Kriechenten zu machen, und ſich durch mehre Aehnlichkeiten dieſen letztern anzunähern. Die Vertheilung ihrer Farben iſt jener der Kriechente entſprechend; ſie hat

---

[1]) Bemerkung, mitgetheilt durch den Hrn. Doctor Mauduit.

auch deren Schnabel; denn der Schnabel der Kriechente iſt von jenem der gemeinen etwas verſchieden."

Das Weibchen unterſcheidet ſich von dem Männchen eben ſo ſehr als das Weibchen der wilden Ente von dem Männchen; es hat, wie das Männchen, einen langen und ſpitzen Schwanz, und ohne dieſes Merkmal könnte man es mit dem Weibchen der wilden Ente verwechſeln, aber jenes Kennzeichen genügt, um dieſe Ente von allen andern zu unterſcheiden, die im Allgemeinen einen ſehr kurzen Schwanz haben. Wegen der beiden Federhalme, die den Schwanz dieſer Ente verlängern, haben ſie die Deutſchen ziemlich unpaſſend Faſanente, und die Engländer Seefaſan (sea-pheasant) genannt. Die Benennung Winterente, die man ihr im Norden beilegt, ſcheint zu beweiſen, daß dieſe Ente die größte Kälte nicht ſcheut; auch ſagt Hr. Linné, man ſehe ſie in Schweden im ſtrengſten Winter. Die Art ſcheint beiden Continenten gemeinſchaftlich zu ſeyn; man erkennt ſie in Fernandes mexikaniſchem tzitzihoa, und der Doctor Mauduit erhielt einen Vogel dieſer Art aus Luiſiana unter dem Namen canard-paille-en-queue; woraus man ſchließen kann, daß ſie ſich, obgleich den Norden bewohnend, bis in die heißen Klimate begibt.

Die langgeſchwänzte Ente von Neu-Fundland.

(Anas glacialis. L. Le canard à longue queue de terre-neuve. B.)

Dieſe Ente, ſehr verſchieden von der vorigen durch das Gefieder, hat nur Aehnlichkeit mit ihr in den beiden langen Federhalmen, die etwas über ihren Schwanz hinausreichen.

Die illuminirte Abbildung, welche Edwards von dieſem Vogel gibt, zeigt braune Schattirungen auf den Theilen des Gefieders, wo die Ente, die auf der illuminirten Tafel, Nr. 1008, miclon genannt wird, ſchwarze hat. Daß dieſe beiden Vögel derſelben Art angehören, erkennt man jedoch an den beiden langen über den Schwanz hinausreichenden Federhalmen, ſo wie auch an der ſchönen Vertheilung der Farben; das Weiß bedeckt den Kopf und den Hals bis oben auf die Bruſt und den Rücken; es zieht ſich nur von den Augen längs der beiden Seiten des Halſes eine falb orangefarbige

Binde hinab; der Bauch, so wie auch zwei lange und schmale Federbündel zwischen dem Rücken und Flügel, sind von demselben Weiß, wie der Kopf und der Hals; das übrige Gefieder ist schwarz, so wie auch der Schnabel; die Füße sind schwärzlich roth, und man bemerkt den kleinen Rand einer Schwimmhaut außerhalb längs der innern Zehe, und unter der kleinen Hinterzehe. Die Länge der beiden Federhalme des Schwanzes vermehrt die Gesammtlänge dieser Ente; aber in ihrer Größe kommt sie kaum der gemeinen Ente gleich.

Edwards vermuthet mit allem Anschein von gutem Grunde, daß seine langgeschwänzte Ente von der Hudsonsbai das Weibchen von dieser hier ist; der Wuchs, die Gestalt, und selbst das Gefieder sind ungefähr dieselben; nur ist der Rücken von dieser hier weniger bunt von weiß und schwarz, und das Gefieder im Ganzen brauner.

Dieser Vogel, der uns das Weibchen zu seyn scheint, war an der Hudsonsbai gefangen, und der andere auf Neu-Fundland getödtet worden, und da man dieselbe Art in dem Havelda der Isländer und von Wormius wiedererkennt, so scheint es, daß diese Art, wie mehre andere dieser Gattung, die entferntesten Länder im Norden bewohnt. Sie findet sich an der Nordostspitze Asiens; denn man erkennt sie in dem Sawki der Kamtschadalen, welche sie auch Kiangitch oder Akangitch, das heißt Diakonus nennen, weil sie finden, daß diese Ente wie ein russischer Diakonus singt; wonach es scheint, daß ein russischer Diakonus wie eine Ente singt.

Die Brandente (Erdgans).

(Tadorna vulgaris. L. Le tadorne. B.)

Wir glauben zu der Vermuthung berechtigt zu seyn, daß der chenalopex oder vulpanser (Fuchsgans) der Alten derselbe Vogel ist, wie die Brandente, Nr. 53. Belon hat mit der Anwendung dieser Namen gezögert, und selbst gewechselt; in seinen „Beobachtungen" bezieht er sie auf die Tauchente, und in seinem Buch „von der Natur der Vögel" auf die graue Ente. Man kann jedoch leicht aus einem jener Attribute der Natur, die entscheidender sind, als alle Vermuthungen der Gelehrsamkeit, entnehmen, daß diese Namen ausschließlich dem Vogel angehören, von welchem hier die Rede, indem die

Brandente die einzige iſt, die mit dem Fuchs eine einzige und ſeltſame Aehnlichkeit hat, nämlich daß ſie ſich, wie dieſer, in eine Erdhöhle zurückzieht. Ohne Zweifel hat man nach dieſer natürlichen Gewohnheit zuerſt die Brandente bezeichnet, indem man ihr den Namen Fuchsgans beilegte; und nicht allein hält ſich dieſer Vogel in Erdhöhlen auf, ſondern er niſtet und brütet auch in Löchern, die er den Kaninchen ſtreitig macht und ſie aus ihnen verjagt.

Aelian ſchreibt außerdem noch dem vulpanser den Inſtinkt zu, daß er, wie das Rebhuhn, ſich ſelbſt dem Jäger darbiete, um ſeine Jungen zu retten; und dieſes war die Meinung des ganzen Alterthums, da die Egyptier, welche dieſen Vogel unter die Zahl ihrer geheiligten Thiere aufgenommen hatten, ihn in den Hieroglyphen darſtellten, um die Aufopfernde Zärtlichkeit einer Mutter zu bezeichnen, und man wird in der That aus unſern Beobachtungen entnehmen, daß den Brandenten dieſe Züge der mütterlichen Liebe und Hingebung eigen ſind.

Die dieſem Vogel in den nordiſchen Sprachen beigelegten Benennungen: Fuchsgans oder vielmehr Fuchsente im Deutſchen, bergander (Bergente) in der Angloſächſiſchen Sprache, und burrough-duck (Kaninchen-Ente) im Engliſchen bezeugen nicht weniger, als ſein alter Name, die merkwürdige Gewohnheit, während der ganzen Brutzeit in Erdhöhlen zu verweilen. Dieſe letztern Namen bezeichnen ſelbſt genauer die Brandente, als die Benennung vulpanser, indem ſie ihn zu der Familie der Enten ziehen, welcher er auch wirklich angehört, und nicht zu jener der Gänſe. Er iſt allerdings etwas größer, als die gemeine Ente, und hat etwas höhere Beine; aber übrigens an Geſtalt, in der Haltung und dem Körper ihr ähnlich, und er unterſcheidet ſich von der Ente nur durch ſeinen Schnabel, welcher erhabener iſt, und durch die Farben ſeines Gefieders, die lebhafter und ſchöner ſind, und, von weitem geſehen, mehr Glanz haben. Dieſes ſchöne Gefieder wird von großen Maſſen dreier Farben durchſchnitten, von Weiß, Schwarz und Zimmetgelb. Der Kopf und der Hals bis auf die Mitte ſeiner Länge ſind ſchwarz mit grünem Schimmer; der untere Hals iſt mit einem Halsband umgeben; darunter ſieht man einen breiten zimmetgelben Gürtel, der die Bruſt bedeckt, und ſich als eine Binde

auf den Rücken zieht; der Unterleib ist von derselben Farbe; unter dem Flügel an jeder Seite des Rückens ist eine schwarze Binde auf weißem Grunde; die großen und die mittleren Schwungfedern sind schwarz; die kleinen haben dieselbe Grundfarbe, aber sie sind glänzend und in Grün schimmernd; der äußere Rand der drei dem Körper zunächst stehenden Schwungfedern ist zimmetgelb, und der innere weiß; die großen Bedeckungen sind schwarz, und die kleinen weiß. Das Weibchen ist merklich kleiner, als das Männchen, dem es sonst, selbst in den Farben, gleicht; man bemerkt nur, daß die grünlichen Widerscheine des Kopfes und der Flügel weniger auffallend sind, wie bei dem Männchen.

Der Flaum dieser Vögel ist sehr fein und sehr weich; die Füße und deren Schwimmhäute sind fleischfarbig. Der Schnabel ist roth, aber der Falz dieses Schnabels und die Nasslöcher sind schwarz; seine Form ist abgestumpft, und wo der obere Theil sich am Kopf sehr wölbt, über den Nasslöchern in einem concaven Bogen ausgehöhlt, und sich an der Spitze horizontal zu einem abgerundeten Löffel erhebend, der von einer ziemlich tiefen und halb kreisförmigen Rinne eingefaßt wird. Die Luftröhre hat eine doppelte Anschwellung an ihrer Gabeltheilung.

Plinius empfiehlt das Fleisch der Brandente, und sagt, die alten Britten hätten kein besseres Wildpret gekannt. Athenaeus weiset ihren Eiern, was die Güte betrifft, die zweite Stelle nach denen des Pfauen an. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Griechen Brandenten aufgezogen haben, weil Aristoteles bemerkt, unter der Zahl ihrer Eier fänden sich auch taube Eier. Wir haben nicht Gelegenheit gehabt, von dem Fleisch, noch von den Eiern dieses Vogels zu essen.

Es scheint, daß die Brandenten sich in kalten Klimaten wie in den gemäßigten Ländern finden, und sich bis zu den südlichen begeben haben; doch ist die Art nicht gleichmäßig an allen Küsten unserer nördlichen Gegenden verbreitet.

Obgleich man den Brandenten den Namen Meerenten beigelegt hat, und sie sich wirklich vorzugsweise an den Seeküsten halten, so findet man doch auch einige auf den Flüssen oder Seen, selbst ziemlich entfernt im Innern; aber die Mehrzahl der Art verläßt die Küsten nicht; jeden Frühling kommen einige Trupps an denen der Picardie an; und dort hat einer

unserer besten Korrespondenten, Hr. Baillon, die natürlichen Gewohnheiten dieser Vögel erforscht, worüber er folgende Beobachtungen niederschrieb, welche wir uns ein Vergnügen machen, hier mitzutheilen.

„Der Frühling, sagt Hr. Baillon, führt uns die Brandenten zu, aber immer in geringer Anzahl. Sobald sie ankommen, verbreiten sie sich in den Sandebenen, die sich hier in der Nähe der Küste finden; man sieht jedes Paar in den dort häufigen Kaninchengehegen umherstreifen, und sich dort einen Zufluchtsort unter jenen der Kaninchen suchen. Sie haben wahrscheinlich unter dieser Art Wohnungen eine Wahl anzustellen; denn sie durchstreifen deren wohl 100, bevor sie eine finden, die ihnen ganz zusagt. Man hat bemerkt, daß sie nur die Kaninchenhöhlen wählen, die höchstens 1½ Fuß tief sind, sich gegen kleine Hügel öffnen, und deren gegen Süden liegender Eingang von der Höhe irgend einer sehr entfernten Düne beobachtet werden kann.

„Die Kaninchen weichen diesen neuen Gästen, und kehren nicht mehr in die durch dieselben in Beschlag genommenen Höhlen zurück.

„Die Brandenten machen keine Nester, in diesen Lagern das Weibchen legt seine ersten Eier auf den nackten Sand, und wenn es alle gelegt hat, nämlich die jungen Weibchen 10 bis 12, und die alten 12 bis 14 Eier, so hockt es sie in einen weißen sehr dichten Flaum, den es sich ausrupft.

„Während der ganzen Brutzeit, welche 30 Tage währt, bleibt das Männchen auf der Düne, von wo es sich nur entfernt, um zwei bis drei Mal des Tages seine Nahrung im Meere zu suchen. Morgens und Abends verläßt das Weibchen seine Eier aus demselben Grunde; dann begibt sich das Männchen in die Höhle, besonders des Morgens; und wenn das Weibchen wiederkommt, kehrt ersteres nach seiner Düne zurück.

„Sobald man im Frühjahr eine Brandente so auf ihrem Posten sieht, ist man sicher, das Nest zu finden; man darf nur die Zeit abwarten, wenn dieses Männchen sich in die Erdhöhle begibt. Merkt es jedoch, daß es beobachtet wird, so fliegt es nach der entgegengesetzten Seite, und erwartet sein Weibchen auf dem Meer. Wenn sie zurückkommen, fliegen sie lange über dem Kaninchengehege, bis diejenigen, welche sie beunruhigen, sich entfernt haben.

„Schon am Morgen nach dem Tage, an welchem die Brut ausgeschlüpft iſt, führen die Eltern die Jungen an das Meer, und richten es ſo ein, daß ſie gewöhnlich dort bei hoher Fluth ankommen. Dieſe Aufmerkſamkeit gewährt den Jungen den Vortheil, ſchneller am Waſſer zu ſeyn, und von dem Augenblick ab erſcheinen ſie nicht mehr auf dem Lande. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie dieſe Vögel ſchon von den erſten Tagen ihrer Geburt an ſich in einem Element erhalten können, deſſen Wogen oft alten Vögeln von allen Arten den Untergang bereiten.

„Wenn ein Jäger der Familie auf dem Wege nach dem Meer begegnet, ſo fliegen die Eltern davon; die Mutter thut, als ſtürze ſie, und fällt etwa 100 Schritt entfernt hinab; ſie ſchleppt ſich auf dem Bauch, indem ſie die Erde mit ihren Flügeln ſchlägt, und durch dieſe Liſt lockt ſie den Jäger zu ſich; die Jungen bleiben unbeweglich bis zur Rückkehr ihrer Eltern, und wenn man ſie findet, kann man ſie alle fangen, ohne daß eins von ihnen zu entfliehen ſucht.

„Ich war Augenzeuge aller dieſer Thatſachen; ich habe mehre Male Eier von Brandenten ausgenommen, und ſie ausnehmen ſehen. Zu dieſem Zweck gräbt man im Sande, indem man den Gang der Kaninchenhöhle bis zum Ende verfolgt; man findet dort die Mutter auf ihren Eiern; man trägt ſie in einem großen wollenen Tuch mit dem ſie umhüllenden Flaum fort, und legt ſie einem Entenweibchen unter; es erzieht dieſe kleinen Fremdlinge mit vieler Sorgfalt, wenn man nämlich die Vorſicht beobachtet hat, ihm keins ſeiner eigenen Eier zu laſſen. Die kleinen Brandenten haben bei der Geburt einen ſchwarz und weißen Rücken, und einen ſehr weißen Bauch; und dieſe beiden durchaus reinen Farben machen ſie ſehr hübſch, aber bald verlieren ſie dieſes erſte Gefieder und werden grau; dann ſind der Schnabel und die Füße weiß. Gegen den Monat September erhalten ſie ihre ſchönen Federn; aber erſt im zweiten Jahr haben ihre Farben ihren ſchönſten Glanz.

„Ich habe Grund zu glauben, daß das Männchen erſt in dieſem zweiten Jahre zur Zeugung ganz fähig iſt; denn erſt alsdann erſcheint der blutrothe Fleiſchauswuchs, der ihren Schnabel zur Zeit des Geſchlechtstriebes ſchmückt, und nach

derselben zusammenschrumpft. Dieses neue Erzeugniß scheint in bestimmter Beziehung zu den Geschlechtstheilen zu stehen.

„Die wilde Brandente lebt von Meerwürmern, von Garneelen oder Heuschrecken, die sich dort zu Millionen finden, und ohne Zweifel auch von Fischlaich, und von den kleinen Maschen, die sich vom Grunde ablösen, und mit dem Strom des Meeres oben schwimmen; die erhabene Gestalt seines Schnabels ist diesem Vogel sehr vortheilhaft, um jene verschiedenen Stoffe zu erfassen, indem er die Oberfläche des Wassers viel leichter, so zu sagen, abschäumt, als es der Ente möglich ist.

„Die jungen durch ein Entenweibchen auferzogenen Brandenten gewöhnen sich leicht an die Hausgenossenschaft, und leben in den Geflügelhöfen wie die Enten; man füttert sie mit Brodkrumen und mit Körnern. Man sieht nie wilde Brandenten truppweise versammelt, wie die gemeinen Enten, die Kriechenten und die Pfeifenten; nur das Männchen und das Weibchen verlassen sich nicht; man bemerkt sie immer zusammen, es sey auf dem Meer oder auf dem Sande; sie wissen sich selbst zu genügen, und scheinen, indem sie sich paaren, ein unauflösliches Band zu knüpfen; das Männchen zeigt sich übrigens sehr eifersüchtig. Trotz der Gluth dieser Vögel in der Geschlechtsliebe konnte ich jedoch nie eine Brut von einem dieser Weibchen erhalten; ein einziges legte einige Eier; diese waren unfruchtbar; ihre gewöhnliche Farbe ist ein sehr leichter Anstrich von Blond ohne Flecken; sie sind von der Größe der Enteneier, aber runder.

„Die Brandente ist einer seltsamen Krankheit unterworfen; der Glanz ihrer Federn erlischt, sie werden schmutzig und ölig, und der Vogel stirbt, nachdem er fast einen Monat siech gewesen ist. Begierig, die Ursache des Uebels zu erkennen, öffnete ich mehre; ich fand ihr Blut zersetzt, und die Hauptgefäße mit einem fuchsrothen, schleimigen und übelriechenden Wasser angefüllt. Ich schreibe diese Krankheit dem Mangel des Meersalzes zu, welches ich für nothwendig, wenigstens von Zeit zu Zeit, für diese Vögel halte, um durch seine Spitzen den rothen Theil ihres Blutes zu vertheilen, und dessen Verbindung mit dem wässerigen Theil zu erhalten, indem es die schleimigen Feuchtigkeiten auflöst, wenn sie die Körner, von

denen sie auf den Geflügelhöfen sich ernähren, in ihren Gedärmen sich ansammeln lassen."

Diese ausführlichen Beobachtungen des Hrn. Baillon lassen uns nur noch sehr wenig übrig, um es der Naturgeschichte dieser Vögel hinzuzufügen, von denen wir ein Paar unter unsern Augen auffüttern ließen. Sie schienen uns nicht von wildem Naturell zu seyn; sie ließen sich leicht fangen; man hielt sie in einem Garten, wo man sie den Tag über frei ließ; und wenn man sie fing, und in der Hand hielt, so machten sie fast keine Anstrengungen, um zu entschlüpfen. Sie fraßen Brod, Kleien, Getreide und selbst Blätter von Pflanzen und von Gesträuchen. Ihr gewöhnliches Geschrei ist jenem der zahmen Ente fast ähnlich, wird aber nicht so häufig wiederholt, denn man hörte sie nur sehr selten schreien. Sie haben noch ein schwächeres, obgleich scharfes Geschrei, üt, üt, das sie hören lassen, wenn man sie schnell ergreift, und welches nur der Ausdruck der Furcht zu seyn scheint. Sie baden sich sehr oft, besonders bei mildem Wetter, und wenn Regen bevorsteht; sie schwimmen sich auf dem Wasser wiegend, und wenn sie an das Land kommen, richten sie sich auf den Füßen in die Höhe, schlagen mit den Flügeln, und schütteln sich wie die zahmen Enten; sie legen auch sehr oft ihr Gefieder mit dem Schnabel zurecht. Die Brandenten, welche den zahmen in der Gestalt des Körpers ähnlich sind, gleichen ihnen daher auch sehr in den natürlichen Gewohnheiten; nur sind ihre Bewegungen leichter, und sie zeigen sich munterer und lebhafter. Sie haben noch vor allen Enten, selbst vor den schönsten, ein Vorrecht der Natur, welches nur dieser Art angehört, nämlich daß sie fortwährend und in jeder Jahreszeit die schönen Farben ihres Gefieders behalten. Da sie nicht schwer zu zähmen sind, man auch ihr schönes Gefieder schon von weitem bemerkt, und es einen sehr angenehmen Effekt auf den Gewässern macht, so wäre wohl zu wünschen, daß man eine zahme Rasse von diesen Vögeln erhalten könnte; aber ihr Naturell und ihr Temperament scheinen sie für das Meer zu bestimmen, und von den süßen Gewässern zu entfernen; man könnte daher nur ihre Vermehrung in der Hausgenossenschaft mit Hoffnung auf Erfolg in Gegenden in der Nähe salziger Gewässer versuchen.

derselben zusammenschrumpft. Dieses neue Erzeugniß scheint in bestimmter Beziehung zu den Geschlechtstheilen zu stehen.

„Die wilde Brandente lebt von Meerwürmern, von Garneelen oder Heuschrecken, die sich dort zu Millionen finden, und ohne Zweifel auch von Fischlaich, und von den kleinen Maschen, die sich vom Grunde ablösen, und mit dem Schaum des Meeres oben schwimmen; die erhabene Gestalt seines Schnabels ist diesem Vogel sehr vortheilhaft, um jene verschiedenen Stoffe zu erfassen, indem er die Oberfläche des Wassers viel leichter, so zu sagen, abschäumt, als es der Ente möglich ist.

„Die jungen durch ein Entenweibchen auferzogenen Brandenten gewöhnen sich leicht an die Hausgenossenschaft, und leben in den Geflügelhöfen wie die Enten; man füttert sie mit Brodkrumen und mit Körnern. Man sieht nie wilde Brandenten truppweise versammelt, wie die gemeinen Enten, die Kriechenten und die Pfeifenten; nur das Männchen und das Weibchen verlassen sich nicht; man bemerkt sie immer zusammen, es sey auf dem Meer oder auf dem Sande; sie wissen sich selbst zu genügen, und scheinen, indem sie sich paaren, ein unauflösliches Band zu knüpfen; das Männchen zeigt sich übrigens sehr eifersüchtig. Trotz der Gluth dieser Vögel in der Geschlechtsliebe konnte ich jedoch nie eine Brut von einem dieser Weibchen erhalten; ein einziges legte einige Eier; diese waren unfruchtbar; ihre gewöhnliche Farbe ist ein sehr leichter Anstrich von Blond ohne Flecken; sie sind von der Größe der Enteneier, aber runder.

„Die Brandente ist einer seltsamen Krankheit unterworfen; der Glanz ihrer Federn erlischt, sie werden schmutzig und ölig, und der Vogel stirbt, nachdem er fast einen Monat siech gewesen ist. Begierig, die Ursache des Uebels zu erkennen, öffnete ich mehre; ich fand ihr Blut zersetzt, und die Hauptgefäße mit einem fuchsrothen, schleimigen und übelriechenden Wasser angefüllt. Ich schreibe diese Krankheit dem Mangel des Meersalzes zu, welches ich für nothwendig, wenigstens von Zeit zu Zeit, für diese Vögel halte, um durch seine Spitzen den rothen Theil ihres Blutes zu vertheilen, und dessen Verbindung mit dem wässerigen Theil zu erhalten, indem es die schleimigen Feuchtigkeiten auflöst, wenn sie die Körner, von

denen sie auf den Geflügelhöfen sich ernähren, in ihren Gedärmen sich ansammeln lassen."

Diese ausführlichen Beobachtungen des Hrn. Baillon lassen uns nur noch sehr wenig übrig, um es der Naturgeschichte dieser Vögel hinzuzufügen, von denen wir ein Paar unter unsern Augen auffüttern ließen. Sie schienen uns nicht von wildem Naturell zu seyn; sie ließen sich leicht fangen; man hielt sie in einem Garten, wo man sie den Tag über frei ließ; und wenn man sie fing, und in der Hand hielt, so machten sie fast keine Anstrengungen, um zu entschlüpfen. Sie fraßen Brod, Kleien, Getreide und selbst Blätter von Pflanzen und von Gesträuchen. Ihr gewöhnliches Geschrei ist jenem der zahmen Ente fast ähnlich, wird aber nicht so häufig wiederholt, denn man hörte sie nur sehr selten schreien. Sie haben noch ein schwächeres, obgleich scharfes Geschrei, üt, üt, das sie hören lassen, wenn man sie schnell ergreift, und welches nur der Ausdruck der Furcht zu seyn scheint. Sie baden sich sehr oft, besonders bei mildem Wetter, und wenn Regen bevorsteht; sie schwimmen sich auf dem Wasser wiegend, und wenn sie an das Land kommen, richten sie sich auf den Füßen in die Höhe, schlagen mit den Flügeln, und schütteln sich wie die zahmen Enten; sie legen auch sehr oft ihr Gefieder mit dem Schnabel zurecht. Die Brandenten, welche den zahmen in der Gestalt des Körpers ähnlich sind, gleichen ihnen daher auch in den natürlichen Gewohnheiten; nur sind ihre Bewegungen leichter, und sie zeigen sich munterer und lebhafter. Sie haben noch vor allen Enten, selbst vor den schönsten, ein Vorrecht der Natur, welches nur dieser Art angehört, nämlich daß sie fortwährend und in jeder Jahreszeit die schönen Farben ihres Gefieders behalten. Da sie nicht schwer zu zähmen sind, man auch ihr schönes Gefieder schon von weitem bemerkt, und es einen sehr angenehmen Effekt auf den Gewässern macht, so wäre wohl zu wünschen, daß man eine zahme Rasse von diesen Vögeln erhalten könnte; aber ihr Naturell und ihr Temperament scheinen sie für das Meer zu bestimmen, und von den süßen Gewässern zu entfernen; man könnte daher nur ihre Vermehrung in der Hausgenossenschaft mit Hoffnung auf Erfolg in Gegenden in der Nähe salziger Gewässer versuchen.

Die Reiherente.

(Anas ferina. L. Le milouin. B.)

Dies ist jene Ente, welche Belon mit dem Namen der rothköpfigen bezeichnet. Ihr Kopf und ein Theil des Halses sind in der That fuchsroth oder kastanienbraun; auf diese Farbe, welche sich unten am Halse rund abschneidet, folgt schwarz oder schwärzlich braun, das sich ebenfalls auf der Brust und dem obern Rücken rund abschneidet; die Flügel sind grau mit schwärzlichem Anstrich und ohne Spiegel; aber der Rücken und die Seiten haben sehr feine und hübsche Einfassungen, welche auf einem perlgrauen Grunde in kleinen schwarzen Zickzacks sich in die Quere ziehen. Schwenkfeld zufolge ist der Kopf des Weibchens nicht fuchsroth, wie jener des Männchens, und hat nur einige fuchsröthliche Flecke.

Die Reiherente, Nr. 803, ist von der Größe der Brandente, aber ihre zu runde Gestalt gibt ihr ein schwerfälliges Ansehen; sie geht mit Anstrengung und mit schlechtem Anstand, und ist genöthigt, von Zeit zu Zeit mit den Flügel zu schlagen, um das Gleichgewicht auf der Erde zu behaupten.

Ihr Geschrei gleicht mehr dem tiefen Zischen einer großen Schlange, als der Stimme eines Vogels; ihr breiter und hohler Schnabel ist sehr geeignet im Schlamm zu wühlen, wie die Löffelenten und Schalenten thun, um dort Würmer, kleine Fische und Schalthiere zu suchen. Zwei Männchen von diesen Vögeln, welche Hr. Baillon einen Winter in seinem Geflügelhofe hielt, waren fast immer im Wasser; sie zeigten sich stark und muthig in diesem Element, und ließen sich durch die andern Enten nicht zu nahe kommen; sie jagten sie mit Schnabelhieben in die Flucht; aber diese schlugen sie dafür, wenn sie auf dem Lande waren, und die ganze Vertheidigung der Reiherenten beschränkte sich dann darauf, daß sie in das Wasser flüchteten. Obgleich sie zahm und zutraulich geworden waren, konnte man sie doch nicht lange erhalten, weil sie nicht gehen können, ohne sich die Füße zu verletzen; der Kiessand in den Gängen eines Gartens ist ihnen eben so unbequem, als das Pflaster eines Hofes; und so viel Sorgfalt auch Hr. Baillon auf diese beiden Reiherenten verwendete, so lebten sie doch nur 6 Wochen in ihrer Gefangenschaft.

„Ich glaube, sagt jener gute Beobachter, daß diese Vögel dem Norden angehören; die meinigen blieben die Nacht über im Wasser, selbst bei starkem Frost; sie bewegten sich so stark darin, daß es um sie her nicht zufror.

„Die Reiherenten, fügt er hinzu, so wie auch die Schalenten und die Quackerenten, fressen viel, und verdauen eben so schnell, wie die Ente. Sie lebten anfangs nur von eingeweichtem Brod, dann fraßen sie es trocken; aber sie konnten es so nur mit Mühe verschlingen, und waren genöthigt, jeden Augenblick zu trinken. Ich konnte sie nicht gewöhnen, Körner zu fressen; nur die Schalenten scheinen den Saamen des Sumpfschilfes zu lieben."

Hr. Hebert, der als aufmerksamer und geschickter Jäger auf der Jagd noch ein anderes Vergnügen zu finden wußte, als das zu tödten, hat über diese Vögel, wie über viele andere, interessante Beobachtungen angestellt. „Nach der Art der wilden Ente, sagt er, scheint mir die der Reiherente die zahlreichste in den Gegenden zu seyn, wo ich gejagt habe. In Brie kommen sie gegen Ende Octobers in Trupps von 20 bis 40 an; sie haben einen schnellern Flug als die wilde Ente, und das Geräusch, das sie mit den Flügeln machen, ist ganz verschieden; der Trupp bildet in der Luft eine geschlossene Kolonne, ohne im Dreieck zu fliegen wie die wilden Enten. Bei ihrer Ankunft sind sie unruhig; sie lassen sich auf den großen Teichen nieder, einen Augenblick darnach fliegen sie wieder auf, umkreisen mehremal im Fluge das Gewässer, lassen sich ein zweites Mal für eben so kurze Zeit nieder, verschwinden nochmals, kehren eine Stunde darauf zurück, und verweilen dann nicht länger. Wenn ich ihrer tödtete, geschah es immer aus Zufall mit sehr schwerem Blei, und wenn sie ihre verschiedenen Kreisflüge in der Luft machten. Sie zeichneten sich alle durch einen dicken fuchsrothen Kopf aus, weßhalb sie in Burgund den Namen rougeots erhielten.

Man nähert sich ihnen nicht leicht auf den großen Teichen; zur Frostzeit begeben sie sich auf die kleinen Flüsse, nach dem Thauwetter auf die kleinen Teiche, *) und nur in den Enten-

*) Da man nur selten von diesen Vögeln in Brie tödtet, so ist es mir unmöglich gewesen, ihrer mehre zu erhalten, um sie zu vergleichen; aber ich bin sehr geneigt zu glauben, daß man unter

gehegen in der Picardie kann man ihrer viele tödten; doch sind sie auch ziemlich gemein in Burgund; und man hat ihrer in Dijon faſt den ganzen Winter über in den Garküchen. Ich tödtete eine in Brie im Monat Juli, als es ſehr heiß war; ſie flog am Ufer eines Teiches mitten in den Waldungen, an einem ſehr einſamen Ort. Sie war von einer andern begleitet, was mich vermuthen läßt, daß es Männchen und Weibchen war, und daß einige Paar der Art in Frankreich in den großen Sümpfen niſten.

Wir wollen noch hinzufügen, daß dieſe Art ſich ſehr weit verbreitet hat, denn wir erhielten aus Luiſiana eine Reiherente, die jener, welche ſich in Frankreich findet, ganz ähnlich war; und außerdem erkennt man denſelben Vogel in Fernandes Quapacheanauhtli, welche Briſſon aus dieſem Grunde die mexikaniſche Reiherente genannt hat. Was die durch den letztern Ornithologen unter der Benennung ſchwarze Reiherente angegebene Varietät betrifft, ſo können wir nur uns auf das berufen, was er darüber ſagt, indem dieſe Varietät der Reiherente uns nicht bekannt iſt.

Die Bergente (Moderoare).

(Anas marila. L. Le millouinan. B.)

Dieſer ſchöne Vogel, deſſen Kenntniß wir Hrn. Baillon verdanken, iſt von der Größe der Reiherente (millouin), und die Farben ſind, obwohl verſchieden, doch eben ſo vertheilt; dieſer doppelten Aehnlichkeit wegen glaubten wir ihr den Namen millouinan geben zu können. Der Kopf und der Hals ſind mit einem großen ſchwarzen Domino mit kupfergrünem Widerſchein bedeckt, der ſich auf der Bruſt und ohne am Rücken rund abſchneidet; auf dem Mantel ſieht man eine kleine ſchwarze Schraffirung, leicht auf einem perlgrauen Grunde ge-

derſelben Benennung moreton, morillon ꝛc. zwei Arten und ſelbſt drei vereinigt: die Reiherente, Nr. 803 der illuminirten Tafeln, die Schnatterente, Nr. 958, und die Pfeifente, Nr. 824. Die drei Arten haben viel Aehnlichkeit. Ihr graues, mehr oder weniger gebrochtes, mit ſchwarzen Zügen wie mit Federſtrichen gewölktes Gefieder, gibt ihnen ein Familienanſehen; ſie reiſen zuſammen. Kennt man gut die Männchen und die Weibchen jeder dieſer Arten? (Bemerkung des Hrn. Hebert.)

zeichnet; eine ähnliche, aber dichter stehende Schraffirung bedeckt die Schultern und auch den Bürzel; der Bauch und die Magengegend sind vom schönsten Weiß; man kann auf der Mitte des Halses die dunkle Spur eines fuchsrothen Halsbandes bemerken. Der Schnabel der Bergente ist nicht so lang, aber breiter, als jener der Reiherente.

Der einzelne Vogel, den wir beschreiben, Nr. 1002, ist an den Küsten der Picardie getödtet worden; und seitdem erhielten wir einen andern ganz ähnlichen, außer daß er etwas kleiner ist, aus Luisiana. Es ist nicht, wie man bereits gesehen hat, die einzige, beiden Kontinenten gemeinschaftliche Art aus der Familie der Ente; doch erscheint ohne Zweifel diese Bergente, die bisher weder bemerkt noch beschrieben wurde, nur selten an unsern Küsten.

Die Quackerente.

(Anas clangula. L. Le garrot. B.)

Die Quackerente, Nro. 802, hat ein schwarz und weißes Gefieder, und am Kopf zwei weiße Flecken im Schnabelwinkel, welche von weitem aussehen, wie zwei Augen, die neben den beiden andern auf dem schwarzen in grün schimmernden Schmuck stehen, welcher den Kopf und den Oberhals ziert; und deßhalb haben ihr die Italiener den Namen quatr'occhi gegeben. Engländer nennen sie golden-eye (Goldauge) wegen der goldgelben Farbe der Iris ihrer Augen. Der Schwanz und der Rücken sind schwarz, so wie die großen Schwungfedern; die meisten der Flügelbedeckungen weiß; der Unterhals so wie der ganze Vorderleib schön weiß; die Füße sehr kurz, und die Schwimmhäute, welche deren Zehen verbinden, reichen bis an die Spitzen der Nägel, und sind an denselben befestigt.

Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, und unterscheidet sich gänzlich von ihm durch die Farben, welche, wie man im Allgemeinen bei der ganzen großen Familie der Ente bemerkt, matter und bleicher bei den Weibchen sind; diese haben graue oder bräunliche Farben, wo das Männchen schwarze hat, und weißgraue, wo sie bei jenem schön weiß sind; auch hat das Weibchen weder den grünen Widerschein am Kopf, noch die weißen Flecken in den Schnabelwinkeln.

Die Quackerente hat einen ziemlich niedern, aber scharfen und in der Luft pfeifenden Flug; sie schreit nicht beim Aufsliegen, und scheint nicht so mißtrauisch zu seyn, als die andern Enten. Man sieht den ganzen Winter über kleine Trupps von Quackerenten auf unsern Teichen; aber sie verschwinden im Frühjahr, und nisten ohne Zweifel im Norden; wenigstens sagt Linné in einer kurzen Notiz der **Fauna suecica**, man sehe diese Ente im Sommer in Schweden, und sie halte sich in dieser Jahreszeit, welche auch ihre Brutzeit ist, in den hohlen Bäumen. Hr. Baillon, welcher versucht hat, einige dieser Enten in der Hausgenossenschafe zu halten, theilt uns folgende Beobachtungen darüber mit.

„Diese Vögel, sagt er, wurden in kurzer Zeit sehr mager, und verletzten sich bald unter den Füßen, als ich sie frei gehen ließ. Sie lagen die meiste Zeit über auf dem Bauch; wenn aber die andern Vögel sie angriffen, vertheidigten sie sich kräftig; ich kann selbst sagen, daß ich wenig so böse Vögel gesehen habe. Zwei Männchen, die ich den letzten Winter hatte, verwundeten mir jedesmal, wenn ich sie anfaßte, die Hand mit Schnabelhieben. Ich hielt sie in einem großen Käfig von Weidenruthen, um sie an die Gefangenschaft und an den Anblick des andern Geflügels zu gewöhnen; aber sie zeigten sich sehr ungeduldig und zornig, und wollten wüthend auf die andern Vögel zustürzen, die sich ihnen näherten. Es gelang mir mit vieler Mühe, sie Brod fressen zu lehren; aber sie verschmähten hartnäckig jede Art von Körnern.

„Die Quackerente, fügt dieser aufmerksame Beobachter hinzu, hat wie die Reiherente und die Schalente einen schwerfälligen, mühsamen Gang; doch kommen diese Vögel von Zeit zu Zeit an das Land, wo sie stehend oder an der Küste liegend der Ruhe pflegen, und sich einem Vergnügen hingeben, das ihnen eigenthümlich ist. Die Landvögel fühlen von Zeit das Bedürfniß, sich zu baden, theils um ihr Gefieder vom Staub zu reinigen, theils um ihrem Körper eine Geschmeidigkeit zu geben, die dessen Bewegungen erleichtert; und sie verkünden durch ihre Munterkeit, wenn sie das Wasser verlassen, das angenehme Gefühl, welches sie empfinden; bei Wasservögeln dagegen, besonders bei denen, die lange Zeit im Wasser bleiben, lassen die angefeuchteten Federn mit der Zeit allmälig das Wasser durch, so daß einige Tropfen wohl bis

DIE SCHALENTE, BREITSCHNABEL ODER BLAUENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lamellenschnäbler.
Gattung: Ente. *(Cuvier.)*

P. 179

DIE NORDISCHE SCHWARZ- ODER SEEENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler . . . . . *id.* . .

auf die Haut kommen mögen; dann bedürfen diese Vögel eines Luftbades, welches ihre durch die Feuchtigkeit zu sehr ausgedehnten Glieder wieder trocknet und zusammenzieht; sie kommen in der That an den Strand, um dieses ihnen nöthige trockene Bad zu nehmen, und die Munterkeit, die man dann in ihren Augen liest, und ein langsames Wiegen mit dem Kopf verkünden das angenehme Gefühl, welches sie durchdringt. Ist jedoch dieses Bedürfniß befriedigt, und zu jeder andern Zeit, kommen die Quackerenten, so wenig als die Reiherenten und Schalenten, nicht gern an das Land, und vermeiden es besonders, auf der Erde zu gehen, was sie sehr zu ermüden scheint. Da sie gewöhnt sind, sich im Wasser in kleinen Aufschwingungen zu bewegen, die durch ein schnelles und kräftiges Treten mit den Füßen bewirkt werden, so behalten sie diese Gewohnheit auch auf dem Lande bei, und gehen dort nur hüpfend, indem sie mit ihren breiten Füßen so stark auf den Boden stampfen, daß ihr Gang dasselbe Geräusch macht, als wenn man in die Hände klatscht. Sie helfen sich mit den Flügeln, um das Gleichgewicht zu behaupten, das sie jeden Augenblick verlieren, und trotzt man sie an, so stürzen sie sich mit den Beinen nach hinten vor, und fallen auf die Brust; auch werden ihre Füße sehr bald durch den Kiessand verletzt. Es scheint daher, daß diese nur für das Wasser geeigneten Arten nie die Anzahl der Kolonien werden vermehren können, welche wir, um unsere Geflügelhöfe zu bereichern, aus den andern Arten der Wasservögel gebildet haben.

Die Schalente, (Breitschnabel) oder Blauente.

(Anas fuligala L. Le morillon. B.)

Die Schalente, Nro. 1001, ist eine hübsche kleine Ente, deren Farben, wenn man den Vogel in der Ruhe sieht, nichts darbieten, als einen breiten blauen Schnabel, einen großen schwarzen Domino, einen Mantel von derselben Farbe, und weiß auf der Magengegend, dem Bauch und dem obern Theil der Schultern. Dieses Weiß ist schön und rein, und das Schwarz glänzend und von schönen purpurfarbigen Widerscheinen und einem grünlichen Roth gehoben; die Federn des Hinterkopfs erheben sich in einem Büschel; oft ist der auf der Brust schwarze untere Theil des Domino mit weißen Wellenlinien durchzogen;

und bei dieser Art, so wie bei den andern von der Gattung der Ente, sind die Farben gewissen Abweichungen unterworfen, die aber nur dem einzelnen Vogel und keineswegs der ganzen Art angehören.

Wenn die Schalente fliegt, sehen ihre Flügel weiß gestreift aus; dieser Effekt wird durch sieben Federn hervorgebracht, welche zum Theil von jener Farbe sind. Die innere Seite der Füße und der Beine ist röthlich, die äußere schwarz; die Zunge sehr fleischig, und an der Wurzel so angeschwollen, daß der Vogel zwei Zungen zu haben scheint. Unter den Eingeweiden findet sich keine Gallenblase. Belon hält die Schalente für den glaucium der Griechen, indem er, wie er sagt, keinen Vogel gefunden hat, der ein so glasgrünes Auge habe, wie dieser; und der glaucium bei Athenäus wird wirklich so wegen der wassergrünen Farbe seiner Augen genannt. Die Schalente besucht die Teiche und die Flüsse, findet sich aber auch auf dem Meere. Sie taucht ziemlich tief unter, und nährt sich von kleinen Fischen, von Schaalthieren und Muscheln, oder von dem Saamen der Wasserpflanzen, besonders von jenen des gewöhnlichen Schilfs. Sie ist weniger mißtrauisch, und fliegt nicht so schnell auf, wie die wilde Ente; man kann sich ihr auf Flintenschußweite an den Teichen nähern, oder noch besser an den Flüssen, wenn es friert; auch fliegt sie nicht weit, wenn sie ihren Aufflug genommen hat. Hr. Baillon hat uns seine Beobachtungen über diese in der Hausgenossenschaft mitgetheilt.

„Die Farbe der Schalente, sagt er, die Art ihres Ganges, indem sie sich hin- und herwiegt, und den Körper dabei fast gerade hält, geben ihr ein um so seltsameres Ansehen, als die schöne hellblaue Farbe ihres immer auf der Brust liegenden Schnabels, und ihre großen glänzenden Augen auf dem Schwarz ihres Gefieders sehr abstechen.

„Sie ist ziemlich munter, und wühlt wie die Ente stundenlang im Schlamm. Ich habe ihrer leicht auf meinem Hofe mehre gezähmt; sie wurden in kurzer Zeit so zutraulich, daß sie in die Küche und in die Zimmer kamen. Man hörte sie, bevor man sie sah, wegen des Geräusches, das sie bei jedem Schritt machten, indem sie ihre breiten Füße fest auf den Boden setzten. Man sah sie nie unnöthige Schritte machen, welches beweist, daß die Art, wie ich bereits bemerkt habe, nur

mühsam und gezwungen geht; auch verletzen sie sich die Füße auf dem Pflaster. Sie würden jedoch nur wenig mager, und hätten lang leben können; aber die andern Vögel auf dem Hof beunruhigten sie zu sehr.

„Ich habe mir, fügt Hr. Baillon hinzu, mehr als 30 Schalenten verschafft, um zu sehen, ob die Haube, die bei einigen einzelnen Vögeln sehr bemerkbar ist, eine besondere Art feststellt; ich habe gefunden, daß sie ein Schmuck aller Männchen ist.

„Die Jungen sind in ihrem ersten Alter von räucherigem Grau, welches bis nach der Mause bleibt, und sie erhalten ihre schöne glänzendschwarze Farbe erst im zweiten Jahr, zu welcher Zeit auch der Schnabel blau wird. Die Weibchen sind immer weniger schwarz, und haben nie eine Haube."

Die kleine Schalente.

(Anas glaucion. L. Le petit morillon. B.)

Nach dem, was wir über die Verschiedenheiten gesagt haben, die man oft in dem Gefieder der Schalenten bemerkt, würden wir sehr geneigt seyn, den Unterschied der Größe auf dieselben zufälligen Ursachen zu beziehen, auf welche man sich berufen hat, um aus der kleinen Schalente eine besondere und getrennte Art zu machen; dieser Unterschied ist in der That so unbedeutend, daß man ihn, strenge genommen, als nichtig betrachten, oder wenigstens auf die Verschiedenheiten beziehen könnte, die das Alter und die Zeiten des Wachsthums nothwendiger Weise zwischen einzelnen Vögeln derselben Art veranlassen müssen. Die meisten Ornithologen haben jedoch diese kleine Schalente, als verschieden von der andern, einer besondern Art überwiesen, und da wir ihnen durch bestimmte Thatsachen nicht widersprechen können, so legen wir hier nur unsere Zweifel vor, die wir nicht für schlecht begründet halten. Selbst Belon, dem die andern gefolgt sind, und welcher zuerst diese Arten getrennt hat, scheint uns einen Beweis gegen seine eigene Ansicht darzubieten; denn nachdem er von seinem kleinen Taucher, welches unsere kleine Schalente ist, gesagt hat, es sey ein hübscher, schön geputzter Vogel, von runder und zusammengedrängter Gestalt, mit so gelben und glänzenden Augen, daß sie heller seyen, wie polirtes Erz, und daß er

bei einem der Schalente ähnlichen Gefieder zugleich die weiße Linie querüber dem Flügel habe, fügt er hinzu: „Es fehlt jedoch viel, daß es eine wahre Schalente sey, denn sie hat eine Haube am Hinterkopf, wie der Pelikan, welche der Schalente fehlt.“ Hier täuscht sich nun aber Belon,[1]) also dieses Merkmal der Haube ist ein Grund mehr, um den Vogel, von dem hier die Rede ist, auf die wahre Schalente zurückzuführen, die in der That eine Haube hat.

Hr. Brisson gibt noch eine Varietät in dieser Art unter dem Namen der kleinen gestreiften Schalente an, aber dies ist gewiß nur eine Alters-Varietät.

Die nordische Schwarz- oder Seeente.

(Oidemia nigra. L. La macreuse. B.)

Man hat behauptet, die Seeente würde wie die Baumgans in Muscheln oder in faulem Holz geboren; wir haben diese Fabeln, die in der Naturgeschichte sich hier wie überall, nur zu häufig finden, zur Genüge zurückgewiesen. Die Seeenten legen Eier, nisten und werden geboren wie die andern Vögel; sie bewohnen vorzugsweise die nördlichsten Länder und Inseln, von wo sie in großer Menge längs der schottischen und englischen Küsten hinabziehen, und an den französischen im Winter ankommen, wo sie ein ziemlich schlechtes Wildpret sind, das jedoch mit Eifer von unsern Einsiedlern erwartet wird, welche, sich jedes Fleisch untersagend, und auf Fische beschränkt, sich doch das dieser Vögel gestattet haben, indem sie glaubten, sie hätten kaltes Blut wie die Fische, obwohl ihr Blut warm und eben so warm ist, wie das der andern Wasservögel; aber allerdings ist das schwarze, trockene und harte Fleisch der Seeente mehr ein Gericht der Kasteiung, als ein gutes zu nennen.

Das Gefieder der Seeente, Nro. 978, ist schwarz. Sie hat ungefähr die Größe der gemeinen Ente; aber ihr Körper ist zusammengedrängter und kürzer. Ray bemerkt, die Spitze der obern Schnabelhälfte habe keine hornige Falze, wie bei

[1]) Belon sagt überdem, man nenne seinen kleinen Taucher côtée; ein Name, den wir auf die Schalente beziehen zu müssen glaubten. Er vermuthet auch, daß es der colymbis oder colymbides der Alten sey; aber wir haben diesen letztern mit mehr Wahrscheinlichkeit auf den castagneux (Kastaniengrebe) zurückgeführt.

allen Arten dieser Gattung; die Basis jenes Theils ist nahe am Kopf bei dem Männchen bedeutend angeschwellt, und hat zwei gelbe Auswüchse; die Augenlieder sind von derselben Farbe; die Zehen sind sehr lang, und die Zunge ist sehr groß; die Luftröhre hat kein Labyrinth, und die Blinddärme sind sehr kurz in Vergleich zu denen der andern Enten.

Hr. Baillon, jener thätige und scharfsinnige Beobachter, auf den ich mich in Betreff der Wasservögel schon oft Gelegenheit hatte, zu berufen, hat mir folgende Bemerkungen mitgetheilt:

„Die Nord- und Nordwestwinde führen uns vom November bis zum März zahlreiche Schaaren der nordischen Seeenten längs der Küsten der Picardie zu; das Meer ist sozusagen von ihnen bedeckt; man sieht fortwährend und zu Tausenden sie umherfliegen, in jedem Augenblick auf dem Wasser erscheinen und verschwinden. Sobald eine Seeente untertaucht, folgt ihr der ganze Trupp, und erscheint einige Augenblicke darauf wieder. Mit den Süd- und Südostwinden im Monat März verschwinden sie gänzlich von unsern Küsten.

„Die Lieblingsnahrung der Seeenten ist eine zweischaalige, glatte und weißliche, 4 Linien breite und ungefähr 10 Linien lange Muschel, die sich an vielen Stellen in den Untiefen des Meeres findet, und deren ziemlich ausgedehnte Bänke das Meer während der Ebbe an den Küsten trocken legt. Wenn die Fischer bemerken, daß, nach ihrem Ausdruck, die Seeenten nach den vaimeaux (so nennt man hier diese Muscheln) untertauchen, so spannen sie ihre Netze horizontal, aber sehr lose, über diese Muscheln, und höchstens 2 Fuß über dem Sande; einige Stunden darauf, wenn die Fluth eintritt, bedeckt das Meer diese Netze; die Seeenten folgen der Fluth 2 bis 300 Schritt von der Küste, und die erste, welche diese Muscheln bemerkt, taucht unter; die andern folgen ihr, und sie verwickeln sich in den Maschen des Netzes, das sich zwischen ihnen und der Lockspeise befindet; oder wenn einige, die vorsichtig sind, vorüberschwimmen, und dann erst untertauchen, so verwickeln sie sich wie die andern, wenn sie wieder hinauftauchen, nachdem sie sich satt gefressen haben; alle ertrinken, und wenn die Ebbe wieder eintritt, nehmen die Fischer sie aus dem Netz, an welchem sie mit dem Kopf, den Flügeln oder den Füßen hängen.

„Ich habe mehremal diesen Fang mit angesehen. Bei einer einzigen Fluth werden bisweilen in einem 50 Toisen langen und $1^1/_2$ Toise breiten Netz 20 bis 30 Dutzend gefangen; dagegen aber spannen die Fischer oft 20mal die Netze aus, ohne eine einzige Seeente zu fangen; und von Zeit zu Zeit reißt auch die Netze durch Störe oder andere große Fische zerrissen oder mit fortgezogen.

„Ich sah nie eine Seeente anderswo fliegen, als über dem Meer, und ich habe immer bemerkt, daß ihr Flug niedrig und kurz ist; ihre Füße tauchen oft in das Wasser, während sie fliegen, und sie erheben sich wenig über dasselbe. Es ist wahrscheinlich, daß die Seeenten eben so fruchtbar sind, als die zahmen Enten; denn jährlich kommen ihrer eine unzählige Menge an, und obgleich man viele fängt, so scheint sich ihre Art doch nicht zu vermindern."

Als ich Hrn. Baillon fragte, was er von der Unterscheidung des Männchens und des Weibchens in dieser Art und von jenen Seeenten mit grauem Gefieder halte, die man Grisetten nennt, und von denen einige behaupten, es seyen die Weibchen, erwiederte er mir Folgendes:

„Die Grisette ist sicher eine Seeente; sie hat vollkommen deren Gestalt. Man sieht immer diese Grisetten mit den andern Seeenten zusammen; sie ernähren sich von denselben Muscheln, verschlingen sie ganz und verdauen sie eben so; man fängt sie in denselben Netzen, und sie fliegen eben so schlecht und auf dieselbe Weise, welche jenen Vögeln eigenthümlich ist, deren Flügelknochen mehr nach hinten gewendet sind, wie bei den Enten, und wobei die Höhlen, welche die beiden Schenkelknochen aufnehmen, sehr dicht neben einander stehen, ein Körperbau, der ihnen zwar das Schwimmen sehr erleichtert, sie aber zugleich sehr ungeschickt zum Gehen macht; und sicher haben bei keiner Entenart die Schenkel diese Stellung. Der Geschmack des Fleisches ist derselbe.

„Ich habe diesen Winter drei von diesen Grisetten geöffnet, und es zeigte sich, daß es Weibchen waren.

„Anderseits ist die Anzahl dieser Grisetten-Seeenten viel geringer als die der schwarzen; oft findet man ihrer nicht 10 unter 100 andern im Netz gefangenen. Sollte es so wenig Weibchen in dieser Art geben?

„Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich nicht bemüht habe, die Männchen der Seeenten von den Weibchen zu unterscheiden. Ich habe ihrer viele ausgestopft; ich suchte dazu die schwärzesten und dicksten aus; es fand sich, daß alle Männchen wären, außer die Grisetten. Ich glaube jedoch, daß die Weibchen etwas kleiner und weniger schwarz sind, oder daß sie wenigstens nicht jenes Sammtschwarz haben, wodurch das Gefieder der Männchen so dunkel wird.

„Es scheint mir, man könne hieraus schließen, daß, da die Weibchen der Seeenten etwas weniger schwarz, und grauer wie die Männchen sind, diese Grisetten, oder mehr graue als schwärze Seeenten, die sich nicht zahlreich genug finden, als daß es alle Weibchen der Art seyn könnten, nur die jüngsten Weibchen sind, deren Gefieder erst mit der Zeit schwärzer wird."

Nach dieser ersten Erwiederung des Hrn. Baillon hat er uns noch folgende Nachrichten mitgetheilt, die alle interessant sind:

„Ich hatte, sagt er, in diesem Jahre 1781 mehre Monate auf meinem Hofe eine schwarze Seeente, ich ernährte sie mit [illegible] Brod und mit Muscheln. Sie war sehr zutraulich geworden.

„Ich hatte bis dahin geglaubt, die Seeenten könnten nicht gehen, ihr Körperbau untersage ihnen diese Fähigkeit; ich hielt mich um so mehr davon überzeugt, als ich mehremal an der Küste während des Sturms Seeenten, Papageientaucher und Pinguine lebendig gefunden hatte, die sich nur mit Hülfe ihrer Flügel fortschleppen konnten; aber diese Vögel waren ohne Zweifel durch die Stürme sehr ermattet worden. Dieser Umstand, den ich nicht beachtete, hatte mich in meinem Irrthum bestärkt. Ich habe ihn erkannt, indem ich bemerkte, daß die Seeente gut geht, und [illegible] weniger langsam als die Reiherente; sie wiegt sich ebenfalls bei jedem Schritt, den Körper fast grade haltend, und abwechselnd mit jedem Fuß kräftig auf die Erde schlagend. Ihr Gang ist langsam; wenn man sie antreibt, fällt sie, indem sie in Folge ihrer Anstrengungen das Gleichgewicht verliert. Im Wasser dagegen ist sie unermüdlich; sie läuft auf den Wogen wie die Sturmvögel, und eben so leicht; aber auf der Erde kann sie die Schnelligkeit ihrer Bewegungen nicht benutzen; sie schien mir

dort nicht an der Stelle zu seyn, welche die Natur jeden Wesen angewiesen hat.

„Sie hatte in der That auf dem Lande ein sehr linkisches Ansehen; bei jeder Bewegung erhielt ihr ganzer Körper ermüdende Stöße; sie ging nur, wenn es durchaus nothwendig war; sie hielt sich liegend oder stehend ganz gerade, und ließ den Schnabel auf der Brust ruhen. Sie schien mir immer traurig zu seyn; ich sah sie nie sich so munter baden, als die andern Vögel, von denen mein Hof angefüllt ist; sie kam mir nur näher, um das Brod zu fressen, das ich ihr hinwarf. Wenn sie ihre Nahrung zu sich genommen hatte, blieb sie unbeweglich; bisweilen tauchte sie auf den Grund, um die Brodkrumen aufzusuchen, die hinabgefallen waren. Wenn ein anderer Vogel an das Wasser kam, und sich ihr näherte, so suchte sie ihn mit Schnabelhieben zu verjagen; wenn er sich vertheidigte oder sie angriff, so tauchte sie unter; und nachdem sie zwei bis dreimal am Grunde um ihn hergeschwommen war, stieg sie aus dem Wasser, und ließ ein sehr sanftes und helles Pfeifen hören, welches dem ersten Ton einer Querpfeife ähnlich war. Dies ist das einzige Geschrei, das ich von ihr gehört habe; sie wiederholte es jedesmal, wenn man [illegible].

„Da ich zu wissen wünschte, ob dieser Vogel lange unter dem Wasser bleiben könne, so hielt ich ihn mit Gewalt darunter zurück; nach 2 bis 3 Minuten machte sie bedeutende Anstrengungen, und schien sehr zu leiden. Sie kam so schnell wieder auf das Wasser zurück, wie Kork. Ich glaube, daß sie länger darunter bleiben kann, weil sie oft tiefer als 30 Fuß in dem Meer untertaucht, um die Muscheln hervorzuholen, von denen sie sich ernährt.

„Diese weißliche, 4 bis 5 Linien breite und fast 1 Zoll lange Muschel ist ihre Hauptnahrung. Sie öffnet sie nicht, wie die Meerelster thut; die Gestaltung ihres Schnabels gestattet es ihr nicht so, wie jenem Vogel; sie verschlingt sie ganz, und verdaut sie in wenigen Stunden. Ich gab einer Seeente bisweilen 20 und mehr solcher Muscheln; sie verschlang so viele, daß ihr Schlund bis zum Schnabel damit angefüllt war; ihre Excremente waren dann weiß; sie nahmen eine grüne Farbe an, wenn sie nur Brod fraß; aber sie waren immer flüssig. Ich sah sie nie Kräuter, Gras, Körner oder Pflanzensaamen fressen, wie die wilde Ente, die Kriechente, die Pfeif-

ente, und andere dieser Gattung. Das Meer ist ihr einziges Element; sie fliegt eben so schlecht, als sie geht. Ich habe mich oft damit unterhalten, zahlreiche Schaaren dieser Vögel auf dem Meer mit einem guten Fernrohr zu beobachten; ich sah sie nie sich hoch erheben und weit fliegen; sie flatterten fortwährend über der Oberfläche des Wassers.

„Die Federn dieses Vogels sind so glatt, und stehen so dicht zusammen, daß, wenn er sich, aus dem Wasser kommend, schüttelt, er sofort trocken wird.

„Dieselbe Ursache, welche so viele andere Vögel auf meinem Hofe umkommen ließ, veranlaßte auch den Tod meiner Seeente; die weiche und zarte Haut ihrer Füße wurde fortwährend durch den Kiessand verletzt; es bildeten sich Verhärtungen unter jedem Gliede der Zehen; sie wurden darauf so verwundet, daß die Nerven bloß lagen; sie wagte jetzt weder zu gehen, noch zu schwimmen; jeder Schritt vermehrte ihre Schmerzen. Ich setzte sie in meinem Garten auf das Gras unter einen Käfig; sie wollte dort aber nicht fressen, und starb bald darnach auf meinem Hofe."

Die doppelte Seeente.

(La double macreuse. B.)

Unter der großen Zahl der Seeenten, die im Winter an den Küsten der Picardie kommen, bemerkt man einige, die viel dicker sind als die andern, und denen man den Namen der doppelten Seeente gegeben hat. Außer diesem Unterschied des Wuchses haben sie einen weißen Flecken neben dem Auge, und eine weiße Binde auf den Flügeln, während das Gefieder der andern ganz schwarz ist. Diese Merkmale genügen, um aus diesen großen Seeenten eine zweite Art aufstellen zu können, welche viel weniger zahlreich zu seyn scheint, als die erste, übrigens aber ihr im Körperbau und den natürlichen Gewohnheiten gleicht. Ray hat in dem Magen und den Därmen dieser großen Seeenten, Nro. 956, Ueberbleibsel von Muscheln gefunden, wahrscheinlich von denselben, welche, wie Hr. Baillon berichtet, die Hauptnahrung der Seeente sind.

Die breitschnabelige Seeente.

(La macreuse à large bec. B.)

Wir bezeichnen mit diesem Namen den auf den illum... Tafeln, Nr. 995, unter der Benennung nordische Ente, der Kaufmann genannt, dargestellten Vogel, welcher sicher der Familie der Seeenten angehört, und von dem wir vielleicht glauben würden, nach der Vergleichung einzelner Theile, es sey es mit der vorigen Art eine und dieselbe. Wie dem auch seyn möge, diese hier ist gut gekennzeichnet durch die Breite ihres abgeflachten, von einem orangefarbenen Zuge, welcher, indem er die Augen umzieht, Brillen zu bilden scheint, begränzten Schnabels. Diese große Seeente kommt im Winter nach England; sie läßt sich auf den Wiesen nieder, wo sie Gras frißt, und Hr. Edwards glaubt sie in einer der Abbildungen der kleinen Sammlung von Vögeln zu erkennen, die im Jahre 1679 in Amsterdam durch Nikolaus Visscher herausgegeben wurde, und wo sie turma anser genannt wird, ein Name, der sich auf ihre Größe zu beziehen und zugleich anzudeuten scheint, daß diese Vögel truppweise erscheinen; und da sie sich an der Hudsonsbai finden, so kann es [illegible] der sie an der Meerenge von Davis bemerkt haben, wo damals ihren großen Wallfischfang hatten. Dieser Vogel ist größer als die zahme Ente.

Die schöne Haubenente.

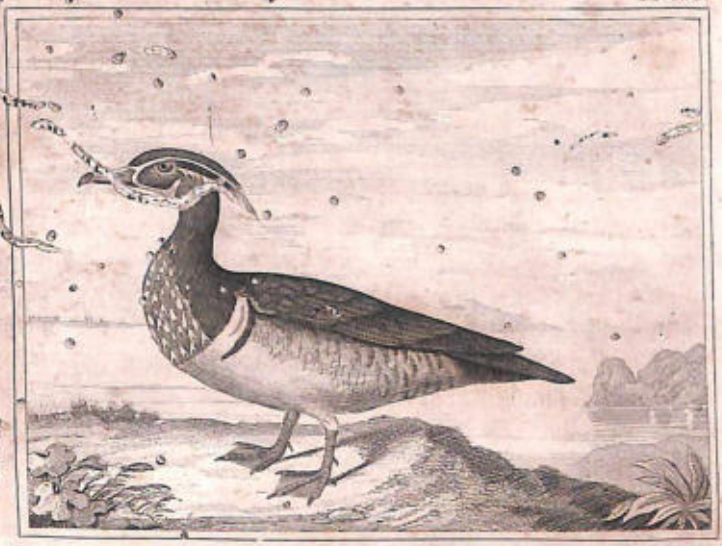
(Anas sponsa. L. Le beau canard huppé. B.)

Das reiche Gefieder dieser schönen Ente, Nr. 980, scheint ein ausgewählter Schmuck zu seyn, ein festlicher Putz, den ihr eleganter Kopfschmuck noch mehr hebt und glänzender macht; der Unterhals und die Brust sind schön fuchsroth, mit kleinen weißen Pinselstrichen gefleckt, auf den Schultern sieht man einen weißen Strich neben einem schwarzen; der Flügel ist mit Federn von einem mit Schwarz verschmelzten Braun von reichem stahlfarbenen Widerscheine bedeckt; und die Federn, Seiten, sehr fein mit kleinen schwärzlichen Linien auf einem grauen Grunde eingefaßt, haben an der Spitze hübsche schwarze und weiße Bänder, die sich je nach der Bewegung des Vogels zeigen, so daß die Farbe dieser Federn sich zu

DIE SCHÖNE HAUBENENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lamellenschäbler.
Gattung: Ente. *(Cuvier.)*

Pl. 180



DIE KRIECHENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler. . . . . *id.* . .

verändern scheint; der Unterleib ist perlenweißgrau; ein kleiner weißer Halsumring zieht sich unter den Schnabel, und verlängert sich in einer Ausschweifung bis unter das Auge, über welchem ein anderer größer Zug von derselben Farbe sich wie eine Augbraune hinzieht; oben auf dem Kopf erhebt sich eine prachtvolle Aigrette von langen weißen, grünen und veilchenblauen Federn, welche wie getrennte Büschel, zwischen denen sich kleine weiße Federbüschel zeigen, hinten hinabhängen; die Stirn und die Backen sind von glänzender Bronzefarbe; die Iris ist roth; der Schnabel ebenfalls mit einem schwarzen Flecken oben, und der Falz von derselben Farbe; seine Basis hat einen fleischigen Rand von gelber Farbe.

Diese schöne Ente ist kleiner, als die zahme, und das Weibchen, Nr. 981, hat ein eben so einfaches Gefieder, als das des Männchens prachtvoll geschmückt ist; ersteres ist fast ganz braun, doch sagt Edwards, es habe etwas von der Aigrette des Männchens. Dieser Beobachter fügt hinzu, man habe mehre dieser schönen Enten lebendig aus Karolina nach England gebracht, doch theilt er uns nicht mit, ob sie sich fortgepflanzt haben. Sie setzen sich gerne auf die höchsten Bäume, weshalb mehre Reisende sie unter dem Namen **cardinalis branchus** angeben. Aus dem Namen Sommerenten, den Catesby ihnen beilegt, kann man entnehmen, daß sie nur während des Sommers in Virginien und in Karolina verweilen;[1]) sie nisten dort in der That, und legen die Nester in den Löchern an, welche die Spechte in die großen Bäume in der Nähe des Wassers angebracht haben, besonders in den Cypressen. Die Alten bringen die Jungen auf ihrem Rücken aus dem Nest in das Wasser; und bei der geringsten Gefahr halten sich diese mit dem Schnabel fest.

Die kleine dickköpfige Ente.

(Anas bucephala. L. Le petit canard à grosse tête. B.)

Diese kleine Ente, die, was die Größe betrifft, zwischen der zahmen und der Kriechente steht, hat auf dem ganzen Kopf lange Federhalme von purpurnem Anstrich mit grünen

[1]) Nach Le Page du Pratz sieht man sie das ganze Jahr über in Luisiana.

und blauen Widerscheinen; dieser Schmuck vermehrt sehr den Umfang ihres Kopfes; und deshalb nannte Catesby diese kleine Ente, welche die süßen Gewässer in Karolina besucht, die Ente mit dem Büschelkopf. (buffle's head duck), sie hat hinter dem Auge einen breiten weißen Flecken: die Flügel und der Rücken sind mit abwechselnd schwarzen und weißen der Länge nach laufenden Flecken bezeichnet; der Schwanz ist grau, der Schnabel bleifarbig, und die Beine sind roth.

Das Weibchen ist ganz braun, und hat den Kopfschmuck der langen Federhalme nicht.

Diese Ente erscheint nur des Winters in Karolina; doch ist dies kein Grund, sie Winterente zu nennen, wie Brisson gethan hat, weil, da sie nothwendig während des Sommers irgend wo anders lebt, diejenigen, welche sie in jenen Gegenden bemerken könnten, eben so viel Recht hätten, sie die Sommerente zu nennen.

Die Ente mit dem Halsband von Neu-Fundland.

(Anas Histrionica. L. Le canard à collier de Terre-neuve. F

Diese Ente, Nr. 798, von kleinem, kurzem und abgerundetem Wuchs, und dunklem Gefieder, ist dennoch eine der schönsten Vögel seiner Gattung. Abgesehen von den weißen Zügen, welche das Braun durchschneiden, sieht sie Gesicht aus, wie eine Maske mit einer langen schwarzen Nase und weißen Backen. Dieses Schwarz der Nase verlängert sich bis zum Scheitel, und vereinigt sich dort mit zwei großen fuchsrothen oder sehr lebhaft braunrothen Augenbrauen; der schwarze Domino, womit der Hals bedeckt ist, wird unten von einem kleinen weißen Bande begrenzt und durchschnitten, welches wahrscheinlich die Fischer auf Neu-Fundland an ein Ordensband erinnert hat, indem sie diese Ente den Lord nennen; zwei andere weiße schwarz eingefaßte Binden begrenzen an jeder Seite die eisengraue Brust; der Bauch ist braungrau; die Seiten sind lebhaft fuchsroth, und auf dem Flügel sieht man einen purpurfarbig blauen oder stahlfarbigen Spiegel, so wie hinter dem Ohr einen weißen

Flecken, und an der Seite des Halses eine kleine weiße schlangenförmige Linie.

Das Weibchen, Nr. 799, hat nichts von diesem ganzen Schmuck; sein Gefieder ist von schwärzlichem Braungrau auf dem Mantel, Weißgrau am Vorderhals und auf der Brust, und von reinem Weiß in der Magengegend und auf dem Bauch; diese Vögel sind ungefähr von der Größe einer Schalente, und haben einen sehr kurzen und kleinen Schnabel, im Verhältniß zu ihrem Wuchs.

Man erkennt die Art dieser Ente in Stellers anas capite pulchre fasciato, oder der Bergente aus Kamtschatka, und in Linnes anas histrionica, die sich, Herrn Brunnich zufolge, auf Island findet, und die man, nach dem Bericht des Hrn. Georgi, nicht allein in dem nordöstlichen Theil Asiens, sondern selbst auf dem Baikalsee wieder sieht, obgleich Kracheninnikow diese Art als Kamtschatka eigenthümlich und besonders angehörig betrachtet.

Die braune Ente.

(Anas minuta. L. Le canard brun. B.)

Ohne einen zu großen Unterschied des Wuchses würde uns die fast durchgängige Aehnlichkeit des Gefieders veranlaßt haben, diese Art auf die braun und weiße Kriechente, oder auf Edwards braun und weiße Ente von der Hudsonsbai zurückzuführen; [*]) aber diese hier, Nr. 1007, hat nur den Wuchs der Kriechente, und die braune Ente steht in der Größe zwischen der wilden und der Quackerente. Uebrigens ist wahrscheinlich der auf der illuminirten Tafel dargestellte Vogel das Weibchen dieser Art; denn er hat ein dunkles Gefieder, welches in der ganzen Entengattung dem Weibchen eigenthümlich ist; eine schwärzlich-braune Grundfarbe auf dem Rücken, und fuchsröthlich Braun mit Weißgrau gewölkt am Halse und auf der Brust; ein weißer Bauch, und ein weißer Flecken auf dem Flügel, so wie ein breiter Sprenkel von derselben Farbe zwischen dem Auge und dem Schnabel haben alle Züge seines Gefieders; und ist es vielleicht dieser Vogel, den man bei Rzaczynski durch folgende kurze Notiz

[*]) Vergleiche unter den Kriechenten späterhin die 17te Art.

angegeben findet: Lithuania polesia alit innumeras anates inter quas sunt nigricantes. (In Polniſch-Lithauen finden ſich unzählige Enten, unter denen auch ſchwärzliche.) Es ſcheint, daß dieſe ſchwärzlichen Enten den Ruſſen unter dem Namen Uhle bekannt ſind.

Die Ente mit grauem Kopf.

(Le canard à tête grise. B.)

Wir ziehen dieſe durch Edwards angegebene Benennung jener der Ente von der Hudſonsbai vor, unter welcher Hr. Briſſon dieſen Vogel anzeigt; erſtens weil es mehre Entenarten an der Hudſonsbai gibt, zweitens weil die einem der Art eigenthümlichen Merkmal entnommene Benennung immer der Anzeige des Landes vorzuziehen iſt, welche nur ſehr ſelten ausſchließlich ſeyn kann. Dieſe Ente mit grauem Kopf hat eine bläulich aſchgraue Kappe, die in eckiger Geſtalt ſich auf den Oberhals hinabzieht, und durch eine doppelte Linie ſchwarzer Punkte, welche Anführungszeichen ähnlich ſind, von zwei zartgrünen Wellen, welche die Wangen bedecken, getrennt werden; das Ganze wird von fünf ſchwarzen Bogen umſchnitten, von denen drei in einer Spitze auf den Oberſchna und die beiden andern ſich nach hinten, unter deſſen Winkel ziel Die Kehle, die Bruſt und der Hals ſind weiß; der Rück iſt ſchwärzlich-braun, mit einem purpurnen Widerſchein. großen Schwungfedern ſind braun; die Flügelbedeckungen dunkler und glänzender purpurner oder veilchenblauer Farb. und jede Feder läuft in einen weißen Punkt aus, deſſen Ende eine Querlinie bildet; es findet ſich überdem ein großer weißer Flecken auf den kleinen Flügelbedeckungen, und ein ande von runder Geſtalt an jeder Seite des Schwanzes. Der Bauch iſt ſchwarz; der Schnabel roth, und ſein oberer Theil in zwei Wülſte getheilt, welche in ihrer Anſchwellung, dem Ausdruck des Hrn. Edwards zufolge, faſt Bohnen ähnlich ſind. „Dies iſt, fügt er hinzu, der bemerkenswertheſte Theil in der Körperbildung dieſer Ente, welche größer iſt, als die zahm. Wir müſſen jedoch bemerken, daß das Weibchen der Ente mit dem Halsband von Neu-Fundland, illuminirte Tafel Nr. 799, viel Aehnlichkeit mit dieſer Edwardsſchen grauköpfigen Ente

hat; der Hauptunterschied besteht darin, daß die Farbe des Rückens schwärzer auf der Abbildung dieses Naturforschers ist, und die Backen einen grünlichen Anstrich haben.

Die Ente mit weißem Gesicht.

(Anas viduata. L. Le canard à face blanche. B.)

Wir bezeichnen diese Ente, Nr. 808, durch das Merkmal ihres weißen Gesichts, weil sie daran auf den ersten Blick zu erkennen ist. Was in der That gleich auffällt, wenn man sie sieht, ist das ganz weiße Gesicht, durch einen schwarzen Schleier auf dem Kopf gehoben, der sich über den vordern und obern Hals zieht, und dann nach hinten zurückfällt. Die Flügel und der Schwanz sind schwärzlich; das übrige Gefieder ist reich mit schwärzlichen, fuchsröthlichen und fuchsrothen Wellenlinien und Festons durchzogen, deren auf dem Rücken stärkerer Anstrich auf der Brust und dem Unterhals bis zum Ziegelroth übergeht. Diese Ente, die sich am Maragnon findet, ist größer und dicker, als unsere wilde Ente.

Der Marec und der Mareca, brasilianische Enten.

(Anas bahamensis. L. Anas brasiliensis. L. Le marec et le mareca, canards du Brésil. B.)

Mareca ist, Pison zufolge, der Gattungsname der Enten in Brasilien, und Maregrave legt diesen Namen zwei Arten bei, die nicht sehr entfernt von einander zu stehen scheinen, und die wir daher zusammen aufführen, indem wir sie jedoch durch die Namen Marec und Mareca unterscheiden. Die erste ist nach diesem Naturforscher eine Ente von kleinem Wuchs mit braunem Schnabel, einem rothen oder orangefarbenen Flecken in jedem Winkel desselben, weißer Kehle und weißen Backen, einem grauen Schwanz, und einem grünen Spiegel mit schwarzem Rande auf dem Flügel. Catesby, der denselben Vogel auf Bahama beschrieb, sagt, der Spiegel auf dem Flügel sey gelb eingefaßt; aber es ist um so weniger Grund vorhanden, diese Art mit dem Namen der Bahamaente zu bezeichnen, wie Brisson gethan hat, da Catesby ausdrück-

lich bemerkt, sie erscheine dort sehr selten, indem er nur den durch ihn beschriebenen Vogel auf jenen Inseln gesehen habe.

Der Mareca, Marcgraves zweite Art, ist von derselben Größe, wie die andere, und der Schnabel und der Schwanz sind schwarz; den Flügel schmückt ein glänzend grüner und blauer Spiegel auf braunem Grunde; zwischen dem Schnabelwinkel und dem Auge sieht man einen gelblich weißen Flecken; die Füße sind zinoberroth, und selbst nachdem der Vogel gebraten ist, haben die Zehen noch ein schönes Roth. „Das Fleisch dieses letztern, fügt er hinzu, ist etwas bitter; das des erstern dagegen vortrefflich, doch essen die Wilden selten davon, indem sie, wie sie sagen, befürchten, wenn sie von dem Fleisch eines Thieres äßen, das ihnen schwerfällig erscheint, so könnten sie selbst an der Leichtigkeit ihrer Bewegungen im Laufen verlieren."

Die Kriechenten.

(Les sarcelles. B.)

Die Gestalt, welche die Natur bei den Wasservögeln am verschiedenartigsten abgeändert und nuancirt hat, ist die der Ente. Nach der großen Anzahl von Arten dieser Gattung, die wir eben aufgeführt haben, bietet sich eine untergeordnete, fast eben so zahlreiche Gattung, wie jene der Enten, dar, die nur dazu bestimmt scheint, sie uns in einem kleinen Maßstab nochmals darzustellen; diese untergeordnete Gattung ist jene der Kriechenten, die man im Allgemeinen nicht besser bezeichnen kann, als wenn man sagt, es seyen viel kleinere Enten, als die andern, welche ihnen aber nicht allein in den natürlichen Gewohnheiten, im Körperbau, und in allen relativen Verhältnissen der Gestalt ähnlich sind, sondern auch in der Anordnung des Gefieders, und selbst in dem großen Unterschied der Farben zwischen den Männchen und der Weibchen.

Man trug oft Kriechenten auf den Tafeln der Römer auf; sie waren so geschätzt, daß man sich Mühe gab, sie zu vervielfältigen, indem man sie, wie die zahmen Enten, in der Hausgenossenschaft auferzog. Dies würde uns ohne Zweifel ebenfalls gelingen, aber die Alten widmeten wahrscheinlich ihren Geflügelhöfen, und überhaupt der Landwirthschaft und dem Ackerbau, mehr Aufmerksamkeit, als wir.

Wir wollen die Beschreibung der verschiedenen Arten der Kriechenten mittheilen, von denen sich einige, wie gewisse Entenarten, bis an die äußersten Enden der Kontinente begeben haben.

Die gemeine Kriechente.

(Anas querquedula L. La sarcelle commune. B.)

Erste Art.

Sie hat die Gestalt einer kleinen Ente, und die Größe eines Rebhuhns. Das Gefieder des Männchens, Nr. 946, mit weniger glänzenden Farben, als jenes der Enten, ist eben so reich an angenehmen Widerscheinen, die sich durch eine Beschreibung nicht gut anschaulich machen lassen. Am Vorderleib sieht man ein schönes Schild, schwarz auf weiß, und wie mit einem Netz von kleinen Vierecken überzogen, die in größeren eingeschlossen, und alle so zierlich und elegant angeordnet sind, daß sich der reizendste Effekt daraus ergibt. Die Seiten des Halses und die Backen bis unter die Augen haben kleine weiße wurmförmige Züge auf einem fuchsrothen Grunde. Der obere Theil des Kopfes ist schwarz, so wie auch die Kehle; oben über dem Auge beginnt ein weißer Zug, der bis hinter den Nacken fällt. Lange und spitzzulaufende Federn bedecken die Schultern, und fallen auf die Flügel in weißen und schwarzen Bändern; die Flügelbedeckungen sind mit einem schönen grünen Spiegel geschmückt; an den Seiten und auf dem Bürzel sieht man schwärzlich graue Schraffirungen auf weißgrauem Grunde, und alle so angenehm gesprenkelt, wie der übrige Körper. Der Schmuck des Weibchens ist viel einfacher; in ihrem überall grauen und braungrauen Gefieder bemerkt man kaum einige Wellenlinien oder Festons; auf der Kehle findet sich kein Schwarz, wie bei dem Männchen, und im Allgemeinen ist ein so großer Unterschied zwischen Männchen und Weibchen bei den Kriechenten, wie bei den Enten vorhanden, daß wenig erfahrene Jäger sie verkennen, und ihnen die unpassenden Namen tiers, racanettes, mercanettes beigelegt haben; so daß die Naturforscher hier, wie überall, sich vor falschen Benennungen hüten müssen, um nicht die Arten nach dem einzigen Unterschiede der Farben, der sich bei

dieſen Vögeln findet, zu vervielfältigen; es wird ſelbſt ſehr nützlich ſeyn, daß man, um Irrthümern vorzubeugen, das Männchen und das Weibchen mit ihren wahren Farben darſtellen ließe, wie es auf einigen unſerer illuminirten Tafeln geſchehen iſt.

Das Männchen läßt zur Zeit der Paarung ein Geſchrei hören, welches dem der Ralle ähnlich iſt. Das Weibchen legt ſelten ſein Neſt in den franzöſiſchen Provinzen an, und alle dieſe Vögel verlaſſen uns vor dem 15., oder 20. April; [1]) ſie fliegen truppweiſe zur Zeit ihrer Reiſe, doch ohne, wie die Enten, eine regelmäßige Ordnung zu beobachten; ſie fliegen vom Waſſer auf, und bewegen ſich mit vieler Leichtigkeit. Sie tauchen nicht oft unter, und finden an der Oberfläche des Waſſers und an deſſen Ufern die Nahrung, die ihnen zuſagt; beſonders Fliegen und den Saamen von Waſſerpflanzen. Gesner fand in ihrem Magen kleine Steine mit dieſer Nahrung gemiſcht, und Hr. Friſch, der einige jung gefangene Paare dieſer Vögel aufgefüttert hat, theilt uns folgende Nachrichten über ihre Lebensweiſe in der Hausgenoſſenſchaft mit: „Ich gab zuvörderſt dieſen Kriechenten, ſagt er, mehrere Körner, doch ſie berührten ſie nicht; aber kaum hatte ich ihnen neben ihr mit Waſſer gefülltes Gefäß ein anderes mit Hirſe ſetzen laſſen, ſo liefen ſie alle herbei; während des Freſſens traten ſie alle Augenblick zum Waſſer und brachten bald ſo viel in ihrem Schnabel, daß die Hirſe ganz naß davon war. Sie war ihnen jedoch noch nicht feucht genug, und ich ſah meine Kriechenten die Hirſe, ſo wie das Waſſer auf den lehmigten Boden ſchütten, und als die Erde durchweicht war, begannen ſie in dieſem Schlamm zu wühlen, und es entſtand dadurch eine ziemlich tiefe Aushöhlung, in welcher ſie ihre mit Erde gemiſchte Hirſe fraßen. Ich ſetzte ſie in ein Zimmer und ſie brachten ebenſo, obgleich zweckloſer Weiſe, die Hirſe und das Waſſer auf den Fußboden. Ich führte ſie auf das Gras, und es ſchien mir, daß ſie daſſelbe nur nach Saamen durchſuchten, ohne die Halme und Kräuter, noch die Erdwürmer zu freſſen; ſie erſetzten die Fliegen, und er-

[1]) Da die Kriechente faſt nur im Winter erſcheint, ſo leitet Schwenkfeld ihren lateiniſchen Namen davon ab: „Querquedula, quoniam querquero, id est frigido et hiemali tempore, maxime apparet.“

schnappten sie nach Art der Enten. Wenn ich sie mit ihrem gewohnten Futter warten ließ, so verlangten sie es durch ein kleineres heiseres Geschrei, quoak, das sie jede halbe Minute wiederholten. Des Abends drückten sie sich in Winkel, und selbst bei Tage schlüpften sie, wenn man sich ihnen näherte, in die engsten Löcher. Sie lebten so bis gegen den Winter, aber mit der strengen Kälte starben sie alle zugleich."

Die kleine Kriechente. [1])

(Anas crecca. L. La petite sarcelle. B.)

Zweite Art.

Diese Kriechente, Nr. 947, ist etwas kleiner, als die erste, und unterscheidet sich von ihr auch durch die Farben des Kopfs, welcher fuchsroth und mit einer breiten grünen, weiß eingefaßten Binde gestreift ist, die sich von den Augen bis zum Hinterkopf zieht; das übrige Gefieder gleicht ziemlich jenem der gemeinen Kriechente, außer daß die Brust nicht mit so reichem Schmelz versehen, sondern nur gesprenkelt ist.

Diese kleine Kriechente nistet auf unsern Teichen, und bleibt das ganze Jahr über im Lande, sie verbirgt ihr Nest in dem großen Schilf, und baut es aus dessen Halmen und Mark mit einer Menge Federn; dieses sehr sorgfältig angelegte Nest ist ziemlich groß, und ruht auf dem Wasser, so daß es mit ihm steigt und sich senkt. Das Weibchen legt im Monat April 10 bis 12 Eier, von der Größe der Taubeneier; sie sind schmutzig weiß mit kleinen rußfarbenen Flecken. Nur die Weibchen beschäftigen sich mit den Sorgen der Brut; die Männchen scheinen sie zu verlassen, und sich zu vereinigen, um während dieser Zeit zusammen zu leben; aber im Herbst kehren sie zu ihrer Familie zurück. Man sieht auf den Teichen diese Kriechenten zu 10 bis 12 zusammen, welche die Familie bilden; im Winter ziehen sie sich nach den warmen Quellen zurück; sie leben dort von Kresse und von wildem Kerbel; auf den Teichen fressen sie Schilfsamen und fangen kleine Fische.

---

[1]) Man gibt ihr die meisten Namen der gemeinen Kriechente; folgende scheinen ihr besonders beigelegt zu werden: im Deutschen Kriechente, Kriekentz; und das Weibchen braunköpfige Ente; in Burgund wird sie durch die Jäger racanette genannt.

Sie haben einen sehr schnellen Flug. Ihr Geschrei ist eine Art Pfeifen: wuir, wuir, das man auf den Gewässern vom Monat März an hört. Hr. Hebert versichert uns, diese kleine Kriechente finde sich in Brie so häufig, als die andere dort selten ist, und man tödte ihrer eine große Menge in dieser Provinz. Rzaczynski zufolge fängt man sie in Polen mit Netzen, die von einem Baum zum andern gespannt werden; die Trupps dieser Kriechenten gerathen hinein, wenn sie gegen die Dämmerung von den Teichen auffliegen.

Nach dem Namen, den Ray unserer kleinen Kriechente gibt (the common teal), scheint er die gemeine Kriechente nicht gekannt zu haben. Belon dagegen kannte nur diese letztere; und obgleich er ihr die beiden griechischen Namen boscas und phascas abwechselnd beilegt, so scheint doch der letztere die kleine Kriechente insbesondere zu bezeichnen; denn man liest im Athenaeus, die phascas sey größer, als der kleine colymbis, welches die Kastaniengrebe ist; dieses Maaß der Größe entspricht nun aber vollkommen unserer kleinen Kriechente. Uebrigens ist ihre Art im Norden von einem Kontinent zum andern gezogen, denn man erkennt sie leicht in Fernandes pepatzca, und mehre einzelne Vögel, die wir aus Luisiana erhielten, boten durchaus keinen Unterschied mit denen aus unsern Gegenden dar.

Die Sommer-Kriechente.

(Anas circia. L. La sarcelle d'été. B.)

Dritte Art.

Wir würden aus dieser und der vorigen Kriechente nur eine einzige und dieselbe Art gemacht haben, wenn Ray, der sie beide gesehen zu haben scheint, sie nicht getrennt hätte; [1] er unterscheidet bestimmt die kleine Kriechente von der Sommer-Kriechente; wir können ihm daher nur in seiner Beschreibung folgen, und die Notiz abschreiben, die er darüber mittheilt.

[1] Er sagt: minima in anatino genere, excepta sequente (die kleinste in der Entengattung, außer der folgenden), nämlich der Sommerkriechente, und die er hier unter dem Namen minima erwähnt, ist sicher unsere kleine Kriechente, wie seine Beschreibung derselben uns davon überzeugt hat.

„Die Sommer-Krickente, sagt er, ist noch etwas kleiner, als die kleine Krickente, und sie ist von allen Vögeln dieser großen Familie der Kriechenten und Enten ohne Ausnahme die kleinste. Sie hat einen schwerzen Schnabel; der ganze Mantel ist braunaschfarbig, und die Spitzen der Federn sind weiß auf dem Rücken; auf dem Flügel findet sich eine fingerbreite Binde, sie ist schwarz, mit smaragdgrünem Widerscheine, und weiß eingefaßt; der ganze Vorderleib ist von gelblich verloschenem Weiß, an der Brust und dem Unterbauch schwarz gefleckt; der Schwanz ist spitz, die Füße sind bläulich, und ihre Schwimmhäute schwarz."

Hr. Baillon hat mir einige Notizen über eine Sommerkriechente geschickt, wonach es mir scheint, daß er unter dieser Benennung die kleine Kriechente des vorigen Aufsatzes versteht, und nicht die durch Ray beschriebene Sommerkriechente. Wie dem auch sey, so können wir hier nur seine Nachrichten und Beobachtungen mittheilen, welche interessant sind.

„Wir nennen hier (in Montreail-sur-Mer) die Sommerkriechente criquart oder criquet, sagt Hr. Baillon; dieser Vogel ist wohlgestaltet, und hat viel Anmuth; seine Gestalt ist mehr abgerundet, als die der gemeinen Kriecherte; er ist auch schöner geschmückt; seine Farben sind mannigfaltiger und abstechender; er behält bisweilen kleine blaue Federn, die man nur sieht, wenn die Flügel geöffnet sind. Wenige Wasservögel sind so lebhaft und munter, wie diese Kriechente; sie ist fast immer in Bewegung, badet sich fortwährend, und läßt sich sehr leicht zähmen; schon in acht Tagen gewöhnt sie sich an die Hausgenossenschaft; ich hatte ihrer mehre Jahre auf meinem Hofe, und habe deren noch zwei, die sehr zutraulich sind.

„Diese hübschen Kriechenten vereinigen mit allen ihren andern Eigenschaften eine außerordentliche Sanftmuth; ich sah sie nie unter einander oder mit andern Vögeln sich schlagen; sie vertheidigen sich selbst nicht, wenn sie angegriffen werden. Eben so zart, als sanft, verletzt sie der geringste Zufall; die Aufregung, in welche sie die Verfolgung eines Hundes versetzt, genügt schon, um sie umkommen zu lassen; wenn sie mit Hülfe ihrer Flügel nicht entfliehen können, bleiben sie wie erschöpft und sterbend auf der Stelle liegen; sie fressen Brod, Gerste und Hirse; sie fangen auch Fliegen, Erdwürmer, Schnecken und andere Insekten.

„Sie kommen gegen die ersten Tage des März in unsern Sümpfen, unweit des Meeres, an; ich glaube, daß der Südwind sie uns zuführt. Sie halten sich nicht truppweise, wie die andern Kriechenten, und wie die Pfeifenten; man sieht sie nach allen Seiten umherfliegen, und sich kurz nach ihrer Ankunft paaren. Sie suchen im Monat April an schlammigen und wenig zugänglichen Orten große Schilfbüschel, oder sehr dichtstehende Wasserpflanzen, die etwas über dem Sumpf erhaben stehen; sie biegen die Halme zurück, die ihnen hinderlich sind, und wählen sich eine kleine Stelle, von 4 bis 5 Zoll im Durchmesser aus, deren Boden sie mit trockenen Kräutern belegen. Von oben ist das Nest durch das dichte Schilf bedeckt, und der Eingang, der meist gegen Süden liegt, durch die sich überbiegenden Halme verborgen. In dieses Nest legt das Weibchen 10 bis 14 Eier von etwas schmutzigem Weiß, die fast so groß sind, als die ersten Eier der jungen Henne. Ich habe die Brutzeit beobachtet; sie währt, wie bei den Hennen, 21 bis 23 Tage.

„Die Jungen werden, wie die jungen Enten, mit Flaum bedeckt geboren; sie sind sehr lebhaft, und schon in den ersten Tagen ihrer Geburt führen die Eltern sie nach dem Wasser, sie suchen Würmer im Grase und unter dem Schlamm. Wenn ein Raubvogel vorüberfliegt, stößt die Mutter ein kleines Geschrei aus, die ganze Familie kauert sich zusammen, und bleibt unbeweglich, bis ein anderes Geschrei sie benachrichtigt, daß die Gefahr vorüber ist.

„Die ersten Federn der Jungen sind grau, wie die der Weibchen; es ist dann sehr schwer, die Geschlechter zu unterscheiden, und selbst bis zur Annäherung der Zeit des Geschlechtstriebes; denn in Beziehung auf diesen Vogel findet eine besondere Thatsache statt, von der ich mich mehremal überzeugen konnte, und die ich hier mittheilen zu müssen glaube. Ich verschaffe mir gewöhnlich von diesen Kriechenten einige im Anfang des März; die Männchen sind dann mit ihren schönsten Federn geschmückt; die Zeit der Mause kommt, sie werden so grau, wie ihre Weibchen, und bleiben in diesem Zustande bis zum Monat Januar. Im Verlauf eines Monats nehmen zu dieser Zeit ihre Federn eine andere Färbung an. Ich habe jene Veränderung noch in diesem Jahr bewundert; das Männchen, das ich jetzt habe, ist so schön, als

es nur seyn kann, und ich habe es so grau gesehen, wie das Weibchen. Es scheint, als habe die Natur es nur für die Zeit des Geschlechtstriebes schmücken wollen.

„Dieser Vogel gehört den nördlichen Ländern nicht an, er ist empfindlich gegen die Kälte; diejenigen, die ich hatte, brachten immer die Nacht in dem Hühnerstall zu, und hielten sich am Tage in der Sonne oder an dem Kuchenfeuer. Sie starben alle in Folge von unglücklichen Zufällen; die meisten von den Schnabelhieben, welche stärkere Vögel ihnen versetzten. Ich habe jedoch Grund zu glauben, daß sie überhaupt nicht lange leben, indem sie ihr völliges Wachsthum ungefähr in zwei Monaten erreichen."

Die egyptische Kriechente.

(Anas africana. L. La sarcelle d'Egypte. B.)

Vierte Art.

Diese Kriechente, Nr. 1000, ist ungefähr von der Größe unserer gemeinen Kriechente (erste Art); aber sie hat einen etwas größern und breitern Schnabel. Der Kopf, der Hals und die Brust sind von dunklem fuchsrothem Braun; der ganze Mantel ist schwarz; auf dem Flügel sieht man einen weißen Zug; die Magengegend ist weiß, und der Bauch von demselben fuchsrothen Braun, wie die Brust.

Das Weibchen hat in dieser Art fast dieselben Farben, wie das Männchen; nur sind sie weniger stark, und nicht so bestimmt abgeschnitten; das Weiß in der Magengegend hat braune Wellenzüge, und die Farben des Kopfes und der Brust sind mehr braun, als fuchsroth. Man hat uns versichert, diese Kriechente finde sich in Egypten.

Die madagaskarische Kriechente.

(Anas madagascariensis. L. La sarcelle de Madagascar. B.)

Fünfte Art.

Diese Kriechente, Nr. 770, ist ungefähr von der Größe unserer kleinen Kriechente (zweite Art); aber ihr Kopf und ihr Schnabel sind kleiner. Das Merkmal, welches sie am besten unterscheidet, ist ein breiter bleichgrüner oder wasser-

grüner Flecken hinter dem Ohr, und in Schwarz eingerahmt, welches den hintern Theil des Kopfes und des Halses bedeckt; das Gesicht und die Kehle sind weiß, der untere Theil des Halses bis auf die Brust hat kleine braune Streifen auf fuchsrothem und weißem Grunde; der Vorderleib ist weiß; der Rücken und der Schwanz haben auf schwarzem oder schwärzlichem Grunde einen glänzend grünen Anstrich. Diese Kriechente ist uns aus Madagaskar geschickt worden.

Die koromandelsche Kriechente.

(Anas coromandeliana. L. La sarcelle de Coromandel. B.)

Sechste Art.

Nr. 949 und 950 der illuminirten Tafeln stellen das Männchen und Weibchen dieser hübschen Kriechente dar, die uns von der Küste von Koromandel geschickt wurden. Sie sind wenigstens um den vierten Theil kleiner, als unsere gemeine Kriechente (erste Art). Ihr Gefieder besteht aus Weiß, oder aus schwärzlich Braun; das Weiß herrscht am Vorderleib vor; es ist rein beim Männchen, und grau gemischt beim Weibchen; das schwärzliche Braun bildet eine Kappe auf dem Kopf, färbt den ganzen Mantel, und zeichnet sich auf dem Hals des Männchens in Flecken und Sprenkeln, und unten am Hals des Weibchens in kleinen wellenförmigen Querlinien; außerdem erglänzt der Flügel des Männchens auf schwärzlichem Grunde mit grünem oder röthlichem Widerschein.

Die javaische Kriechente.

(Anas falcaria. L. La sarcelle de Java. B.)

Siebente Art.

Das Gefieder dieser Kriechente, Nr. 950, ist auf dem Vorderleib, dem obern Theile des Rückens und oben am Halse reich mit schwarzen und weißen Festons geschmückt; der Mantel ist braun, die Kehle weiß; der Kopf von schöner purpurner Violetfarbe, mit einem grünen Widerschein an den Federn des Hinterkopfs, die auf dem Nacken vortreten, und wie Federbüschel davon abfallen; der veilchenblaue Anstrich beginnt wieder unter diesem kleinen Büschel, und bildet einen

grüner Flecken hinter dem Ohr, und ist von Schwarz eingerahmt, welches den hintern Theil des Kopfes und des Halses bedeckt; das Gesicht und die Kehle sind weiß; der untere Theil des Halses bis auf die Brust hat kleine braune Streifen auf fuchsrothem und weißem Grunde; der Vorderleib ist weiß; der Rücken und der Schwanz haben auf schwarzem oder schwärzlichem Grunde einen glänzend grünen Anstrich. Diese Kriechente ist uns aus Madagaskar geschickt worden.

Die koromandelsche Kriechente.

(Anas coromandeliana. L. La sarcelle de Coromandel. B.)

Sechste Art.

Nr. 949 und 950 der illuminirten Tafeln stellen das Männchen und Weibchen dieser hübschen Kriechente dar, die uns von der Küste von Koromandel geschickt wurden. Sie sind wenigstens um den vierten Theil kleiner, als unsere gemeine Kriechente (erste Art). Ihr Gefieder besteht aus Weiß, oder aus schwärzlich Braun; das Weiß herrscht am Vorderleib vor; es ist rein beim Männchen, und grau gemischt beim Weibchen; das schwärzliche Braun bildet eine Kappe auf dem Kopf, färbt den ganzen Mantel, und zeichnet sich auf dem Hals des Männchens in Flecken und Sprenkeln, und unten am Hals des Weibchens in kleinen wellenförmigen Querlinien; außerdem erglänzt der Flügel des Männchens auf schwärzlichem Grunde mit grünem oder röthlichem Widerschein.

Die javaische Kriechente.

(Anas falcaria. L. La sarcelle de Java. B.)

Siebente Art.

Das Gefieder dieser Kriechente, Nr. 930, ist auf dem Vorderleib, dem obern Theile des Rückens und oben am Halse reich mit schwarzen und weißen Festons geschmückt; der Mantel ist braun, die Kehle weiß; der Kopf von schöner purpurner Violetfarbe, mit einem grünen Widerschein an den Federn des Hinterkopfs, die auf dem Nacken vortreten, und wie Federbüschel davon abfallen; der veilchenblaue Anstrich beginnt wieder unter diesem kleinen Büschel, und bildet einen

DIE CHINESISCHE KRIECHENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lanzenschäbler.

Gattung: Ente. *(Cuvier.)*

Pl. 181.

DIE FUCHSROTHE KRIECHENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler . . . . . *id.* . . .

breiten Flecken an den Seiten des Halses; er bezeichnet einen ähnlichen, nebst zwei weißen Flecken, auf den dem Körper zunächst stehenden Flügelfedern. Diese Kriechente, welche wir von der Insel Java erhielten, ist von der Größe der gemeinen Kriechente (erste Art).

Die chinesische Kriechente.

(Anas galericulata. L. La sarcelle de la Chine. B.)

Achte Art.

Diese schöne Kriechente, Nr. 805, das Männchen, ist sehr bemerkenswerth durch ihr reiches und eigenthümliches Gefieder. Es hat die lebhaftesten Farben, und diese werden durch einen prachtvollen grünen und purpurfarbigen Federbusch auf dem Kopf gehoben, der bis über den Nacken herabfällt; der Hals und die Seiten des Gesichts sind mit schmalen und spitzen Federn von orangefarbenem Roth versehen; die Kehle ist weiß, so wie auch der Theil über den Augen; die Brust ist von purpurnem Fuchsroth oder weinfarbig; auf den Seiten sieht man kleine schwarze Züge, und die Schwungfedern sind mit weißen zierlich eingefaßt. Zu diesen Schönheiten kommt noch eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit; nämlich zwei Federn, eine an jeder Seite, zwischen denen des Flügels, die dem Körper am nächsten stehen, welche an der äußern Seite ihres Kiels schöne orangefuchsrothe Bärte von außerordentlicher Länge haben, die an den Rändern weiß eingefaßt sind, und so zu sagen zwei Fächer oder zwei breite Schmetterlingsflügel bilden, welche sich über dem Rücken erheben. Diese zwei seltsamen Federn unterscheiden hinlänglich die chinesische Kriechente von allen andern, abgesehen von der schönen Aigrette, die sie gewöhnlich wallend auf dem Kopf trägt, und welche sie erheben kann. Die schönen Farben dieser Vögel sind den Chinesen aufgefallen, sie haben sie auf ihren Porzellanwaaren und auf ihren schönsten Papieren dargestellt. Das Weibchen, welches sie ebenfalls abbilden, erscheint immer ganz braun, und dies ist in der That dessen Farbe, mit einiger Mischung von Weiß, wie man es auf der illuminirten Tafel Nro. 806 sehen kann. Beide haben einen rothen Schnabel und rothe Füße.

Diese schöne Kriechente findet sich in Japan wie in China; denn man erkennt sie in dem Vogel Kimnodsui, dessen Schönheit Kämpfer mit Bewunderung schildert; und Aldrovande berichtet, daß die Abgesandten aus Japan, die zu seiner Zeit nach Rom kamen, unter andern Seltenheiten aus ihrem Lande, auch Abbildungen dieses Vogels mitgebracht hätten.

Die Kriechente von den Ferveinseln.

(Anas hyemalis. L. La sarcelle de Féroé. B.)

Neunte Art.

Diese Kriechente, Nr. 999, die etwas kleiner ist, als unsere gemeine Kriechente (erste Art), hat am Vorderleib, dem Halse und auf dem Kopf ein gleichförmig weißgraues Gefieder, nur ist es hinter den Augen, wie auf der Kehle, und an den Seiten der Brust leicht schwärzlich gefleckt; der ganze Mantel mit dem obern Theil des Kopfs und des Halses ist von matt schwärzlicher Farbe und ohne Widerschein. Dieses sind die einzigen und düsteren Farben jenes nordischen Vogels, der sich auf den Ferveinseln findet.

Alle vorhergehenden Arten der Kriechenten sind von dem alten Kontinente; die, welche wir jetzt beschreiben wollen, finden sich in dem neuen, und obgleich oft dieselben Arten von Wasservögeln beiden gemeinschaftlich angehören, so scheint doch jede dieser Kriechentenarten in einem oder dem andern Kontinent ausschließlich vorhanden zu seyn, und mit Ausnahme unserer großen und unserer kleinen Kriechente (erste und zweite Art) sich keine andere in beiden zugleich zu finden.

Die Sukruru-Kriechente.

(Anas discors. L. La sarcellé soucrourou. B.)

Zehnte Art.

Um diese Kriechente, Nr. 966, zu bezeichnen, wollen wir den Namen Sukruru annehmen, den man ihr in Cayenne gibt, wo sich die Art häufig findet; sie ist ungefähr von der Größe unserer Kriechente (erste Art). Das Männchen ist auf dem Rücken reich mit Festons und Wellenlinien

geschmückt; der Hals, die Brust und der ganze Vorderleib sind auf einem fuchsröthlich braunen Grunde schwärzlich gesprenkelt; oben am Flügel sieht man eine schöne hellblaue Stelle, unter derselben einen weißen Zug, und dann einen grünen Spiegel; es findet sich auch ein breiter weißer Zug auf den Backen; der obere Theil des Kopfs ist schwärzlich mit grünen und purpurfarbigen Widerscheinen. Das Weibchen ist ganz braun.

Diese Vögel finden sich auch in Karolina; und wahrscheinlich auch in vielen andern Gegenden Amerikas; Barrere zufolge haben sie ein zartes und wohlschmeckendes Fleisch.

Die Sukrurett-Kriechente.

(Anas virginiensis. L. La sarcelle-soucrourette. B.)

Eilfte Art.

Obgleich die cayennische Kriechente, auf Nr. 403 der illuminirten Tafeln dargestellt, kleiner ist, als jene, welche Brisson nach Catesby unter dem Namen der virginischen Kriechente aufführte, so läßt uns doch die große Aehnlichkeit in den Farben des Gefieders vermuthen, daß diese beiden Vögel derselben Art angehören, und wir sind auch sehr geneigt, sie auf jene der cayennischen Sukruru-Kriechente zurückzuführen, deren wir vorhin erwähnten, und aus diesem Grunde haben wir ihr einen Namen gegeben, der diese Aehnlichkeit andeutet. Die Sukrurettkriechente hat in der That auf der Schulter die blaue Stelle mit dem weißen Gürtel darunter, und dann mit dem grünen Spiegel, ganz wie die Sukrurukriechente, der übrige Körper und der Kopf sind mit vielen grauen, von weißgrauen Wellen durchzogenen Flecken bedeckt, welche Mischung Catesbys Abbildung nicht getreu wiedergibt, indem das Braun darauf zu gleichförmig sich ausdehnt, was dem Weibchen zukommen würde, welches nach ihm ganz braun ist; er fügt hinzu, diese Kriechenten kämen im Monat August sehr zahlreich nach Carolina, und blieben dort bis Mitte October, zu welcher Zeit man den Reis einerntet, wonach sie begierig sind, und er füge hinzu, in Virginien, wo es keinen Reis gebe, fräßen sie eine Art wilden

Hafer, der in den Sümpfen wächst, und sie würden sehr fett von dem einen wie von dem andern. Auch erhalte ihr Fleisch darnach einen vortrefflichen Geschmack.

Die Kriechente mit stacheligem Schwanz.

(Anas spinosa. L. La sarcelle à queue épineuse. B.)

Zwölfte Art.

Diese in Guiana einheimische Kriechentenart, Nr. 967, unterscheidet sich von allen andern durch die Federn ihres Schwanzes, die lang sind, und in kleine steife Spitzen wie Stacheln auslaufen, welche durch die Spitzen der um eine oder zwei Linien über die Bärte dieser schwärzlich braunen Federn fortgesetzten Rippen gebildet werden. Das Gefieder des Körpers ist ziemlich gleichförmig, indem es nur aus Wellenlinien oder schwärzlichen Flecken besteht, die dunkler auf dem Oberleib, heller am Unterleib, und auf einem fuchsröthlichen und gelblichen Grunde mit weißgrauen Festons geschmückt sind; der obere Theil des Kopfs ist schwärzlich, und zwei Züge von derselben Farbe, durch zwei weiße Züge getrennt, ziehen sich, der eine in die Höhe des Auges, der andere tiefer auf die Backe hin; die Schwungfedern sind ebenfalls schwärzlich; diese Kriechente ist nicht mehr als 11 bis 12 Zoll lang.

Die fuchsrothe langgeschwänzte Kriechente.

(Fuligula dominica. L. La sarcelle rousse à longue queue. B.)

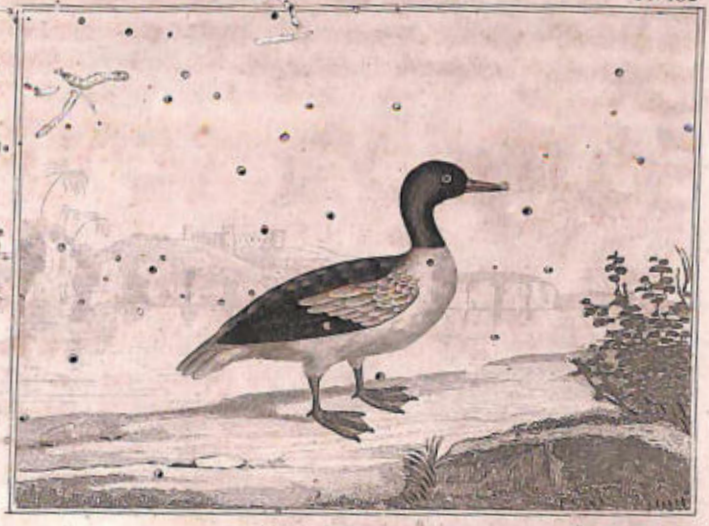
Dreizehnte Art.

Diese ist etwas größer, als die vorige, und unterscheidet sich sehr von ihr durch die Farbe, nähert sich ihr aber durch das Merkmal des langen Schwanzes und der spitz zulaufenden Steuerfedern, ohne daß jedoch die dünnen Federn so bestimmt bezeichnet sind. Wir glauben daher, ohne daß wir diese beiden Arten vereinigen wollen, sie doch einander nahe stellen zu können. Bei dieser hier ist der obere Theil des Kopfs, das Gesicht und der Schwanz schwärzlich; die Flügel sind von derselben Farbe, mit einigen blauen und grünen Widerscheinen und einigen weißen Flecken; der Hals ist von schönem

DIE WEISS U[illegible] SCHWARZE KRIECHENTE.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Lamellenschäbler.
Gattung: Ente. *(Cuvier.)*

Pl. 182



DER GRAUE STURMVOGEL.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Langflügler.
Gattung: Sturmvogel. *(Cuvier.)*

fuchsrothem Kastanienbraun; die Seiten haben einen Anstrich derselben Farbe, und der Oberleib ist auf schwärzlichem Grunde mit Wellenstreifen durchzogen.

Diese Kriechente, Nr. 968, ist uns von Guadeloupe geschickt worden; Hr. Brisson erhielt sie von St. Domingo, und führt mit vieler Wahrscheinlichkeit auf sie den chilcanauhtli zurück, eine Kriechente aus Neuspanien, welche Fernandes beschreibt, und von der er das Weibchen mit dem Namen colcanauhtli zu bezeichnen scheint.

Die weiß und schwarze Kriechente.

(Circia religiosa. L. La sarcelle blanche et noire, ou la religieuse. B.)

Vierzehnte Art.

Ein weißer Mantel, eine weiße Binde, und ein schwarzer Kopfschmuck veranlassen, daß man dieser luisianischen Kriechente, Nr. 948, die ungefähr von der Größe unserer Kriechente ist (erste Art), den Zunamen Nonne gegeben hat. Das Schwarz ihres Kopfes wird durch einen grünen und purpurnen Schimmer gehoben, und die weiße Binde umzieht ihn nach hinten von den Augen an. „Die Fischer in Neufundland, sagt Edwards, nennen diesen Vogel den Geist (l'esprit), ich weiß nicht, aus welchem Grunde, es müßte denn seyn, weil sie sehr gut untertaucht, und plötzlich in großer Entfernung wieder auf dem Wasser erscheinen kann, eine Fähigkeit, die in der Phantasie des Volkes phantastische Vorstellungen über das Wiedererscheinen der Geister erweckt haben mag."

Die mexikanische Kriechente.

(Anas novae Hispaniae. L. La sarcelle du Mexique. B.)

Fünfzehnte Art.

Fernandes gibt dieser Kriechente einen mexikanischen Namen (metzcanauhtli), welcher, wie er sagt, einen Mondvogel bedeutet, und den sie erhielt, weil man beim Mondschein die Jagd gegen sie anstellt. Es ist nach seiner Beschreibung eine der schönsten Arten dieser Gattung; fast ihr ganzes

Gefieder ist weiß mit schwarzen Flecken, besonders auf der Brust; die Flügel bieten eine Mischung von Blau, Grün, Falb, Schwarz und Weiß dar; der Kopf ist schwärzlich braun mit Widerscheinen von wechselnden Farben; der Schwanz, unten blau, oben schwärzlich, ist an der Spitze weiß; zwischen den Augen und dem Schnabel, der unten schwarz und oben blau ist, findet sich ein schwarzer Flecken. Das Weibchen unterscheidet sich, wie in allen Arten dieser Gattung, von dem Männchen durch die weniger lebhaften und entschiedenen Farben; und das Beiwort, welches ihm Fernandes beilegt (avis stertrix juncetl), scheint anzudeuten, daß es das Schilf niederzulegen und abzubeißen versteht, um sein Nest daraus zu machen, oder darin anzulegen.

Die Kriechente aus Carolina.

(Anas rustica. L. La sarcelle de la Caroline. B.)

Sechszehnte Art.

Diese Kriechente findet sich in Carolina, gegen die Mündung der Flüsse in das Meer, wo das Wasser anfängt salzig zu werden. Das Männchen hat ein schwarz und weiß durchschnittenes Gefieder, wie eine Elster; und das Weibchen, welches Catesby ausführlicher beschreibt, ist auf der Brust und dem Bauch hellgrau; der ganze Oberleib und die Flügel sind dunkelbraun; an jeder Seite des Kopfs hinter dem Auge findet sich ein weißer Flecken und ein anderer unten am Flügel. Es ist einleuchtend, daß Catesby nach diesem Gefieder des Weibchens dieser Kriechente den Namen kleine braune Ente gegeben hat, die er besser Elsterkriechente oder schwarz und weiße Kriechente genannt haben würde. Wir lassen ihr den Namen karolinische Kriechente, weil wir nicht erfahren haben, daß diese Art sich auch in andern Gegenden findet.

Die braun und weiße Kriechente.

(La sarcelle brune et blanche. B.)

Siebenzehnte Art.

Dieser Vogel, den Edwards unter dem Namen braun und weiße Ente anführt, muß zu der Familie der Kriech-

enten gezogen werden, weil er ungefähr den Wuchs und die Gestalt unserer Kriechente hat (erste Art); aber die Farbe des Gefieders ist verschieden, nämlich schwärzlich-braun auf dem Kopfe, dem Halse und den Schwungfedern; das Dunkelbraun erhebt sich bis zur weißlichen Farbe am Vorderleib, welcher außerdem mit braunen Querlinien durchzogen ist; es findet sich ein weißer Flecken an den Seiten des Kopfs, und ein ähnlicher am Schnabelwinkel. Diese Kriechente fürchtet die strengste Kälte nicht, indem sie zu den Vögeln gehört, die ganz oben an der Hudsonsbai leben.

Arten,

die mit den Enten und den Kriechenten verwandt sind.

Nach der Beschreibung und der Naturgeschichte der gut erkannten und genau unterschiedenen Arten in der zahlreichen Gattung der Enten und der Kriechenten, bleibt uns noch übrig, die in den folgenden Notizen erwähnten anzuzeigen, damit die Beobachter und Reisenden in Stand gesetzt werden, diese Notizen zu vervollständigen, und zu bestimmen, auf welche der vorhin beschriebenen Arten sie zu beziehen, oder ob sie in der That verschieden sind, und dadurch neue Arten begründet werden können.

I.

Wir müssen zuvörderst jener Enten erwähnen, die man insgemein Vierflügel (quatre-ailes) nennt, und von denen es in der akademischen Sammlung heißt: „Gegen das Jahr 1680. erschien im Bolognesischen eine Art Enten, bei denen die Flügel eine von jenen der andern verschiedene Stellung haben; die dicken Federn entfernen sich nemlich vom Körper, und stehen nach außen, was das Volk veranlaßt, zu glauben und zu sagen, sie hätten vier Flügel." (Akademische Sammlung, ausländischer Theil, 1ster Band, S. 304.) Wir glauben, daß dieses Merkmal nur ein zufälliges war, wie sich aus der einfachen Vergleichung der vorigen Stelle mit der folgenden zu ergeben scheint. „Der Herr Abbe Nollet sah in Italien einen Trupp Gänse, unter denen mehre waren, die vier Flügel zu haben schienen; aber dieses schien nur der Fall zu seyn, wenn der Vogel flog, und wurde durch die Umkeh-

rung des letzten Theils des Flügels veranlaßt, welcher die großen Federn in der Höhe hielt, statt sie längs dem Leibe anzulegen. Diese Gänse waren von derselben Brut mit andern, die ihre Flügel wie gewöhnlich trugen, so wie auch die Alten; aber der Vater trug sie wie jene zurückgelegt." (Geschichte der Akademie, 1750, S. 7.)

Diese Enten, so wie diese Gänse mit vier Flügeln dürfen daher nicht als besondere Arten, sondern nur als zufällige und selbst individuelle Varietäten betrachtet werden, die sich unter jeder Art Vögel finden können.

II.

Die Ente oder vielmehr die sehr kleine Kriechente, welche Rzaczynsky in folgender Stelle anzeigt: „Lithuana polesia alit anates innumeras, inter quas ... sunt ... in cavis arborum natae, molem sturni non excedentes." (Hist., Seite 269. In Polnisch-Litthauen gibt es unzählige Enten, unter denen einige, in Baumhöhlen geboren, nicht größer sind, als die Staare.) Wenn dieser Schriftsteller den ungewöhnlich kleinen Wuchs dieser Art genau angibt, so müssen wir gestehen, daß sie uns nicht bekannt ist.

III.

Die weißköpfige Ente aus der Berberei, des Doktor Shaw, welche mit der Bisamente nicht dieselbe ist, und die man vielmehr zu den Kriechenten ziehen muß, weil sie, wie er sagt, nur von der Größe des Kibitz ist. Sie hat einen breiten, dicken und blauen Schnabel, einen ganz weißen Kopf, und ist am Leibe feuerfarbig.

IV.

Die anas platyrhinchos desselben Doktor Shaw, den er unpassend den Pelikan aus der Berberei nennt, indem nichts einem Pelikan unähnlicher ist, als eine Ente; überdem ist diese auch kleiner als die vorige; sie hat rothe Füße; einen platten, breiten, schwarzen und ausgezahnten Schnabel; die Brust und der Kopf sind feuerfarbig; der Rücken ist dunkler, und auf dem Flügel sind drei Flecken: ein weißer, ein blauer und ein grüner.

V.

Die Art, die derselbe Reisende unter der ebenfalls unpassenden Benennung des Pelikans aus der Berberei mit kleinem Schnabel angibt. „Dieser hier, sagt er, ist etwas größer als der vorige; der Hals ist röthlich und der Kopf mit einem kleinen lohfarbigen Federbüschel geschmückt; sein Bauch ist ganz weiß, und sein Rücken mit einer Menge weißer und schwarzer Streifen durchzogen; die Federn des Schwanzes sind zugespitzt; und jeder Flügel ist mit zwei nebeneinander liegenden Flecken, einem schwarzen und einem weißen, bezeichnet; die Schnabelspitze ist schwarz, und die Füße sind von viel dunklerem Blau, als die des Kibitz." Diese Art scheint uns der vorigen sehr nahe zu stehen.

VI.

Der Türpan oder Turpan, eine sibirische Ente, die Hr. Gmelin in der Gegend von Selengensk fand, und von welcher er eine zu kurze Notiz mittheilt, als daß man sie erkennen könnte; doch scheint es, daß dieselbe Turpanente sich in Kamtschatka wieder findet, und selbst in Ochotsk häufig ist, wo man an der Mündung des Ochotska eine große Jagd in Kähnen gegen sie anstellt, welche Krascheninnikow beschreibt. Wir bemerken in Beziehung auf diesen Reisenden, daß er sagt, er habe 14 Arten Enten oder Krickenten in Kamtschatka gefunden, unter denen wir nur den Turpan und die langgeschwänzte Ente von Neu-Fundland erkannten. Die neun andern werden nach ihm genannt: selosni, tchirki, krohali, gogoli, lutki, tcherneti, pulernosi, suasi und die Bergente. „Die vier ersteren, sagt er, bringen den Winter in der Nähe der Quellen zu, die andern kommen im Frühjahr und ziehen wie die Gänse im Herbste wieder ab." Es läßt sich annehmen, daß mehre dieser Arten in den durch uns beschriebenen sich erkennen lassen würden, wenn der Beobachter noch etwas mehr, als ihre Namen mitzutheilen, Sorge getragen hätte.

VII.

Die kleine Ente von den Philippinen, die man auf Luçon soloyazir nennt, und welche, da sie nach Camels Aus-

druck nicht größer ist als eine Faust, als eine Kriechenten-Art betrachtet werden muß.

VIII.

Der woures-feique oder der Beilvogel von Madagaskar, eine Entenart, welche, wie Franz Cauche sagt, von den Eingebornen so genannt wird, weil sie auf der Stirn einen runden, schwarzen Fleischauswuchs hat, der sich ein wenig über den Schnabel nach Art ihrer Beile zurückbiegt. Uebrigens, fügt jener Reisender hinzu, ist diese Art von der Größe unserer jungen Gänse, und hat das Gefieder unserer Enten." Wir wollen noch bemerken, daß es vielleicht nur eine Varietät derselben seyn könnte. *)

IX.

Die beiden Enten- und die beiden Kriechenten-Arten, welche Hr. de Bougainville auf den malvinischen oder Falklands-Inseln gesehen hat, und von denen er sagt, die ersteren unterschieden sich nicht sehr von den unsrigen, obgleich er hinzufügt, man habe einige ganz schwarze und andere ganz weiße getödtet. Von den beiden Kriechenten sagt er, die eine sey von der Größe der Ente, und habe einen blauen Schnabel; die andere sey viel kleiner, und man sehe ihrer von diesen letztern, bei denen die Flügel am Bauch eine Inkarnatfarbe hätten. Uebrigens finden sich diese Vögel sehr zahlreich auf diesen Inseln, und ihr Fleisch hat einen guten Geschmack.

X.

Jene Enten aus der Magellanstraße, welche, einigen Reisenden zufolge, ihre Nester auf ganz besondere Weise aus einem sehr reinlich gekneteten und zubereiteten Schlamm bauen; wenn übrigens dieser Bericht, der uns in mehren Zügen verdächtig und unsicher erscheint, ganz wahr ist.

*) Flacourt nennt 3 bis 4 Kriechentenarten oder Sivire, von denen er sagt, sie fänden sich auf derselben Insel Madagaskar, nämlich: 1. Tahie, deren Geschrei diesen Namen auszusprechen scheint; die Flügel, der Schnabel und die Füße sind schwarz. 2. Die Halive, deren Schnabel und Füße roth sind. 3. Der Hach hat ein graues Gefieder, und die Flügel sind grün und weiß gestreift. 4. Der T[illegible]ch ist eine Art Halive, aber kleiner.

XI.

Die gemalte Ente aus Neuseeland, so genannt in der zweiten Reise des Kapitain Cook und in folgenden Ausdrücken beschrieben: „Sie ist von der Größe der Bisamente, und die Farben ihres Gefieders sind angenehm bunt; das Männchen und das Weibchen haben einen weißen Flecken auf jedem Flügel. Das Weibchen ist weiß am Kopfe und am Halse; aber alle andern Federn, so wie auch die des Kopfs und des Halses beim Männchen, sind braun und bunt."

XII.

Die Pfeifente mit weichem Schnabel, auch blaugraue Ente von Neuseeland genannt, merkwürdig dadurch, daß der Schnabel von einer weichen und wie knorpeligen Substanz ist, so daß sie sich fast nicht anders ernähren kann, als indem sie die Würmer, sozusagen aufsaugt, welche die Meereswellen am Strand zurücklassen.

XIII.

Die Ente mit rothem Kamm, ebenfalls aus Neuseeland, deren Art aber nicht häufig ist, und nur an dem Fluß am Ende der Duskybai gefunden wurde; diese Ente, nur etwas größer als die Kriechente, ist von sehr glänzendem Schwarzgrau oben auf dem Rücken, und von graulicher dunkler Borstenfarbe am Bauch; der Schnabel und die Füße sind bleifarbig; die Iris goldgelb, und der Vogel hat einen rothen Kamm auf dem Kopf.

XIV.

Endlich gibt Fernandes noch zehn Arten als der Entengattung angehörig an, deren wir nicht ausführlicher erwähnen können, bis neue Beobachtungen oder eigene Anschauung sie genügender erkennen lassen.

Die Sturmvögel.

(Les pétrels. B.)

Von allen Vögeln, welche die großen Meere besuchen, sind die Sturmvögel am meisten darauf einheimisch; wenigstens scheinen sie dem Lande durchaus fremd zu seyn, mit der größten Kühnheit sich am weitesten auf der Ocean zu wagen, und sich selbst auf ihm zu verirren; denn sie überlassen sich mit eben so viel Zutrauen als Verwegenheit den Bewegungen der Wogen und der Winde, und scheinen den Stürmen Trotz zu bieten. So weit auch die Schiffahrer gelangt und vorgedrungen sind, sey es nach den Polen zu, oder in den andern Zonen, so fanden sie überall diese Vögel, welche sie zu erwarten, und ihnen selbst nach den entferntesten und wildesten Küsten vorauszueilen schienen; überall sehen sie dieselben sicher und selbst munter auf diesem in seiner Wuth schrecklichen Element spielen, vor welchem der kühnste Mensch erzittern muß, als ob die Natur ihn dort wollte eingestehen lassen, wie sehr der Instinkt und die Kräfte, welche sie den untergeordneten Wesen verliehen, dennoch der vereinigten Macht unserer Vernunft und unserer Kunst überlegen sind.

Mit langen Flügeln, und mit Ruderfüßen versehen, vereinigen die Sturmvögel mit Leichtigkeit und Schnelligkeit des Fliegens und Schwimmens die besondere Fähigkeit, auf dem Wasser zu laufen und zu gehen, indem sie die Wogen in schneller Bewegung streifen, in welcher der Körper horizontal durch die Flügel im Gleichgewicht gehalten wird, und die Füße abwechselnd die Oberfläche des Wassers treten. Von diesem Gang auf dem Wasser erhielten sie den Namen pétrel; er wurde nämlich gebildet aus Peter oder Petrill (kleiner Peter), wie die englischen Matrosen diese Vögel benannten, als sie dieselben auf dem Wasser laufen sahen, wie der Apostel Petrus darauf ging.

Die Arten der Sturmvögel sind zahlreich; sie haben alle große und starke Flügel, doch steigen sie nicht sehr hoch, und gewöhnlich streifen sie das Wasser auf ihrem Fluge. Sie haben drei durch eine Schwimmhaut verbundene Zehen; die beiden an der Seite haben einen häutigen Rand an dem äußern

Theil; die vierte Zehe ist nur ein kleiner Sporn, der unmittelbar ohne ein Gelenk aus der Ferse hervortritt. *)

Der Schnabel scheint wie jener des Albatros aus vier Stücken zu bestehen, von denen zwei wie besondere Auswüchse die Spitzen der Kinnladen bilden; überdem sieht man längs der obern Kinnlade nahe am Kopf zwei kleine liegende Röhren, in denen die Naslöcher angebracht sind. Nach seinem Gesammtbau erscheint dieser Schnabel wie der eines Raubvogels, denn er ist dick, schneidend und gekrümmt an seiner Spitze. Uebrigens ist diese Gestalt des Schnabels nicht ganz gleichförmig bei allen Sturmvögeln, es findet sich selbst so viel Verschiedenheit, daß man daraus ein Merkmal entnehmen kann, welches eine Abtheilung in der Familie dieser Vögel begründet. Bei mehren Arten ist nur die Spitze der obern Kinnlade hakenförmig zurückgekrümmt; die Spitze der untern dagegen wie eine Rinne ausgehöhlt, und löffelförmig zugeschnitten, und diese Arten sind jene der eigentlichen Sturmvögel.

Bei den andern sind die Spitzen jeder Kinnlade scharf, zurückgekrümmt, und bilden zusammen den Haken; dieser Unterschied des Merkmals ist durch Hrn. Brisson beobachtet worden, und es scheint uns, daß man ihn nicht zurückweisen oder unberücksichtigt lassen darf, wie Hr. Forster es verlangt, und wir werden uns desselben bedienen, um in der Familie der Sturmvögel die zweite Abtheilung aufzustellen, zu welcher wir die Arten ziehen, die wir Puffinsturmvögel nennen werden.

Alle diese Vögel, eigentliche Sturmvögel sowohl als Puffins, scheinen denselben Instinkt und gemeinschaftliche Gewohnheiten in Beziehung auf ihre Brut zu haben; sie halten sich nur während der sehr kurzen Brutzeit auf dem Lande; und als fühlten sie, wie wenig dieser Aufenthalt ihrer Natur zusagt, so verbergen sie sich in Löchern unter den Felsen an der Küste. Aus der Tiefe dieser Löcher lassen sie ihre unangenehme Stimme ertönen, die man meist für das Gequack eines Reptils halten möchte. Ihre Brut ist nicht zahlreich. Sie ernähren

*) Willughby nennt diesen Sporn eine kleine Hinterzehe; es scheint, er habe sich nicht vorstellen gekonnt, daß unmittelbar aus der Ferse eine Spitze hervortritt.

ihre Jungen, indem sie die halbverdaute und bereits zu Fischöl verwandelte Substanz wieder hinaufwürgen und ihnen einschnäbeln, da Fische ihre Hauptnahrung und vielleicht ihre einzige sind. Eine Eigenthümlichkeit jedoch, von welcher diejenigen, welche die Nester dieser Vögel ausnehmen wollen, in Kenntniß zu setzen gut seyn dürfte, ist, daß, wenn man sie angreift, die Furcht oder die Hoffnung sich zu vertheidigen, sie veranlassen, das Oel von sich zu geben, womit ihr Magen angefüllt ist: sie schleudern es dem Jäger in das Gesicht und in die Augen, und da ihre Nester meist an steilen Felsen und in einer ziemlichen Höhe in jenen Löchern liegen, so hat die Unkunde dieser Thatsache schon einigen Beobachtern das Leben gekostet.

Herr Forster bemerkt, Linne habe die Sturmvögel nicht genau gekannt, indem er nur sechs Arten angibt, während Hr. Forster durch seine eigene Beobachtung allein in den südlichen Meeren zwölf neue Arten erkannt hat. Wir wünschten jedoch, daß dieser gelehrte Reisende alle diese Arten beschrieben hätte; vorläufig können wir nur mittheilen, was wir aus andern Quellen darüber wissen.

Der graue Sturmvogel.

(Procellaria cinerea. L. Le pétrel cendré. B.)

Erste Art.

Dieser Sturmvogel, Nr. 59, findet sich in den nördlichen Meeren. Clusius vergleicht ihn der Größe nach mit einem mittelmäßigen Huhn; Hr. Rolandson Martin, ein schwedischer Beobachter, gibt ihn von der Größe einer Krähe an, und der erstere dieser Schriftsteller sagt, er habe in der Haltung und der Gestalt etwas vom Falken. Sein sehr gekrümmter Schnabel ist in der That dem eines Raubvogels ähnlich; der Haken des obern Theils und die Rinne am Ende des untern sind gelblich, und der übrige Schnabel mit den beiden Röhren der Naslöcher an dem todten Vogel, den wir beschreiben, schwärzlich; aber man versichert, bei dem lebenden Vogel sey der Schnabel überall roth, so wie auch die Füße. Das Gefieder am Leibe ist von aschgrauem Weiß; der Mantel blau-aschgrau; und die Schwungfedern sind von dunklerem und fast schwarzem Blau. Die Federn stehen sehr dicht zusammen, und haben

DER SCHWARZ UND WEISSE STURMVOGEL VOM CAP.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Langflügler.
Gattung Sturmvogel. *(Cuvier.)*

Pl. 185.

DER ENGLISCHE STURMVOGEL.

Ordnung: Schwimmhäutler . . . . . *id.*

unten einen dichten und feinen Flaum, womit die Haut des Körpers überall bekleidet ist.

Die Beobachter nennen diesen Vogel übereinstimmend den hau-hert oder hav-best (Meerpferd); und zwar wie Pontoppidan sagt, „weil er einen Ton, fast wie das Wiehern eines Pferdes hören läßt, und das Geräusch, das er im Schwimmen macht, jenem eines trabenden Pferdes ähnlich ist.“ Es läßt sich jedoch nicht leicht begreifen, wie ein schwimmender Vogel das Geräusch eines trabenden Pferdes machen soll, und hat man nicht vielmehr dem Sturmvogel diesen Namen gegeben, weil er auf dem Wasser umherläuft? Derselbe Schriftsteller fügt hinzu, diese Vögel folgten den Booten, die auf den Fang der Seehunde ausgehen, und warteten, bis die Fischer die Eingeweide dieser Thiere fortwürfen. Er sagt auch, sie setzten sich auf den Körper todter oder verwundeter Wallfische, sobald sie oben am Wasser schwimmen; die Fischer tödteten diese Sturmvögel einen nach dem andern mit Stockschlägen, ohne daß die übriger davon flögen, und Hr. Rolandson Martin legt ihnen in Folge dieser Hartnäckigkeit den Namen Mallemucke bei; welcher jedoch, wie wir bereits bemerkt haben, einem Goeland zukommt.

Man findet diese aschgrauen Sturmvögel vom 62sten Grad nördlicher Breite bis gegen den 80sten. Sie fliegen zwischen den Eisschollen umher, und wenn man sie von der hohen See sich entfernen sieht, um einen Zufluchtsort zu suchen, so ist es, wie bei dem kleinen Sturmvogel,[1]) ein Zeichen für die Schiffahrer, daß ein Sturm bevorsteht.

Der schwarz und weiße Sturmvogel vom Cap.

(Procellaria capensis. L. Le pétrel blanc et noir, ou le damier. B.)

Zweite Art.

Das weiß und schwarz bezeichnete und schachbrettförmig symmetrisch abgeschnittene Gefieder dieses Sturmvogels hat veranlaßt, daß alle Schiffahrer ihn damier (das Dambrett) nennen. In demselben Sinn haben ihn die Spanier pardelas und die Portugiesen pintado genannt, welchen Namen auch

[1]) Vergleiche später den Artikel über den kleinen Sturmvogel.

die Engländer annahmen, welcher aber, da er mit jenem der pintade (des Perlhuhns) verwechselt werden könnte, hier nicht zugelassen werden darf, da überdem der Name dampier besser die Vertheilung des Weiß und Schwarz in abgeschnittenen Flecken auf dem Gefieder dieses Vogels bezeichnet. Er ist ungefähr von der Größe einer gemeinen Taube, und da er in seinem Fluge deren Ansehen und Haltung, nämlich einen kurzen Hals, einen runden Kopf, 14 bis 15 Zoll Länge, und nur 32 bis 33 Zoll Flügweite hat, so nannten ihn die Schiffahrer oft die Seetaube. Der Schnabel und die Füße dieses weiß und schwarzen Sturmvogels, Nr. 964, sind schwarz. Die äußere Zehe hat vier Glieder; die mittlere drei, und die innere nur zwei, und statt der kleinen Zehe findet sich ein spitzer, harter, 1½ Linie langer Sporn, dessen Spitze nach innen gewendet ist. Oben auf dem Schnabel sieht man die beiden kleinen Röhren, in denen sich die Naslöcher befinden. Die Spitze der obern Schnabelhälfte ist gekrümmt, die der untern rinnenförmig und wie abgeschnitten; welches Merkmal diesen Vogel zu der eigentlichen Familie der Sturmvögel stellt, und ihn von jener der Pufinsturmvögel trennt. Der obere Theil seines Kopfs ist schwarz; die großen Flügelfedern sind von derselben Farbe, mit weißen Flecken. Der Schwanz ist weiß und schwarz gefranzt, und Frezier sagt, wenn er entfaltet sey, gleiche er einer Trauerschärpe. Der Bauch ist weiß, und der Mantel regelmäßig in weiße und schwarze Flecken getheilt. Diese Beschreibung entspricht vollkommen jener, welche Dampier vom pintado mittheilt. Uebrigens unterscheiden sich das Männchen und das Weibchen nicht merklich von einander, weder im Gefieder, noch in der Größe.

Der weiße und schwarze Sturmvogel, so wie mehre andere Sturmvögel, halten sich besonders in den südlichen Meeren; und wenn Dampier glaubte, er gehöre der gemäßigten südlichen Zone an, so kam dies daher, weil dieser Reisende nicht weit genug in jenen Meeren vordrang, sonst hätte er diesen Vogel bis zu den südlichsten Breitengraden gefunden. Der Kapitain Cook versichert uns, diese Sturmvögel, so wie auch die blauen, besuchten den Theil des südlichen Oceans unter den höchsten Breitengraden. Die besten Beobachter stimmen selbst darin überein, daß man ihrer selten findet, bevor man über den Wendekreis kommt; und es scheint in der

That nach mehren Berichten, daß die ersten Küsten, wo man diese Vögel zahlreich findet, die Gegenden in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung sind; man sieht sie auch gegen die amerikanischen Küsten zu unter den entsprechenden Breitengraden. Der Admiral Azara suchte sie vergeblich auf der Insel Juan-Fernandes; dort bemerkte er jedoch mehre von ihren Löchern, und er vermuthete, die wilden Hunde, die auf dieser Insel verbreitet sind, hätten sie daraus verjagt oder sie vertilgt; aber vielleicht würde er zu einer andern Jahreszeit diese Vögel gefunden haben, vorausgesetzt, daß er sie damals nicht in ihrer Brutzeit suchte, denn es scheint, wie wir bereits bemerkt haben, daß sie nur zu dieser Zeit an das Land kommen, und ihr Leben auf der hohen See zubringen, indem sie sich auf dem Wasser ausruhen können, wenn es ruhig ist, und selbst auf den bewegten Wogen verweilen; denn man sieht sie sich in den Zwischenraum zweier Wogen setzen, dort mit ausgebreiteten Flügeln bleiben, und sich mit dem Winde wieder erheben. Nach diesen Gewohnheiten einer fast fortwährenden Bewegung kann ihr Schlaf nur sehr unterbrochen seyn, auch hört man sie zu allen Stunden der Nacht um die Schiffe fliegen; [1]) oft sieht man sie sich Abends unter dem Hintertheil derselben versammeln, mit Leichtigkeit schwimmen, und sich dem Schiff mit zutraulichem Wesen annähern, wobei sie zugleich ihre heisere und scharfe Stimme hören lassen, deren Endlaut etwas von dem Geschrei des Goelgnd hat. [2])

In ihrem Fluge streichen sie über die Oberfläche des Wassers, und benetzen von Zeit zu Zeit ihre herabhängenden Füße darin. Sie scheinen von dem Fischlaich zu leben, der auf dem Meere schwimmt; [3]) doch sieht man diesen Sturmvogel mit der Schaar der andern Seevögel sich auf die todten Körper der Wallfische setzen. Man fängt ihn mit der Angel durch ein Stück Fleisch; bisweilen verwickelt er sich auch mit den Flügeln in die Leinen, die man hinter dem Schiff nach-

---

1) Bemerkungen des Hrn. Vicomte de Querhoent.

2) Diese Thatsache und die folgenden wurden den von dem Herrn Vicomte de Querhoent mitgetheilten Beobachtungen entnommen.

3) In dem Magen derer, die ich öffnete, fand ich nie Ueberbleibsel von Fischen, sondern einen weißen und dicken Schleim, den ich für Fischlaich halte.

ziehen läßt. Wenn er gefangen ist, und man ihn auf die Erde oder auf das verdeckte Schiff setzt, so springt er nur, ohne gehen oder seinen Aufflug nehmen zu können, und ebenso verhält es sich mit den meisten dieser Seevögel, die fortwährend auf hoher See fliegen und schwimmen; sie können auf festem Boden nicht gehen, und es ist ihnen eben so unmöglich, ihren Aufflug zu nehmen. Man bemerkt selbst, daß sie auf dem Wasser den Augenblick erwarten, wo die Wogen und der Wind sie erheben und fortschleudern.

Obgleich die weiß und schwarzen Sturmvögel gewöhnlich truppweise sich auf der hohen See zeigen und eine Art geselligen Instinktes sie versammelt zu halten scheint, so versichert man doch, daß eine besondere und sehr bemerkliche Anhänglichkeit das Männchen und das Weibchen vereinigt hält; daß, wenn das eine sich auf das Wasser setzt, das andere sofort zu ihm eilt; daß sie sich gegenseitig einladen, an der Nahrung Theil zu nehmen, die der Zufall sie finden läßt; daß endlich, wenn eins von beiden getödtet wird, zwar der ganze Trupp Zeichen des Bedauerns darlegt, indem er einige Augenblicke um den todten Körper verweilt, daß aber der überlebende noch lebhaftere Zeichen der Zärtlichkeit und des Schmerzes zu erkennen gibt; er liebkost den Körper seines Gefährten mit dem Schnabel, wie um zu versuchen, ob er ihn wieder beleben könne, und verweilt noch lange in tiefer Trauer, nachdem der ganze Trupp sich schon entfernt hat. *)

Der Sturmvogel aus den südlichen Meeren.

(Procellaria antarctica. L. Le pétrel antarctique, ou le damier brun. B.)

Dritte Art.

Dieser Sturmvogel gleicht dem weiß und schwarzen, mit Ausnahme der Farbe seines Gefieders, dessen schachbrettförmige Flecken, statt schwarz zu seyn, auf weißem Grunde braun sind. Die Benennung des Sturmvogels aus den südlichen Meeren, die ihm der Kapitain Cook beilegt, scheint

*) Zufolge der durch den Vicomte de Querhoent auf seinen Schiffahrten angestellten Beobachtungen, die er die Güte hatte, uns mitzutheilen.

ihm vollkommen zuzukommen, weil man ihn nur unter den hohen südlichen Breitengraden findet, und wenn mehre andere Sturmvögelarten, die sich mehr nördlich finden, und besonders jene des schwarzen Dambrett-Sturmvogels, sich nicht mehr zeigen.

Wir lesen Folgendes in der zweiten Reise dieses berühmten Seefahrers über jene neue Art von Sturmvögeln: „Unter 67 Grad 15 Minuten südlicher Breite bemerkten wir mehre Wallfische und die Eisinseln; zwei Tage vorher hatten wir einige Trupps von braunen und weißen Pintaden gesehen, die ich Sturmvögel aus den südlichen Meeren nannte, weil sie dieser Gegend anzugehören schienen; sie sind in jeder Beziehung an Gestalt den Pintaden (Dambrettsturmvögeln) ähnlich, von denen sie sich nur durch die Farbe unterscheiden; der Kopf und der Vorderleib sind braun, und der hintere Theil des Rückens, der Schwanz und die Flügelspitzen weiß." An einer andern Stelle sagt er: „Während man Eis sammelte, fingen wir zwei dieser Sturmvögel, und als wir sie untersuchten, überzeugten wir uns, daß sie dieser Familie angehören; sie sind ungefähr von der Größe einer großen Taube; die Federn des Kopfs, des Rückens und ein Theil der obern Seite der Flügel sind von lichtem Braun; der Bauch und die Unterseite der Flügel weiß; die Federn des Schwanzes ebenfalls weiß; aber an der Spitze braun. Ich bemerkte, daß diese Vögel mehr Federn hatten, als jene, die wir bisher gesehen; so sehr hat die Natur dafür gesorgt, sie nach dem Klima, welches sie bewohnen, zu bekleiden. Wir fanden diese Vögel nur zwischen dem Eis." Diese zwischen den schwimmenden Eisinseln so häufigen Sturmvögel verschwinden jedoch, so wie alle andern Vögel, wenn man sich jenem festen Eise nähert, das sich bereits weit in die Polargegenden des südlichen Kontinents erstreckt; dies erfahren wir von jenem berühmten Schiffahrer, dem ersten und vielleicht dem letzten Sterblichen, der es gewagt hat, jenen Eisschranken Trotz zu bieten, welche die Natur langsam anwachsen läßt, je mehr unsere Erdkugel erkaltet. „Seit unserer Ankunft mitten auf dem Eise, sagt er, haben wir keinen Sturmvogel mehr gesehen."

Der weiße Sturmvogel oder Schneesturmvogel.

(Procellaria alba. L. Le pétrel blanc, ou pétrel de neige. B.)

Vierte Art.

Dieser Sturmvogel ist durch die Benennung Schneesturmvogel gut bezeichnet, nicht allein wegen seines weißen Gefieders, sondern auch, weil man ihn immer in der Nähe des Eises findet, und er sozusagen dessen trauriger Vorläufer in den südlichen Meeren ist. Bevor Hr. Cook diese Vögel in der Nähe gesehen hatte, bezeichnete er sie nur mit dem Namen weiße Vögel; später aber erkannte er an der Bildung ihres Schnabels, daß sie der Gattung der Sturmvögel angehören. Sie sind von der Größe der Taube; der Schnabel ist bläulich schwarz, die Füße sind blau, und das Gefieder scheint ganz weiß zu seyn.

„Als wir uns einem langen Zuge von festem Eise näherten, sagt Hr. Forster, der gelehrte und thätige Gefährte des berühmten Cook, bemerkten wir am Horizont einen weißen Widerschein, den man auf den Grönlandsfahrern das Blinken des Eises nennt, so daß bei dem Anblick dieser Erscheinung wir sicher waren, in einigen Stunden Eis zu finden, und jetzt bemerkten wir auch Schaaren weißer Sturmvögel von der Größe der Tauben, die wir Schneesturmvögel nannten, und welche die Vorläufer des Eises sind."

Diese weißen Sturmvögel, so wie die aus den südlichen Meeren, scheinen fortwährend jene muthigen Schiffahrer auf allen ihren Kreuzzügen mitten in den Eisinseln und bis in die Nähe der unermeßlichen Polgletscher begleitet zu haben. Der Flug dieser Vögel über den Wogen, und die Bewegungen einiger Cetaceen in diesem eisigen Meer sind die letzten und einzigen Gegenstände, welche noch ein Ueberbleibsel des Lebens in der hier im Eise ersterbenden Natur verbreiten.

Der blaue Sturmvogel.

(Procellaria coerulea. L. Le pétrel bleu. B.)

Fünfte Art.

Der blaue Sturmvogel, sogenannt, weil sein Gefieder, so wie auch der Schnabel und die Füße, blaugrau sind, findet

sich ebenfalls nur in den südlichen Meeren vom 28sten oder 30sten Grade und jenseits unter allen Breitengraden. Als Hr. Cook gegen den Pol zusegelte, wurde er von dem Vorgebirge der guten Hoffnung an bis zum 41sten Grade durch Schaaren von diesen blauen und von Dambrett-Sturmvögeln begleitet, welche die hohe See und die Winde nur zahlreicher zu machen schienen; endlich sah er die blauen Sturmvögel unterm 55sten und bis zum 58sten Grade wieder, und ohne Zweifel finden sie sich gleichfalls auf allen Zwischenpunkten dieser südlichen Breitengrade.

Bei diesen blauen Sturmvögeln ist besonders der sehr breite Schnabel und die sehr dicke Zunge bemerkenswerth; sie sind etwas kleiner, als die weißen Sturmvögel. Auf dem blaugrauen Anstrich, der den ganzen Oberleib bedeckt, sieht man eine dunklere Querbinde die Flügel und den untern Theil des Rückens durchschneiden; die Spitze des Schwanzes hat denselben dunkelblauen oder schwärzlichen Anstrich; der Bauch und die Unterseite der Flügel sind bläulich-weiß; ihr Gefieder ist sehr dicht.

„Die blauen Sturmvögel, die man auf diesem unermeßlichen Meer sieht (zwischen Amerika und Neuseeland), sagt Hr. Forster, sind nicht weniger vor der Kälte geschützt, als die Pinguine; zwei Federn statt einer kommen aus jeder Wurzel; sie liegen auf einander, und bilden eine sehr warme Bedeckung. Da sie fast fortwährend fliegen, so sind ihre Flügel sehr stark und sehr lang. Wir haben ihrer zwischen Neuseeland und Amerika, mehr als 700 Stunden vom Lande, gefunden; eine Entfernung, welche sie unmöglich durchfliegen könnten, wenn ihre Knochen und Muskeln nicht außerordentlich stark wären, und sie nicht durch lange Flügel unterstützt würden."

„Diese seefahrenden Vögel, fährt Hr. Forster fort, leben vielleicht lange ohne Nahrung... Unsere Erfahrung beweist und bestätigt in manchen Beziehungen diese Vermuthung. Wenn wir einige dieser Vögel verwundeten, so warfen sie sofort eine große Menge schleimiger, seit kurzem verdauter Nahrungsmittel aus, welche die andern mit einer Begierde verschlangen, die ein langes Fasten verrieth. Wahrscheinlich gibt es in diesem eisigen Meere mehre Arten von Mollusken, die bei schönem Wetter an die Oberfläche des Wassers steigen und diesen Vögeln zur Nahrung dienen."

Derselbe Beobachter fand diese Sturmvögel in großer Anzahl und zum Nisten versammelt auf Neuseeland. „Einige flogen umher; andere waren mitten im Gehölz in Baumlöchern, unter Baumwurzeln, in Felsenspalten, wo man sie nicht fangen konnte, und wo sie ohne Zweifel ihre Brut haben. Der Lärm, den sie machten, glich dem Gequak von Fröschen, keiner zeigte sich bei Tage, aber sie flogen viel in der Nacht."

Diese blauen Sturmvögel gehörten zu der Art mit breitem Schnabel, welche wir vorhin beschrieben; aber Hr. Cook scheint eine andere in der folgenden Stelle anzuzeigen:

„Wir tödteten Sturmvögel; mehrere waren von der blauen Art; aber sie hatten nicht einen breiten Schnabel, wie jene, deren ich oben erwähnte, und ihre Schwanzspitzen waren weiß, statt dunkelblau. Unsere Naturforscher waren uneinig, ob diese Schnabelform und diese Farbennuance nur das Männchen vom Weibchen unterschieden; es ist nicht wahrscheinlich, daß ein solcher Unterschied in der Schnabelbildung zwischen dem Männchen und dem Weibchen derselben Art statt findet; es scheint, daß man hier zwei Arten des blauen Sturmvogels annehmen muß, die erste mit breitem Schnabel, und die zweite mit schmalem, und mit einer weißen Schwanzspitze."

Der sehr große Sturmvogel.

(Procellaria grandis. L. Le très-grand pétrel, quebrantahuessos des Espagnols. B.)

Sechste Art.

Quebrantahuessos heißt Knochenbrecher, und dieser spanische Name bezieht sich ohne Zweifel auf die Kraft des Schnabels dieses großen Vogels, dessen Größe sich jener des Albatros annähern soll. Wir haben ihn nicht gesehen; aber Hr. Forster, ein ebenso gelehrter als genauer Naturforscher, gibt seine Größe an, und stellt ihn unter die Gattung der Sturmvögel. An einer andern Stelle sagt er: „Wir fanden auf der Staateninsel graue Sturmvögel von der Größe der Albatros, und von jener Art, welche die Spanier Quebrantahuessos oder Knochenbrecher nennen." Die Matrosen des Schiffes nannten diesen Vogel Mutter Carey; sie aßen ihn, und fanden ihn ziemlich gut. Ein natürlicher Zug, der ihn noch den Sturmvögeln ähnlich macht, ist, daß er fast nur,

wenn Stürme drohen, sich in der Nähe der Schiffe zeigt. Dieses wird in der allgemeinen Geschichte der Reisen berichtet; man hat über diesen Vogel noch einige Nachrichten hinzugefügt, die uns aber zu unsicher schienen, um sie aufzunehmen.

Der englische Sturmvogel.

(Puffinus cinereus Anglorum. L. Le pétrel-puffin. B.)

Siebente Art.

Das Merkmal der Abtheilung der Puffine in der Familie der Sturmvögel ist, wie wir bemerkt haben, daß die untere Kinnlade des Schnabels an der Spitze hakenförmig nach unten gekrümmt ist, so wie auch die obere; ein ohne Zweifel wenig vortheilhafter Bau für den Vogel, und welcher bei dem Gebrauch seines Schnabels und dem Erfassen mit der oberen Kinnlade sehr wenig Kraft und Unterstützung gegen diesen entgleitenden Theil der untern gewährt. Uebrigens sind die beiden Nasslöcher, wie bei allen Sturmvögeln, in kleinen Röhren angebracht; und die Bildung der Füße mit dem Sporn an der Ferse, so wie die ganze Körperhaltung, ist dieselbe. Dieser Puffinsturmvogel, Nr. 962, hat 15 Zoll Gesammtlänge; die Brust und der Bauch sind weiß; auf dem ganzen Oberleib hat er einen grauen Anstrich, ziemlich hell auf dem Kopf, und der dunkler und bläulich auf dem Rücken wird; dieses Blaugrau geht auf den Flügeln und dem Schwanz in eine schwärzliche Farbe über, doch so, daß jede Feder Franzen oder Festons von hellerer Schattirung hat.

Diese Vögel gehören unsern Meeren an, und scheinen sich auf den sorlingischen Inseln zu versammeln, aber besonders auf der kleinen Insel oder Klippe an der Südspitze der Insel Man, welche die Engländer the Calf of Man nennen; sie kommen dort im Frühjahr in großer Menge an, und beginnen damit, den Kaninchen nachzustellen, welche deren einzige Bewohner sind; sie verjagen sie aus ihren Löchern, um darin zu nisten. Das Weibchen legt zwei Eier, von denen eins, wie man sagt, gewöhnlich unfruchtbar bleibt; aber Willughby versichert bestimmt, es lege nur ein einziges Ei. Sobald das Junge ausgeschlüpft ist, verläßt die Mutter es früh Morgens, um erst am Abend zurückzukehren, und in der Nacht ernährt sie es, indem sie ihm von Zeit zu Zeit von der Fischsubstanz

einschnäbelt, da sie den Tag über auf dem Meere den Fischen nachgestellt hat. Die in ihrem Magen halbverdaute Nahrung verwandelt sich in eine Art Oel, das sie ihrem Jungen einflößt, wodurch es außerordentlich fett wird; und zu dieser Zeit verweilen einige Jäger in Hütten auf der kleinen Insel, wo sie diese jungen Vögel leicht und in großer Menge in den Kaninchenhöhlen fangen; damit aber dieses Wildpret genießbar werde, muß man es in Salz legen, um dem übermäßigen Fett etwas von seinem schlechten Geschmack zu benehmen. Willughby, der diese Thatsachen berichtet, fügt hinzu, die Jäger hätten die Gewohnheit, jedem dieser Vögel einen Fuß abzuschneiden, und darnach die Anzahl ihrer Beute schließlich zu berechnen, und in Folge dessen habe sich das Volk eingebildet, sie würden nur mit einem Fuß geboren.

Klein behauptet, der Name Puffin oder Pupin sey nach dem Geschrei des Vogels gebildet. Er bemerkt, diese Art komme und entferne sich zu bestimmten Zeiten, was in der That bei Vögeln der Fall seyn muß, die fast nie am Lande erscheinen, außer wenn sie das Bedürfniß zum Nisten dazu zwingt, und die übrigens sich auf dem Meere bald der einen, bald der andern Küste mehr annähern, indem sie fortwährend die Schaaren der kleinen umherziehenden Fische verfolgen, oder den Fischlaich suchen, wovon sie sich ebenfalls ernähren. Obgleich übrigens alle Beobachtungen, die wir eben mitgetheilt haben, in dem nordischen Meer angestellt wurden, so scheint es doch, daß die Art dieses Puffinsturmvogels nicht ausschließlich an das Klima unseres Pols gebunden ist; denn man kann sie in Browns jamaikaischem shear-water, und in Aldrovandes Artenna wieder erkennen, so daß sie die verschiedenen Gegenden des Oceans zu besuchen, und selbst sich nach dem mittelländischen Meer bis in den adriatischen Meerbusen und auf die Tremitiinseln, früher die Diomedeesinseln genannt, zu begeben scheint. Alles, was Aldrovande sowohl über die Gestalt, als über die natürlichen Gewohnheiten seines Artenna mittheilt, paßt auf unsern Puffinsturmvogel. Er versichert, das Geschrei dieser Vögel habe täuschende Aehnlichkeit mit dem Wimmern eines neugebornen Kindes. *) Endlich

*) Er berichtet, als ein Herzog von Urbino auf dieser Insel übernachtet, habe er die ganze Nacht sich von kleinen Kindern umge-

DER FULMAR ODER EISSTURMVOGEL.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Langflügler.
Gattung: Sturmvogel. *(Cuvier.)*

Pl. 184.

DER SEESTURMVOGEL.

Ordnung: Schwimmhäutler ..... *ail.*

glaubt er in ihnen jene Diomedesvögel zu erkennen, die im Alterthum durch eine rührende Fabel berühmt wurden; *) auf dieser Insel waren nämlich Griechen mit ihrem tapfern Anführer, durch den Zorn der Götter verfolgt, in Vögel verwandelt worden, und da sie noch etwas Menschliches, und eine Erinnerung an ihr früheres Vaterland behalten hatten, so eilten sie an die Küste, wenn Griechen dort landeten, und schienen durch klagende Töne ihren Schmerz ausdrücken zu wollen. Diese interessante Mythologie, deren durch kalte, nüchterne Geister zu sehr getadelte Fiktionen so viel Anmuth, Leben und Reiz in der Natur verbreiteten, scheint hier in der That mit der Naturgeschichte in Verbindung zu stehen, und durch die klagende Stimme veranlaßt worden zu seyn, welche diese Vögel hören lassen.

Der Fulmar oder Eissturmvogel
oder
weißgraue Sturmvogel von der Insel St. Kilda.

(Puffinus glacialis. L. Le fulmar ou pétrel-puffin gris blanc de l'Ile Saint-Kilda. B.)

Achte Art.

Fulmar ist der Name, den man diesem Vogel auf der Insel St. Kilda beilegt; es scheint uns, daß er als zu einer der obigen Art sehr nahe stehenden angehörig betrachtet werden kann; sie unterscheiden sich nur dadurch, daß dieser Ful-

---

den geglaubt, und sich erst vom Gegentheil überzeugen konnen, als man ihm am andern Morgen von diesen Wimmernden einige brachte, die er nicht in Windeln, sondern in Federn erblickte.

*) Ovid sagt von diesen Diomedesvögeln:

Si volucrum quae sit dubiarum forma requiris,
Et non cygnorum, sic albis proxima cygnis.
(Metamorph. lib. XIV. v. 508)

was nicht sehr auf einen Sturmvogel paßt; aber die Poesie und die Mythologie sind hier zu sehr vermischt, als daß man hoffen dürfte, die Natur genau wieder zu finden. Wir müssen ferner bemerken, daß Linne keine glückliche Anwendung von seiner Gelehrsamkeit macht, indem er dem Albatrös den Namen diomedea beilegt, da dieser große Vogel, der sich nur in den südlichen und östlichen Meeren findet, nothwendig den Griechen unbekannt seyn mußte, und folglich ihr Diomedesvogel nicht seyn kann.

scheint er doch diesem vorzugsweise und besonders durch die Schiffahrer beigelegt zu seyn. Dieser Sturmvogel ist der kleinste von allen; er ist nicht größer, als ein Finke, und Catesby gibt ihm daher den Namen Sturmfinke (stormfinch). Es ist der kleinste von allen Vögeln mit Schwimmhäuten, und es muß in Erstaunen setzen, daß ein so kleiner Vogel sich in jeder Entfernung vom Lande der hohen See aussetzt. Er scheint in der That zu seiner Kühnheit das Gefühl seiner Schwäche zu behalten; denn er ist der erste, der Schutz gegen den bevorstehenden Sturm sucht, er scheint denselben durch die für den Instinkt sich deutlich aussprechenden Wirkungen der Natur, wenn sie auch unsern Sinnen nicht bemerklich sind, vorher zu empfinden, und seine Bewegungen und seine Annäherung verkünden ihn immer den Seefahrern.

Wenn man bei ruhiger Luft einen Trupp dieser kleinen Sturmvögel dem Schiff folgen, und wie Schutz suchen sieht, so bereiten sich die Matrosen auf den Sturm vor, der unfehlbar einige Stunden später eintritt. Die Erscheinung dieser Vögel auf der See ist daher zugleich ein Zeichen der Unruhe und des Heils, und die Natur scheint sie auf alle Meere gesendet zu haben, um diese nützlichen Vorbedeutungen anzuzeigen; denn die Art dieses Sturmvogels scheint überall verbreitet zu seyn. „Man findet sie, sagt Hr. Forster, in allen nördlichen und südlichen Meeren, und fast unter allen Breitengraden."

Mehre Seeleute haben uns versichert, sie hätten auf allen ihren Fahrten diese Vögel gesehen. Sie sind jedoch nicht leicht zu fangen, und entgingen selbst lange Zeit den Forschungen der Beobachter, denn, wenn es gelingt, sie zu tödten, so verliert man sie fast immer, indem sie hinter dem Lauf des Schiffs in das Meer fallen, von welchem ihr kleiner Körper schnell verschlungen wird. [1])

Dieser Sturmvogel, Nr. 993, fliegt mit ungemeiner Schnelligkeit vermittelst seiner langen Flügel, die jenen der

---

[1]) Einer dieser Vögel, sagt Hr. Linne, war durch den Schuß verfehlt worden; das Geräusch erschreckte ihn nicht, und als er den Pfropfen der Ladung bemerkte, flog er darauf zu, indem er ihn für ein Nahrungsmittel halten mochte, und man fing ihn mit den Händen.

Schwalbe ähnlich sind, und er weiß Ruhepunkte mitten unter den aufgeregten Wogen zu finden; er setzt sich in die tiefe Höhlung, welche zwei hohe Wellen des stürmischen Meeres bilden, und weiß sich dort einige Augenblicke zu erhalten, obgleich die Wogen mit der größten Schnelligkeit einherrollen. In diesen beweglichen Furchen des Meeres läuft er, wie die Lerche in den Furchen der Felder; und er bewegt und erhält sich nicht durch den Flug, sondern durch einen Lauf, in welchem er, mit den Flügeln das Gleichgewicht erhaltend, die Oberfläche des Wassers außerordentlich schnell mit den Füßen schlägt, und so auf demselben sich fortbewegt.

Die Farbe des Gefieders dieses Vogels ist schwärzlich braun, oder ein räucheriges Schwarz, mit purpurnen Widerscheinen am Vorderhals und auf den Bedeckungen der Flügel, und andern bläulichen Widerscheinen auf ihren großen Schwungfedern; der Bürzel ist weiß. Die Spitze seiner zusammen gelegten und gekreuzten Flügel reicht über den Schwanz hinaus; seine Beine sind ziemlich hoch. Er hat, wie die andern Sturmvögel, einen Sporn statt der hintern Zehe; und wegen der Gestaltung seines Schnabels, dessen beide Kinnladen eine nach unten gekrümmte Spitze haben, gehört er der Familie der Puffinsturmvögel an. In dieser Art scheint es Varietäten zu geben. Der kleine Sturmvogel von Kamtschatka hat weiße Flügelspitzen; der aus den italienischen Meeren, dessen Beschreibung Hr. Salerne ausführlicher mittheilt, und den er zufolge, blaue, violette und Purpurfarben; wir glauben jedoch, daß diese Farben nichts anders sind, als Widerscheine auf dem dunklen Grunde seines Gefieders; und was die weißen oder weißlichen Sprenkel an den Flügelbedeckungen betrifft, deren Linne in seiner Beschreibung des kleinen schwedischen Sturmvogels erwähnt, welches derselbe ist, wie der unsrige, so wird dieser kleine Unterschied ohne Zweifel nur durch das Alter veranlaßt.

Wir beziehen auf diesen kleinen Sturmvogel den grönländischen und spitzbergischen Rotje, dessen die holländischen Seefahrer erwähnen; denn obgleich sich in ihren Nachrichten widersprechende Züge finden, so bleiben doch noch hinlängliche kennzeichnende, um die Aehnlichkeit dieses Rotje mit unserm Sturmvogel beurtheilen zu können. „Der Rotje hat, diesen

Reisenden zufolge, einen gekrümmten Schnabel... Er hat nur drei Zehen, die durch eine Schwimmhaut verbunden sind... Er ist fast am ganzen Leibe schwarz, außer daß er einen weißen Bauch hat; man findet auch einige unter ihnen, deren Flügel schwarz und weiß gefleckt sind... Uebrigens gleicht er sehr einer Schwalbe." Anderson sagt; Rotjo heiße eine kleine Ratze, und dieser Vogel habe in der That die schwarze Farbe, die Größe und das Geschrei einer Ratze. Es scheint, daß diese Vögel nur nach Grönland und Spitzbergen kommen, um dort zu nisten. Sie legen ihre Nester, wie alle Sturmvögel, in tiefen und engen Höhlungen, unter zusammen gestürzten Felsen an den Küsten und ganz nahe am Meere an. Sobald die Jungen das Nest verlassen können, führen die Eltern sie aus ihren Löchern nach dem Meere, wo sie bleiben, bis sie ebenfalls eine Brut beginnen.

Was den kleinen Taucherſturmvogel der Herren Cook und Forster betrifft, so würden wir ihn ebenfalls auf unseren Sturmvogel beziehen, wenn aus diesem Beiwort sich nicht entnehmen ließe, daß jener kleine Sturmvogel eine Gewohnheit hat, die wir an den andern nicht kennen, nämlich unterzutauchen.

Endlich glauben wir auf die Familie der Sturmvögel im Allgemeinen die in den folgenden Notizen angezeigten Arten beziehen zu müssen.

I.

Den Sturmvogel, den die Matrosen des Kapitain Carteret die Henne der Mutter Carey nannten, „welche, sagt er, auf dem Wasser einherlaufen, und von denen wir mehre sahen, seitdem wir die Magellanſtraße verließen, und längs der Küste von Chili hinauffuhren." Dieser Sturmvogel ist wahrscheinlich einer von den durch uns beschriebenen, und vielleicht der quebrantahuessos, den die Matrosen Cooks Mutter Carey nannten. Ein Wort über die Größe dieses Vogels würde die Frage entschieden haben.

II.

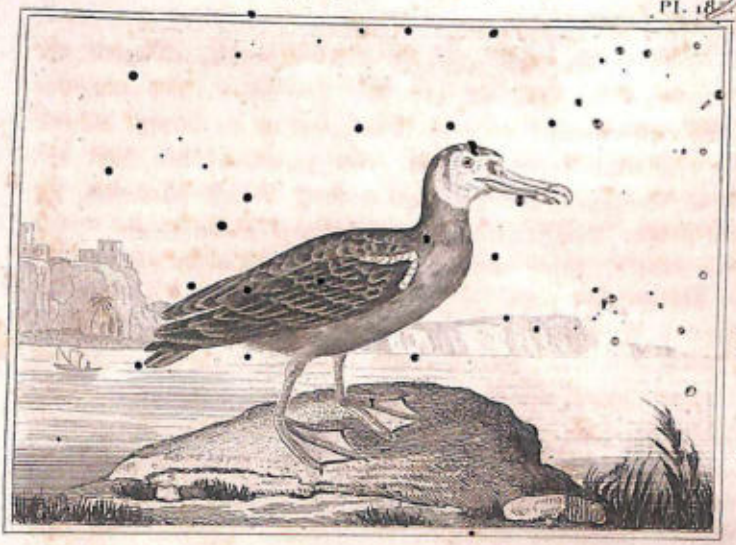
Die Teufelsvögel des Pater Labat, deren Art sich auch, trotz allem, was dieser geschwätzige Reiseerzähler davon sagt, schwer bestimmen läßt. Folgendes ist sein Bericht darüber,

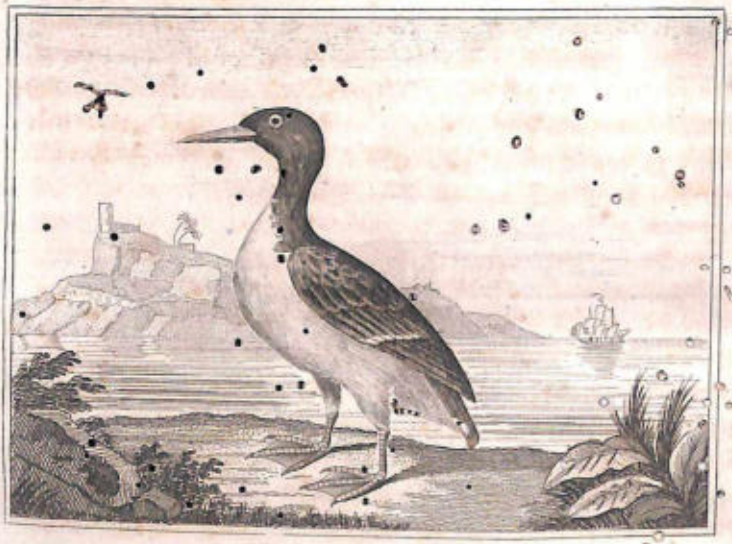
den wir bedeutend abkürzen: „Die Teufel oder Teufelchen (diablotins), ſagt er, zeigen ſich auf Guadeloupe und St. Domingo gegen Ende September; man findet ſie dann paarweiſe in jedem Loch; ſie entfernen ſich im November, und kommen im März wieder; dann findet man die Mutter in ihrem Loch mit zwei Jungen, die mit einem dichten und gelben Flaum bedeckt, und ſozuſagen Fettklumpen ſind; man gibt ihnen dann den Namen cottons. Gegen Ende Mai können ſie fliegen und entfernen ſich; in dieſem Monat fängt man ihrer viele, und die Neger ernähren ſich faſt nur von ihrem Fleiſch... Der große Berg der Soufriere auf Guadaloupe iſt wie ein Kaninchengehege ganz von Löchern durchbohrt, welche dieſe Vögel aushöhlen; aber ihre Jagd iſt ſehr gefährlich, weil ſie ihre Neſter nur an den ſteilſten Stellen anlegen... Die ganze Nacht, die wir auf jenem Berge zubrachten, hörten wir den großen Lärm, den ſie machten, während ſie ein- und ausflogen, indem ſie ſchrieen, um ſich zu rufen, und gegenſeitig antworteten... Indem wir uns forthalfen, ſo gut es möglich war, und uns, ſo wie unſere Hunde, an Leinen zogen, gelangten wir endlich an die durch dieſe Vögel bewohnten Orte. In drei Stunden hatten unſere vier Neger 138 Teufel aus ihren Löchern gezogen, und ich 17... Ein friſch gebratener junger Teufel iſt ein vortreffliches Gericht... Der erwachſene Teufelsvogel iſt ungefähr von der Größe einer poule à fleur; ſo nennt man auf den Inſeln die jungen Hennen, die bald legen ſollen. Sein Gefieder iſt ſchwarz; er hat lange und ſtarke Flügel, ziemlich kurze Beine, die Zehen ſind mit langen und ſtarken Nägeln bewaffnet, der Schnabel iſt hart, ſpitz, ſehr gekrümmt und 1½ Zoll lang. Er hat große Augen, die ihm in der Nacht vortreffliche Dienſte leiſten, aber bei Tage ſo unnütz ſind, daß er das Licht nicht ertragen, noch die Gegenſtände unterſcheiden kann; und wenn er außerhalb ſeines Zufluchtsortes durch den Tag überraſcht wird, ſo ſtößt er ſich an Alles, was ihm in den Weg kommt, und fällt endlich zur Erde... Auch fliegt er nur während der Nacht auf das Meer."

Was der Pater du Tertre von dem Teufelsvogel ſagt, iſt nicht weniger geeignet, ihn kenntlich zu machen; er wiederholt nur die Berichte der Jäger, und nach Allem, was man von den natürlichen Gewohnheiten dieſes Vogels entnehmen kann, muß es ein Sturmvogel ſeyn.

DER ALBATROS.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Langflügler.
Gattung: Albatros. *(Cuvier.)*





DAS TAUCHERHUHN ODER DER BLÄSSLING.

Ordnung: Schwimmhäutler. *Familie:* Taucher.
Gattung: Tauchvogel. *(Cuvier.)*

III.

Den Alma de maestro der Spanier, welcher ein Sturmvogel zu seyn scheint, und den man selbst auf den Dambrettsturmvogel beziehen könnte, wenn die Notiz, wo wir ihn bezeichnet finden, etwas genauer wäre, und nicht mit einem Irrthum begänne, indem sie den Namen pardelas, der immer dem Dambrettsturmvogel zukommt, auf zwei andere Sturmvögel, einen grauen und einen schwarzen, anwendet, auf die er nicht paßt.

IV.

Der Majague der Brasilianer, welchen Pison, wie folgt, beschreibt: „Er ist, sagt er, von der Größe der Gans, aber sein Schnabel mit gebogener Spitze dient ihm zum Fischfang; er hat einen abgerundeten Kopf, ein glänzendes Auge; sein Hals ist anmuthig gebogen, wie der des Schwans; die Federn vorn an diesem Theil sind gelblich; das übrige Gefieder ist schwärzlich-braun. Dieser Vogel ist sehr schnell im Schwimmen und Untertauchen, und entzieht sich auch leicht den Nachstellungen. Man sieht ihn auf dem Meer gegen die Mündungen der Flüsse zu." Wenn dieser letztere Umstand sich fortwährend bestätigte, so würde er bezweifeln lassen, ob dieser Vogel zu den Sturmvögeln gehört, die sich meist von den Küsten entfernen, und auf die hohe See begeben.

Der Albatros.[1])

(Diomedea exulans. L. L'albatros. B.)

Dies ist der größte Wasservogel, ohne selbst den Schwan auszunehmen; und obgleich sein Körper nicht so hoch ist, als der des Pelikan, oder des Flamingo, so ist er doch viel dicker. Der Hals und die Beine sind auch nicht so lang, und stehen in richtigerm Verhältniß zu den andern Theilen. Abgesehen von seinem sehr starken Wuchs, ist der Albatros, Nro. 237,

1) Die französischen Schiffahrer nennen ihn den Hammel (mouton) oder den kapischen Hammel; die Holländer nannten ihn auf der Reise von Lemaire und Schouten Jean de Lenten. Nach der Bemerkung von Edwards ist es unpassend, daß einige ihn das Kriegsschiff genannt haben, indem dieser Name ausschließlich dem Fregattenvogel zukommt.

auch noch durch mehre andere Eigenschaften bemerkenswerth, die ihn von allen andern Arten der Vögel unterscheiden; er bewohnt nur die südlichen Meere, und findet sich auf ihrem ganzen Umfang, von der Spitze Afrikas bis zu jener Amerikas und Neuhollands. Man hat ihn nie in den nördlichen Meeren gesehen, so wenig als die Mapchots und einige andere, die auf diesen südlichen Theil der Erdkugel angewiesen zu seyn scheinen, wo der Mensch sie wenig beunruhigen kann, und sie selbst lange Zeit unbekannt blieben; erst jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung gegen Süden zu hat man die ersten Albatros gesehen; und erst in unserer Zeit hat man sie deutlich genug erkannt, um ihre Varietäten aufstellen zu können, die in dieser Art zahlreicher zu seyn scheinen, als in allen andern Arten der Vögel und selbst aller Thiere.

Die sehr starke Korpulenz des Albatros gab Veranlassung, daß man ihm den Namen des kapschen Hammels beilegte, und er ist in der That fast so dick wie ein Hammel. Der Grund seines Gefieders ist ein braungraues Weiß auf dem Mantel, mit kleinen schwarzen Schraffirungen auf dem Rücken und den Flügeln, wo diese Schraffirungen dichter zusammenstehen und zu Sprenkeln werden; ein Theil der großen Schwungfedern und die Spitze des Schwanzes sind schwarz. Der Kopf ist dick, und von abgerundeter Gestalt. Der Schnabel ist von ähnlichem Blau, wie jener des Fregatten-Vogels, des Tölpels und des Kormoran; er besteht ebenso aus mehren Stücken, welche wie durch Nähte vereinigt sind, mit einem besonders hinzugefügten Haken; das Ende des untern Theils öffnet sich in eine Rinne, und ist wie abgeschnitten. An diesem sehr großen und sehr starken Schnabel ist noch bemerkenswerth, und zugleich nähert er sich dadurch dem Sturmvogel, daß die Nasslöcher in kleinen Röhren gegen die Schnabelwurzel zu sich öffnen, welche Röhren in einer Rinne liegen, die den Schnabel an jeder Seite in seiner ganzen Länge durchfurcht; er ist gelblich-weiß, wenigstens an dem todten Vogel. Die dicken und starken Füße haben nur drei Zehen, die durch eine Schwimmhaut verbunden sind, welche noch den äußern Theil jeder Zehe einfassen. Die Länge des Körpers beträgt fast 3 Fuß, die Flug weite wenigstens 10 Fuß; und nach der Bemerkung von Edwards kommt die Länge des ersten Flügelknochens jener des ganzen Körpers gleich.

ZOOLOGICAL

BOO